ROBERT SOMMER

FAMILIENFORSCHUNG,
VERERBUNGS-
UND
RASSENLEHRE

DRITTE AUFLAGE

LEIPZIG
VERLAG VON JOHANN AMBROSIOUS BARTH

Altestein

ULB Düsseldorf

+4155 841 01

✓

FAMILIENFORSCHUNG VERERBUNGS- UND RASSENLEHRE

VON

ROBERT SOMMER

DOKTOR DER MEDIZIN UND PHILOSOPHIE
O. PROF. AN DER UNIVERSITÄT GIESSEN

D R I T T E

DURCH RASSEN- U. STAMMESLEHRE VERMEHRTE AUFLAGE

MIT 54 ABBILDUNGEN IM TEXT
UND AUF 7 TAFELN

1 9 2 7

LEIPZIG · VERLAG VON JOHANN AMBROSIOUS BARTH

Nat. W. 3188
we

+ H. H. W.

Alle Rechte vorbehalten

Copyright by Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1927

45202

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig

Meiner lieben Frau und Helferin
gewidmet

45.202

Vorwort zur 3. Auflage

Seit dem traurigen Ende des großen Krieges und dem Umsturz ist in Deutschland das Interesse an der Familienforschung in geradezu überraschender Weise gestiegen. Hätte die Genealogie in dieser kritischen Zeit noch einen rein feudalen Charakter gehabt, wie es in früheren Zeiten im wesentlichen der Fall war, so wäre sie wahrscheinlich, wie vieles andere, zugrunde gegangen; aber sie war schon im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege mit zwei lebenskräftigen Elementen verbunden worden, nämlich mit der Naturwissenschaft und der Psychologie, und zwar der experimentell, d. h. also ebenfalls naturwissenschaftlich gerichteten Art der Seelenforschung. Durch diese enge Verbindung ist die Genealogie bei der allgemeinen Umwertung gerettet worden. Die beiden ersten Auflagen dieses Buches, die 1907 und 1922 erschienen sind, und die von mir 1908 und 1912 abgehaltenen Kurse mit dem I. Kongreß für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre, haben durch die Zusammenfassung von Familienforschung, Vererbungslehre, beobachtender Psychologie und Rassenhygiene diese Entwicklung mit verursacht.

Aber nun ist in wenigen Jahren die familiengeschichtliche Bewegung so in die Breite gegangen, daß gerade die Tieferblickenden nicht ohne Bedenken in bezug auf die weitere Entwicklung sind. Auch kommen die Gegner mit Schlagworten, wie Ahnenjagd, Familiensimpelei u. a., und suchen die ganze Richtung mit höhnenden Worten abzutun. Die vorliegende 3. Auflage des Buches hat daher hauptsächlich drei Aufgaben zu erfüllen, nämlich:

1. die Familienforschung in engster Weise mit der Rassenhygiene, besonders der psychischen Hygiene, zu verknüpfen und dadurch ihre soziale Notwendigkeit zu zeigen. Dabei mußte vor allen Dingen die Lehre vom natürlichen Adel als Grundlage für unsere ganze Volksentwicklung behandelt werden.

2. die familiengeschichtliche Forschung durch eine naturwissenschaftliche Rassen- und Stammeslehre zu vertiefen und dadurch das Interesse an der Familienkunde vor Verflachung zu bewahren. Zu

diesen Zwecken mußte der Rahmen des Buches stark erweitert und in vielen Fällen ein völlig neues Bild von den Beziehungen der Familienforschung und Vererbungslehre einerseits, der Rassen- und Stammeskunde andererseits gegeben werden.

3. einen Führer durch die kaum noch zu überblickende Menge von Einzelercheinungen sozialer und literarischer Art im Gebiete der Familienkunde zu bilden. Daher habe ich der 3. Auflage des Buches nicht nur, wie der ersten, ein nach den Kapiteln geordnetes Literaturverzeichnis beigegeben, sondern vielfach auch im Text kurze Hinweise auf Einrichtungen und Werke angebracht, die für die Familiengeschichtsforschung von Bedeutung sein können.

Der Grundcharakter des Buches, den ich im Vorwort zur 1. und 2. Auflage ausgedrückt habe, d. h. möglichst enge Verbindung von Familienforschung und Psychologie, Naturwissenschaft und Rassenlehre, ist bewahrt und weiter entwickelt.

Gießen, im März 1927.

Robert Sommer

INHALT

I. Teil. Familienforschung und Vererbungslehre		Seite
1. Kapitel.	Genealogische Zeichenlehre	1
2. Kapitel.	Inzucht, Amphimixis und Epimixis	23
3. Kapitel.	Die Methoden der Familienforschung	31
4. Kapitel.	Wappenkunde als Teil der genealogischen Zeichenlehre	40
5. Kapitel.	Runen und andere Symbole mit Bezug auf genealogische Zeichenlehre	49
6. Kapitel.	Familienbewußtsein und Familienforschung	59
7. Kapitel.	Abstammungs- und Vererbungsideen in der Literatur	76
8. Kapitel.	Regeneration und Adel	82
9. Kapitel.	Rassenhygiene	94
10. Kapitel.	Fortpflanzung und Vererbung	100
11. Kapitel.	Die Keimzellen beim Menschen	112
12. Kapitel.	Vererbung, Entwicklung und Züchtung	117
13. Kapitel.	Vererbungsgesetze	127
14. Kapitel.	Körperliche Untersuchung vom Standpunkt der Vererbungs- lehre	140
15. Kapitel.	Psychologische Untersuchung vom Standpunkt der Ver- erbungslehre	149
16. Kapitel.	Individualpsychologie und Familienforschung	157
17. Kapitel.	Psychopathologie und Vererbung	170
18. Kapitel.	Kriminalität und Vererbung	190
19. Kapitel.	Renaissance und Familienforschung	198
20. Kapitel.	Die alte Florentiner Familie Soldani	212
21. Kapitel.	Meine Abstammung	263
II. Teil. Rassen- und Stammeslehre		
22. Kapitel.	Familie und Rasse	344
23. Kapitel.	Menschliche und tierische Anlage	351
24. Kapitel.	Abstammungslehre	360
25. Kapitel.	Rassenkunde Europas mit klinischen Beobachtungen	364
26. Kapitel.	Die europäische Urrasse	378
27. Kapitel.	Eiszeit und weiße Rasse	388
28. Kapitel.	Die Wanderungen der weißen Rasse	402
29. Kapitel.	Epimixis als Schlüssel der Kulturgeschichte	408
30. Kapitel.	Die ältesten Kulturgüter der weißen Rasse	413
31. Kapitel.	Deutsche Geschichte vom Standpunkt der Familienforschung und Vererbungslehre	416
32. Kapitel.	Rennwege, Völkerwanderungen und Rassenmischung	430
33. Kapitel.	Die deutschen Stämme	478
Schriftenverzeichnis zum 1.—33. Kapitel		500

I. Teil

Familienforschung und Vererbungslehre

1. Kapitel

Genealogische Zeichenlehre

Der Begriff der Familie hat zwei Bedeutungen, entweder versteht man darunter die ehelich Zusammenlebenden mit ihren Nachkommen, oder die blutsverwandten Träger des gleichen Namens. Im letzteren Sinne gehört die Frau als meistens nicht Blutsverwandte streng genommen nicht zur Familie des Mannes, ebenso wie die gemeinsamen Kinder, trotz der Blutsverwandtschaft mit der Mutter, dem Namen nach nicht zur Familie dieser gehören. Es sind also die Begriffe Familie und Blutsverwandtschaft zwar in Wirklichkeit eng verknüpft, jedoch methodisch zu trennen. Im folgenden wenden wir den Begriff der Familie stets im entwicklungsgeschichtlichen, nicht im staatlichen Sinne der ehelichen Zusammengehörigkeit an. Und zwar verstehen wir darunter nicht nur blutsverwandte Träger des gleichen Namens, sondern die Blutsverwandtschaft im weiteren Sinne.

Es muß von vornherein darauf hingewiesen werden, daß neben den männlichen Trägern des Namens die weiblichen Komponenten der Generationsreihe, die bei der jetzigen Art Stammbäume zu schreiben eine Nebenrolle spielen oder ganz ausgeschaltet werden, von größter Bedeutung für die Generationsreihen sind.

Man kann diese in folgender Weise darstellen:

1. Verfolgt man, von einer bestimmten Person ausgehend, ihre Aszendenz durch eine Reihe von Generationen in der Art, daß man stets nur die Vorfahren von Vater und Mutter feststellt, welche mit diesen gleichen Namen haben, sowie deren Frauen, so erhält man eine Reihe, die man als die einfache Generationsreihe bezeichnen kann.

Hierbei sind alle Blutsverwandtschaften, außer der direkten Linie,

2. Stellt man die Deszendenz eines bestimmten Paares in der Art fest, daß sämtliche Nachkommen genannt werden, soweit sie den gleichen Namen tragen, so erhält man das, was man gewöhn-

3. Geht man von einer Person aus und stellt nicht nur die väterliche Ahnenreihe fest, sondern auch die weiblichen Mitglieder der Generationsreihe, und verfolgt man wieder deren Ursprung mit Feststellung des männlichen und weiblichen Elementes, so erhält man die sogenannte Ahnentafel. Diese entspricht

den Anforderungen der Vererbungslehre insofern mehr, als das weibliche Element dabei besser berücksichtigt wird. Andererseits leidet sie darunter, daß bei den Trägern des Familiennamens nur die einfache Generationsreihe berücksichtigt wird. Es ist demnach sowohl der Stammbaum, als die Ahnentafel, allein unzureichend, um eine exakte Untersuchung von Vererbungstatsachen zu ermöglichen. Nur die Vereinigung beider Methoden und Darstellungsarten kann die nötige Grundlage bieten.

Um die Unterschiede hervortreten zu lassen, gebe ich zunächst

Figur 2

eine Darstellung I. der einfachen Generationsreihe, II. der Ahnentafel und III. des Stammbaumes für eine bestimmte Person:

Zu I. In der Figur 1 sind die Vorfahren einer Person A in der Weise verzeichnet, daß links die einfache Generationsreihe für den Vater (A 1), rechts die entsprechende für die Mutter (B 1) angegeben ist.

Theoretisch müßte die Person A als $A1 + B1$ bezeichnet werden, während sie nach der gewöhnlichen staatlich fixierten Regel nur den Namen des Vaters trägt. Die Namen der Frauen in den sechs aufsteigenden Generationen sind mit den Buchstaben B bis M angedeutet. Zählt man die Personen gleichen Namens auf beiden Seiten zusammen, so ist diese Zahl gleich der der Generationen, näm-

1*

lich 6 A und 6 B. Von diesen sind alle 6 A männlich, von den 6 B sind $6 - 1 = 5$ männlich, 1 B, nämlich die Mutter des A mit dem Zeichen B 1, weiblich. Es überwiegt also die Zahl der männlichen Aszendenten gleichen Namens auf der Vaterseite die auf der Mutterseite um eine Person.

Sucht man, von den Stammvätern der männlichen und weiblichen Linie A 6 und B 6 ausgehend, diese Häufung von Personen des gleichen Namens schematisch auszudrücken, so erhält man das Schema in Figur 2. In diesem drückt die Länge der Linien für A 1—A 6 und

Einfache Generationsreihe im Sinne fortschreitender Teilung

Figur 3

B 1—B 6 die Summierung von Personen des gleichen Namens in der Generationsreihe aus.

Die theoretische Voraussetzung zu diesem Schema bildet die Anschauung, daß in jedem Menschen potentiell die ganze Summe seiner Vorfahren steckt. Ob dies tatsächlich zutrifft, ist eine Frage der Untersuchung und Erfahrung, hier handelt es sich zunächst darum, die verschiedenen denkbaren Anschauungen in schematischer Form klar auszudrücken.

Ganz entgegengesetzt diesem Gedanken der Summierung der Vorfahren ist der einer fortschreitenden Vermischung in der Deszendenz im Sinne einer allmählichen Veränderung des ursprünglichen Elementes. Schematisch läßt sich dieser Gedanke im Sinne der Halbierung in jeder neuen Generation ausdrücken, indem man

jedes neue Individuum zur Hälfte von väterlicher, zur Hälfte von mütterlicher Seite herleitet.

In dem Schema (Fig. 3) stellen A (männlich) und B (weiblich) ein Urelternpaar dar; die Deszendenz ist im Sinne obiger hypothetischen Anschauung mit $\frac{1}{2}A + \frac{1}{2}B$ berechnet. In dem Schema ist als Deszendenz (DI—VI) stets nur ein männliches Individuum gedacht, welches eine weitere Ehe eingeht und das Elternpaar fortpflanzt. Die Frauen, welche zu den direkten männlichen Nachkommen von A und B hinzutreten, sind rechts bis zur sechsten Deszendentenreihe durch die Buchstaben C bis H angedeutet. Deutet man nun im Sinne obiger Hypothese die einzelnen Deszendenzphasen an, so ergibt sich folgendes:

In der ersten Deszendenz tritt zu $\frac{1}{2}A$ und $\frac{1}{2}B$ die Frau C hinzu, die zweite Deszendenz ist also $= \frac{1}{4}A + \frac{1}{4}B + \frac{1}{2}C$. Hierzu tritt als Frau D. Die dritte Deszendenz ist dann $= \frac{1}{8}A + \frac{1}{8}B + \frac{1}{4}C + \frac{1}{2}D$ usf. bis zur sechsten Reihe, die entsprechend konstruiert werden muß, nämlich $= \frac{1}{64}A + \frac{1}{64}B + \frac{1}{32}C + \frac{1}{16}D + \frac{1}{8}E + \frac{1}{4}F + \frac{1}{2}G$. Nach dieser Darstellungsart müßte sich das ursprüngliche männliche Element A in der sechsten Deszendenzreihe auf ein $\frac{1}{64}$ vermindert haben, wenn eine solche fortschreitende „Entmischung“ bei der Nachkommenschaft einträte.

Diese Art der Auffassung muß jedoch nach einer großen Menge von Erfahrungstatsachen als völlig unrichtig bezeichnet werden, da offenbar eine viel größere Konstanz der Vererbung im Gegensatz zu dieser Vorstellung einer fortschreitenden Verteilung besteht. Die Erfahrung spricht eher dafür, daß das obengegebene Schema der Summierung von Ahnen den wirklichen Vererbungstatsachen relativ näher kommt, als das der fortschreitenden Teilung.

Zu II. Um die Ahnentafel schematisch darzustellen, gehen wir von einer Person A aus und verzeichnen in jeder aufsteigenden Generation (AI—IV) die männlichen und weiblichen Personen derart, daß auch die Vorfahren der letzteren stets mit genannt werden (vgl. Fig. 4). Schreibt man links die väterlichen, rechts die mütterlichen Ahnen und zählt man dann in jeder Generation von links nach rechts, so haben die männlichen Personen stets ungerade, die weiblichen gerade Zahlen. (Männer: AI1, AII1 u. 3, AIII1, 3, 5, 7, AIV1, 3, 5, 7, 9, 11, 13, 15. Frauen: AI2, AII2 u. 4, AIII2, 4, 6, 8, AIV2, 4, 6, 8, 10, 12, 14, 16¹⁾.)

¹⁾ Vgl. Lorenz, Lehrbuch der Genealogie, Seite 218 ff.

Es zeigt sich dabei, daß die Zahl der Ahnen mit jeder aufsteigenden Generation um das Doppelte wächst. Sie beträgt somit

in der ersten aufsteigenden Generation 2, in der zweiten $2^2 = 4$, der dritten $2^3 = 8$, der vierten $2^4 = 16$, der fünften $2^5 = 32$, der sechsten

$2^6 = 64$, der siebenten $2^7 = 128$, der achten $2^8 = 256$, der neunten $2^9 = 512$, der zehnten $2^{10} = 1024$. Wenn also jemand seine Ahnen ungefähr drei Jahrhunderte zurück verfolgen will, so umfaßt dieser Zeitraum, wenn man für jede Generation durchschnittlich 33 Jahre rechnet, eine Ahnentafel von 2^9 , d. h. ungefähr 512 Personen.

Es ist interessant, dabei die relative Häufigkeit gleicher Familiennamen als Teil einer einfachen Generationsreihe zu beachten. Es finden sich in obigem über vier aufsteigende Generationen durchgeführten Beispiel:

Ahnen des A mit dem Namen des Vaters A vier, mit dem Namen der Mutter J vier, mit dem Namen E (Name der Großmutter väterlicherseits) drei, mit dem Namen N (Name der Großmutter mütterlicherseits) drei usf. Denkt man sich diese Ahnenreihe weitergeführt, so ergibt sich, daß die Zahl der Träger eines bestimmten Namens in der Ahnenreihe gleich ist der Zahl der gesamten Generationen weniger der Zahl von Generationen, in denen der Name noch nicht vorkommt. Wenn also z. B. eine Urgroßmutter von A den Namen C gehabt hat, so kommt dieser in einer bis zur 10. Generation aufwärts verfolgten Ahnenreihe $10 - 2 = 8$ mal vor, in dem bis zur 4. Generation durchgeführten Schema $4 - 2 = 2$ mal. Dabei darf die Person, deren Ahnenreihe festgestellt wird, nicht mitgerechnet werden.

Bei der gewählten Darstellungsart lassen sich bestimmte Personen in der Ahnenreihe, deren sprachliche Bezeichnung sonst sehr schwer wäre, außerordentlich leicht hervorheben, indem man die Generationsreihe und die laufende Nummer innerhalb dieser bei der gewählten Schreibart angibt. So bedeutet z. B. der kurze Ausdruck IV8 die achte Person der vierten Ahnenreihe. Aus der geraden Zahl geht nach obiger Regel hervor, daß es eine Frau sein muß. Ferner ist aus dem Schema klar, daß in jeder Generation die erste Hälfte der Personen auf die väterliche, die zweite auf die mütterliche Seite gehört. Somit handelt es sich bei IV8, im Schema = H, um eine weibliche Vorfahrin des Vaters, und zwar in der dritten Generation von diesem aus nach aufwärts gerechnet, d. h. um eine Urgroßmutter desselben, deren genaue Stellung in der Aszendenz aus dem Schema sofort ersichtlich ist.

Es ist nämlich IV8 die Mutter der weiblichen Person III 4, diese die Mutter der weiblichen Person II 2, welche die Mutter von der männlichen Person I 1 ist, d. h. des Vaters von A, also die Großmutter von A väterlicherseits ist. Die zusammengehörigen Ziffern von der

IV bis zur I aufsteigenden Generation sind also 8, 4, 2, 1, d. h. die Zahl muß bei jeder weiteren absteigenden Generation halbiert werden. Dabei ist nach der früheren Regel klar, daß IV8, III4, II2 Frauen, I1 einen Mann (den Vater von A) bedeuten. Ähnlich läßt sich die Zusammengehörigkeit z. B. für IV7 bestimmen. Dieses Zeichen bedeutet wegen der ungeraden Ziffer einen Mann, der zusammen mit IV8 das Elternpaar zu III4 bildet.

Die Regel lautet also für Personen mit einer ungeraden Ziffer so, daß letztere $+1$ die Frau bedeutet, zu welcher in der nächsten Generation eine Person mit der Hälfte der Summe als Kennzahl ($\frac{7+1}{2}=4$) gehört. Man erkennt, daß sich damit sogleich bestimmen läßt, ob die Deszendenz einer bestimmten Person in der nächsten Generation männlich oder weiblich ist, z. B. gehört zu IV1 und IV2 in der dritten Aszendentenreihe die Ziffer $\frac{2}{2}=1$, d. h. ein männlicher Nachkomme, zu IV3 und IV4 das Zeichen III2, d. h. ein weiblicher Nachkomme, zu IV5 und IV6 das Zeichen III3, d. h. eine männliche Person. Somit läßt sich die Stellung der Deszendenz im Schema, wenn man den Ausgangspunkt hat, gesetzmäßig bestimmen.

Diese Zahlenverhältnisse sind nun ein ausgezeichneter Anhaltspunkt, um die sprachlich oft sehr schwer auszudrückenden Verwandtschaften innerhalb der Ahnenreihe durch eine Zeichensprache leicht zu merken. Hat man bei einer Erzählung über verwandtschaftliche Beziehungen z. B. aufgefaßt, daß eine Person im System das Zeichen III5 hat, so kann man aus diesem Zahlbegriff die wirklichen Verhältnisse mit Sicherheit ableiten. Es erweckt dies dann, wie alle mnemotechnischen Kunststücke, jedesmal den Eindruck einer großen Gedächtnisleistung, während es sich um eine innere Gesetzmäßigkeit der Ahnenreihe handelt.

Das Vorstehende bildet die Grundlage einer genealogischen Zeichenlehre, die dringend nötig erscheint, um sich in diesem Gebiete rasch zu verständigen.

Als Beispiel gebe ich folgendes:

Frau S und Fräulein G sind miteinander weitläufig verwandt. Es stellt sich heraus, daß der Vater des Vaters der Mutter der Mutter von Fräulein G. identisch ist mit dem Vater des Vaters des Vaters von Frau S. Reiht man die betreffenden Personen in das obige Ahnenschema ein, so ergibt sich in bezug auf Fräulein G: 1. Mutter derselben = A I 2; 2. Mutter dieser = A II 4; 3. Vater dieser = A III 7;

4. Vater dieses = AIV13; in bezug auf Frau S: 1. Vater = AII1;
 2. Vater dieses = AII1; 3. Vater dieses = AIII1. Es ist somit
 AIV13 (G) = AIII1 (S). Aus dieser einfachen Formel läßt sich das
 ganze Verwandtschaftsverhältnis mit Sicherheit ableiten. Dabei ist
 erkennbar, daß Fräulein G zur vierten, Frau S zur dritten Deszen-
 denzreihe der gleichen Person gehört, daß sie also im Verhältnis
 von Tante und Nichte im vierten Grade stehen.

Zählt man die in der Ahnenreihe bis zu einer bestimmten, z. B.
 der 5. Generation enthaltenen Personen zusammen, so ergibt sich
 folgendes:

$AI = 2^1 = 2$; $AII = 2^2 = 4$; $AIII = 2^3 = 8$; $AIV = 2^4 = 16$;
 $AV = 2^5 = 32$; Summa = $62 = 2^6 - 2$.

Dementsprechend ist die Summe der Ahnen einer Person bis zur
 vierten Reihe = $2^5 - 2 = 32 - 2 = 30$, bis zur dritten Reihe = $2^4 - 2$
 $= 16 - 2 = 14$. Rechnet man die Person, um deren Ahnenreihe es
 sich handelt, mit, so ergibt sich als Gesamtzahl bis zur xten Reihe:
 $2^{x+1} - 1$, z. B. bis zur siebenten Reihe: $2^8 - 1 = 248 - 1 = 247$.
 Nach dieser Formel läßt sich die Summe des Ahnenverlustes, d. h.
 der Personen, die bei Verwandtenheiraten in der Aszendenz bis zu
 einer bestimmten Reihe gleich sind, leicht berechnen. Wenn z. B.
 in der Ahnenreihe AIII Nr. 1 und 7 identisch sind, d. h. wenn der
 Urgroßvater väterlicherseits gleich dem Urgroßvater mütterlicher-
 seits ist, so beträgt der Ahnenverlust in der Reihe AIII 1, in AIV 2,
 in AV 2^2 , in AVI 2^3 usw., folglich bis zur Reihe AVI $2^4 - 1$. Der
 Exponent 4 ergibt sich als VI—II. So läßt sich der Ahnenverlust
 bis zu einer beliebigen Reihe berechnen.

Wir haben bei diesem Beispiel den Fall angenommen, daß in
 der Ahnenreihe verschiedene Personen vorkommen, die Abkömmlinge
 eines in der Ahnenreihe vorkommenden Elternpaares sind. Nehmen
 wir z. B. an, daß in obigem Schema (Fig. 4) die Großmutter mütter-
 licherseits nicht N, sondern eine Tochter des Paares E + G in der
 dritten aufsteigenden Generation gewesen sei, so wären in dieser
 Generation nicht vier, sondern drei Ahnenpaare vorhanden. Man hat
 diese Erscheinung vom rein mathematischen Standpunkt als Ahnen-
 verlust bezeichnet, ein Ausdruck, durch den leicht Mißverständnisse
 erregt werden können.

Vom Standpunkt der Vererbungslehre fragt es sich, wie dieser
 Ahnenverlust auf die Blutmischung wirkt. Im obigen Beispiel
 wären, wenn in der zweiten aufsteigenden Generation statt N z. B.
 eine Tochter von E + G der dritten Generation stände, die Eltern

des A, nämlich A und J, blutsverwandt als Enkel von $E + G$ der dritten aufsteigenden Generation.

Der Ahnenverlust wirkt also in diesem Falle verstärkend auf eine bestimmte Komponente der Generation. Das gleiche gilt im allgemeinen für die Wirkung des Ahnenverlustes. Betrachtet man unter diesen Voraussetzungen die Zusammensetzungen der Ahnenreihen, so zeigt sich, daß der Ahnenverlust, der hier in der dritten Generation bei Identität zweier Elternpaare $= 2$ ist, sich dadurch in jeder weiteren aufsteigenden Generationsreihe verdoppelt. Er ist also z. B. in der vierten Generationsreihe $= 2^2 = 4$, in der zehnten Generationsreihe: $2^8 = 256$. Diese reduzierende Wirkung der Heiraten Blutsverwandter auf die Zahl der an der Ahnenreihe beteiligten Personen ist ein sehr bedeutender. Ihre stammesgeschichtliche Wirkung wird viel klarer, wenn man beim Schreiben der Ahnentafel die identischen Elternpaare nicht in eines zusammenzieht, sondern unter Bemerkung der Identität die Ahnentafel völlig ausführt. Es zeigt sich dann sehr deutlich, daß es sich physiologisch nicht um Ahnenverlust handelt, sondern um eine mit jeder aufsteigenden Generation wachsende Zahl von identischen Personen in der Ahnentafel. Dies bedeutet eine wesentliche Verstärkung bestimmter Familien in der Ahnenreihe. —

Zu III. Während wir bei schematischer Darstellung der Ahnenreihen eine völlig regelmäßige Konstruktion und gesetzmäßige Beziehungen zwischen den einzelnen Reihen finden, ist dies bei den Stammbäumen nicht der Fall. Dieser Benennung liegt die bildliche Vorstellung zugrunde, daß aus einem Elternpaare, das gewissermaßen als Wurzel gedacht wird, ein Stamm hervorwächst. Dabei ist eine Regelmäßigkeit der Konstruktion im einzelnen nicht vorhanden, da letztere von der Zahl der Nachkommen abhängt. Die Menge der Individuen in jeder Generation ist eine erfahrungsmäßig sehr wechselnde.

Aus dem zugrunde liegenden Bilde ergibt sich, daß die Schreibweise eines Stammbaumes ursprünglich von unten nach oben geht, wo sich die Krone des Baumes ausbreitet. In dieser Weise findet man auch solche Darstellungen aus früherer Zeit fast stets ausgeführt, wobei der Stammbaum im Bilde oft aus einer Person herauswächst. Jedoch gerät diese Art der Darstellung in einen Widerspruch mit den Begriffen der Aszendenz (aufsteigende Generationen) und Deszendenz (absteigende Generationen), wobei die Richtungsvorstellungen gerade

umgekehrt sind. Es ist daher zur Verständigung zweckmäßiger, für die Aszendenz stets aufsteigende, für die Deszendenz absteigende Reihen zu wählen. Die Stammbäume werden somit besser im Sinne der Deszendenzreihe geschrieben. Allerdings ist dadurch das ursprüngliche Bild des Stammbaumes völlig umgewandelt, so daß dieser Ausdruck nur mit Vorsicht zu gebrauchen ist. Auch physiologisch und entwicklungsgeschichtlich kann man gegen denselben Bedenken haben.

Der Begriff des Stammbaumes enthält ein Bild aus dem Pflanzenleben. Nicht aus der Wurzel, sondern im Grunde aus dem Keim wächst der Baum hervor und breitet sich mit Ästen, Ästchen und Blättern aus. In dieser Weise wird seit langer Zeit das Hervorgehen einer Zahl von Nachkommen und Deszendenzreihen aus einem ursprünglichen Keim dargestellt. Als solcher erscheint in der Regel der Stammvater.

Hier finden wir den ersten physiologischen Fehler des scheinbar so einleuchtenden Bildes. Die Generationsreihen gehen nicht wie ein Baum auf einen Keim zurück, sondern auf zwei, einen väterlichen und einen mütterlichen, aus deren Zusammentreffen die Nachkommenschaft entsteht. Der zweite Fehler der Bezeichnung liegt in der angenommenen Art der Weiterentwicklung. Bei dem Baum entstehen Äste, Ästchen, Blätter und Blüten lediglich durch Entfaltung der in dem Keim liegenden Anlagen, ohne neuen Befruchtungsvorgang. Ein solcher geschieht erst an den als höchste Leistung der Pflanzenentwicklung auftretenden Blüten.

Die Entstehung eines Stammbaumes im physiologischen Sinne aus einem Urkeim ist dagegen nur denkbar durch das jedesmalige Hinzutreten eines neuen weiblichen Keimes. Das Bild des Stammbaumes ist daher naturwissenschaftlich falsch und bedingt leicht Mißverständnisse, da das Hervorwachsen des ganzen Baumes von Nachkommen als eine Entfaltung des in dem Urvater gegebenen Keimes erscheint, während fortwährend neue weibliche Elemente zur Entstehung der Deszendenz gehören. Ein Baum kann nur als Gleichnis für die Entfaltung von Anlagen eines einzelnen Individuums dienen, nicht für die Entwicklung von Deszendenzreihen. Will man letztere ausdrücken, so muß man an die Entstehung neuer Bäume aus den Keimen denken, welche durch Befruchtung der Blüten entstehen. Es fehlt also in dem Ausdruck Stammbaum von vornherein die Betonung des weiblichen Elements. Allerdings kann dies bei der bildlichen Darstellung einigermaßen nachgeholt werden,

indem man bei den einzelnen männlichen Nachkommen die Namen der Frauen vermerkt. Es fehlen jedoch dann noch bei der gewöhnlichen Art der Schreibung die weiblichen Nachkommen, die zum Teil ihre Namen durch Verheiratung verlieren und dadurch ausgeschaltet werden, während sie vom Standpunkt der Vererbungslehre bedeutende Wirkungen haben können. In den üblichen Stammbäumen werden für gewöhnlich nur solche Nachkommen vermerkt, welche den gleichen Familiennamen mit dem Urvater haben, während es sich physiologisch um die Feststellung aller Nachkommen eines bestimmten Elternpaares handelt.

Die übliche Art, Stammbäume zu zeichnen, erfüllt also von unserem Standpunkte aus nur sehr unvollkommen ihre Aufgabe. Nur wenn auch die weiblichen Nachkommen und deren Kinder usw. berücksichtigt werden, kann man den Vererbungstatsachen gerecht werden.

Unter diesen Voraussetzungen verwenden wir den traditionellen Ausdruck Stammbaum lediglich im Sinne der Deszendenzreihe und stellen ihn, diesem Begriff entsprechend, schematisch als ein sich von oben nach unten ausbreitendes Gebilde dar. Um eine einfache Form zu gewinnen, nehmen wir in jeder Generation eine bestimmte Zahl, nämlich drei, an, während in der Natur eine solche Regelmäßigkeit der Kinderzahl nicht vorkommt. Eine solche hypothetische Annahme bietet den Vorteil, daß man einen Begriff von dem Anwachsen der Deszendenten in den einzelnen Generationen bekommt. Man erhält hierbei für die Reihe $DI:3$, $DII:3^2=9$, $DIII:2^3=27$, $DIV:3^4=81$, $DV:3^5=243$, $DVI:3^6=729$, $DIX:3^9=19683$ Nachkommen von X. Da neun Generationen ungefähr einem Zeitraum von drei Jahrhunderten entsprechen, wenn man durchschnittlich 33 Jahre für jede bis zum Einsetzen der nächsten annimmt, so kann unter diesen Voraussetzungen, wenn jeder Nachkomme durchschnittlich drei weitere Nachkommen hat, ein Urelternpaar in dieser Zeit ungefähr 20000 Nachkommen haben. In den üblichen Stammbäumen wird diese große Zahl dadurch sehr verringert, daß die weiblichen Nachkommen durch die Heirat ihren Namen verlieren und nicht mehr mitgezählt werden. Es bedeutet dies scheinbar einen Verlust von Deszendenten, der jedoch entwicklungsgeschichtlich nicht ohne weiteres als solcher anzuerkennen ist, da die Frauen an der Konstitution der Kinder naturgemäß Anteil haben, wenn auch ihre väterlichen Namen verschwinden.

Die übliche Art der Stammbaumdarstellung schaltet somit das

sehr wesentliche weibliche Element der Deszendenz in einer Weise aus, die den natürlichen Verhältnissen nicht entspricht. Nehmen wir an, daß von je drei verheirateten Nachkommen immer eines weiblich ist und in der genannten Weise vernachlässigt wird, so verschwinden in $DI=1$, in $DII=5$, in $DIII=19$ Personen, und es bleiben in $DI=2$, in $DII=4$, in $DIII$ nur 8 männliche Nachkommen, die Träger des Namens.

Das Schema der Deszendenz schrumpft also bei dieser Auslese der männlichen Nachkommen gleichen Namens sehr stark zusammen. So bleiben z. B. in der Generation $DIII$ von 27 des oben entwickelten Schemas nur noch 8. Es ist ersichtlich, daß die Folge der Weglassung der weiblichen verheirateten Nachkommen eine außerordentliche starke Reduktion der Personenzahl in den einzelnen Generationen bedeutet.

Nimmt man nun im Stammbaum an, daß jeder Deszendent zwei Söhne hat, diese wiederum je zwei männliche Nachkommen haben usf., so erhält das Schema große Ähnlichkeit mit der Ahnenreihe, abgesehen von der umgekehrten Richtung (hier Aszendenz dort Deszendenz). In diesem Falle gelten für die einzelnen Generationsreihen die oben für die Ahnenreihen entwickelten Zahlenverhältnisse.

Überlegt man sich, welche Zahl von Nachkommen selbst bei diesem reduzierten Schema sich innerhalb einiger Jahrhunderte aus einem Elternpaare herleiten läßt, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß ein wirkliches Aussterben einer Familie, wie es so oft angenommen wird, im entwicklungsgeschichtlichen Sinne ein fast unglaubliches Ereignis darstellt. Denn wenn auch die Deszendenz eines vor einigen Jahrhunderten lebenden Elternpaares scheinbar erlischt, ganz abgesehen von dem meist übersehenen Weiterbestehen der weiblichen Deszendenz, so braucht man den Blick nur wieder einige Jahrhunderte rückwärts zu richten und sich zu überlegen, daß dieses Urelternpaar seiner Zeit nach dem obigen Schema Hunderte von Blutsverwandten gehabt hat, so erscheint das so oft sentimental behandelte Erlöschen einer Familie nur als Absterben von einem Ast des auf dem Urgrunde weiterwachsenden Stammbaumes. Solche einzelne Fälle erscheinen im großen Haushalt der menschlichen Naturgeschichte als unbedeutend und des großen Aufhebens, das manchmal davon gemacht wird, nicht wert. Allerdings können große Seuchen und Naturereignisse gelegentlich eine Blutsverwandtschaft tatsächlich sehr stark reduzieren.

Wir haben bisher, um überhaupt ein Schema zur Prüfung der

Zahlenverhältnisse aufstellen zu können, die praktisch unmögliche Annahme gemacht, daß jede Person wieder eine bestimmte Zahl von sich fortpflanzenden Nachkommen hat. Es fragt sich nun, ob auch bei Anpassung des Schemas an die wechselnden Verhältnisse des wirklichen Lebens sich gewisse Einsichten in die Beziehungen der Generationen erhalten lassen. Scheinbar empfiehlt es sich, nach Analogie des Ahnensystems, innerhalb jeder Generation die einzelnen an der weiteren Fortpflanzung beteiligten Personen mit fortlaufenden Nummern zu benennen. Allerdings sind so gesetzmäßige Beziehungen wie bei den Ahnenreihen nicht vorhanden; es erleichtert aber doch die Übersicht sehr, wenn man für jede Deszendentenreihe die zusammengehörigen Nummern hervorhebt, wobei wir den Stammbaum zunächst auf die männlichen Nachkommen einschränken wollen. Hebt man für jeden Deszendenten in einer bestimmten Reihe die betreffende Zahl hervor, z. B. DI Nr. 2, DII Nr. 5, DIII Nr. 7, DIV Nr. 12, so läßt sich hieraus ein ungefähres Bild der Stellung einer Person in der Deszendentenreihe gewinnen.

Allerdings ist aus den Zahlen nicht erkennbar, zu welchen Personen der vorhergehenden Reihe die einzelnen Nachkommen gehören, immerhin bekommt man einen Begriff von dem tatsächlichen Zunehmen, gelegentlich auch vom Abnehmen einer Familie in den Entwicklungsreihen. Um die Zusammengehörigkeit der einzelnen Personen auszudrücken, muß man Zeichen wählen, welche erkennen lassen, auf welchem besonderen Wege die Deszendenz zu einer bestimmten Person hinleitet. Es kann dies geschehen, indem man innerhalb jeder Generation nicht einfach numeriert, sondern verschiedene Buchstabenarten oder sonstige Zeichen anwendet, z. B. in DI große lateinische Buchstaben, in DII kleine lateinische, in DIII kleine griechische Buchstaben, und zwar so, daß jede Person die Zeichen ihrer besonderen Abstammung bekommt. Alsdann würde das Schema die Zusammengehörigkeit von bestimmten Reihen und Personen viel deutlicher ausdrücken.

Bezeichnet man in dieser Weise die einzelnen Personen durch ein Buchstabensystem, welches einerseits die Stellung innerhalb der Generationsreihe, andererseits das Verhältnis dieser zum Ganzen ausdrückt, so ist durch das Buchstabenzeichen das Deszendenzverhältnis eindeutig ausgedrückt. Dieses System hat zugleich den Vorteil, daß es sich leicht tabellarisch darstellen läßt, wie wir es später tun werden. In diesem Falle würde das Schema folgende Form annehmen:

Ord.-Nr.	D I Summe=2	D II Summe=5	D III Summe=7	Deszendenz von X.
1	A			
2		a		
3			α	
4			β	
5	B			
6		a		
7			α	
8			β	
9		b		
10		c		
11		d		
12			α	
13			β	
14			γ	

Auf Grund dieser Tabellen lassen sich bestimmte Personen eindeutig bezeichnen, z. B. Nr. 4 als Aa β , Nr. 7 als Ba α , Nr. 14 als Bd γ .

Man kann hierbei auch aus der Zahl der einzelnen Zeichen beurteilen, in welcher Deszendenzreihe sich die genannte Person in bezug auf den Stammvater befindet. Aus diesem Grunde kann man auch die Zeichen DI, DII, DIII usw. ganz weglassen und die verschiedenen Arten von Ziffern mit als Kennzeichen für bestimmte Reihen verwenden, z. B. für die 1. Deszendentenreihe römische Ziffern, die 2. arabische Ziffern, die 3. kleine lateinische Buchstaben, die 4. kleine griechische, die 5. hebräische, die 6. kleine deutsche. So läßt sich jede der in dem Stammbaum verzeichneten Personen eindeutig bestimmen.

Um Deszendenzreihen durch mehrere Jahrhunderte klar darzustellen, erscheint diese tabellarische Form sehr geeignet, weil die schematische Form der Darstellung der Deszendenz für solche Zeiträume zu umfangreich wird. Wir werden die tabellarische Form später an praktischen Beispielen genauer kennenlernen.

Wer sich in die Zahlenverhältnisse der Generationsreihen, und zwar der Ahnenreihen und der Stammbäume vertieft, wie es im vorstehenden geschehen ist, kommt zuerst nicht über den Eindruck hinaus, daß es ganz aussichtslos erscheint, sich überhaupt mit Vererbungsverhältnissen zu beschäftigen, da die Zahl der Personen, die entwicklungsgeschichtlich bei dem Aufbau einer psychophysischen Organisation beteiligt sind, eine außerordentlich große ist. Könnte man sich lediglich auf das väterliche oder mütterliche Element beschränken und die Deszendenz als Resultat daraus eindeutig erklären, so wäre das Problem viel einfacher. Die Erfahrung lehrt aber, daß diese Hervorhebung der unmittelbaren Vorfahren unzureichend ist, um die Erscheinungen zu deuten. Kann man bei dieser Sachlage überhaupt hoffen, aus der Fülle der Elemente die eigentlich bestimmenden herauszufinden? Nur eine sorgfältige Beobachtung, Vergleichung und Zusammenfassung von ähnlichen Erfahrungen kann hier helfen, um allmählich den Weg durch den Irrgarten der Generationsreihen zu finden.

Fragen wir uns nun, ob vollständige Darstellung der Deszendenz eines Urelternpaares ausreicht, um einen Einblick in die Vererbungstatsachen bei den Nachkommen zu ermöglichen, so ist dies zu verneinen. Fortwährend werden durch die einheiratenden Frauen oder Männer neue Vererbungstendenzen hereingetragen, die rückwärts auf deren Ahnenreihe und ihre weitere Blutsverwandtschaft deuten. Somit läßt sich nur durch eine Vereinigung beider Methoden, nämlich durch Untersuchung der Stammbäume, d. h. der Deszendenz bestimmter Vorelternpaare und der Ahnenreihen (Aszendenz) bestimmter Personen im Sinne eines Systems der Blutsverwandtschaft die Voraussetzung zur Erkenntnis von Vererbungstatsachen innerhalb der Familie schaffen.

Sippschaft

Im Sinne dieser in der ersten Auflage dieses Buches ausgesprochenen Aufgabe ist seitdem Dr. Crzellitzer durch die Ausbildung der sogenannten Sippschaftstabellen vorgegangen, die von ihm u. a. bei dem 2. Kurs mit Kongreß für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre in Gießen 1911 behandelt und in dem Kongreßbericht, Verlag von C. Marhold, dargestellt worden sind. Die Beschreibung befindet sich in dem Vortrag Crzellitzers über die „Methodik der graphischen Darstellung der Verwandtschaft mit besonderer Berücksichtigung von Familienkarten

und Familienstammbäumen“ (mit 9 Figuren)¹⁾. Der Verfasser sagt darin:

„Zur graphischen Darstellung von Individuen bedienen wir uns des Quadrats für männliche, des Kreises für weibliche Wesen. Der Innenraum kann zur Einschreibung des Namens oder sonstiger Angaben oder zur Kolorierung, Schraffierung dienen. Personen, deren Geschlecht uns nicht bekannt ist, sollen durch Dreiecke gekennzeichnet werden (solche Personen werden als frühgestorbene Kinder nicht selten eruiert; ihre Fortlassung wäre ein grober Fehler!). Die zoologische Symbolik, ♀ für weiblich und ♂ für männlich, empfiehlt sich nicht, da die Appendizes in Gestalt von Pfeil und Kreuz die Übersichtlichkeit der Tafeln erschweren. Aus der Zusammenfügung von Quadraten und Kreisen (resp. Dreiecken) lesen wir die Verwandtschaft ab. Um dies eindeutig zu können, ist eine feste Methodik und einheitliche Systematik erforderlich! Nebeneinander, d. h. in derselben Horizontalen, stehen Personen, die derselben Generation angehören (als Geschwister, als Gatten, als Vettern usw.). Untereinander stehen Personen, die zwei einander folgenden Generationen angehören, und zwar immer die älteren oben, die jüngeren unten. Eheleute werden durch einen horizontalen Strich verbunden, Eltern und Kinder durch vertikale.

Aus diesen sozusagen elementaren Bruchstücken setzt man Familien zusammen, indem man entweder die Ahnen eines bestimmten Menschen aufwärts oder die Nachkommenschaft zweier bestimmter Ehegatten abwärts verfolgt. Der erstere Weg liefert die sogenannte Ahnentafel, auch Vorfahren- oder Aszendenztafel genannt, der letztere den Stammbaum oder die Nachfahren- oder Deszendenztafel. Das Wort „Stammbaum“ wird besser vermieden, da es leicht zu Unklarheiten und Verwechslung dieser beiden *toto coelo* verschiedenen Schemata führt. Noch gefährlicher ist in dieser Beziehung der Name „Stammtafel“, der tatsächlich für beide Darstellungsformen gebraucht worden ist.“

Auf diesem Wege ist Crzellitzer durch die Einführung von sogenannten Familienkarten weitergegangen, die besonders für die medizinisch-klinischen Zwecke geeignet sind, da sie die Vorfahren und die Nachfahren in zwei Generationen darstellen, also im ganzen drei Generationen umfassen. Ferner hat Crzellitzer die Sippschaftstafel mit Ahnenbezifferung, und zwar letztere nach der Methode von Kekule von Stradonitz verbunden. Außer Crzellitzer muß ich in dieser Beziehung besonders Lebius nennen, der in seinem Buch über Familienkunde im Anschluß an primitive Zahlenzeichen, wie sie ursprünglich bei der Bezeichnung von Bauteilen verwendet werden, ein System der Ahnenbezifferung ausgearbeitet hat.

¹⁾ Vgl. Kongreß-Bericht, S. 25—37.

Sommer, Familienforschung, 3. Aufl.

Bei Crzellitzer sind Vorfahren- und Nachfahrentafeln in der Weise verbunden, daß er von den Vorfahren einer Person bis zur 3. Ahnenreihe im Sinne des Ahnenschemas ausgeht und von diesen 8 Personen, d. h. 4 Paar Urgroßeltern die sämtlichen Nachfahren ermittelt.

Im Sinne der oben von mir bezeichneten allgemeinen Aufgabe kann man Aszendenz- und Deszendenzschreibung auch in der Weise verbinden, daß man von einer Person nebst ihren Geschwistern die Ahnentafel bis zu einer bestimmten, zunächst bis zur 3. Ahnenreihe aufstellt und dann, entsprechend dem obigen Schema der Deszendenzschreibung, die sämtlichen Nachkommen derselben Person und ihrer Geschwister darstellt. Die Person (=P) bzw. ihre Geschwister stehen alsdann in dem Schnittpunkt einer Aszenten- und Deszendentenreihe. Für viele Fragen der Vererbung im menschlichen Gebiet ist diese Art der Darstellung und genaueren Untersuchung der Eigenschaften bei den einzelnen Aszenten und Deszendenten sehr zweckmäßig. Ein sehr interessantes Beispiel für diese Art der Betrachtung bildet Goethe. —

Deszent und Aszent

Wenn man in der ausgeführten Ahnentafel der Person P, von einem bestimmten Vorfahren männlichen oder weiblichen Geschlechts ausgehend, die Blutlinie feststellt, die zu der Person P führt, so kann man diese Linie als Deszent bezeichnen. Der gleiche Ausdruck gilt, wenn man in einer ausgeführten Deszendenztafel die Linie von einem der Stammeltern bis zu einer bestimmten Person verfolgt. In beiden Fällen liegt der Begriff des Absteigens zugrunde. Im Sinne der genealogischen Zeichenlehre ist es dabei zweckmäßig, nach der obigen Schreibung der Deszendenztafel zu verfahren und die einzelnen Glieder des Deszentes entsprechend zu bezeichnen. Es wird dadurch viel mehr ausgedrückt, als durch die bloße Schreibung des Deszentes in Form von Personen.

Vom Standpunkt der genealogischen Zeichenlehre ist es weiter notwendig, neben dem Begriff des Deszentes den des Aszentes, d. h. der aufsteigenden Blutlinie einzuführen, indem man, von der Person P ausgehend, im Sinne der Ahnenbezifferung angibt, welche Zeichen die einzelnen Personen des Aszentes im Sinne des Ahnenschemas haben. Man kann in dieser Weise Deszent und Aszent so kombinieren, daß einerseits die Stellung der Person P zu einem bestimmten Stammelternpaar im Sinne des Deszendenzschemas

klargestellt wird, daß andererseits das Verhältnis der Personen, die im ersten Fall als Stammeltern auftreten, zu der Person P im Sinne des Ahnenschemas bezeichnet wird.

In der genealogischen Bezeichnung der einzelnen Personen der Ahnentafel gehen zur Zeit 2 Methoden nebeneinander her, von denen die eine mehr in rein genealogischen Kreisen, die andere mehr von naturwissenschaftlich interessierten Familienforschern angewendet wird, während vielfach die Anwendung der einen oder anderen lediglich davon abhängt, unter welchem Einfluß der einzelne bei der Aufstellung seiner Ahnentafel gestanden hat. Die m. W. ältere, von Kekule von Stradonitz vertretene Bezeichnungsweise gibt der Person, deren Ahnentafel aufgestellt wird, die Ziffer 1 und zählt dann in jeder Ahnenreihe, mit einem männlichen Element beginnend, weiter, so daß alle männlichen Elemente gerade, die weiblichen ungerade Zahlen tragen, und die Anfangszahl jeder Ahnenreihe andeutet, wieviel Personen in dieser vorhanden sind (in AI:2, AII:4, AIII:8 usw.), dabei wird in der Regel nur die Ziffer z. B. Nr. 15, d. h. die 8. Person in der III. Ahnenreihe genannt. Neben dieser, besonders in genealogischen Kreisen weit verbreiteten Bezeichnungsweise steht die im vorliegenden Buch systematisch durchgeführte Schreibweise, bei der zunächst die Ahnenreihe, sodann die Ordnungsnummer in dieser, wenn man von links nach rechts, mit einem männlichen Element beginnend, schreibt, (z. B. AIII8) genannt wird.

In der kurzen Zusammenstellung der genealogischen Abkürzungen und Zeichen (Verlag von C. A. Starke) hat Kekule von Stradonitz unter III „Ahnenbezifferungsmethoden“ folgende unterschieden: A gewöhnliche Methode (I1, II1 bis 2, III1 bis 4, IV1 bis 8). Hierbei wird also die Person, um deren Ahnentafel es sich handelt, mit I1 bezeichnet. Infolgedessen erhält die erste Ahnenreihe die Ordnungszahl II, während sie bei meiner Methode mit I entsprechend der Zahl des Exponenten 2^1 bezeichnet wird. Unter B nennt Kekule von Stradonitz die Methode Ottokar Lorenz, bei welcher geschrieben wird: 1/1, 2/1, 2/2, 4/1, 4/2, 4/3, 4/4, 8/1 usw. Diese Schreibart unterscheidet sich von der bei A dadurch, daß hier als erste Zahl stets die Ziffer auftritt, welche die Zahl der Ahnen in der betreffenden Reihe bedeutet. Man kann daraus die Ordnungsnummer der Ahnenreihe berechnen, da $8 = 2^3$, $4 = 2^2$, $2 = 2^1$ ist. Der Exponent gibt in diesem Falle die Nummer der Ahnenreihe an. Unter C nennt Kekule von Stradonitz die von ihm selbst angegebene,

die ich oben dargestellt habe. Die unter A angegebene hat eine scheinbare Ähnlichkeit mit der von mir systematisch durchgeführten, durch Verwendung von römischen und arabischen Ziffern. Es liegt jedoch ein prinzipieller Unterschied dadurch vor, daß bei der A-Methode die römische Zahl nicht mit der Nummer der Ahnenreihe übereinstimmt, während dies bei meiner Schreibweise der Fall ist.

Ich halte es nun für zweckmäßig, daß bei allen genealogischen Angaben über einen Deszent bzw. Aszent die genealogischen Zeichen bzw. Ziffern der einzelnen Ahnen in bezug auf die Person, um deren Ahnen es sich handelt, angegeben werden. Als Beispiel gebe ich folgendes:

Es befindet sich in den familiengeschichtlichen Blättern, 21. Jahrgang 1923, Heft 4/6, ein Aufsatz von Herrn Archivar Dr. Fr. von Klocke über Karolinger-Abstammungen (vom ersten Karolinger zu Annette Droste-Hülshoff), in dem der Deszent in der üblichen Weise vom Urahn bis zur Endperson mit Druck der betreffenden Ahnen untereinander geschrieben ist. Eine genauere Bezeichnung fehlt. Nach meinem Vorschlag wäre das Verzeichnis in folgender Weise anzulegen, wenn man von Annette von Droste zu Hülshoff ausgeht. AI1 Klemens von Droste zu Hülshoff, AI2 Maria von der Recke, AIII3 Ferdinand von der Recke, AIV5 Johann von der Recke, AV9 Johann von der Recke, AVI17 Johann von der Recke, AVII33 Johann von der Recke, AVIII65 Johann von der Recke, AIX129 Franz von der Recke, AX257 Johann von der Recke, AX513 Dietrich von der Recke, AXI1025 Dietrich von der Recke, AXII2050 Agnes, Edle von Volmarstein, AXIII 4100 Elisabeth von Limburg, AXIV8199 Dietrich, Graf von Limburg usw. bis zur Ahnenreihe XXXVII Karl der Große. Aus dem eben wiedergegebenen Teil der Ahnenreihe geht in sehr übersichtlicher Weise hervor, daß die Familie von der Recke, aus der als AXII2049 zuerst Goddert von der Recke als Gemahl der Agnes von Volmarstein (AXII2050) auftaucht, in ununterbrochener männlicher Linie von AXI bis AIII in dem Deszent weiterführt. Diese lange, rein männliche Blutlinie erscheint biologisch viel wichtiger als die in der XXXVII. Ahnenreihe stehende Persönlichkeit Karls des Großen. Von dem letzten Karolinger, der in der XXXI. Ahnenreihe steht, führt der Deszent durch 4 Frauen aus verschiedenen Familien in das Geschlecht der Grafen von Limburg, die in den nächsten 5 Ahnenreihen von der XXVI. bis zur XXII. auftreten. Scheinbar ist die Reihe der Limburger noch länger, da sich Dietrich Graf von Isenberg

(in der XX. Ahnenreihe) 1246 Graf von Limburg (an der Lenne in Westfalen) nennt, also scheinbar den gleichen Namen hat, wie die vorgenannten Grafen von Limburg (an der Maas), die Herzöge von Niederlothringen waren. Auch die Familie der Grafen von Isenberg, genannt von Limburg, tritt in 7 Generationen von AXX bis AXIV in direkter männlicher Linie auf. Bei dem Studium der Ahnenzeichen ergibt sich also die merkwürdige Tatsache, daß zwischen Annette von Droste zu Hülshoff und Karl dem Großen sich viermal längere Reihen von männlichen Mitgliedern der gleichen Familie finden.

Ein anderes Beispiel für die Wichtigkeit genauer genealogischer Bezeichnung der Deszente bzw. Aszente, habe ich bei dem Studium der Ahnenlisten gesehen, die ich bei dem Ahnenlistenaustausch, der durch Herrn Landgerichtsdirektor Förster in Chemnitz organisiert worden ist, gefunden habe. Die Stiftung für Familienforschung an der Universitäts-Bibliothek in Gießen ist Mitglied dieser zweckmäßigen Organisation. Hier fand ich in der Ahnentafel der Hamburger Familie Liscow den Namen meiner Familie. Die einzelnen Namen der Ahnentafel waren alphabetisch geordnet und mit Ziffern nach der Methode von Kekule von Stradonitz versehen. Es ist jedoch mühevoll, bei diesem Verfahren den Deszent zusammenzustellen. Dieser würde leichter hervortreten, wenn nach meiner Ahnenzeichenmethode die ganze Ahnentafel hintereinander geschrieben und dann ein kurzes alphabetisches Register beigegeben würde. Dabei läßt sich eine Beziehung zu den Ahnenziffern nach der Methode von Kekule von Stradonitz auf Grund folgender Überlegungen herstellen:

Die von Kekule von Stradonitz angegebene Ahnenbezifferung beruht, wie schon erwähnt, darauf, daß der Probandus mit 1, die Eltern mit 2 und 3, die Großeltern mit 4 bis 7 usw. in den einzelnen Ahnenreihen bezeichnet werden. Hierbei haben alle Männer gerade, alle Frauen ungerade Zahlen. Schreibt man die Ziffern in den einzelnen Ahnenreihen von links nach rechts, so ist die Anfangszahl in AI: $2 = 2^1$, AII: $4 = 2^2$, AIII: $8 = 2^3$, AIV: $16 = 2^4$, d. h. die Anfangszahl jeder Reihe entspricht der Gesamtzahl in dieser. Um die Beziehung dieser Ahnenbezifferung zu der von mir verwendeten Bezeichnungsweise klar zu legen, rede ich bei der letzteren von Ahnenzeichen, bei der ersteren von Ahnenziffern. Es ergibt sich dabei folgende Vergleichung der Zeichen: AI 1 bis 2 = 2 bis 3, AII 1 bis 4 = 4 bis 7, AIII 1 bis 8 = 8 bis 15, AIV 1 bis 16 = 16 bis 31 usw. Will man aus einer Ahnenziffer das Ahnenzeichen ableiten, so

stellt man zuerst fest, zu welcher Ahnenreihe die Ziffer gehört. Z. B. liegt die Ahnenziffer 23 zwischen 16 und 31, gehört also in die IV. Ahnenreihe ($2^4 = 16$) und ist die 8. Person in dieser Reihe. Daraus ergibt sich $\text{Nr. } 23 = \text{AIV } 8$.

Umgekehrt kann man von einem Ahnenzeichen zur Ahnenziffer auf folgende Weise übergehen. Man addiert zur Ziffer des Ahnenzeichens, z. B. zu Nr. 8 aus AIV die Gesamtzahl dieser Reihe (16) — 1 also 15 , $8 + 15 = 23$. Entsprechend kann man von AV15 zur Ahnenziffer übergehen, indem man 32 (2^5) — 1 = 31 hinzu addiert, $15 + 31 = 46$. Da beide Bezeichnungsweisen an verschiedenen Stellen gebräuchlich sind, ist es zweckmäßig, in dieser Weise eine klare zahlenmäßige Beziehung zwischen beiden herzustellen.

Interessant ist es auch, den zahlenmäßigen Gang des Deszentes bei beiden Bezeichnungsweisen klarzustellen. Aus AIV8 (Ahnenziffer 23) ergibt sich folgender Deszent: AIII4 = 11, AII2 = 5, AI1 = 2. Man erhält also bei den Ahnenzeichen den Ausdruck in der unten anschließenden Ahnenreihe durch Halbierung der Zahl bei geraden Zahlen, z. B. AIV8, AIII4, AII2, AI1; bei ungeraden Zahlen durch Summierung mit 1 und Teilung durch 2, z. B. AIV9, AIII5, AII3. Bei den Ahnenziffern muß man die geraden Zahlen, die männliche Personen bedeuten, ebenfalls durch 2 teilen, z. B. 24, 12, 6, 3. Von ungeraden Zahlen muß man 1 abziehen und dann durch 2 teilen, z. B. 23, 11, 5, 2.

Für rein genealogische Zwecke ist die Methode der Ahnenziffern durchaus verwendbar. Zum Studium der Vererbungserscheinungen erweist sich jedoch die Form der Ahnenzeichen, wegen der Übersichtlichkeit der in den einzelnen Deszenten zusammengehörigen Personen aus den verschiedenen Ahnenreihen, nach meiner Erfahrung zweckmäßiger. Z. B. gibt der Deszent AIV8, AIII4, AII2, AI1 einen klaren Einblick in den Gang der Erblinie, die von einer weiblichen Person AIV8 durch 2 ebenfalls weibliche (AIII4 und AII2) zum Vater (AI1) der Person führt, um deren Ahnentafel es sich handelt.

Um die Verständigung zwischen der genealogischen und der naturwissenschaftlichen Gruppe von Familienforschern zu erleichtern, gebe ich im folgenden eine Vergleichung der Bezeichnungen und Nummerierungen, und zwar für 18 Ahnenreihen, die, wenn man jede Generation bis zur Entstehung der nächsten durchschnittlich mit $33\frac{1}{3}$ Jahren veranschlagt, einen Zeitraum von etwa 600 Jahren umfassen. Dabei lege ich einerseits die naturwissenschaftliche Be-

zeichnungsweise zugrunde, die im vorliegenden Buch durchgeführt ist, andererseits die Nummerierung nach der in genealogischen Kreisen am meisten angewendeten Bezeichnungsweise von Kekule von Stradonitz. Man kann auf Grund von dieser Zusammenstellung die beiden Bezeichnungsweisen, z. B. bei dem Ahnenlistenaustausch, leicht aufeinander beziehen.

Vergleichung der naturwissenschaftlichen (n. Sommer) und genealogischen (n. Kekule) Ahnenzeichen

P = Nr. 1	A X 1—1024 = Nr. 1024—2047
A I 1—2 = Nr. 2—3	A XI 1—2048 = Nr. 2048—4095
A II 1—4 = Nr. 4—7	A XII 1—4096 = Nr. 4096—8191
A III 1—8 = Nr. 8—15	
A IV 1—16 = Nr. 16—31	A XIII 1—8192 = Nr. 8192—16383
A V 1—32 = Nr. 32—63	A XIV 1—16384 = Nr. 16384—32767
A VI 1—64 = Nr. 64—127	A XV 1—32768 = Nr. 32768—65535
A VII 1—128 = Nr. 128—255	A XVI 1—65536 = Nr. 65536—131071
A VIII 1—256 = Nr. 256—511	A XVII 1—131072 = Nr. 131072—262143
A IX 1—512 = Nr. 512—1023	A XVIII 1—262144 = Nr. 262144—524287

Zum Schluß möchte ich nochmals betonen, daß nach den Erfahrungen über die Geschichte der Naturwissenschaften auch die wissenschaftliche Entwicklung der Familienforschung wesentlich davon abhängt, daß an Stelle der völlig unzureichenden Bezeichnungen der Sprache eine genealogische Zeichenlehre eingeführt wird, die es ermöglicht, verwickelte und durch Jahrhunderte hindurchgehende Verwandtschaftsverhältnisse einfach und sicher auszudrücken.

2. Kapitel

Inzucht, Amphimixis und Epimixis

Bei der Bildung der Ahnentafel hat sich eine völlige mathematische Regelmäßigkeit gezeigt, indem jede Reihe eine bestimmte Zahl von Personen aufweist, nämlich in der x ten Reihe: 2^x . Stellt man nun für eine bestimmte Person die Ahnentafel auf, so stellt sich heraus, daß öfter schon in den ersten, immer in den höheren Ahnenreihen, Lücken vorhanden sind, da man die betreffenden Personen nicht kennt. Andererseits tritt nicht selten die Erscheinung auf,

daß bestimmte Personen in einer Reihe doppelt vorkommen, so daß sich auch hierdurch die Menge der aufgezählten Personen vermindert.

Man hatte ursprünglich diese beiden im Grunde völlig verschiedenen Fälle unter dem Namen des Ahnenverlustes zusammengefaßt. Sie müssen aber grundsätzlich getrennt werden. Im ersteren Falle handelt es sich um Unbekanntheit einzelner Personen, im letzteren um Ahnengleichheit. Dabei ist allerdings zu beachten, daß bei Unbekanntheit einzelner Personen nicht ausgeschlossen ist, daß in Wirklichkeit Ahnengleichheit vorliegt. Aber dies wird nur selten der Fall sein, während meist die unbekannten Ahnen nicht identisch mit den anderen, schon in die Ahnenreihe eingereihten, Personen sind.

Die Vollständigkeit der Ahnenreihe bis zu einer bestimmten Nummer kann für genealogische Zwecke von großer Bedeutung sein. In unserem Zusammenhang interessiert uns jedoch nur die Erscheinung der Ahnengleichheit. Diese ist der Ausdruck für die biologische Tatsache, daß an dem Aufbau eines Individuums bestimmte Personen, auf dem Wege von verschiedenen Abstammungslinien, doppelt oder mehrfach beteiligt sind. Hierbei ist von Bedeutung, 1. wie oft die gleichen Personen in der Ahnentafel vorkommen, 2. an welcher Stelle der Ahnentafel sie stehen, und zwar sind hierbei die beiden Unterarten möglich, nämlich entweder, daß sie in der gleichen Ahnenreihe vorkommen oder, daß sie in verschiedenen Ahnenreihen auftreten.

In diese vielfachen Möglichkeiten kann im einzelnen Fall Klarheit nur durch die Anwendung der oben entwickelten genealogischen Zeichenlehre gebracht werden, indem man auf Grund des Schemas eine Ahnengleichung aufstellt.

Gehen wir z. B. aus von einem Fall, der sich durch die Formel $AIV\ 1\ und\ 2 = AIV\ 11\ und\ 12$ ausdrücken läßt, so heißt dies, daß ein bestimmtes Ehepaar in der 4. Ahnenreihe der Person P doppelt auftritt, und zwar 1. als AIV 1 und 2, d. h. in der Aszendenz des Vaters, 2. als AIV 11 und 12, d. h. in der Aszendenz der Mutter, da in AIV mit 16 Personen die ersten acht zur väterlichen, die zweiten acht zur mütterlichen Seite gehören. Und zwar geht die Vererbungslinie von AIV 1 und 2 über AIII 1 (m), AII 1 (m), AI 1 (m) [Vater] zu der Person P. Andererseits gelangt man von dem Ehepaar AIV 11 und 12 über AIII 6 (w), AII 3 (m), AI 2 (w) [Mutter] zu der Person P. Es geht daraus hervor, daß in AIII, wo einerseits

AIII1 (m), andererseits AIII6 (w) auftreten, diese beiden Personen nicht identisch sind. Es handelt sich hier um zwei Geschwister, Bruder und Schwester, die von dem Ehepaar in AIV1 und 2 und AIV11 und 12 abstammen.

Sprachlich ausgedrückt bedeutet das Beispiel, daß die Eltern des Vaters des Vaters des Vaters von P identisch sind mit den Eltern der Mutter des Vaters der Mutter von P. Es leuchtet hierbei ein, daß es praktisch unmöglich ist, sich so verwickelte Abstammungsverhältnisse in Worten zu merken, während die angewendete Zeichensprache den ganzen Zusammenhang eindeutig ausdrückt, so daß die Abstammungslinien zu jeder Zeit konstruiert und dann, wenn nötig, in Worte umgesetzt werden können.

Greifen wir ein weiteres Beispiel heraus. AIII2 = AIII8. Es ist also in der dritten Ahnenreihe, die acht Personen umfaßt, Nr. 2 (w) identisch mit Nr. 8, dagegen nicht identisch AIII1 und AIII7. Es tritt also hier in der dritten Ahnenreihe eine Frau an zwei verschiedenen Stellen auf, während die dazugehörigen Ehemänner nicht identisch sind. Sonach liegt diesem Beispiel eine zweifache Eheschließung bei der als AIII2 und AIII8 bezeichneten Frau zugrunde, wobei in AII je ein Nachkomme aus beiden Ehen auftritt. Und zwar gehört zu AIII2 in den nächsten Reihen AII1 (m) und AI1 (m), zu AIII8 gehört AII4 (w) und AI2 (w). Das Beispiel bedeutet also, daß die Mutter des Vaters des Vaters der Person P identisch ist mit der Mutter der Mutter der Mutter des P.

Die Urgroßmutter von P, die in AIII als Nr. 2 und 8 doppelt auftritt, hat also in der einen Ehe mit AIII1 einen Sohn gehabt (AII1), in der zweiten Ehe (mit AIII7) eine Tochter, die beide in der zweiten Ahnenreihe als AII1 und AII4 auftreten.

Untersucht man in den genannten Fällen die weiteren Ahnenreihen, so stellt sich heraus, daß die Zahl der identischen Personen darin fortschreitend wächst, und zwar nach demselben mathematischen Prinzip, das der Aufstellung der Ahnentafel zugrunde liegt, indem sich nämlich die Zahl in der nächsten Ahnenreihe verdoppelt. Infolgedessen kann man die Zahl der identischen Personen in jeder folgenden Ahnenreihe nach dem ersten Auftreten der Ahnengleichheit berechnen, wenn man weiß, in welcher Ahnenreihe, von P aus gerechnet, die Ahnengleichheit auftritt.

Im letztgenannten Beispiel ist in der dritten Ahnenreihe eine Person (als AIII2 und AIII8) identisch. In AIV treten die Eltern

von A III 2 und A III 8 als A IV 3 und 4, und A IV 15 und 16 identisch auf. Es sind somit in A IV: 2, in A V: 4, in A VI: 8 usw. identische Personen vorhanden, oder allgemein ausgedrückt: Wenn in der x ten Reihe eine Person doppelt auftritt, so sind in der Reihe y vorhanden: 2^{y-x} , oder im obigen Beispiel, wenn x die dritte Ahnenreihe bedeutet, y die fünfte: $2^{5-3} = 2^2 = 4$, wie dies oben entwickelt wurde.

Treten in einer bestimmten Ahnenreihe, wie dies in dem ersten Beispiel (A IV 1 und 2 = A IV 11 und 12) angenommen war, gleich zwei Personen doppelt auf, so gilt die entwickelte Formel für die Ahnengleichheit in bezug auf beide, so daß also die Resultate in den einzelnen Ahnenreihen zu addieren sind. Z. B. würden infolge von der Identität von A IV 1 und A IV 11, in der sechsten Ahnenreihe doppelt auftreten: $2^{6-4} = 2^2 = 4$ Personen; infolge der Identität von A IV 2 und A IV 12, in der sechsten Reihe ebenfalls $2^{6-4} = 2^2 = 4$ Personen. Somit sind in der sechsten Reihe bei diesem Beispiel im ganzen $4 + 4 = 8$ Personen doppelt vorhanden.

Es ist aus diesen Beispielen ersichtlich, zu welcher großen Menge von identischen Ahnen man in den höheren Ahnenreihen, nach dem doppelten Auftauchen einer oder mehrerer Personen in einer Ahnenreihe, gelangt. Es kann dies die Bedeutung der Ahnengleichheit im Sinne der Inzucht zum Bewußtsein bringen.

In den obigen Beispielen haben wir den Fall gesetzt, daß die identischen Personen sich in einer Ahnenreihe vorfinden. Es kann jedoch auch vorkommen, daß die gleiche Person in verschiedenen Ahnenreihen auftritt. Als Beispiel greife ich heraus: A II 1 = A III 7, d. h. der Vater des Vaters von P ist gleich dem Vater der Mutter der Mutter von P. Es hat also ein Sohn von A II 1 = A III 7, die Tochter seiner Schwester, d. h. seine Nichte geheiratet, und aus dieser Ehe stammt die Person P. Dabei tritt als identisch nur A II 1 und A III 7, nicht aber auch A II 2 und A III 8 auf; es stammen also der Sohn (A I 1) und die Tochter (A II 4) aus zwei verschiedenen Ehen von A II 1 = A III 7. Die beiden Personen A I 1 und A II 4 sind also nicht richtige Geschwister, sondern nur Halbgeschwister von dem Vater A II 1 = A III 7 her. Dementsprechend ist die Frau von A I 1 nicht eine richtige Nichte, sondern die Tochter seiner Halbschwester.

Es geht aus diesem Beispiel wieder hervor, wie sich sehr verwickelte Beziehungen mit Hilfe der genealogischen Zeichensprache

ohne Schwierigkeit ausdrücken lassen. Dies gilt besonders auch für die Blutsverwandtschaft von Personen, die sich durch Formeln ausdrücken läßt. Man sucht zu den in Betracht kommenden Personen die identischen Ahnen auf und stellt, dem obigen Verfahren entsprechend, eine Ahnengleichung auf. Z. B. bedeutet der Ausdruck A IV 3 und 4 von $P = A IV 9$ und 10 von $P 1$, daß die Personen P und $P 1$ in folgender Weise miteinander verwandt sind: Die Eltern der Mutter (A III 2) des Vaters (A II 1) des Vaters (A I 1) von P sind gleich den Eltern des Vaters (A III 5) des Vaters (A II 3) der Mutter (A I 2) von $P 1$.

Bei der Untersuchung von Familienähnlichkeiten ist eine derartige einwandfreie Feststellung der Art der Blutsverwandtschaft unbedingt erforderlich, weil sonst die Feststellung der Familienähnlichkeit ein rein kasuistisches Interesse hat. Nur bei einer genaueren Beachtung der Art der Blutsverwandtschaft können sich allmählich Einblicke in die Art der Vererbung von bestimmten Eigenschaften ergeben. Dabei muß man den Begriff der Blutsverwandtschaft, der ja aus der Physiologie bestimmter Tierarten abgeleitet ist, naturwissenschaftlich zu dem viel mehr umfassenden Ausdruck der Keimverwandtschaft erweitern, wobei alle Verwandtschaften im Gebiet der Tiere und Pflanzen umfaßt sind. Ferner ist es nötig, viel mehr Arten und Grade von Keimverwandtschaft in Betracht zu ziehen, als dies besonders bei menschlichen Eheschließungen in Betracht kommt. Während es sich hierbei im allgemeinen nur um Ehen von Geschwisterkindern, von Onkel und Nichte oder entfernter Verwandten handelt, kommen z. B. bei der Kreuzung von Tieren viel engere Verwandtschaftsgrade, z. B. zwischen Geschwistern, oder Eltern und Kindern, vor. Es ist hier darauf hinzuweisen, daß es sich bei den Mendelschen Versuchen über die Kreuzung von Hybriden eigentlich, im Sinne der menschlichen Verhältnisse, um Geschwisterehen handelt, was für die ganze Auffassung des Mendelschen Gesetzes von größter Bedeutung ist, weil diese Art der Kreuzung bei Menschen nur in außerordentlich seltenen Ausnahmefällen vorkommt, so daß von vornherein eine Übertragung der Mendelschen Regel auf Kreuzung bei Menschen mit größter Vorsicht zu behandeln ist. Jedenfalls ist eine Theorie und systematische Darstellung der Keimverwandtschaft ein unbedingtes Erfordernis für das genaue Studium der Familienähnlichkeit.

Ich habe in diesem Zusammenhange das System der Bluts-

verwandtschaften bearbeitet¹⁾ und die Formeln aufgestellt, die es ermöglichen, sich bei den verschiedenen Arten und Graden der Blutsverwandtschaft bei der Eheschließung, oder der experimentellen Kreuzung, ein klares Bild über die Folgen für den Aufbau der Ahnentafel in bezug auf Ahnengleichheit zu machen. Ich kann in diesem Zusammenhange nur kurz die an der genannten Stelle entwickelten Formeln wiedergeben und möchte hier auf diesen Aufsatz dringend hinweisen, da er merkwürdigerweise bisher in der gesamten neueren Literatur über Vererbungslehre, trotz seiner nach meiner Ansicht grundlegenden Bedeutung für die Theorie der Blutsverwandtschaft, m. W. völlig ignoriert worden ist.

1. Geschwisterehe:

Ahnenverlust in der Reihe $Ax = 2^{x-1}$,

Ahnenverlust bis zur Reihe $Ax = 2^x - 2$.

2. Ehe von Geschwisterkindern:

Ahnenverlust in der Reihe $Ax = 2^{x-2}$,

Ahnenverlust bis zur Reihe $Ax = 2^{x-1} - 2$.

3. Heirat von Onkel und Nichte:

Ahnenverlust in $Ax = 0$,

Ahnenverlust bis $Ax = 2^{x-1} - 2$.

4. Eltern und Kindern:

Ahnenverlust in $Ax = 0$,

Ahnenverlust bis $Ax = 2^{x-1} - 1$.

5. Bei beliebiger Blutsverwandtschaft der Erzeuger:

Wenn x die Gesamtheit der Ahnenreihen bedeutet, x_1 die Nummer der Reihe, in der zuerst ein Ahnenverlust auftritt, so ist der Ahnenverlust bis $Ax = 2^{x-x_1} - 1$.

Man begnüge sich also nicht mit dem allgemeinen Begriff der Inzucht, sondern suche sich unter Verwendung obiger Formeln klarzumachen, wie eine Ehe von Blutsverwandten bei den Kindern in bezug auf den Aufbau der Ahnentafel und den Ahnenverlust, d. h. biologisch die Ahnengleichheit in den einzelnen Ahnenreihen, und bis zu ihnen, wirkt.

Nur dadurch kann man klare Einblicke in die Bedeutung der Inzucht für die Vererbung von Eigenschaften erlangen. —

Den vollständigen Gegensatz zur Inzucht bezeichnet der Ausdruck *Amphimixis*, worunter man eine andauernde Vermischung

¹⁾ R. Sommer, Zur Theorie der Verwandtenehe und des Ahnenverlustes bei Menschen und Tieren. Vgl. Klinik für psychische und nervöse Krankheiten, 1910, Bd. I, Heft 4.

von Abkömmlingen verschiedener Familien versteht. Allerdings zeigt sich, wenn man die Aszendenz bei scheinbarer Amphimixis weiter zurückverfolgt, daß doch öfter in der weiteren Aszendenz Verwandtenehen vorliegen, so daß die Amphimixis nur eine scheinbare ist. Tatsächlich heiraten in zahlreichen Dörfern von Deutschland und anderen Ländern vielfach Paare, die sich nicht für blutsverwandt halten, während sie es in Wirklichkeit sind, wenn man die Aszendenz auch nur bis zur dritten Generation zurück verfolgt. Im allgemeinen reicht das Familiengedächtnis im Bauern- und Arbeiterstande nicht weiter als bis zum Großvater zurück. In bauerlichen Verhältnissen steckt also hinter der scheinbaren Amphimixis sehr häufig doch Inzucht in entfernten Graden, die jedoch, wenn man die Ahnenreihen weiter verfolgt, nach der obigen Berechnungsweise vom biologischen Standpunkt recht beträchtlich erscheint. So erklärt sich die eigenartige Erscheinung, daß man tatsächlich in vielen deutschen Dörfern auf eine solche Häufung ähnlicher Typen trifft, daß man von einem Stamm im biologischen Sinne reden kann.

Dagegen zeigt sich wirkliche Amphimixis zum großen Teil in den Gruppen der Bevölkerung, die im Gegensatz zu den bauerlichen Kreisen eine starke Fluktuation aufweisen, die sehr wesentlich eine Folge einerseits der verbesserten Verkehrsverhältnisse, andererseits der industriellen Entwicklung ist. Die beiden genannten Momente begünstigen zweifellos die Amphimixis. Sehr interessant in dieser Beziehung ist die biologische Bildung des deutschen Bürgertums. In vielen deutschen Städten hat sich vor der modernen Verkehrsentwicklung eine sehr häufige Verbindung und Kreuzung der gleichen Familien vollzogen, die ebenso wie in bauerlichen Verhältnissen allmählich eine Art Stamm gebildet haben. Der in Deutschland so stark entwickelte Lokalpatriotismus hat mindestens eine Quelle in der im Durchschnitt ähnlichen Beschaffenheit der Bewohner einzelner Städte. Diese Verhältnisse haben sich unter dem Einfluß der neueren Verkehrs- und Staatsverhältnisse außerordentlich geändert, so daß an Stelle der vielfach früher unbewußt vorhandenen Inzucht eine fortschreitende Amphimixis getreten ist. —

Es gibt aber außer Inzucht und Amphimixis noch eine dritte Form der Verbindung von Keimelementen, die mir besonders nach meinen Studien über die Entstehung genialer Persönlichkeiten außerordentlich wichtig erscheint, und die ich hier mit einem besonderen Namen hervorheben möchte. Ich meine den Vorgang, bei dem ein Deszendente eines durch frühere Inzucht in seinen Eigenschaften

gefestigten Stammes sich mit einer Tochter aus einer ganz andersartigen Familie verbindet. Ich bezeichne diesen Fall, bei dem nach vorangegangener Inzucht eine Vermischung stattfindet, als Epimixis ($\epsilon\pi\lambda$ = darauf, hinzu, und $\mu\acute{\iota}\xi\sigma$ = Mischung). Dieser Vorgang spielt sowohl in der menschlichen Vererbung wie in der Tierzucht eine bedeutende Rolle, indem einem durch Inzucht befestigten, aber mit der Gefahr der Degeneration behafteten, Stamme neues Blut zugeführt wird.

Dabei zeigen sich zwei Grade der Epimixis, je nachdem das, zu dem durch Inzucht gefestigten Stamm hinzutretende, Individuum selbst mehr oder weniger durch Inzucht in bezug auf andere Eigenschaften gefestigt ist. Ich unterscheide daher in dieser Weise Epimixis ersten und zweiten Grades. Die Untersuchung genialer Persönlichkeiten hat ergeben, daß dabei die Verbindung von ausgeprägten Erbmassen verschiedener Art, die aus der väterlichen und mütterlichen Ahnenreihe stammen, eine bedeutende Rolle spielt. Die Entstehung genialer Persönlichkeiten beruht also nach meiner Auffassung wesentlich auf Epimixis zweiten Grades.

In der Gesamtanlage von Goethe habe ich eine Epimixis dritten Grades nachgewiesen, da in ihm drei ganz verschiedene Erbmassen vereinigt sind. Nur muß man den Begriff der Inzucht dabei in dem Sinne fassen, daß es sich in der väterlichen und mütterlichen Reihe nicht direkt um Blutsverwandtenehen handelt, sondern um eine Kombination ähnlicher Eigenschaften durch freiwillige Auslese innerhalb der väterlichen und mütterlichen Ahnenreihe, d. h. also um eine Inzucht in bezug auf bestimmte Grundfähigkeiten, nicht in bezug auf Verwandtenheirat. Diese Form der partiellen Inzucht, durch Zusammentreffen gleicher Eigenschaften ohne Blutsverwandtschaft, ist für die menschliche Vererbung und Naturzüchtung außerordentlich wichtig, weil dadurch eine Stammfestigkeit bestimmter Eigenschaften auch ohne Blutsverwandtschaft erreicht wird, so daß die Gefahr der Degeneration trotz Befestigung der Eigenschaften vermieden ist. In diesem weiteren Sinne erscheint also das Genie als eine Wirkung der Epimixis.

Dabei muß jedoch klargestellt werden, daß nicht jedes Produkt der Epimixis im landläufigen Sinne als genial bezeichnet werden kann. Das Wort Genie ist hauptsächlich auf hervorragende Anlagen in künstlerischer Beziehung angewendet worden, indem hierbei die Bedeutung der angeborenen Anlage stark ins Bewußtsein trat. Unterdessen hat sich jedoch immer mehr ergeben, welche bedeutende

Rolle die angeborene Anlage überhaupt in allen Gebieten des geistigen Lebens hat. Wir brauchen daher neben der Hervorhebung des Genialen im bisherigen Sinne vom naturwissenschaftlichen Standpunkt weitere Begriffe. Diese sind 1. die angeborene Anlage in ihrer allgemeinen Bedeutung, 2. Inzucht, Amphimixis und Epimixis in dem entwickelten Sinne.

3. Kapitel

Die Methoden der Familienforschung

Es hat sich uns die Aufgabe gezeigt, die Familienzusammenhänge viel weiter rückwärts zu verfolgen, als es bisher im allgemeinen der Fall war. Erst wenn man bei einer größeren Zahl von Personen aus allen Ständen über eine Reihe von mindestens sechs Generationen, d. h. das Doppelte der jetzt im Durchschnitt vorhandenen Familienkenntnis, genau Bescheid wissen und die gewonnenen Tatsachen vom Standpunkt der Individualpsychologie und Vererbungslehre untersucht haben wird, kann man einen tieferen Einblick in die psychophysischen Zusammenhänge der Generationen erlangen. Da nun eine genealogische Zeichenlehre im naturwissenschaftlichen Sinne, abgesehen von den in den Familienwappen enthaltenen Anfängen, noch nicht gebräuchlich ist, so muß man zur Zeit noch sehr schwierige und zeitraubende Methoden bei der Familienforschung anwenden, um solche Generationszusammenhänge klarzustellen. Gerade die Umständlichkeit und häufige Ergebnislosigkeit der jetzt zu diesem Zwecke angewendeten Mittel hat mich veranlaßt, die vorher entwickelten¹⁾ Vorschläge zu einer genealogischen Zeichenlehre zu machen. Wenn wir nun diese Probleme in der Gegenwart anfassen wollen, müssen wir uns der zur Zeit vorhandenen Methoden bedienen und wollen diese zunächst im Zusammenhange darstellen.

Dabei bekommen eine Reihe von Forschungen, die von beruflich ganz verschiedenen Kreisen ausgehen, vielfache Verbindung miteinander. Auch erweisen sich Methoden, die technisch zunächst gar nichts miteinander zu tun haben, als Mittel zu dem gleichen Endzweck und stehen daher von diesem Standpunkt aus in einer Linie. Die folgende Zusammenstellung geschieht daher nur im Hinblick auf das gemeinsame Ziel: Feststellung der Familienzusammengehörigkeit.

¹⁾ Vgl. S. 1—16.

1. Urkunden

Wir gehen von derjenigen Art der Beurkundung aus, die bei der gegenwärtigen staatlichen und kirchlichen Einrichtung zur Feststellung der Abstammung gebräuchlich ist, nämlich Geburtsschein und Taufschein. Letzterer hat seinen Ursprung in kirchlichen Institutionen, ersterer ist ein Produkt staatlicher Ordnung. Beide Einrichtungen gehen in nachweisbarer Form nicht über die Reformationszeit zurück und können im ideengeschichtlichen Sinne als Produkt dieser angesehen werden.

Es ist jedoch tatsächlich schwierig, mit diesem Mittel der Feststellung in der Generationsreihe weit zurückzugelangen, da sehr häufig der Zusammenhang der Kirchenbücher durch lokale Ereignisse, die oft die Wirkung weltgeschichtlicher Vorgänge waren, durchbrochen ist. Häufig haben Brände das Vernichtungswerk an den alten Urkunden getan, zumal in den vielen Kriegszeiten, die besonders über Deutschland seit der Reformationszeit gekommen sind. Vor allem hat der Dreißigjährige Krieg viele Urkunden zerstört und den Mantel der Erinnerungslosigkeit über Familien- und Volksgeschichte gedeckt, so daß vieles, was in Deutschland nach dieser furchtbaren Zeit geschaffen worden ist, geschichtlich vom psychologischen Standpunkt als ein allmähliches Aufleben von Erinnerungen an die frühere deutsche Kultur erscheint. Wie das große Kulturleben, so sind auch die Familienzusammenhänge und das Familienbewußtsein in dieser Zeit schwer geschädigt worden, so daß neben dem Verlust der Dokumente auch die Quelle der Familientradition in dieser Zeit abreißt. Jedenfalls ist es bemerkenswert, daß in manchen Familien gerade aus der Zeit nach dem langen Kriege die ersten Daten stammen und daß viele erhaltene Kirchenbücher in dieser Zeit beginnen. Immerhin ist schon viel gewonnen, wenn sich aus solchen Dokumenten eine Generationsreihe bis in das 17. Jahrhundert herstellen läßt, was allerdings im einzelnen Falle mit einer außerordentlichen zeitraubenden Arbeit verknüpft ist.

Dabei muß eines Einwandes gedacht werden, der von prinzipiell skeptischen Menschen gern gemacht wird, nämlich des Satzes: *pater semper incertus*, der, auf eheliche Verhältnisse angewendet, zu einer völligen Entwertung der Dokumente einer bestimmten ehelichen Geburt führen würde. Die Möglichkeit eines gelegentlichen objektiven Irrtums in einem solchen Dokumente in bezug auf den Vater muß allerdings zugestanden werden, jedoch ist kein Grund zu der

Annahme vorhanden, daß dieses Moment mehr bedeutet, als eine prozentualisch völlig verschwindende Ausnahme. Übrigens bleibt für die genealogische Feststellung in unserem Sinne dann noch die Abstammung der Mutter als sehr wesentliches Moment, wenn auch vom Standpunkt des absoluten Skeptizismus auch dieser Punkt bei der theoretischen Möglichkeit der Kindesunterschiebung in Zweifel gezogen werden kann. Praktisch erscheinen diese ganz vereinzelter Fälle zu belanglos, um als ernstliches Argument gegen die Feststellung genealogischer Zusammenhänge betrachtet zu werden. Und kein erfahrener Genealoge hat diese Einrede anders bewertet, denn als skeptische Übertreibung statistisch verschwindender Ausnahmefälle.

Von unserem Standpunkt sind dabei die Fälle von illegitimer ehelicher Geburt oder Kindesunterschiebung von großem Interesse, da sich dabei die Macht der angeborenen Anlage im Gegensatz zu dem zufälligen Milieu, besonders der Familienumgebung, in die ein Mensch hineingerät, in der deutlichsten Weise zu dokumentieren pflegt. Gerade diese Ausnahmefälle sind ungewollte Experimente über die Qualitäten und Vererbungstendenzen der Generationsreihen in physischer und psychischer Beziehung.

Wir fassen daher den Nachweis der Familienzusammenhänge aus den Geburts- und Taufurkunden als sehr wichtiges Mittel der Generationsforschung auf. Außer diesen kommen nun noch eine ganze Reihe von anderen Urkunden als Belege über bestimmte Personen und Familienzusammenhänge in Betracht, besonders bei Besitzenden die Grund- und Lagerbücher, die bei manchen Orten und Gemeinden sehr weit zurückgehen. Ferner geben alte Verträge, Schuldscheine, Ausgabenverzeichnisse u. a. aus alter Zeit oft wertvolle Aufschlüsse. In unserer Zeit kommen die Personalakten über Beamte usw. als Quelle für Familienforschung hinzu, denen in alter Zeit, z. B. in manchen kleinen Staaten, die sogenannten Dienerbücher vorausgingen.

In bezug auf psychische Degenerationerscheinungen kommen besonders Akten von Irren- und Strafanstalten in Betracht. Am meisten ist das Thema, abgesehen von den rein genealogischen Studien, bisher im Sinne der Vererbungslehre von seiten der Psychopathologie behandelt, und es ist ideengeschichtlich zweifellos, daß letztere bei diesen Forschungen vorangegangen ist. Die Übertragung der psychiatrischen Untersuchung auf das normalpsychologische Gebiet soll aber nicht im Sinne einer unzutreffenden Erweiterung des Begriffes der geistigen Krankheit, sondern im Sinne methodischer

Analyse von Vererbungserscheinungen erfolgen. Wenn die Psychiatrie in diesem Felde voran geht, so ist dies eine Folge davon, daß sie im Gebiet des Krankhaften ein einwandfreies Beobachtungsmaterial hatte, so daß sie eher zu bestimmten Resultaten kam, als die einseitig gewordene Genealogie, die sich größtenteils mit der Feststellung des Stammbaumes und der Prüfung desselben auf bestimmte Adelsprinzipien begnügte, ohne das Problem der Vererbung als wesentliche Aufgabe hinzustellen. Allerdings ist unverkennbar, daß in neuerer Zeit sich auch von seiten der Genealogie eine Annäherung an die Naturwissenschaft vollzogen hat, wie dies besonders in dem Buch von Lorenz zum Ausdruck gekommen ist¹⁾.

Jedenfalls sind die Krankengeschichten der Irrenanstalten ein wichtiges Material für das Studium der Degenerationserscheinungen in bestimmten Familien.

Zu den Dokumenten im weiteren Sinne gehören ferner geschriebene oder gedruckte Äußerungen von Zeitgenossen über bestimmte Personen. Bei Benutzung dieser Quellen muß jedoch kritische Vorsicht beobachtet werden, da hier die subjektive Auffassung bei dem Urteilenden häufig eine große Bedeutung hat. Man vergesse bei solchen Angaben nie, wer sie macht und überlege sich, in welcher Beziehung sie durch die persönliche Beschaffenheit des Berichtenden unwillkürlich verändert sein können.

2. Werke

Neben der Untersuchung der Urkunden ist es notwendig, soweit als möglich die Werke eines Menschen, dessen Natur erforscht werden soll, in methodischer Art zu studieren. Diese sind entweder im menschlichen Geschehen verschwindende Handlungen, oder länger dauernde Produkte, z. B. schriftstellerische, malerische, plastische oder bauliche und sonstige Leistungen, in denen sich die seelische Beschaffenheit eines Menschen ausgedrückt hat. Bei der Beurteilung solcher Werke bekommen öfter ästhetische Urteile eine enge Beziehung zu den Aufgaben der Individualpsychologie, indem sich die Grundeigenschaften des Künstlers in seinen Werken ausdrücken.

Sehr bedeutungsvoll für unsere Zwecke ist die Untersuchung von Künstler- und Gelehrtenfamilien, in denen bestimmte Talente mehrfach auftreten. Hier lassen sich Übereinstimmung und Unter-

¹⁾ O. Lorenz, Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie, Berlin 1898.

schiede der Beanlagung manchmal in sehr deutlicher Weise erkennen. Auch ist dabei gelegentlich ersichtlich, wie ein im Grunde ähnliches Element unter verschiedenen Zeitumständen entweder begünstigt oder unterdrückt wird. Allerdings gehört zur Beurteilung dieses Verhältnisses von Leistungen und Zeitverhältnissen ein sehr genaues Studium der letzteren, so daß die Aufgabe aus der Individualpsychologie oft in die Kunst- und Kulturgeschichte übergeht. Die Lösung solcher Aufgaben ist überhaupt nur möglich, wenn man von der Schubfächereinteilung der menschlichen Leistungen, welche die Grundlage der Spezialwissenschaften bildet, völlig absieht und von den psychophysischen Organisationen mit allen ihren Beziehungen zur Welt und zum Leben ausgeht. In diesen Punkten bedürfen die bisherigen genealogischen Methoden einer gründlichen Ergänzung in psychologischer Beziehung, um die seelischen Grundfähigkeiten, die in den Produkten eines Menschen zum Vorschein kommen, und ihre Stellung im Rahmen der Vererbungserscheinungen zu erkennen.

3. Stichproben

Bei dem systematischen Gang einer genealogischen Untersuchung muß man eigentlich von dem in der Gegenwart Gegebenen schrittweise vorgehen und Generation für Generation urkundlich feststellen bzw. die Angaben eines Stammbaumes nachweisen. Selbst wenn man hierbei auf die Untersuchung der gesamten Ahnentafel, die schon im fünften Glied 32 Personen umfaßt, verzichtet und sich auf die einfache Ahnenreihe von Vater und Mutter beschränkt, ergibt sich bei dem Mangel einer allgemein gültigen genealogischen Zeichenlehre eine außerordentlich zeitraubende und häufig unfruchtbare Arbeit, die zu dem gewonnenen Resultat, das über eine familiäre Bedeutung oft nicht hinausge langt, in keinem Verhältnis steht. Dies ist um so mehr der Fall, je mehr Personen ein Stammbaum umfaßt. Es ergibt sich daraus das Bedürfnis, bei der Untersuchung ein abgekürztes Verfahren einzuschlagen, das doch im diagnostischen Sinne ebensoviel oder mehr leistet, als das bloße Nachschlagen von Kirchenbüchern. Ein solches Verfahren ist möglich, wenn ein Stammbaum nicht nur Namen und Daten betreffend Geburt oder Tod enthält, sondern auch einige Bemerkungen über Lebensschicksale oder Werke, deren Nachweis als Stichprobe auf die Glaubhaftigkeit eines Stammbaumes erscheint. Man suche also, wenn solche Angaben gemacht sind, diejenigen heraus, die einer Nachprüfung zugänglich sind, und untersuche diese möglichst genau.

Dabei tut man gut, nicht von der Gegenwart allmählich nach rückwärts zu gehen, sondern einige Punkte herauszugreifen, die weit zurückliegen, weil deren Nachweis für die Glaubwürdigkeit des Stammbaumes sehr ins Gewicht fällt und die der Gegenwart sich nähernden Angaben verhältnismäßig leichter auf Grund von Urkunden nachträglich geprüft werden können. Solche Angaben können sich z. B. beziehen auf geschichtliche Ereignisse, ferner auf bestimmte Leistungen des Genannten, z. B. literarische Produkte. Bei weit zurückreichenden Stammbäumen suche man zunächst für jedes Jahrhundert einige solche Stichproben zu machen, und, wenn dies gelingt, die Lücken zwischen den so gewonnenen festen Punkten allmählich auszufüllen. Der Versuch, eine lange Stammreihe von der Gegenwart ohne Auslassung rückwärts zu verfolgen, führt meist zu einer vorzeitigen Erschöpfung der Kräfte, und die Arbeit wird aufgegeben, weil an irgend einer Stelle der Zusammenhang mit größter Mühe nicht nachweisbar ist.

Ich halte daher die Methode der Stichproben, wie ich sie nach Analogie sonstiger Untersuchungen nennen möchte, für eines der besten Mittel, um bei der Erforschung des Stammbaumes vorwärts zu kommen. Dies gilt wesentlich für den Fall, daß ein überlieferter Stammbaum vorliegt, wodurch die Aufgabe oft sehr erleichtert wird; viel schwieriger ist diese, wenn nur wenige Ahnen bekannt sind und die weiteren lediglich auf dem Wege von Urkunden festgestellt werden sollen. Jedoch kommt auch hier die Methode der Stichprobe insofern zur Geltung, als man versuchen kann, Träger des gleichen Namens, die, ohne bewußte Blutsverwandtschaft, auffallend ähnliche Eigenschaften haben, herauszugreifen und ihre genealogischen Beziehungen zu ermitteln. Immerhin ist die Methode der Stichprobe wesentlich nur bei vorhandener Familientradition anwendbar.

4. Familiennamen

Die Untersuchung der Familiennamen ist ein außerordentlich interessantes Kapitel der allgemeinen Sprachforschung, das bisher verhältnismäßig wenig behandelt worden ist. Wir können hier auf dasselbe nur insofern eingehen, als die Familiennamen zur Erkennung der Blutsverwandtschaft dienen. Allerdings macht sich auch schon bei dieser Beschränkung der Aufgabe die Notwendigkeit sprachlicher Untersuchungen oft geltend.

Unsere jetzigen Familiennamen sind das Endresultat einer sehr

langen Entwicklung, in der Zeitverhältnisse und bestimmte kulturgeschichtliche Momente eine große Rolle spielen. Zunächst ist erkennbar, daß, je weiter man einen Familiennamen zurückverfolgt, desto größere Streuungen der Schreibweise sich bemerklich machen. Die Erstarrung der Familiennamen ist eine Erscheinung, die deutlich mit der Ausbildung des modernen Staates zusammenhängt. Es handelt sich um eine Form der aktenmäßigen Fixierung, die als ein sehr wesentliches Moment bei jener erscheint und kulturgeschichtlich als Zeichen der Bürokratie im eigentlichen Sinne betrachtet werden kann. Die Anfänge dieser sind in Deutschland schon bald nach der Reformationszeit erkennbar, werden dann durch die Wirren des Dreißigjährigen Krieges vorübergehend unterbrochen, um alsdann am Ende des 17. Jahrhunderts und am Anfang des 18. Jahrhunderts in enger Beziehung zu der deutschen Kleinstaaterie sich weiter zu entwickeln.

Zur Zeit ist die Form der Familiennamen in Deutschland im wesentlichen festgelegt und wird mit großer Peinlichkeit bis auf die einzelnen Buchstaben bewahrt, so daß manchem schon ein doppelter Buchstabe an Stelle eines einzelnen als eine Art Fälschung oder Nachlässigkeit erscheint. Nachdem das Wortgewissen im allgemeinen ein so empfindliches geworden ist, können manche es sich kaum vorstellen, daß es Zeiten gegeben hat, in denen man mit den Familiennamen noch sehr willkürlich verfuhr und diese in ganz verschiedener Form geschrieben wurden. Dieser Vorgang ist im größeren Zusammenhang ein Teil der staatlichen Erstarrung, die nach den Stürmen der Reformation in Deutschland eingetreten ist. Sehr interessant im Hinblick hierauf ist die Tatsache, daß dieser Fixierung eine Menge von Namensänderungen vorausgegangen ist, die auf humanistischem Boden erwachsen sind und wesentlich lateinische oder griechische Umbildungen ursprünglich deutscher Namen bewirkt haben. Aus dieser Zeit stammen neben Übersetzungen wie Melanchthon (Schwarzerd), Sartorius (Schneider), die vielen Namensformen, bei denen ein deutscher Stamm mit einer lateinischen Endung versehen ist, z. B. Vossius (Voss), Lucius (Lotz) usw.

Die geistige Bewegung, die in Form des Humanismus und der Reformation zur Erscheinung gekommen ist, hat auch die Namensgebung in Fluß gebracht, bevor der Niederschlag in der neuen Form eintrat.

5. Grabdenkmäler

Es ist eine eigentümliche Tatsache, daß in den letzten Jahrzehnten archäologische Ausgrabungen nicht nur für vorgeschichtliche Schicksale der Völker, sondern teilweise auch für genealogische Beziehungen von Bedeutung geworden sind. Wenn sich dies im wesentlichen auch nur auf Herrscherfamilien der ägyptischen und asiatischen Reiche bezieht, so ist dadurch doch ein wesentliches Hilfsmittel gegeben, um neben den Kulturzuständen in jenen Zeiten auch die morphologische und zum Teil psychologische Beschaffenheit einzelner durch ihren Stand hervorragender Personen zu studieren und ihren Typus mit anderen zu vergleichen. Sicher wird die Vereinigung genealogischer und anthropologischer Betrachtungen in diesem Gebiet von großem Nutzen sein.

Diese Methode ist keineswegs neu, wenn sie auch in großem Maßstabe bisher meist nur bei weltgeschichtlichen Erscheinungen angewendet wurde. Im Grunde ist sie z. B. bei dem Studium der deutschen Vergangenheit, besonders der Geschichte bedeutender Geschlechter, längst benutzt, indem man z. B. die auf Grabsteinen von Friedhöfen und Grabkapellen gegebenen bildlichen Darstellungen bestimmter Personen verwendet hat. Allerdings ist dies bisher mehr von allgemeinen Gesichtspunkten, z. B. von dem kostümgeschichtlichen, geschehen, wie dies in dem wichtigen Buche von v. Hefner über die Trachten des Mittelalters durchgeführt ist.

Die gebräuchlich gewordenen Trachtenbilder aus diesen Zeiten beruhen vielfach auf Originalstudien an Grabdenkmälern. Es ist nun auch möglich, solche Darstellungen für genealogische Zwecke vom Standpunkt der Vererbungslehre zu gebrauchen, wenn man die morphologische Beschaffenheit, sowie die Art des Ausdruckes daran studiert.

Freilich ist man hier auf eine Darstellung angewiesen, zu welcher das Original im Geiste und durch die Hände eines Künstlers geworden ist, ebenso, wie bei den in späterer Zeit gebräuchlicheren Porträts, und man muß bei solchen Überlieferungen stets mit der subjektiven Auffassung des Darstellenden rechnen.

Allerdings werden diese Fehlerquellen in neuerer Zeit durch die Verbesserung der photographischen Methoden immer mehr beseitigt und noch geringer werden, wenn für naturwissenschaftlich genealogische Zwecke die Stereoskopphotographie in Anwendung käme, die einen außerordentlich guten Einblick in morphologische und physiognomische Verhältnisse gewährt.

Kehren wir zur Verwendung von Grabdenkmälern zurück, so ist zu bemerken, daß sich in neuerer Zeit, besonders in Norditalien, z. B. in Genua und Mailand, wieder eine Porträtkunst zum Gedächtnis Verstorbener entwickelt, die sicher später für das Studium von Vererbungserscheinungen innerhalb der Familien von großer Bedeutung sein wird. Allerdings ist diese realistische Form der Friedhofskunst bisher nur eine vereinzelte Erscheinung, während im allgemeinen einfache christliche Symbole oder allegorische Gestalten vorgezogen werden. Ob innerhalb der christlichen Religion diese Darstellung des Wirklichen auf Friedhöfen Aussicht hat, allgemeiner zu werden, kann zweifelhaft erscheinen. Daß sie vom Standpunkt der Ahnenverehrung und zur Stärkung des Familienbewußtseins sehr wünschenswert ist, ist sicher.

Außer der bildlichen Darstellung der Verstorbenen, enthalten die Grabplatten meist für genealogische Zwecke sehr wertvolle Angaben. Leider erweist sich im Verhältnis zur Länge der Generationen diese Form der Verewigung im allgemeinen als eine sehr unsichere, da außerordentlich viele Denkmäler im Laufe der Zeit verloren gehen. Es hängt dies mit dem Aufhören der Fürsorge von seiten der Nachkommen und mit der sparsamen Verwendung der Friedhofsplätze in den Gemeinden, besonders den Städten, zusammen. Immerhin bieten auch jetzt noch alte Grabplatten für genealogische Zwecke vielfach ein geeignetes Hilfsmittel dar.

Im übrigen möchte ich in bezug auf die Methoden der Familienforschung auf das ausgezeichnete Buch von Eduard Heydenreich hinweisen, das zuerst 1909 unter dem Namen Familiengeschichtliche Quellenkunde erschienen ist. Es ist daraus ersichtlich, welche große Menge von Hilfsmitteln die Familienforschung hat. Das Buch ist in zweiter Auflage 1913 unter dem Namen „Handbuch der praktischen Genealogie“ in wesentlich erweiterter Form erschienen, und enthält, neben der umfassenden Darstellung der Quellen von Heydenreich selbst, eine Reihe von Aufsätzen seiner Mitarbeiter, nämlich Genealogische Tafeln, von Otto Forst, Genealogie und Rechtswissenschaft, von Otto Freiherr von Dungern, Genealogie und Sozialwissenschaft, von Armin Tille, Familiengeschichtliche Quellenkunde im Gebiet der Psychiatrie und Anthropologie, von Robert Sommer. Außerdem sind als Mitarbeiter genannt: Archivrat Dr. Karge-Königsberg und Prof. Dr. Mucke in Freiberg i. Sachsen. Das Buch bildet eine Fundgrube der methodischen Familienforschung.

Eduard Heydenreich hat eine Sammlung von Diapositiven, die

im engsten Zusammenhang mit seinem Lebenswerk stehen, hinterlassen. Es gelang mir, diese für die von mir geleitete Nervenklinik in Gießen zu erwerben, wo sie Familienforschern auf Wunsch zur Durchsicht gegeben werden kann.

4. Kapitel

Wappenkunde als Teil der genealogischen Zeichenlehre

Es liegt mir fern, im folgenden eine Darstellung der Wappenlehre vom heraldischen Standpunkt zu geben und damit in ein Gebiet einzugreifen, das schon mit großer Sorgfalt behandelt worden ist.

Die Familienforschung im Sinne des vorliegenden Buches beruht im wesentlichen auf Naturwissenschaft und Psychologie, hat aber andererseits enge Beziehungen zu der viel älteren Genealogie. Diese steht ihrerseits wieder im Zusammenhang mit der Heraldik oder Wappenkunde, die eine Jahrhunderte lange Vorgeschichte hat. Es ist von großem kulturgeschichtlichem Interesse, den Gang dieser Entwicklung bis zur Gegenwart zu verfolgen. Allerdings ist es im Rahmen dieses Buches nicht möglich, eine umfassende Geschichte der Heraldik und Genealogie zu geben, ich möchte jedoch wenigstens einige wichtige Stadien daraus hervorheben. Eines davon wird durch die Schriften von Johann Christoph Gatterer bezeichnet, der als ordentlicher Professor der Geschichte zu Göttingen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Genealogie wissenschaftlich darstellte. Hierbei kommt zuerst der Abriß der Heraldik oder Wappenkunde, „zum Nutzen der studierenden Jugend entworfen“, in Betracht, der zuerst 1765 auf Verlangen des Verlegers Gabriel Nicolaus Raspe in Nürnberg verfaßt und mit 8 Kupfertafeln erläutert wurde, um „den bekannten Köhlerischen Wappenkalender dadurch nützlicher zu machen, und dessen Abgang zu fördern“, wie es im Vorbericht zur II. Auflage heißt. Diese wurde 1774 im gleichen Verlag gedruckt, nachdem Gatterer schon vorher einen Nachdruck in einem anderen Verlage herausgegeben hatte. Die II. Auflage bei G. N. Raspe war in sehr zweckmäßiger Weise durch 5 Kupfertafeln und mehrere Register vermehrt, die nicht von Gatterer

stammen. Es lag also ein eigenartiger Wettstreit zwischen Verfasser und Verleger vor.

Für den damaligen Stand der Wappenlehre ist schon eine Aufzählung der Kapitel charakteristisch.

§ 1. Erklärung und Einteilung der Wappen. § 2. Ursprung der Wappen. § 3. Erklärung der Wappenkunde. § 4. Ursprung der Wappenkunde. § 5. Quellen der Wappenkunde. § 6—9. Vom Schilde überhaupt. § 10—11. Von den Tinkturen. § 12—20. Von den Sektionen und Figuren überhaupt. § 21—47. Von den Sektionen insonderheit, und zwar: 1. mit geraden Linien. § 48. Von den Sektionen: 2. mit krummen Linien. § 49—65. Von den Heroldsfiguren oder Ehrenstücken insonderheit. § 66—70. Von den natürlichen Figuren insonderheit. § 71. Von den künstlichen Figuren. § 72. Kunstwörter, die in Beschreibung der Figuren gebraucht werden. § 73—92. Regeln der Figuren. § 93—103. Von den Tinkturen der Figuren. § 104—111. Von der Vereinigung mehrerer Wappen überhaupt. § 112. Von der Vereinigung der Wappen, in den Frauenzimmer-Wappen insonderheit. § 113—114. Von dem Plan oder Entwurf der Wappen. § 115. Von der Ordnung im Blasonieren. § 116. Von den Nebenstücken der Wappen. § 117—120. Von dem Helme überhaupt. § 121—124. Von den Helmkleinodien. § 125—126. Von den Helmdecken. § 127—129. Von den Kronen. § 130. Von den Hüten und Mützen. § 131—132. Von Unterscheidungsstücken hinter dem Schilde und um denselben. § 133. Von den Prachtstücken, und zwar: 1. von den Schildhaltern. § 134. 2. von den Wappenzelten und Mänteln, und 3. von Losungsworten und Sinnsprüchen. § 135—136. Von den Beizeichen oder Brüchen. § 137. Von redenden Wappen.

Die grundlegende Erklärung Gatterers in § 1 lautet:

„Die Wappen (so wie wir jetzt dieses Wort gebrauchen) sind von dem höchsten Regenten eines Staates verwilligte Zeichen der Personen und Länder. Sie sind also eine Art von Bilderschrift oder von hieroglyphischen Zeichen. Die Personen, die Wappen führen, kann man sich entweder als einzelne Personen vorstellen, so hat man den Begriff von persönlichen Wappen; oder man kann in Gedanken mehrere Personen zusammennehmen, insofern sie eine Familie und Gesellschaft ausmachen; woraus der Begriff von Familien- und Gesellschaftswappen entsteht.“

Gatterer hat also einen an das Recht der Verleihung gebundenen Begriff vom Wappen, worin sich die Rechtsverhältnisse seiner Zeit spiegeln, im übrigen bringt er jedoch die Wappenkunde in bedeutungsvoller Weise mit der allgemeinen Zeichenlehre in Verbindung.

Das heraldisch Wesentliche ist dabei nach seiner Darstellung:

1. der Schild mit seiner Einteilung, seinen Figuren und Farben,
2. der Helm mit den Helmkleinodien (Helmzeichen) und Helmdecken. In Gatterers Buch tritt deutlich hervor, in welch syste-

matischer Weise alle einzelnen Teile der Wappenkunde, z. B. die Einteilung des Schildes in Felder, in der Heraldik behandelt wurden. Gatterer gibt dabei eine Zusammenstellung der wappentechnischen Ausdrücke (vergleiche die Figur 5):

ABC das Schildeshaupt oder die Oberstelle; DEF die Mittelstelle; GHI die Unterstelle oder der Fuß; ADG die rechte Seite; BEH die Pfalstelle; CFI die linke Seite; A die rechte Seite des Hauptes oder der rechte Oberwinkel; B die Mitte des Hauptes; C die linke Seite des Hauptes oder der linke Oberwinkel; D die rechte Seite des Herzens; E das Herz; F die linke Seite des Herzens; G die rechte Seite des Fußes oder der rechte Unterwinkel; H die Mitte des Fußes; I die linke Seite des Fußes oder der linke Unterwinkel; a das rechte Obereck des Schildes; b das linke Obereck des Schildes; c das rechte Untereck des

Figur 5. Einteilung des Schildes nach Gatterer

Schildes; d das linke Untereck des Schildes; e das rechte Obereck des Herzens; f das linke Obereck des Herzens; g das rechte Untereck des Herzens; h das linke Untereck des Herzens; abcd die Rand- oder Grenzlinien des Schildes; aib der Hauptrand; ekd der Fußrand; alc der rechte Seitenrand; bmd der linke Seitenrand; i die Mitte des Hauptrandes; k die Mitte des Fußrandes; l die Mitte des rechten Seitenrandes; m die Mitte des linken Seitenrandes.

Aus der Darstellung Gatterers will ich hier nur noch einen Punkt herausgreifen, der für die Geschichte der Zeichenlehre von großem Interesse ist, nämlich die Tinkturen (Farben) und ihre Darstellung.

Von starker unterscheidender Bedeutung sind an den Wappen die Farben (Tinkturen) des Schildes und Helmes und aller auf und bei denselben vorkommende Dinge. Vom technischen Standpunkt sind selbstverständlich alle Anstriche auf Wappen künstliche. Im

heraldischen Sinne werden jedoch die Farben in natürliche und künstliche eingeteilt, je nachdem „der Anstrich eines heraldischen Körpers mit der Farbe seines Urbildes übereinstimmt“ oder nicht. Als künstliche Tinkturen werden nach Gatterer in der Regel nur Gold und Silber, d. h. Gelb und Weiß, sowie Rot, Blau, Grün, Schwarz und Purpur verwendet. Ursprünglich wurden in den Wappenbüchern die Wappen in ihren eigentlichen Farben dargestellt. Im Zusammenhang mit der Entwicklung der Buchdruckerkunst machte sich das Bedürfnis geltend, für die wirklichen Farben Zeichen einzuführen. Dieser Vorgang vollzog sich nach Gatterers Darstellung gegen Ende des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, ungefähr in folgender Reihenfolge:

I. Beschreibung der Farben mit Worten (Wappenbuch von Martin Schrot 1576).

II. Andeutung der Tinkturen durch den Anfangsbuchstaben der Farben, und zwar entweder in deutscher (zuerst durch Christian Urstis, Mathematiker in Basel, in seiner *Baselischen Chronik* 1580) oder in lateinischer Sprache (Alphonsus Ciacconius), z. B. Gold = g oder A (Aurum), Silber = w (weiß) oder a (argentum). Der Nürnberger Kupferstecher Johann Siebmacher benutzte diese kurzen Zeichen der Tinkturen bei der Herausgabe seines neuen Wappenbuches 1605 noch nicht, wohl aber 1609. Diese Bezeichnungsweise kam also damals immer mehr auf.

III. Verwendung der Planetenzeichen zur Andeutung der Farben. In der *Aspilogia* (Lehre von den Schilden) des englischen Ritters Heinrich Speelmann, herausgegeben von Eduard Bissaeus 1654, bedeutet das Zeichen der Sonne ☉: Gold, des Mondes ☾: Silber, ♂ Rot, ♀ Blau, ♀ Grün, ♀ Schwarz und ♀ Purpur.

IV. Verwendung der Schraffierungen (Hachures), d. h. von Punkten und Strichen als Zeichen der Tinkturen.

Nach Gatterer ist die Reihenfolge der Erfindungen dabei folgende:

1. Franquart in der *pompa funebris Alberti Pii Austriaci* (Bruxelles 1623 in fol.). Es wird dargestellt: Gold durch horizontale Schraffierung, Silber durch eine weiße Fläche, Rot durch vertikale Schraffierung, Blau durch Punktierung, Schwarz durch doppelte diagonale Schraffierung, Grün durch diagonale Schraffierung von rechts unten nach links oben, Purpur (fehlt). (Die Bezeichnungen rechts und links sind vom Schildträger aus gerechnet, nicht vom Beschauer.)

2. Die übereinstimmende Schraffierung des Jesuiten Petra

Santa 1638 und des Colombière 1639, die sich bisher gehalten hat. Gold: punktierte Fläche wie bei Colombière, Silber: weiße Fläche, Rot: vertikale Schraffierung wie bei Franquart, Blau: horizontale Schraffierung, Schwarz: vertikale und horizontale Schraffierung, Grün: Schraffierung von links unten nach rechts oben, Purpur: Schraffierung von rechts unten nach links oben.

3. Gelenius 1645. Gold: punktierte Fläche (wie bei Colombière), Silber: weiße Fläche, Rot: horizontale Schraffierung, Blau: diagonale Schraffierung von rechts oben nach links unten, Schwarz: vertikale Schraffierung, Grün: diagonale Schraffierung von links oben nach rechts unten, Purpur: fehlt.

Als ursprünglicher Erfinder erscheint Franquart, nicht Colombière, obgleich sich dessen Zeichen eingebürgert haben und dadurch der Ruhm der Erfindung an ihm haften geblieben ist.

Diese Entwicklung der heraldischen Ausdrücke für bestimmte Farben ist ein interessanter Seitenzweig der allgemeinen Zeichenlehre. —

In unserem Zusammenhang ergibt sich hauptsächlich die Aufgabe, die psychologische Bedeutung des Wappens als eines optischen Zeichens der Familienzusammengehörigkeit klarzustellen. In diesem Sinne ist es seiner eigentlichen Natur nach nichts als ein Kennzeichen der Blutsverwandtschaft, so daß also die besonderen Formen der Wappengebung nur verhältnismäßig nebensächliche Erscheinungen dieser allgemeinen Idee sind. Jene sind geschichtlich unter bestimmten Bedingungen entstanden und haben sich bei Veränderung derselben zum Teil umgewandelt, ohne bisher von ihrem historischen Modell loszukommen.

Dieses besteht in der Wappenform, die sich wesentlich in der Kreuzritterzeit als klassisches Vorbild herausgestaltet hat, und die im Grunde die Wappengebung der Gegenwart noch völlig beherrscht. Es waren die Zeichen der ritterlichen Wehrhaftigkeit, Schild und Helm, mit den besonderen Kennzeichen der einzelnen Person, beziehungsweise der Familien, die einerseits in der Art der Teilung und Farbe, sowie den besonderen bildlichen Darstellungen in den Feldern des Schildes, andererseits in der Art der Helmzier bestanden. Letztere bestand wohl ursprünglich häufig aus Federn und Büschen, die dann heraldisch durch andere Dinge, speziell Figuren, ersetzt wurden. Das Gemeinsame ist der ritterliche Charakter, der nur in den dekorativen Zutaten eine individuelle und Familienbeziehung bekommt.

Entsprechend der Tatsache, daß die feudalen Institutionen trotz der konstitutionellen Entwicklung des modernen Staates noch bis in die Gegenwart hineinragen, zwar weniger leicht erkennbar, aber doch immer noch mächtig, hat sich auch die in den Kreuzzügen entstandene Wappenform mit großer Zähigkeit gehalten, und regelmäßig sind den Versuchen, dieselben einer veränderten Zeitanschauung anzupassen, die Rückschläge zu den klassischen Wappenformen gefolgt.

Ein großer Teil dieser Ansätze, den ritterlichen Charakter zu einem rein dekorativen umzubilden und das ritterliche Wappen in weitere Volkskreise, mit Anpassung an den Charakter dieser, einzuführen, ist in der Tat völlig mißlungen. Manche von den später entstandenen adligen und bürgerlichen Wappen, von denen die letzteren im Gegensatz zu der ritterlichen Wehr die seltsamsten Gegenstände, speziell des handwerklichen Lebens, im Schilde führen, erscheinen, geschichtlich und ästhetisch betrachtet, geradezu als Karikaturen. Das gleiche gilt für viele Variationen der Art und Stellung des Schildes, der ursprünglich der wirklichen Form entsprach und meist schräg oder vertikal gerichtet war, während später eine Anzahl von Variationen auftreten, die sich von dem ursprünglichen Schildmotiv dekorativ unter Anpassung an den Stil der Zeit entfernen.

Für die psychologische Auffassung ist es nun interessant, daß gerade manche der ältesten Wappenzeichen den spezifisch ritterlichen Charakter der Kreuzzugszeit noch nicht aufweisen, sondern in einfachen Symbolen bestehen, die dann in dem ausgebildeten Wappen als dekoratives Element auftreten. So finden sich z. B. im Kloster Maulbronn auf den ältesten Grabplatten zum Teil noch ganz primitive Wappenzeichen, die später in heraldischer Kunstform wiederkehren, z. B. als Zeichen der Familie Magenheim, die uns noch beschäftigen wird, einfach zwei voneinander abgekehrte Monde, genau wie sie als Steinmetzarbeit in den uralten Mauern von Magenheim und Neiperg im Zabergau vorkommen, wo die Magenheimer gesessen haben.

Das, was im Sinne der ritterlichen Wappenkunde als dekorative Zutat erscheint, ist wahrscheinlich in manchen Fällen viel älter als die allgemeine Symbolik der ritterlichen Wehr und erscheint als eigentliches Kennzeichen bestimmter Familienzusammenhänge. Die geschichtliche Betrachtung steht daher, wenn sie über die Kreuzzüge hinaus nach rückwärts geht, der rein psychologischen Auffassung des Wappens als eines optischen Er-

kennungszeichens, an welche die Gegenwart anknüpfen könnte, durchaus nicht so fern, als es zunächst erscheint. In diesem Sinne ist also die ritterliche Wehr, die geschichtlich die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Stande zum Ausdruck brachte, nicht notwendig zu einem Wappen im psychologischen Sinne des optischen Erkennungszeichens.

Geht man in dieser Weise an die Ursprünge des Wappenwesens heran, so zeigt sich eine unvermutete Beziehung zu anderen Formen des Ausdruckes der Zusammengehörigkeit, die allerdings meist nicht auf Blutsverwandtschaft, sondern auf Wahlverwandtschaft und genossenschaftlicher Verbindung beruht, nämlich zu den eigentümlichen motorischen Erkennungszeichen und Gesten, die bei Geheimbünden eine große Rolle als Erkennungsmittel spielen. Der Unterschied in der Verwendung dieser beiden verschiedenen Methoden erklärt sich aus der allgemein wahrnehmbaren Art des optischen und der rein persönlich mitteilenden des motorischen Zeichens.

In diesen Zusammenhang gehören noch die akustischen Kennzeichen, die im Militärleben von jeher als Lösungswort eine große Bedeutung gehabt haben.

Bleiben wir in dem engeren Gebiete der optischen Kennzeichen, so ist außer den Wappen vor allem die Verwendung von bestimmten Farben in Gestalt von Fahnen, speziell als Zeichen einer staatlichen und politischen Zugehörigkeit, zu bemerken. In ihrer Verbindung haben Wappen und Farben allgemeine Bedeutung als Zeichen bestimmter Länder erlangt, während innerhalb dieser nationalen Beziehungen gewisse Variationen des Wappens zum Symbol einzelner Einrichtungen der betreffenden Länder, z. B. ihrer Kriegsmarine, geworden sind. Fahnen von bestimmter Farbe, die als Symbol einer politischen Richtung gelten, haben bei vielen Revolutionen eine entscheidende Rolle gespielt. Ein kulturgeschichtlicher Niederschlag der ritterlichen und landsmannschaftlich politischen Wappen- und Farbenzeichen erkennen wir auf unseren Hochschulen in den Abzeichen der farbentragenden Verbindungen, die eine Art lebendes Museum der Wappenkunde darstellen.

Die Familienwappen stellen daher nur eine besondere Art optischer Kennzeichen in dem viel weiteren Gebiete letzterer dar. Vom Standpunkt der Generationslehre liegt nicht in der heraldischen Form und der mehr oder weniger gelungenen Nachbildung der ritterlichen Abzeichen das Wesentliche, sondern in der

Festhaltung eines optischen Symbols, welches die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Familie bedeutet. Es kommt demnach hier, ganz abgesehen von den Zeichen des ritterlichen Standes, auf charakteristische Formen an, die sich leicht von anderen unterscheiden und eine Erkennung der Blutsverwandtschaft erleichtern.

Will man nun zu der ursprünglichen und eigentlichen Bedeutung des Wappens als eines optischen Zeichens der Blutsverwandtschaft zurückkehren und diesen psychologischen Kern im Sinne einer Darstellung der Generationszusammenhänge entwickeln, so muß man die geschichtlich bedingten heraldischen Formen völlig fallen lassen und versuchen, die optischen Zeichen, wenn möglich, mit einer Kennzeichnung des genealogisch Wesentlichen zu verbinden. Dieses besteht nach den früheren Ausführungen zunächst in der Darstellung der einfachen Generationsreihen von Mann und Frau bzw. Vater und Mutter. Gäbe es eine Form des Wappenzeichens, bei welchem für jede neue Generation von dieser leicht ihr eigener Name hinzugefügt werden könnte, so wäre eine Wappenform mit der Möglichkeit fortschreitender genealogischer Ergänzung gegeben, so daß darin sehr wertvolle Anhaltspunkte für die Ermittlung der Ahnenreihe vorhanden wären. Es erscheint als wesentliche Aufgabe einer genealogischen Zeichenlehre, die ganz unabhängig von den heraldischen Wappenformen im Sinne der naturwissenschaftlichen Generationslehre vorgehen will, Formen zu finden, bei denen, neben dem charakteristischen Zeichen der Familie, der Zuwachs von Generationen mit Berücksichtigung des weiblichen Elements verzeichnet werden kann. Ich betrachte dies als ein Problem, das wahrscheinlich erst nach langer und mühseliger Arbeit richtig gelöst werden wird, ebenso wie das ritterliche Wappenwesen nicht plötzlich entstanden ist, und möchte diejenigen, welche sich für eine naturwissenschaftliche Entwicklung des Familienstudiums, der Generations- und Vererbungslehre und besonders des Adelsbegriffs interessieren, zur Beschäftigung damit anregen.

Im vollen Bewußtsein der Schwierigkeit und lediglich als vorläufigen Versuch gebe ich nun die Grundform eines solchen Familienabzeichens mit Kennzeichnung des Generationszusammenhanges. Ich gehe dabei aus von der elementaren Form dreier konzentrischer Kreise, von denen der kleinste das optische Kennzeichen in Gestalt einer bestimmten Form auf farbigem Grunde enthält. Dieses Kennzeichen kann mit dem Beruf und den Neigungen der wappengestaltenden Person oder dem Schicksal der Familie,

vielleicht auch mit dem Namen derselben, irgendwie verknüpft sein. Dabei ermöglicht die einheitliche oder in einzelnen Feldern verschiedene Färbung des Grundes Unterscheidung bei zufälligerweise gleicher Wahl desselben Zeichens von anderen Familien.

Ganz unwahrscheinlich werden Verwechslungen, wenn als drittes

Figur 6. Ahnenring

Unterscheidungsmittel die Anfangsbuchstaben der Namen von Vater und Mutter in den verschiedenen Generationen verwendet werden. Um diese einzutragen, wird der mittlere Ring zwischen den konzentrischen Kreisen verwendet, der durch Radien in eine größere Zahl von Abteilungen gegliedert ist. Nehmen wir eine Teilung durch zwölf Radien an, so ist Platz gegeben, um von einem Segment aus, am besten dem nach oben im Sinne einer Uhr auf XII gerichteten, die aufsteigenden Generationen (Aszendenz) nach links, die absteigenden (Deszendenz) nach rechts im Sinne der Bewegung des Uhrzeigers einzutragen.

Auf dem äußeren Ring, der beweglich ist, sind die Zeichen für die Generationen AI—VIII und DI—III eingetragen, so daß, entsprechend der fortschreitenden Deszendenz und Aszendenz, der

äußere Ring auf den mittleren eingestellt werden kann, wobei das obere Segment den Namen der Persönlichkeit (N) enthält, von der aus Aszendenz und Deszendenz gerechnet wird.

Wir erhalten somit folgendes typische Schema zum Eintrag des Familienzeichens und der Generationsreihen (Fig. 6).

Man kann diese Form der genealogischen Darstellung als Ahnenring bezeichnen. Dieser läßt sich leicht aus einem billigen Material in vielen Exemplaren herstellen, so daß ohne wesentliche Kosten jedes Mitglied bestimmter Familien dieses Kennzeichen besitzen könnte. Auf diesem Wege würde in wenigen Generationen ein wertvolles Material zur Feststellung von Blutsverwandtschaften gewonnen werden.

Wer sich weiter für Wappenkunde interessiert, sei auf die Literatur am Schluß verwiesen. Eine Fundgrube bildet das große Werk von Siebmacher, das aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammt, und dessen neueste Auflage bei Bauer und Raspe in Nürnberg erscheint. Eine vollständige Reihe davon ist z. B. in der Universitäts-Bibliothek in Gießen vorhanden. Als kurze zusammenfassende Darstellung muß besonders die Wappenfibel von Ad. M. Hildebrandt, die in 12. Auflage von Kekule von Stradonitz 1923 herausgegeben worden ist, empfohlen werden, da sie in Form eines kleinen Lexikons eine große Menge von genealogisch und heraldisch wichtigen Namen und Begriffen erläutert.

5. Kapitel

Runen und andere Symbole mit Bezug auf genealogische Zeichenlehre

In der neueren genealogischen Literatur hat sich ein Streit darüber abgespielt, ob Runen eine Bedeutung für die Wappenlehre haben, und ob die Runenkunde dementsprechend einen Teil der genealogischen Zeichenlehre zu bilden hat. Dr. Bernhard Körner hat in seinem Buch über „Runenlehre“ die Runen mit den Wappenzeichen in Beziehung gesetzt. Diese Auffassung hat jedoch in den Kreisen der genealogischen und heraldischen Fachleute lebhaften Widerspruch gefunden. Unter den Gegnern sind besonders Archivar Dr. Friedrich von Klocke zu nennen, dessen Schrift „Von neuester Heraldik und Genealogie. Betrachtungen über Wissenschaft und Diletantismus“

Sommer, Familienforschung, 3. Aufl.

4

mit Beiträgen von Staatsarchiv-Direktor a. D., Universitätsprofessor Dr. phil. Friedrich Philippi, Bibliotheksdirektor Dr. phil. Constantin Nörrenberg und Heraldiker Dr. Adolf von den Velden 1922 von der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte herausgegeben worden ist, ferner Otto Hupp mit seinen Schriften „Wider die Schwarmgeister“, 1. Heft: „Berichtigung irriger Meinungen über das Wappenwesen“, 2. Heft: „Beiträge zur Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Wappen“, ferner „Runen und Hakenkreuz“, eine archäologische Studie mit heraldischen Schlußfolgerungen; schließlich auch der schon oben erwähnte Prof. Dr. F. Philippi mit seinem „Versuch einer gemeinfaßlichen Wappenlehre“ (Dortmund 1922).

Koerners Lehre hat also starken und zum Teil heftigen Widerspruch gefunden, aber unabhängig davon muß die Runenlehre genauer geprüft werden. Wappen im heraldischen Sinne, d. h. auf der Grundlage einer ritterlichen Bewaffnung, gibt es wohl erst seit der Mitte des 12. Jahrhunderts, aber schon vorher sind höchstwahrscheinlich kurze Zeichen von Personen und Familien vorhanden gewesen, also optische Kennzeichen im weiteren Begriff, als deren besondere Form erst viel später das Wappen im heraldischen Sinne auftritt. Z. B. gibt es schon in der ägyptischen Geschichte eine ganze Reihe von Königssiegeln, d. h. Namensschilder mit hieroglyphischen Kennzeichen einzelner Könige, z. B. von Chuf, Chafre, Menkaurê, Seti I., Ramses II., Ptolemaeus I. und anderen.

Die Frage, ob Runen in dieser Art als Kennzeichen von Personen und Familien verwendet worden sind, ist also im Grunde von der Beziehung auf die Wappen im heraldischen Sinne ganz unabhängig. Ein Streit kann nur darüber entstehen, ob, bei und nach dem Aufkommen der Wappen, Runen in oder neben diesen noch eine Bedeutung für die Bezeichnung von Personen und Familien gehabt haben.

Wir müssen uns hier auf eine rein sachliche Darlegung der Frage und ihrer geschichtlichen Voraussetzungen beschränken. Die Runen treten auf altgermanischen und, nach neuen Funden, auch sonstigen prähistorischen Denkmälern und Gebrauchsgegenständen als bestimmte Zeichen für Laute — Vokale und Konsonanten —, also als schriftlicher Ausdruck einer Sprache auf, und waren ursprünglich, was für einige sicher ist, wahrscheinlich Zeichen für Gegenstände oder Lebewesen, in deren Namen die betreffenden Laute vorkommen. Das einfachste Beispiel hierfür ist die Rune für s (vgl. Figur 7), die

sehr wahrscheinlich auf das Urbild der Schlange zurückgeht und den Zischlaut des Tieres andeuten soll. In den germanischen Schriftdenkmälern treten die Runen jedoch schon zum Teil als reine Buchstabenzeichen auf, ähnlich wie sich dies bei der ägyptischen Bilderschrift herausgestellt hat. Dabei hat sich in dem Namen „Buchstaben“ ein wichtiges Moment erhalten: Die Zeichen wurden auf kleine Buchenstäbe eingeschnitzt und in der von Tacitus in der Germania erwähnten Weise als Orakel benutzt.

Der Vorgang des Einritzens hat sich sprachlich in dem angelsächsischen Wort to write erhalten, das erst im Hochdeutschen durch Lautverschiebung zu „ritzen“ geworden ist. Die Runen wurden jedoch nicht nur auf Buchenstäben, die eine Urform der Druck-

Figur 7. Ältere, allgemeine germanische Runen

schrift mit beweglichen Lettern darstellen, sondern, ausweislich der vor- und frühgeschichtlichen Funde, auch auf Schwertklingen, Hörnern, Truhen usw., später auf Steinplatten zur Erinnerung an Begrabene eingeritzt.

Aus der Literatur möchte ich die Schriften von Professor Wimmer, ferner das sehr lesenswerte kleine Buch von Isa Prinzessin von Schoenaich-Carolath über Runendenkmäler hervorheben.

Da es sich hier nicht nur darum handelt, auf die Bedeutung der Runen im allgemeinen hinzuweisen, sondern darum, eine leichte Erlernung der Runen und die Beurteilung der Frage zu ermöglichen, ob im einzelnen Falle Haus-, Personen- und Familienzeichen eine Beziehung zu den Runen haben, so gebe ich die germanischen Runen einerseits in der ursprünglichen Gruppierung, andererseits in einer Anordnung, die sich mir als experimentalpsychologische Methode bei

Prüfung und Übung des optischen Gedächtnisses vielfach bewährt hat. Sie besteht darin, daß die zu merkenden Zeichen (Buchstaben, Zahlen, Bilder usw.) in eine Tafel mit 25 Quadraten eingetragen, und eine bestimmte Zeit, in der Regel 6 Sekunden für jede Figur, exponiert werden. Es hat sich herausgestellt, daß, wenn man mit diesem Verfahren eine größere Zahl von Personen aus einem bestimmten Kreis (Studenten, akademisch Gebildete) untersucht, nach der ersten Exposition etwa 11—12 Figuren gemerkt werden, und daß man durch mehrfache Versuche dieser Art ein vollständiges Behalten bei etwa 3—5 Expositionen erzielen kann.

Ich gebe daher hier unter Hinweis auf die obengenannte Literatur fünf Übersichten, nämlich:

1. der älteren, allgemeinen germanischen Runen in der Anordnung von 3mal 8,
2. der jüngeren, nordischen Runen in der Anordnung von 6, 5, 5,
3. der älteren, allgemeinen germanischen Runen, eingereiht in 5 mal 5 Felder,
4. der jüngeren, nordischen Runen, eingereiht in 5mal 5 Felder,
5. des unter dem Einfluß des römischen Christentums eingeführten Runenalphabetes.

Um die ursprüngliche Art der germanischen Runenbuchstaben klar hervortreten zu lassen, habe ich folgendes Verfahren gewählt. Auf kleinen Plättchen aus Buchenholz von der Länge von 3 cm und der Breite von 1,5 cm wurden, wie es von Tacitus berichtet wird, die Runen eingeschnitten. Durch beliebige Zusammenlegung dieser Runenbuchstaben im wahren Sinne des Wortes entsteht ein Buch, d. h. eine Zusammenstellung von Buchstaben. Da diese Holzplättchen mit den eingeschnittenen Runen beweglich sind, kann man die Runen in beliebiger Reihenfolge anordnen, und zwar entweder in der Reihenfolge der älteren und jüngeren Runen, sowie des späteren Runenalphabetes, oder auch zu Worten und kurzen Texten. Es ist ersichtlich, daß diese altgermanische Methode beweglicher und beliebig zusammenstellbarer Buchstaben zwar schwerfälliger ist als die Schreibschrift, aber im Grunde schon die wichtige Erfindung der beweglichen Lettern enthält, die später in der Buchdruckerkunst verwendet wurden. Die Figuren 7—11 sind in der Weise hergestellt, daß die Runenbuchstaben in wechselnder Weise zusammengeordnet und dann photographiert wurden. Das Einschneiden der Runen wurde von Herrn Werkmeister Wulkau in der Nervenklinik in Gießen nach meiner Angabe ausgeführt.

Zu Figur 7. Die ältere, allgemein germanische Runenreihe besteht aus drei Gruppen zu je 8 Lautzeichen, nämlich:

- I. f, u, th, a, r, k, g, w
- II. h, n, i, j, eu, p, r, s
- III. t, b, e, m, l, ng, o, d.

Ähnlich wie die griechische Lautreihe nach den ersten beiden Lautnamen ($\alpha\lambda\phi\alpha$, $\beta\acute{\epsilon}\tau\alpha$) als Alphabet bezeichnet wird, was auf dem Wege über die römische Lautreihe in unseren Sprachgebrauch übergegangen ist, so wird die germanische Lautreihe nach den 5 Anfangsbuchstaben als Futhark bezeichnet. Dabei haben jedoch die 3 Gruppen von je 8 Lauten nach den Anfangsbuchstaben f, h und t

Figur 8. Jüngere, nordische Runen

in der nordgermanischen Sprache besondere Namen: Freya, Hagal und Tyr, wobei Freya und Tyr als Götternamen gelten, während Hagal sprachlich mit dem jetzigen Wort Hagel verwandt erscheint. Die Entstehung dieser Gruppen oder Stämme und ihre Bedeutung ist noch unklar, deutet aber jedenfalls auf eine noch unbekannte Vorgeschichte. Eigenartig ist die Verteilung der Vokale: u und a finden sich in der ersten Reihe von 8 Buchstaben, i und merkwürdigerweise der Diphtong eu in der zweiten, e und o in der dritten.

Zu Figur 8. Die jüngere, nordische Runenreihe besteht nur aus 16 Buchstaben, bedeutet also eine Vereinfachung, bei der jedoch manche Einzelheiten des sprachlichen Ausdruckes in der Schrift leicht verloren gehen. Sie ist in Gruppen von I 6 (f, u, th, a, r, k), II 5: h, n, i, a, s und III 5: t, b, l, m, r eingeteilt. Es ist interessant, genauer zu sehen, wie sich die jüngere zu der älteren Reihe verhält.

Zu Figur 9. Bei dieser experimental-psychologischen Anordnung reicht die erste Reihe von 8 Buchstaben bis zum 3. Feld der zweiten Fünferreihe, die zweite Reihe von 8 bis zum 1. Feld der vierten Fünferreihe, die dritte bis zum 4. Feld der 5. Reihe.

Fast alle Buchstaben bestehen aus geraden Strichen, die zu ganz einfachen Figuren vereinigt sind, vergleiche die Runen für f, a, h, n, i, eu, s, t, l. Öfter wird ein Winkel in verschiedener Stellung, manchmal mit geraden Linien verbunden, oder durch Zusammensetzung verdoppelt, verwendet, vergleiche die Runen für th, r, k, p, ng, o, d, e, m. Diese Geradlinigkeit und Einfachheit mit Wiederkehr gleicher Grundelemente entspricht dem Verfahren, die Buchstaben in Holz zu schneiden. Bogenförmige Linien kommen nur selten vor, vergleiche die Runen für w, j und b, in diesem Falle bemerkenswerterweise als Unterscheidung der Rune für p. Dieses Futhark-Alphabet erscheint in seiner Gliederung und seinen Einzelheiten durchaus nicht ursprünglich, sondern deutet auf unbekannte Vorläufer und Ursachen dieser eigenartigen Ausgestaltung.

Zu Figur 10. Um zu zeigen, wie sich die jüngeren, nordischen Runen zu den älteren, gemeingermanischen verhalten, habe ich in dem Quadrat von 25 Feldern die Buchstaben so eingetragen, daß ersichtlich wird, an welchen Stellen ältere Buchstaben fehlen, auf welche anderen Felder sie verschoben sind, oder welche andere Bedeutung sie erlangt haben und welche neuen Zeichen aufgetreten sind. In der ersten Reihe sind Nr. 1, 2, 3 und 5 geblieben. Die Rune in Nr. 4 bedeutet o, statt früher a, in der zweiten Reihe bleiben die Felder Nr. 2 und 3 mit den alten Runen für g und w leer. Statt der Rune für h steht auf dem vierten Feld der zweiten Reihe ein anderes Zeichen. Die Runen für k und n auf dem ersten und fünften Feld der zweiten Reihe sind geblieben, in der dritten Reihe steht wie früher die Rune für i auf dem ersten Feld, dann folgt eine Rune für a statt des früheren Zeichens auf Nr. 4 der ersten Reihe. Es fehlen die Runen für eu, p und r im dritten und fünften Feld, in der vierten Reihe sind in den Feldern 1—3 die Runen für s, t und b geblieben, sodann sind die älteren Runen für ng, o und d weggelassen und dafür auf dem zweiten und dritten Feld neue Runen für m und r eingetreten. Letztere ist eine vertikale Umkehrung, erstere gleicht der früheren Rune für r. Hier ist eine Verwendung schon früher gegebener Linien und Winkel zum Zweck der Vereinfachung unverkennbar.

Zu Figur 11. Nach dem Eindringen der lateinischen Sprache er-

folgte eine Anpassung der Runenschrift durch Annahme der Reihenfolge des lateinischen Alphabetes, das auf dem griechischen beruhte. So entstand z. B. das in der Literatur dem Dänen-König Waldemar zugeschriebene Runenalphabet. Der geschichtliche Vorgang, der zugrunde liegt, ist z. B. aus den Urkunden der Abtei Reichenau klar ersichtlich. Im 2. Halbband, Seite 699, sind mehrere Runenschriften und das neue Runenalphabet dargestellt. Als Beispiel gebe ich die älteren gemeingermanischen Runen in alphabetischer Reihenfolge mit experimental-psychologischer Anordnung.

Figur 9
Ältere, allgemeine
germanische Runen

Figur 10
Jüngere, nordische
Runen

Figur 11
Runenalphabet

Die Runenschrift ist also durch das Christentum und die lateinische Sprache nicht völlig verdrängt, sondern nur zu einer Änderung der alphabetischen Reihenfolge genötigt worden. Sie blieb aber ausweislich einer Reihe von Urkunden einerseits im Volk, andererseits bei Gelehrten, die sich damit befaßten, noch im Gebrauch. Nimmt man an, daß mit der germanischen Runenschrift auch Namen von einzelnen Persönlichkeiten festgehalten wurden, so erscheint es auf dem Boden der Volkskunde durchaus nicht ausgeschlossen, daß eine Verwendung von Runen als Personen-, vielleicht auch Familienzeichen noch später erfolgt ist. Dementsprechend sagt die Verfasserin der erwähnten Schrift über Runendenkmäler (S. 62) in bezug auf Symbole und Runen: „Auch ist noch zu ergründen, in welchem Verhältnis

die vielen alten Steinmetzzeichen zu den Runen stehen, ebenso die Hausmarken. Gerade in der Baukunst erkennen wir manche uralte Überlieferung, und es wäre immerhin möglich, wenn auch einige solcher symbolistischen Zeichen im Fachwerkbau Anwendung gefunden hätten. Die Deutung dieser Symbole bietet der Phantasie reichen Stoff. Vollständige Klarheit darüber wird die Wissenschaft erbringen müssen.“ —

Im Zusammenhang mit den Runen und anderen Symbolen müssen also besonders die Steinmetzzeichen, die sich an alten Kirchen

Beziehung von alten Steinmetzzeichen zu:

1. griechischen Buchstaben,

Β Γ Δ Η Μ V Y T

2. lateinischen Buchstaben,

D L M N O T V X Z

3. Runenzeichen,

ϕ (H) β (G) * (L) T (T) y (O) X (B) ^ (U)

4. Bildern von Gegenständen,

P 9 0 7 8 9 T C ☆ 5 6 7 8 9

5. spätgotischen Zeichen,

I b f h l l E f t e z z

Figur 12. Nach dem Abriß der Burgenkunde von Otto Piper, S. 32 u. 33

und Burgbauten finden, betrachtet werden. Ich verweise hier auf die Burgenkunde von Piper (vgl. Figur 12).

In manchen Gegenden von Deutschland, z. B. im Zabergau in Württemberg, das ich als deutsche Heimat des Soldangeschlechtes in der 1. Auflage dieses Buches behandelt habe, finden sie sich gehäuft, was mit der alten Kulturgeschichte dieses Gaues zusammenhängt.

In der Beschreibung des Oberamtes Brackenheim, dessen gleichnamige Stadt die alte Magenheimische Hauptstadt des Zabergaues war, finde ich die in Figur 13 wiedergegebenen Steinmetzzeichen ver-

merkt, die von der alten Burg Magenheim bei Cleebronn am Stromberg, vom Schloß Blankenhorn bei Eibensbach am Stromberg und von der Burg Neipperg am Heuchelberg stammen. Daß gerade hier in einem Gebiet sehr früher mittelalterlicher Kultur so viele solche Zeichen vorkommen, ist von Bedeutung. Im Süden des Zabergaues am Michelsberg vorbei läuft ein alter Rennweg in ost-westlicher Richtung zur Ruine Sternenfels, von der man nicht weit zum Kloster Maulbronn zu gehen hat. Das Wappen der Magenheimer, deren alte Stammburg nahe dem Rennweg lag, ist ein doppelter Mond.

Steinmetzzeichen von alten Burgen im Zabergau

1. Magenheim bei Cleebronn am Stromberg

WV< Δ C * I T < C + L

2. Blankenhorn bei Eibensbach am Stromberg

Æ Λ < + U ∩ S □ ||| ∩ <
 □ Δ * * I ⊕ ∩ ∩ ∩ <
 ∩ ∩ V ∩ ∩ ∩ → H ∩ ∩ <

3. Neipperg am Heuchelberg

⊗ ∩ Z + ∩ → Δ ∇

Figur 13

Nicht weit davon liegt der Michelsberg mit der St. Michelskirche. Dieser Name deutet vielfach auf frühere germanische Kultus- und Wallfahrtsstätten, die später mit christlichen Vorstellungen und Kultuseinrichtungen verdeckt worden sind. Das Zabergau erweckt also vielfach altgermanische Erinnerungen. Ob auch das zahlreiche Auftreten von Steinmetzzeichen in dieser Richtung zu deuten ist, erscheint noch fraglich, aber mindestens der weiteren Prüfung wert.

Die Steinmetzzeichen haben durchaus den Charakter einer Schrift und sind in der meist geradlinigen Konstruktion der Zeichen den Runen sehr ähnlich. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß es

sich dabei um eine aus den Runen hergeleitete Geheimschrift handelt, die nach dem Eindringen der lateinischen Schreibweise zur Verständigung für Kenner diente. Hier liegt für die deutsche Vergangenheit ein ebenso wichtiges Problem, wie es z. B. die Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen gewesen ist.

Aber durch diese Auffassung ist eine Bedeutung der Runen für die Wappenlehre im heraldischen Sinne in keiner Weise gegeben. Ich habe darauf hingewiesen, daß die mit wenigen Ausnahmen festgehaltene Gradlinigkeit der Runen eine Anpassung an ein bestimmtes Material (Holz) beim Schnitzen (ritzen = writan = write) darstellt. Ebenso muß man bei den Wappen von der Beschaffenheit des Waffenesens ausgehen, und darf nicht Zeichen, die einen ganz anderen Ursprung haben, ohne weiteres darauf übertragen. Es werden daher gegen die Runenlehre Dr. Koerners folgende Einwendungen erhoben:

1. Wappenbilder werden auf den Schilden und an den Helmen angebracht zuerst um 1150. Die ältesten Wappenbilder sind fast durchweg Tiere (Löwen, Adler usw.), nicht etwa sind es Abteilungen farbiger Felder durch Linien. Wären die Wappenbilder der ältesten Zeit aus den Runen entstanden, so müßte es umgekehrt sein.

2. Der Gebrauch, Wappenbilder auf den Schilden und an den Helmen anzubringen, hängt mit der waffentechnischen Entwicklung zusammen. Der bis etwa 1150 gebräuchliche sogenannte „normannische Helm“ war lediglich eine aus mehreren Stücken zusammengesetzte Hirnhaube mit einem Naseneisen, ließ also alle übrigen Teile des Kopfes recht ungeschützt. Erst spät lernten die Waffenschmiede die Helme aus einem Stück treiben und sie dann auch so groß zu machen, daß sie das ganze Haupt einhüllten (sogenannte „Topfhelme“) und nur noch einen schmalen Schlitz für die Augen hatten. Mit diesem Augenblicke hoben die Helme („Topfhelme“) aber die Wirkung des sogenannten „Cri de guerre“, des Feldgeschreies, als des Sammelrufs des Anführers für seine Mannen, auf. Unter dem das ganze Haupt umhüllenden „Topfhelm“ heraus konnte das Feldgeschrei des Anführers nicht mehr weit dringen. Durch den das ganze Haupt umhüllenden „Topfhelm“ hindurch konnte das Ohr des Mannen das Feldgeschrei des Anführers nicht mehr von weit her hören. Die „akustische“ Wirkung des Feldgeschreies mußte also durch eine „optische“ Wirkung ersetzt werden. Diese „optische“ Wirkung erreichte man durch Anbringung weithin sichtbarer Zeichen auf dem Schild und an dem Helm. Auf der Notwendigkeit,

diese Zeichen weithin sichtbar zu machen, beruhen auch die feststehenden Regeln der alten und echten Wappenkunst:

A. daß nur wenige bestimmte, sehr grelle Farben verwendet werden dürfen;

B. Farbe nicht auf Farbe und „Metall“ (Weiß oder Silber, Gelb oder Gold) nicht auf „Metall“ angebracht werden darf, vielmehr nur „Metall“ auf Farbe, oder Farbe auf „Metall“;

C. daß das Schildbild den Schild möglichst füllen muß;

D. daß die kennzeichnenden Merkmale des Schildbildes immer sehr stark übertrieben werden (sogenannte „heraldische Stilisierung“);

E. daß die Helmzierde regelmäßig ganz unverhältnismäßig groß ist;

lauter Regeln, die auf eine möglichst weitreichende optische Wirkung abzielen, und ganz unerklärlich wären, wenn die Wappenbilder auf Runen zurückzuführen wären.

3. „Runen“ waren etwas heidnisches. Es ist ganz undenkbar, daß der Adel des hohen Mittelalters und seine Herolde in den Wappenbildern eine „runistische Geheimlehre“ fortgepflanzt hätten, ohne daß die allgemeinen oder die kirchenprovinzlichen Kirchenkonzile hiergegen eingeschritten wären. Von einem solchen Einschreiten ist aber nicht die leiseste Spur nachweisbar. —

Bei dieser Sachlage erscheint es zwar nicht als erweislich, daß die Runen auf die Wappen im heraldischen Sinne eingewirkt haben, andererseits fallen Runen und Wappen unter den gemeinsamen Begriff der optischen Symbole.

Wenn Runen oder andere Symbole als kurzes Zeichen für bestimmte Personen oder zusammengehörige Gruppen von Menschen verwendet worden sind, wie ersteres z. B. bei den ägyptischen Königssiegeln sicher ist, so haben sie, auch bei Mangel einer Beziehung zur heraldischen Wappenlehre, ein Interesse für die Personen- und Familiengeschichtsforschung.

6. Kapitel

Familienbewußtsein und Familienforschung

Dem Generationszusammenhang, der tatsächlich gegeben ist, entspricht als subjektives Element das Familienbewußtsein, ohne daß ein gesetzmäßiges Verhältnis zwischen beiden vorhanden

wäre. Das Familienbewußtsein betrifft meist nur einen sehr kleinen Teil der wirklichen Blutsverwandtschaft und schränkt sich in der Regel auf die Beziehungen von Großeltern, Eltern und Kindern, sowie von Geschwistern und Geschwisterkindern ein. Und zwar gilt dies mit geringen graduellen Schwankungen von dem weit überwiegenden Teil des Volkes. Je ungebildeter und dabei freizügiger eine Volksgruppe ist, wie dies besonders für einen Teil der industriellen und landwirtschaftlichen Arbeiterbevölkerung zutrifft, desto geringer ist auch das Familienbewußtsein, und desto schwieriger wird, bei dem jetzigen Mangel an Methoden der Ermittlung, das Studium der Abstammungs- und Vererbungsverhältnisse. Am geringsten ist dasselbe naturgemäß bei unehelich Geborenen, bei denen das Familienbewußtsein sich oft nur auf die Kenntnis der Mutter einschränkt und dabei mit dem Gefühl der Abneigung verknüpft ist.

Aber auch die in der Regel vorhandenen Beziehungen von drei Generationen erscheinen im Verhältnis zu den wirklichen Tatsachen der Blutsverwandtschaft und Vererbung als ein außerordentlich kleiner Ausschnitt der Wirklichkeit.

Je seßhafter eine Familie in einem bestimmten Orte ist, wie dies z. B. für die Besitzer von Stammgütern in ritterlichen und bäuerlichen Kreisen, sowie die alten Patrizierfamilien der Hansastädte, ferner mittelstaatliche Beamtenfamilien gilt, desto leichter entsteht ein Familienbewußtsein. Dieses wird befördert durch schriftliche oder gedruckte Bewahrung der Familienüberlieferungen in Form von Chroniken, durch Zusammenkünfte der Mitglieder einer Blutsverwandtschaft, sowie bestimmte Zeichen einer Familie (Wappen), ferner durch gemeinsamen Besitz in Form von Stiftungen u. a.

Am meisten ausgebildet sind diese Einrichtungen bei dem früher als adlig bezeichneten Teile der Bevölkerung. Es ist unverkennbar, daß diese Stärkung des Familienbewußtseins, wie es zur Zeit unter Bewahrung und Nachbildung feudaler Formen vielfach gepflegt wird, in der Regel ein die soziale Stellung und Geltung einer Familie beförderndes Moment darstellt, demgegenüber der oft ohne Familienzusammenhang tätige Individualist vielfach sich unterlegen zeigt.

Andererseits ist zu beachten, daß das im Sinne des Familienegoismus entartete Familienbewußtsein sehr oft sozial außerordentlich schädlich gewirkt hat, indem Begünstigung der Blutsverwandtschaft, auch bei minderwertigen und mehr oder weniger degenerierten Mitgliedern derselben, zu einer Hemmung

des aufstrebenden natürlichen Adels geführt hat. Bis in die Gegenwart reichen die Ausläufer des privilegierten Nepotismus, und zwar sind seine Spuren für den tiefer Blickenden in den verschiedensten Lebens- und Berufskreisen zu finden. Dementsprechend haben manche der an sich nützlichen Familieneinrichtungen eine lediglich exklusive und die persönliche Eitelkeit fördernde Wendung genommen.

Diese Form des Familienbewußtseins muß vom naturwissenschaftlichen Standpunkt als eine Verkehrung des eigentlichen Sinnes und der wesentlichen Aufgabe bezeichnet werden, da letztere nur auf die Verbesserung der Rasse, durch Beförderung der geistigen und körperlichen Gesundheit und der sozial nützlichen Tätigkeit innerhalb der einzelnen Familien, gerichtet sein kann. Ein Hauptzweck der vorliegenden Schrift besteht darin, das Familienbewußtsein im Hinblick auf soziale Förderung der natürlichen Aristokratie zu stärken und die feudalen Formen des Familienzusammenhanges in naturwissenschaftlich richtiger Weise weiterzuentwickeln.

Diese Aufgabe erscheint um so mehr als dringende Notwendigkeit, als, mit der Entwicklung des freizügigen Erwerbs und der Verkehrsverhältnisse, die Bewahrung der Familienzusammenhänge immer schwieriger wird, so daß gewissermaßen eine fortschreitende Zersplitterung des Stammbaumes, im Sinne des bewußten Familienzusammenhanges, eintritt. Die neue Zeit, die sich nicht mehr im Sinne eines bodenständigen Feudalismus zurückbilden läßt, verlangt einerseits neue Mittel, um trotz der räumlichen Trennung der Personen die Familienbeziehungen im Bewußtsein zu bewahren und klarzustellen, andererseits auch inhaltlich ein der naturwissenschaftlichen Erkenntnis gemäß weiter entwickeltes Programm.

Dieses muß aus dem Studium der Vererbung und der Einsicht in die Bedingungen der Degeneration und Regeneration abgeleitet werden. Allerdings ist es zu diesem Zwecke nötig, das Familienbewußtsein in immer weiteren Kreisen zu stärken und zu beleben, und die Einrichtungen dieser Art, die auf der feudalen Grundlage auch in bürgerlichen Kreisen vielfach Eingang gefunden haben, sachgemäß weiterzuentwickeln.

Dementsprechend sind Bestrebungen, wie sie durch die Vereinigungen für Familienforschung gepflegt werden, sehr zu begrüßen. Falls diese mit naturwissenschaftlicher Methode an die Vererbungserscheinungen in den einzelnen Familien herangehen und das Ziel der

Regeneration und natürlichen Aristokratie fest im Auge behalten, werden sie eine wichtige Aufgabe in der Kulturbewegung unserer Zeit erfüllen. Ein Mittel hierzu ist die Förderung des Familienbewußtseins, wenn es sich mit der Betonung des natürlichen Adels verbindet.

Ahnenkult und Totemismus

Wir können das Familienbewußtsein, das in Westeuropa im Laufe der Geschichte wesentlich feudale Formen angenommen hat, im Rahmen dieses Buches auch vom psychologischen und entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt betrachten. Dabei treten zwei Formen hervor, die beide eine religiöse Färbung haben, nämlich Ahnenkult und Totemismus. Letzterer bedeutet eine ursprüngliche Art des Abstammungsglaubens und muß vom Standpunkt der Religionen der Kulturvölker als Aberglauben angesehen werden, gehört aber vom psychologischen Standpunkt durchaus mit dem Ahnenkultus — wenn auch nur als niedrige Entwicklungsform — zusammen. Der Ahnenkultus ist besonders bei asiatischen Völkern ausgebildet und hat im häuslichen Leben bei diesen eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Eine Parallelerscheinung ist die bei den indogermanischen Völkern öfter auftretende Verehrung eines heldenhaften Stammvaters oder eines Nationalheros. Aber diese Vorstellung geht zu sehr in die allgemeine Heldensage über, ohne ein eigentliches Familienbewußtsein zu erzeugen. Dagegen ist z. B. bei den Chinesen der Ahnenkultus im streng familiären Sinne religiös organisiert.

Auf niedrigen Stufen der Religion findet sich als Kultform der Totemismus. In Wundts Völkerpsychologie, II. Bd., II. Teil, S. 241 heißt es darüber:

„Die Eigenschaften der Totems, denen diese ihre kultische Bedeutung verdanken, sind nun wesentlich von doppelter Art. Erstens sind die Totemtiere die Ahnen oder, wie sie meist genannt werden, die Väter der Menschen. Diese Eigenschaft ist vor allem für den Totemismus kennzeichnend. Wo sie fehlt, da kann möglicherweise eine aus dem letzteren hervorgegangene, es kann aber auch ebensogut eine ganz andere, dem Gebiet des Dämonenglaubens oder des Fetischismus angehörende Erscheinung vorliegen. Diese genealogische Wertung seiner Objekte macht den Fetischismus zugleich von vornherein zu einer mit den Verhältnissen der Gesellschaft eng verflochtenen Erscheinung.“

Wundt erörtert dann die Beziehung der Stämme und Sippen zu bestimmten Totemtieren und geht auf die Darstellung von solchem Abstammungsglauben in Form von Tätowierungen, sowie besonders

von Totemsäulen, ein. Das Totemtier ist einerseits zum Stammvater, andererseits zum Stammzeichen geworden.

„Die Spitze einer solchen Totemsäule wird gekrönt mit dem Totemtier. Unter ihm bemerkt man in lineärer Reihenfolge die Gesichter menschlicher Ahnen. Die Totemsäule ist also gewissermaßen ein umgekehrter Stammbaum.“

Diese völker- und religionspsychologischen Betrachtungen¹⁾ bekommen ihre eigentliche Bedeutung erst dann, wenn man sie mit den in Westeuropa gebräuchlichen Formen des Familienbewußtseins vergleicht. Es ist notwendig, dieses von den geschichtlich bedingten feudalen Formen völlig zu befreien und es auf psychologischer Grundlage von neuem zu entwickeln.

Familienchroniken

Ein sehr wesentliches Mittel zur Erhaltung und Stärkung des Familienbewußtseins sind die Familienchroniken. Faßt man diese als eine Form der Geschichtsschreibung auf und untersucht sie nach den allgemeinen Gesichtspunkten letzterer in methodischer Beziehung, so stellt sich heraus, daß in den Familienchroniken vielfach noch ein Zustand bewahrt wird, den die allgemeine Geschichtsschreibung längst überwunden hat: nämlich der einer einfachen Aufzählung von Ereignissen, die manchmal noch von sagenhaften Elementen durchsetzt ist. Damit ist diese Art der Familiengeschichtsschreibung durchaus nicht entwertet, da eine solche Darstellung einerseits für die betreffende Familie einen Erinnerungswert besitzt und zur Stärkung des gemeinsamen Bewußtseins beiträgt, andererseits solche einfache Überlieferungen von Tatsachen für die politische, soziale und Geistesgeschichte eines Volkes, und somit in manchen Fällen für die Weltgeschichte, von großer Bedeutung sein können. Auch läßt sich von unserem Standpunkt in den einfachen Familienchroniken öfters brauchbares Material für die Beurteilung des Familiencharakters und der Vererbungserscheinungen finden.

Immerhin erscheint es in dieser Beziehung wünschenswert, daß die einfache Beschreibung der äußeren Lebensereignisse im Sinne einer möglichst genauen körperlichen und geistigen Charakteristik der einzelnen Personen weiterentwickelt wird. Es handelt sich in diesem Gebiete darum, die Ansätze zur naturwissenschaftlichen Betrachtung der einzelnen Organisationen innerhalb einer Blutsverwandtschaft methodisch auszugestalten.

¹⁾ R. Thurnwald, „Die Psychologie des Totemismus“. *Anthropos*, Bd. XIV bis XV.

Bei der jetzigen Art der Darstellung treten naturgemäß diejenigen Ereignisse in den Familienchroniken zu sehr in den Vordergrund, welche mit dem Beruf der einzelnen Personen zusammenhängen, während dieser in vielen Fällen rein äußerlich durch irgend eine Verknüpfung von Umständen ergriffen worden ist. Von unserem Standpunkt erscheint es daher vor allem nötig, neben diesen beruflichen Ereignissen die angeborenen Neigungen, die sich häufig in irgend welchen Neben- und Lieblingsbeschäftigungen äußern, zu berücksichtigen und festzuhalten. Die wirklichen Produkte dieser (Zeichnungen, Niederschriften u. a.) gehen erfahrungsgemäß innerhalb weniger Generationen verloren, so daß ein Vorhandensein solcher Neigungen und Anlagen später nicht mehr festgestellt werden kann. Sehr häufig äußern sich diese nur in der Kindheit, während sie von den Anforderungen des zufällig ergriffenen Berufes später völlig überdeckt und unkenntlich gemacht werden. Es muß daher das Auftreten von solchen bestimmten Beschäftigungstrieben in der Kindheit beachtet und vermerkt werden. Geschähe dies in sorgfältiger Weise, so würde vielleicht später mancher Mißgriff bei der Berufswahl vermieden.

Auch in anderer Beziehung ist die Beachtung der kindlichen Eigenschaften für das spätere Leben von größter Bedeutung und sollte in methodischer Weise durch die Familienchronik geschehen. Dies bezieht sich nicht nur auf die psychischen, sondern auch auf die körperlichen Eigenschaften, bei deren Feststellung der Hausarzt in geeigneter Weise mitwirken könnte. Es ergibt sich die Aufgabe, die Methoden der psychophysiologischen Untersuchung in geeigneter Weise in die Familienforschung zu übertragen und die Form der Familienchronik weiterzubilden. Ich denke mir die Art der Behandlung so, daß zu der systematischen Darstellung der Generationsreihen für jedes einzelne der darin erwähnten Mitglieder ein Merkblatt kommt, in welchem nach einem bestimmten Schema eine Reihe von Tatsachen festgelegt wird. — Wird dieses Verfahren durch mehrere Generationen fortgesetzt, so kann sich daraus ein ausgezeichneter Einblick in das Schicksal der Familien nicht nur im äußerlichen Sinne, sondern auch in dem inneren der psychophysiologischen Organisation und der Vererbungserscheinungen ergeben. Ich stelle daher im folgenden ein solches Schema zu einem Merkblatt für Familienchroniken vom naturwissenschaftlichen Gesichtspunkt zusammen.

I. Lebenslauf

1. Zeugung. Ungefähre Angabe der Zeit der Zeugung, bestimmt nach dem Ausbleiben der menstruellen Blutung und der Zeit der Niederkunft. Besondere Umstände der ersteren, z. B. ruhiges Leben in der Heimat oder Reisen der Eltern, deren Befinden, z. B. infolge von freudigen Eindrücken oder von Aufregungen, Schrecken, Anstrengungen usw. Ungewöhnliche politische und soziale Verhältnisse.

2. Schwangerschaft. Besondere Ereignisse während derselben, ruhiges Leben oder Überarbeitung, Sorgen, Verletzungen, Erkrankungen usw.

3. Geburt. Zeit, äußere Umstände, leichte oder schwierige Niederkunft, Kunsthilfe. Gewicht und Länge des Kindes. Bauart, besonders Schädelform, Augen, Behaarung. Erste Lebensäußerungen.

4. Entwicklung bis zum Eintritt in die Schule. Zahnung, Krankheiten, besonders Krämpfe. Wachstum des Kopfes. Affekte, Willensäußerungen, Gemüteseigenschaften, Entwicklung der Sprache und des Verstandes. Verhalten zu bestimmten äußeren Reizen, z. B. auf musikalische Eindrücke. Besondere Art der Spieltriebe. Phantasie.

5. Schulzeit. Angabe der Schulen. Leistungen in den einzelnen Fächern. Nebenbeschäftigungen, besondere Neigungen und Fähigkeiten, Charaktereigenschaften. Krankheiten. Beachtung etwaiger Veränderungen in der Zeit der Geschlechtsreife: Phantastische Züge, Hemmung der geistigen Entwicklung.

6. Spätere Ausbildung: Militärzeit, Fachschule, Hochschule. Körperlicher und geistiger Zustand um das 20. Jahr.

7. Beruf. Wahl des Berufes aus Zufall oder mit Rücksicht auf früher hervorgetretene Eigenschaften. Leistungen im Beruf.

8. Privatleben: Nebenbeschäftigungen, ausgeprägte Interessen. Besondere Ereignisse und Lebensschicksale.

9. Ehe und Familienleben. Wahl des Ehegatten, Heirat. Kinder. Freudige und traurige Ereignisse. Beschäftigung im Familienkreis.

10. Werke. Sozial nützliche Arbeiten, Stiftungen, schriftstellerische und künstlerische Leistungen usw.

11. Körperlicher und geistiger Zustand im 30., 40., 50., 60. und 70. Jahre.

12. Krankheit und Tod.

II. Genauere Beschreibung

1. Körperlicher Befund: a) Größe mit Angabe der Zeit der Messung; b) allgemeiner Knochenbau; c) Hautbeschaffenheit mit Beachtung des Farbstoffes an der Haut und den Haaren; d) Augen, dabei Farbe der Regenbogenhaut, Größe und Lage der Augen in der Augenhöhle, Schielstellungen, Sehschärfe und Bauart des Auges mit Kurzsichtigkeit oder Weitsichtigkeit u. a.; e) Schädel und Gesicht, Bauart des Gesichts, besonders Asymmetrien, Form der Nase, des Kinnes, der Backenknochen, der Stirn; f) Muskulatur; g) Herz- und Blutgefäßsystem; h) Nervensystem.

2. Geistiger Befund: a) Aufmerksamkeit; b) Gedächtnis; c) Verstand; d) assoziative Fähigkeiten; e) Handfertigkeiten; f) sprachliche Fähigkeiten; g) sonstiges Ausdrucksvermögen; h) Ordnungssinn; i) Erfindungsgabe; k) Willenscharakter, Ausdauer oder Nachlässigkeit; l) Gefühlscharakter; m) Beeinflussbarkeit und Nachgiebigkeit. —

Es ist im vorstehenden der Versuch gemacht worden, eine Anzahl von wesentlichen Punkten aus dem Ablauf eines Lebens hervorzuheben und in Form eines Schemas zusammenzustellen. Die Ausfüllung eines solchen könnte sich auf zwei oder drei Generationen verteilen, da in der Regel die Abteilungen von I 1—5 und II den Eltern, I 6—11 deren Kindern, 12 den Enkeln der ersteren oder anderen Verwandten zufallen würden. Geschähe dies in einer großen Zahl von Familien in übereinstimmender Weise, so ließe sich in wenigen Generationen ein Material erhalten, das an naturwissenschaftlichem Wert die jetzt in Ausnahmefällen vorhandenen Familienchroniken außerordentlich übersteigen würde. Dieser Gedanke scheint ausführbar, wenn sich eine große Zahl von Familien oder von Vertretern solcher in der Überzeugung zusammentun, daß diese Art der Feststellung nicht nur das Familienbewußtsein heben, sondern auch für die Familienforschung im allgemeinen von großer Bedeutung sein kann. Falls die schon bestehenden Organisationen für Familienforschung diese naturwissenschaftliche Methode aufnehmen und fördern, wird ein rascher Fortschritt in diesem Gebiet die Folge sein.

Diese Merkblätter müssen in der Familienchronik mit der Ahnen-, Abstammungs- und Sippschaftstafel in der früher dargestellten Weise, nach Bedarf auch mit dem Deszent von besonders hervortretenden Ahnen, verknüpft werden. Man erhält somit folgenden Entwurf eines Familien- und Ehebuches: Auf dem Umschlag: Name und Fa-

milienzeichen (Wappen im bisherigen Sinne oder sonstiges optisches Kennzeichen der beiden durch die Ehe zusammenkommenden Familien).

1. Seite oben links A I 1 (nach dem Ahnenschema): Name und alle Vornamen des Ehegatten, Geburtstag und Geburtsort. Oben rechts als A I 2 Name und alle Vornamen der Gattin, Geburtstag und Geburtsort. Darunter Vordruck: Kinder Nr. 1 bis beispielsweise 6 mit Vordruck betr. Geschlecht, Name, Geburtstag. Die Ahnenbezifferung der Eltern bezieht sich auf die aus der Ehe eventuell hervorgehenden Kinder. Unter der Übersicht der Kinder sind auch Fehlgeburten zu vermerken mit Angabe des Monats der Schwangerschaft. Die Todestage müssen bei den einzelnen Personen nachgetragen werden.

2. Seite. Ahnentafel des Gatten, dessen Name, Geburtstag und Geburtsort (wie auf Seite 1) mit der Bezeichnung A I 1 unten hin zu drucken ist. Es folgt darüber Vordruck für A II 1—2, A III 1—4, A IV 1—8, A V 1—16. Die Bezeichnung der Ahnenreihen bezieht sich auf die Kinder des Ehepaares.

3. Seite. Ahnentafel der Gattin, deren Name, Geburtstag und Geburtsort (wie auf Seite 1) mit der Bezeichnung A I 2 ebenfalls unten hin zu drucken ist. Es folgt darüber Vordruck für A II 3—4, A III 5—8, A IV 9—16, A V 17—32. Legt man Seite 2 und 3 nebeneinander, so erhält man die vollständige Ahnentafel der Kinder des Ehepaares bis zur Reihe A V mit 32 Ahnen.

4.—7. Seite. Sippschaftstafel der Ehegatten und deren Eltern, die in der Ahnentafel auf Seite 2 und 3 verzeichnet sind. Vorgesetzt wird das Zeichen, welches die betreffende Person in der Ahnentafel auf Seite 1 und 2 hat. Der Vordruck für jede Person befindet sich oben links. Es enthält Seite 4 oben den Vermerk: Sippschaftstafel des Vaters A I 1 (folgt Name, Geburtstag, Geburtsort). Es folgen die Namen der Geschwister des Vaters und unter diesen die Namen von deren Kindern sowie deren eventuell vorhandenen Ehegatten. Die weitere Deszendenztafel kann auf dieser Seite mindestens bis zur nächsten Generation weitergeführt werden. Dementsprechend enthält Seite 5 die Sippschaft der Gattin A I 2, Seite 6 die Sippschaft von A II 1, Seite 7 die von A II 2, Seite 8 die von A II 3, Seite 9 die von A II 4. Außerdem können für weitere Feststellungen Blätter für A III 1—8 usw. angelegt werden, wodurch das Familienbuch im Zusammenhang mit den Merkblättern immer mehr in das Studium der Heredität in körperlicher und geistiger Beziehung übergeht.

8.—13. Seite. Fortsetzung der Deszendenztafel von Seite 1. Jedes

Kind erhält eine Seite, die den gleichen Vordruck hat wie Seite 1, so daß Verheiratung und Nachkommenschaft ersichtlich wird.

Für jede der auf Seite 1—13 genannten Personen wird nun ein Merkblatt nach obigem Schema angelegt und fortschreitend ergänzt. Diese Merkblätter werden fortlaufend nummeriert. Um den Zusammenhang mit den Einträgen Seite 1—13 herzustellen, erhält jede Person auf diesen Seiten den Hinweis M.-B. Nr. ... Jeder männliche oder weibliche Nachkomme aus der Ehe erhält eine Abschrift des Familienbuches. Geht er bzw. sie eine Ehe ein, so wird unter Benutzung des Überkommenen ein neues Ehebuch angelegt. Und zwar kann infolge der Form des erstgenannten dieses ohne weiteres verwendet werden, so daß viel Arbeit erspart wird. Es bleiben nämlich auf S. 1—3 des überkommenen Buches die Nummern innerhalb der Ahnenreihen unverändert, während nur die Zahl der Ahnenreihe um 1 vermehrt zu werden braucht, um für die neue Generation die richtige Bezeichnung zu bilden. Bringen beide Gatten solche ausgeführte Ehebücher ihrer Eltern in die Ehe mit, so ist die Fortsetzung der Familienüberlieferung sehr erleichtert. Auf diesem Wege kann sich in wenigen Generationen ein ausgeprägtes Familienbewußtsein bilden. —

Auf Grund des vorstehenden Vorschlages der II. Auflage wurden die angegebenen Schemata auf Kosten der Soldanstiftung in Gießen gedruckt und sind in Hunderten von Exemplaren zum Eintrag von Ahnen und Familientatsachen verwendet worden. Unterdessen hat Walter Scheidt in München, jetzt Hamburg, diesen Gedanken weiter entwickelt und hat ein größeres Werk daraus gemacht. Die Leser dieses Buches werden jedoch die von mir herausgegebenen Schemata¹⁾ zu Einträgen in zweckmäßiger Weise verwenden können.

Organisation der Familienforschung

Familienbewußtsein und Familienforschung sind eng miteinander verknüpft. Ich möchte daher hier eine Reihe von Einrichtungen und Literaturerscheinungen besprechen, in denen dieser Zusammenhang hervortritt.

Der Organisation der Familienforschung in Deutschland dient die Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte in

¹⁾ Diese können von der Stiftung für Familienforschung an der Universitätsbibliothek in Gießen gegen Einsendung von 50 Pf. bezogen werden. Auch werden sie in Tausch gegen Drucksachen familiengeschichtlichen Inhalts abgegeben.

Leipzig, die am 16. Februar 1904 begründet wurde. Sie ist ein wissenschaftlicher Verein, der seine Aufgabe in der Erhaltung einer Sammel- und Vermittlungsstelle für die gesamte deutsche Familienforschung des In- und Auslandes sieht. Zu diesem Zweck unterhält sie eine fachwissenschaftliche Geschäftsstelle, die besonders durch die reichhaltige genealogische Handbibliothek den Mitgliedern Förderung ihrer Arbeiten bietet. Der Zentralkatalog, in dem die genealogischen Nachrichten verwertet sind, enthält über eine Million von Hinweisen. Dazu kommen die Sammlungen von Stammtafeln, Archivalien und Notizen. Die Geschäftsstelle befindet sich in der deutschen Bücherei in Leipzig. Dem Vorstand steht ein Hauptausschuß zur Seite, dem Vertreter der verschiedenen Wissenschaften angehören, die eine Beziehung zur Familienforschung und Vererbungslehre haben. Das Organ der Zentralstelle ist die Monatsschrift „Familiengeschichtliche Blätter“, denen geschäftliche Mitteilungen beigegeben sind. In Verbindung damit steht ein Such- und Anzeigeblatt, das 1926 im fünften Jahrgang erscheint. Aus den Veröffentlichungen der Zentralstelle sind außer den Familiengeschichtlichen Blättern, die mit der Zeitschrift Archiv für Stammes- und Wappenkunde vereinigt sind, zu nennen: Deutsche Ahnentafeln in Listenform, Band I und II, Beiträge zur deutschen Familiengeschichte, Band I bis V, Ahnentafeln, Vordrucke, Deutsche Stammtafeln, Band I und II. Ferner die Schriften von v. Klocke, Patriziat und Rittertum, und Wecken, Taschenbuch für Familiengeschichtsforschung, schließlich die Mitteilungen der Zentralstelle, Heft 1—33, aus denen ich z. B. hervorhebe Heft 4, 1908, Bürgerliche Wappen, von F. Hauptmann, Heft 5, 1909, Der Kurs über Familienforschung und Vererbungslehre zu Gießen, von Adolf Dannemann, mit Bericht über die Vorlesungen daselbst, von Kekule von Stradonitz, Heft 9, 1911, Über die Ausgestaltung der Familienstammbücher zu einem Hilfsmittel der Familienforschung, von Crzellitzer.

Eine sehr wichtige praktische Ergänzung der Zentralstelle bietet der von Herrn Landgerichtsdirektor Foerster in Chemnitz ins Leben gerufene Ahnenlisten-Austausch (A.L.A.), dem auch der Verfasser dieses Buches angehört. Bei dem bisherigen Verfahren senden die Mitglieder eine Übersicht über die ihnen bekannten Personen ihrer Ahnentafel ein, und zwar, bei dem bisherigen Verfahren, alphabetisch und nummeriert nach der Methode von Kekule von Stradonitz, wobei die Person, um deren Ahnentafel es sich handelt, die Nummer 1, die Personen der Ahnenreihe I (Vater und Mutter) die Nummer 2

und 3, die Großeltern die Nummer 4 bis 7 haben usw. Bei diesem Austausch von Ahnentafeln genealogisch interessierter Persönlichkeiten stellt sich in einer überraschenden Zahl von Fällen heraus, daß die Ahnentafeln sich gegenseitig ergänzen, so daß manchmal ein Mitglied plötzlich ganze Reihen seiner Ahnen aus einer anderen Liste erfährt, was eine außerordentliche Ersparung von genealogischer Arbeit, häufig auch von Ausgaben, bedeutet. Der Urheber dieser einfachen Organisation hat ein wesentliches Verdienst um die deutsche Familienforschung.

Von Zeitschriften, die der Familienforschung dienen, ist besonders der Deutsche Herold, Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde zu nennen, die seit 1869, also noch vor Entstehung des Deutschen Reiches, vom Verein Herold in Berlin herausgegeben wird. Vorsitzender des letzteren ist zur Zeit Kammerherr Kekule von Stradonitz, durch dessen umfassende genealogische Tätigkeit der Charakter dieser Zeitschrift bestimmt ist. Als Beispiel greife ich aus dem Inhalt des 57. Bandes, Nr. 10 bis 12, Oktober bis Dezember 1926, folgendes heraus: Sitzungsbericht des Vereins Herold, Stammütter des Eulenburgschen Geschlechts, von Freiherrn von Houwald, über Verwandtschaftsbezeichnungen in Urkunden, von Graf zu Eulenburg, die Adelsbezeichnungen von Frauen, von Rechtsanwalt R. von Damm, ferner Mitteilungen über das Harzer Schützenchor, von Freiherrn von Baulieu Marconnay, ferner Wappen auf einem Bilde von Dürer, von L. Rehnde. Am Schluß finden sich Verzeichnisse von Ortsfremden in deutschen Kirchenbüchern und von Stipendiaten auf Braunschweig-Wolfenbüttelischen Klosterschulen und auf der Universität Helmstedt, schließlich sehr lesenswerte Besprechungen von Kekule von Stradonitz, Joachim von Goertzke und von Gebhardt. Eine Kunstbeilage mit der Statuette des heiligen Georg verschönt das Heft. Weiteres Material bietet die ebenfalls vom Verein Herold herausgegebene Vierteljahrsschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, deren 52. Jahrgang 1926 erschienen ist.

Eine gute Ergänzung dieser allgemein genealogisch eingestellten Zeitschriften bilden die Volks- und Heimatkundlich gerichteten Zeitschriften, die oft ausgezeichnete Beiträge zur genealogischen Erforschung bestimmter Gebiete bringen. Ich weise z. B. hin auf die Heimatblätter der roten Erde, Zeitschrift des westfälischen Heimatbundes, herausgegeben von Karl Wagenfeld in Münster in Westfalen. Darin findet sich im Jahrgang 1925, Heft 9, ein Aufsatz über Münstersche und Münsterländische Hausmarken, dem 2 Tafeln mit

224 Hausmarken beigegeben sind. Der Aufsatz verdient in den genealogischen Zeitschriften sehr der Beachtung in bezug auf die Runenfrage im heraldigen Teil der Genealogie. Ferner weise ich auf die hessische Zeitschrift „Volk und Scholle“ hin, der ein Blatt „Der Familienforscher“, geleitet von Regierungsrat R. Schaefer in Darmstadt, beigegeben ist, die vielfach genealogisch wichtige Aufsätze bringt. Z. B. findet sich im 4. Jahrgang, Heft 10, 1926, ein Bericht über den Roemhelschen Familienverband.

Von allgemeiner Wichtigkeit ist die von Willy Hornschuch in Schorndorf, Württemberg, seit 1924 herausgegebene Zeitschrift „Kultur und Leben“, Monatsschrift für kulturgeschichtliche und biologische Familienkunde. Diese Zeitschrift berücksichtigt besonders die naturwissenschaftlichen und kulturellen Beziehungen der Familienforschung. Aus dem Inhalt von Heft 5, III. Jahrgang, Mai 1926, greife ich z. B. heraus: Der Sinn der Familienforschung, von Ludwig Finckh. Feierliche Begebenheiten im Patrizierhause, von Werner Constantin von Arnswald. Tragisches Erbe, die Söhne der Väter, von Dr. Goldschmit-Heidelberg. Blaues Blut, von Prof. Dr. Adolf Basler in Tübingen. Die Welschen, von Dr. Mailly in Wien. Die Vorhersage des Geschlechts, von Dr. B. Wiesner. Das Heft bringt zugleich Vereinsberichte des Roland, des Halberstädter und Erfurter genealogischen Abends, sowie der hessischen familiengeschichtlichen Vereinigung, ferner Notizen über die Gesellschaft für Familienkunde in Kurhessen und Waldeck, — über die familiengeschichtliche Abteilung der L.A. Magdeburg-Anhalt der deutschen Adelsgenossenschaft, ferner den sechsten ordentlichen Hamburgischen Adelstag, ferner die Maus, Gesellschaft für Familienforschung, Bremen, den Chemnitzer genealogischen Abend, den Bund zur Förderung der Menschenerkenntnis, die Gesellschaft für jüdische Familienforschung, den Verein für Familienforschung in Ost- und Westpreußen. Ein besonderer Abschnitt ist dem Auslandsdeutschtum, z. B. in Siebenbürgen, in den Sudeten und an der Wolga gewidmet. Schließlich folgt ein Bericht über Familientagungen und Familiennachrichten, der eine große Menge von Angaben enthält. Auch die Bücher- und Zeitschriftenschau gibt eine gute Übersicht. Der Inhalt des Heftes hält, was der Gesamttitel der Zeitschrift verspricht.

Als Beilage von Kultur und Leben wird das Lexikon deutscher Familien von Ernst Machholz in Magdeburg herausgegeben. Bis Mai 1926 sind darin 25 Familien in kurzen Abrissen behandelt worden. Ferner werden als Beilage von Kultur und Leben Stammtafeln

deutscher Geschlechter von Ober-Archivar Dr. Fr. von Klocke aus Münster in Westfalen herausgegeben, — außerdem Ahnenreihen aus allen deutschen Gauen, herausgegeben von Regierungsrat von Ehrenkrook, Landgerichtsdirektor Dr. Foerster und P. W. Böhme.

Ferner gibt es Mitteilungen des „Roland“, Verein zur Förderung von Stamm-, Wappen- und Siegelkunde in Dresden. Als Beispiel erwähne ich den Inhalt des Jahrganges 1924, Nr. 1 und 2, Aufgaben und Wege der familienkundlichen Vereine in gegenwärtiger Zeit, von Dr. Heinr. Butte, Über die Vererbung und Familienforschung, von Dr. med. Heinr. Kraus, mit Bücherbesprechungen. — Sodann hebe ich die Mitteilungen der hessischen Familiengeschichtlichen Vereinigung, herausgegeben von Reg.-Rat R. Schaefer, hervor.

Vielfach erscheinen auch Sippenzeitschriften, z. B. die Deliusche Familienzeitung, — Verbandsblatt der Familien Glafey, Hasenclever, Menzel und Gerstmann, — Geschichtsblätter Born, — Geschichtsblätter der von Hoff, — Nachrichten der Familien Hornschuch, Hornschuh und Hornschu, — Zeitschrift des Geschlechts Stück, und viele andere.

Entsprechend der genealogischen Richtung, die schon in der Bibel hervortritt und die ihren Ausgangspunkt in dem Familienzusammenhalt bei den Juden hat, ist aus der allgemeinen Entwicklung in der Gegenwart auch eine Zeitschrift über jüdische Familienforschung hervorgegangen. Sie erscheint mit dem Untertitel: Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Familienforschung. Letztere wird von dem Augenarzt Dr. Arthur Crzellitzer, der sich um die genealogische Zeichenlehre in der Richtung der Sippendarstellung sehr verdient gemacht hat, geleitet. Der Genannte hat auch die persönlich und sachlich interessante Einleitung der Zeitschrift geschrieben, die als Symbol den jüdischen Stammbaum zeigt. Der breite Stamm trägt das Schild Levi, darüber das von Juda und Ruben. An den Ästen befinden sich die Schilder unten links von Josef und Sebulon, unten rechts von Asser, oben links von Dan, Isaschar und Simeon, rechts von Benjamin, Gad und Naphthali. Aus dem Inhalt von Nr. 1 des I. Jahrganges, Dezember 1924, greife ich als Beispiel heraus: Die Ephraims in der Berliner Liste der im Jahre 1812 angenommenen Familiennamen, von Moritz Stern. Hier tritt schon eines der interessanten Probleme der jüdischen Familienforschung hervor, nämlich aus der Menge der später angenommenen Namen die ursprünglichen jüdischen Familien und Stämme herauszuerkennen.

Es liegt eine diagnostische Aufgabe vor, deren Lösung möglicherweise zu bemerkenswerten Aufschlüssen über den morphologischen und physiologischen Grundcharakter der einzelnen jüdischen Stämme führen wird.

Diese ganze Entwicklung kommt mir nicht unerwartet, nachdem ich in der II. Auflage dieses Buches den starken genealogischen Einschlag in der Bibel hervorgehoben habe.

Mehr in der Richtung der Rassenhygiene geht die Zeitschrift für Volksaufartung und Erbkunde, die im Auftrage des deutschen Bundes für Volksaufartung und Erbkunde von Dr. A. Ostermann, Obermedizinalrat im preußischen Ministerium für Volkswohlfahrt, herausgegeben wird. Als Beispiel nenne ich aus dem Inhalt von Nr. 7 des I. Jahrganges vom Juli 1926 folgende Aufsätze: Aufwärtsentwicklung der Lebewesen, von Dr. K. H. Bauer-Göttingen, Vererbung und Geschlecht, von Dr. med. Heinrich Lottig, aus dem Anatomischen Institut in Hamburg.

Noch weiter in der Richtung der Rassenhygiene geht die Zeitschrift „Volk und Rasse“, die unter Leitung von Dr. Walter Scheidt in Hamburg seit Februar 1926 als Vierteljahrsschrift erscheint. Aus dem 1. Heft hebe ich neben der Einführung von Walter Scheidt besonders den Aufsatz von Otto Lehmann in Altona über die Bevölkerung von Nord-Friesland hervor.

Das Archiv für Rassenbiologie, herausgegeben von Ploetz in München, ist viel älter als die genannten Zeitschriften, und hat das Verdienst, das Interesse an diesen Fragen schon zu einer Zeit gefördert zu haben, als die naturwissenschaftliche Familienkunde noch um Anerkennung kämpfte.

Außer diesen Zeitschriften gibt es eine große Literatur über einzelne Persönlichkeiten vom Standpunkt der Familienforschung, z. B. habe ich in der II. Auflage dieses Buches, die 1922 erschienen ist, 7 für die geistige und politische Geschichte Deutschlands wichtige Persönlichkeiten genauer behandelt, nämlich Friedrich den Großen, Goethe, Blücher, Bismarck, Ibsen, Wilhelm II. und Hindenburg. Ferner ist hier die Menge von monographischen Werken, besonders über künstlerische Persönlichkeiten, zu nennen.

Neben den im Buchhandel käuflichen Werken gibt es in Deutschland eine außerordentlich große Menge von Privatdrucken über einzelne Familien, die neben den für die Mitglieder persönlich interessanten Angaben häufig auch allgemein wichtige Tatsachen aus der geistigen und politischen Geschichte enthalten. In meinen Händen,

und zum Teil in der Stiftung für Familienforschung und Vererbungslehre, sind z. B. folgende Privatdrucke:

1. Grundlage zu einer Geschichte der Familie Braun, — und: meines Kindes Ahnen, von Dr. phil. Hans Braun, Berlin 1914.
2. Geschichte der Familie Henneberg, Braunschweig, von den Professoren Dr. Richard und Bruno Henneberg, Gießen 1909.
3. Stammbaum der Familie Gmelin, Karlsruhe 1877.
4. Stammbaum der Familie Bernbeck, von Franz Wahl, 1890.
5. Geschichte des Geschlechts Thudichum, von Friedrich Thudichum, Tübingen 1893.
6. Geschichte der Gesamtfamilie Glafey, von Gottlob Glafey, Nürnberg 1891. Fortsetzung 1911. Die Familie Glafey und deren Anverwandte in Wort, Bild und Schrift, von Gottlob Edmund August Glafey in Nürnberg, 1919.
7. Geschichte der Familie Weinling von 1580—1850, von August Kurz, 1912.
8. Beiträge zur Geschichte der Familie Welcker (aus Treysa und Alsfeld), Gießen 1908, und: Genealogie der Familie Welcker aus Alsfeld, Sonderdruck aus dem 11. Bande des genealogischen Handbuches bürgerlicher Familien, 1904.
9. Stammbaum der Familie Hoffmann aus Hachenburg, von Diplom-Ing. W. J. Hoffmann, Abdruck aus den Frankfurter Blättern für Familiengeschichte, 1910, Jahrg. III, Heft 8.
10. Stammbaum der Freiherren von Lersner, von Karl Kiefer, Abdruck aus den Frankfurter Blättern für Familiengeschichte, 1911, Jahrg. IV, Heft 4.
11. Stammbaum der Familie Grunelius und Freiherren von Grunelius, Fr. Bl., 1909, Jahrg. II, Heft 10.
12. Stammbäume der Familie Belli und (v.) Seufferheld, von Karl Kiefer, Fr. Bl., 1910, Jahrg. III, Heft 4.
13. Die Familie Arletter, von Karl Kiefer, Frankfurt a. M., 1911.
14. Die Familie Soldan. Abdruck des Kapitels: Geschichte einer bürgerlichen Familie vom 14.—20. Jahrhundert, aus der 1. Auflage von Familienforschung und Vererbungslehre, von R. Sommer, vgl. II. Aufl., 1922, S. 116—148.
15. Familiengeschichte der Freiherren Hiller von Gaertringen, bearbeitet von Friedrich und Wilh. v. Gaertringen, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1910, ein prachtvolles, geschichtlich und genealogisch höchst interessantes Buch.
16. Nachrichten der Familien Hornschuch, Hornschuh und Hornschu, herausgegeben von Friedrich und Willy Hornschuch.
17. Familie Goering und verwandte Geschlechter, I. und II. Band.
18. Familiengeschichte des Geschlechts Kröhnke, von Prof. Dr. Kröhnke, Zehlendorf 1918.
19. Stammtafel der Familie Hoffmann, Oberhessen.
20. Bayersdörrfersche Genealogie, bearbeitet von Prof. Leop. Oelenheinz, Koburg 1909.
21. Die Oelenheinz, Nachkommen des Reformators Joh. Brenz, von Prof.

Leop. Oelenheinz, Koburg, aus den heraldisch-genealogischen Blättern, 1906.

22. Heppsche Stammbäume, bearbeitet von Leop. Oelenheinz.

23. Familiengeschichte Hasenclever.

Diese in meinen Händen befindlichen Schriften sind nur ein ganz kleiner Ausschnitt aus dem riesigen Gesichtsfeld der Literatur über einzelne Familien. Sicher werden viele Leser dieses Buches noch viel größere Sammlungen dieser Art haben, aber es handelt sich jetzt darum, diese für die Familienforschung vielfach sehr wertvolle Literatur an bestimmten Stellen zugänglicher zu machen, als dies bisher der Fall war.

Dazu kommt noch folgendes. Außer dieser gedruckten Literatur gibt es im Gebiet der Familienforschung noch eine sehr große ungedruckte, die man zum Teil als embryonal bezeichnen kann. Es sind die vielen Ansätze zur Familienforschung, besonders zur Aufstellung der Ahnentafel bestimmter Personen, die von letzteren unternommen werden, öfter ohne zum Ziel zu führen. Manchmal werden solche Arbeiten, die viel Mühe und große Ausgaben gemacht haben, vernichtet oder gehen verloren, andere finden sich gelegentlich in Familienpapieren. Der beste Fall besteht darin, daß sie einem Archiv überwiesen werden. Eine bessere Organisation dieser ungedruckten Literatur zur Familienforschung ist dringend erforderlich. Die von mir und meiner Frau gemachte Stiftung für Familienforschung an der Universitäts-Bibliothek in Gießen hat sehr wesentlich auch solche, öfter unfertige, genealogische Arbeiten im Auge. Sie soll als Sammel- und Studienstelle, nicht als Auskunftsstelle, wie z. B. die Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte in Leipzig, dienen. Auch unfertige genealogische Arbeiten können für die weitere Untersuchung von größter Bedeutung werden, da sich manchmal durch den glücklichen Griff eines späteren Forschers Tatsachen feststellen lassen, die eine unvollendete Studie rasch fördern.

Auch sonst ist es nötig, für die kaum noch übersehbaren familien-geschichtlichen Schriften geeignete Sammelstellen zu schaffen, in denen sie der systematischen Familienforschung zugänglich gemacht werden können. — Literarisch wirkt im gleichen Sinne das von Bernhard Koerner herausgegebene deutsche Geschlechterbuch (Genealogisches Handbuch deutscher Familien), das eine Fülle von familien-geschichtlichen Arbeiten an einer leicht zugänglichen Stelle vereinigt.

7. Kapitel

Abstammungs- und Vererbungs Ideen in der Literatur

Neben den Darstellungen der Genealogie und Heraldik, Familienforschung und Vererbungslehre in Aufsätzen und Büchern ist das Auftreten von Abstammungs- und Vererbungs Ideen in der allgemeinen Literatur zu beachten. Diese bildet einen Spiegel der in der Zeit vorhandenen Kenntnisse, Anschauungen und Vermutungen über die Vererbung in den menschlichen Familien. In diesem Zusammenhang ist die Tatsache von größtem Interesse, daß schon in der Bibel Abstammungs- und Vererbungs Ideen sehr stark hervortreten: sie bilden einen Beweis dafür, daß bei dem alten jüdischen Volke die Wichtigkeit der Familienzusammenhänge erkannt und in religiösen Zusammenhängen betont worden ist. Ich muß ausdrücklich bemerken, daß ich diese Dinge hier nicht vom konfessionellen Standpunkt behandle, sondern lediglich die wissenschaftliche Frage im Auge habe, wie weit sich familiengeschichtliche Ideen und Einsichten in der Literatur zurückverfolgen lassen.

Als Beispiel greife ich aus dem I. Buch Mose das 10. Kapitel, Geschlecht und Nachkommen der Söhne Noahs, heraus: „Dies ist das Geschlecht der Kinder Noahs: Sem, Ham, Japheth. Und sie zeugten Kinder nach der Sündfluth.“ Es folgt nun die lange Aufzählung der Abstammungsreihen, die in dieser Form schwer verständlich sind und scheinbar nur eine mythologische Anhäufung von Namen enthalten. Schreibt und bezeichnet man jedoch diese nach der Art der früher behandelten Deszendenztafel, so treten daraus eine Anzahl von Vorstellungen aus der ältesten Geschichte gruppenweise hervor. Z. B. ist unter den Nachkommen von Ham: Chus und Nimrod genannt. „Und der Anfang seines Reiches war Babel, Erech, Akad und Chalne, im Lande Sinear. Von dem Lande ist danach gekommen Assur und baute Ninive und Rehoboth, Ir und Calah, dazu Ressen zwischen Ninive und Calah. Dies ist eine große Stadt.“ Hier werden also in die Aufzählung der Namen frühgeschichtliche Vorgänge verwebt. Bemerkenswert ist dabei, daß Assur, der hier nebenbei erwähnt ist, später unter den Nachkommen von Sem genannt wird. Ferner ist als Nachkomme Hams genannt: Canaan mit den Söhnen Sidon, Heth, Jebusi, Emori, Girgosi usw. bis Hamathi. Hier treten Beziehungen zu Orten und Stämmen im Norden von Palästina hervor. Ebenso liegen der Aufzählung der Nachkommen von Sem offenbar stammesgeschichtliche Vorstellungen zugrunde. Die Deszendenztafel von Sem ist die ausführlichste, sie umfaßt 6 Generationen, ihre Fortsetzung zu und von Abram findet sich im 11. Kapitel. Dann folgt in der Länge die von Ham mit 4 Generationen, die kürzeste und, mit Bezug auf die Deutung der einzelnen Namen, die unklarste ist die von Japheth mit 3 Generationen. Diese Tafel

hat eine auffallende Ähnlichkeit mit den Stammbäumen einzelner Personen, in denen die Stammfolge der eigenen Familie ausführlich, die der Blutsverwandten aus zurückliegenden Generationen mangelhaft wiedergegeben ist.

Diese ausführlichen genealogischen Darstellungen in der Bibel haben trotz der mythischen Beschaffenheit vieler einzelner der genannten Personen und Stämme doch für die Psychologie des Judentums eine große Bedeutung. Sie sind einerseits der Ausdruck, andererseits mit eine fördernde Ursache für das ausgeprägte Familien-, Stamm- und Rassenbewußtsein, das sich bei dem jüdischen Volk durch Jahrtausende gehalten hat, und das ein Hauptgrund für die Erhaltung und das Gedeihen der Art, trotz vielfacher Durchsetzung mit psychopathischen Degenerationserscheinungen, ist. Man muß auch die Einteilung der jüdischen Stämme in der Bibel und deren Wohnorte (im Buch Josua, 13. Kap. u. f.) durchaus geschichtlich in dem Sinne auffassen, daß es sich dabei um durch Inzucht und Blutsverwandtschaft gefestigte Familiengruppen gehandelt hat, deren besonderer Charakter im Sinne der Vererbungslehre eine starke Durchschlagskraft hat.

Auch inhaltlich enthält die Bibel vom Standpunkt der Vererbungslehre viel Bemerkenswertes, z. B. hat der Ausspruch im V. Buch Mose, 5. Kapitel, daß die Missetat der Väter heimgesucht wird an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, wenn man das moralisch-theologische Moment völlig abstreift, deutliche Beziehungen zu den erblichen Degenerationserscheinungen, die wir in den menschlichen Familien, z. B. nach der Infektion mit Syphilis, vielfach auftreten sehen. Es ist sicher anzunehmen, daß dem genannten moralpädagogischen Satz bestimmte Beobachtungen über Vererbung in den Familien zugrunde liegen.

Auch im übrigen sind in der Bibel vielfache genealogische Darstellungen enthalten und sind naturgemäß auch mit in das Christentum übergegangen. Ich möchte als Beispiel ein Wandgemälde aus dem Limburger Dom, den Stammbaum der Maria, hervorheben. Dieser bezieht sich auf die Abstammung der Maria aus der Wurzel Jesse und ihre Verwandtschaft mit dem König David.

Es ist unmöglich, hier die familiengeschichtlichen Vorstellungen in der gesamten Literatur darzulegen. Ich möchte nur aus der neueren Literatur einige Beispiele herausgreifen. In der I. Auflage dieses Buches habe ich einen Stammbaum wiedergegeben, der sich auf die Hauptpersonen von Zolas Romanserie über die Rougon-Macquarts bezieht.

Nach dem Stammbaum gruppieren sich die Personen von Zolas Romanserie in folgender Weise:

Die Stammutter Adelaide Fouqué, genannt Tante Dide, geb. 1768, verheiratet sich 1786 mit dem Gärtner Rougon, der als *lourd et placide* bezeichnet wird. Als Sohn dieser Eltern wird DI1 (R) Pierre Rougon 1787 geboren. Adelaide verliert 1788 ihren Gatten, nimmt 1789 einen Liebhaber Macquart (*déséquilibré et ivrogne, contrebandier*). Als uneheliche Kinder dieser Eltern sind geboren ein Sohn Antoine Macquart (MDI1) und eine Tochter Ursule Macquart (MDI2). Adelaide wird geisteskrank und kommt 1851 in das *l'Asile d'Aliénés de Tulette*, wo sie im Jahre 1873 im Alter von 105 Jahren an einem Schlaganfall stirbt (*Névrose originelle*).

In der Romanserie von Zola wird die Nachkommenschaft dieser ehelichen und unehelichen Kinder der Adelaide dargestellt, wobei Verflechtungen der beiden Stämme vorkommen. Francois Mouret (MDII1a), der Sohn von Ursule Macquart und ihres Gatten Mouret (im Stammbaum Nr. 16, MDII2a), geb. 1817, heiratet 1840 seine Kusine Marthe Rougon, welche in moralischer und physischer Beziehung ihrer Großmutter Adelaide Fouqué gleicht. Sie wird als hysterisch bezeichnet, wobei es sich um eine Heredität, die eine Generation, nämlich die des Vaters Pierre Rougon, übersprungen hat, handelt, bzw. von diesem übertragen ist. Die beiden Ehegatten Marthe und Francois, beide Enkelkinder von Adelaide Fouqué, die Frau aus dem Stamme Rougon, der Mann aus dem Stamme Macquart, ähneln sich einander. Bei Francois ist die hereditäre Belastung von seiten der Adelaide F. durch den Stammvater Macquart gesteigert. Francois wird 1864 geisteskrank und stirbt bei einem von ihm selbst angesteckten Brand.

Zola hat seine Romanserie als „*Histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second empire*“ bezeichnet und hat darin die Degenerationserscheinungen seiner Zeit vom familiengeschichtlichen und psychologischen Standpunkt ausgezeichnet dargestellt. (Genauerer vgl. I. Auflage, S. 207—210 nebst Verzeichnis der einzelnen Romane, S. 232.)

Es war mir zeitlich unmöglich, alle Angaben des erwähnten Stammbaumes mit der Darstellung in Zolas Romanserie zu vergleichen. Die mir bekannten Teile aus derselben scheinen dazu im wesentlichen zu stimmen. Der Plan, das Schicksal einer Familie in dieser Weise zu verfolgen und literarisch darzustellen, ist jedenfalls ein außerordentlich großzügiger. Es ist ersichtlich, daß Zolas Werk, sowohl was das Thema der Degeneration, als was die realistische Art der Darstellung betrifft, von der weitgehendsten literarischen Wirkung gewesen ist, und daß sich dieser Einfluß auch auf Schriftsteller erstreckt, die eine Abhängigkeit von Zola vermutlich weit von sich weisen würden. Sicher hat die außerordentlich starke Beschäftigung mit dem Degenerationsproblem in der allgemeinen

Literatur ihrerseits wieder dazu beigetragen, daß die Wissenschaft dieses Thema bis in die Einzelheiten verfolgte und ausbaute.

Ein hervorragendes Gegenstück zu Zolas Behandlung moderner Degeneration bilden in der deutschen Literatur die „Ahn“ von Gustav Freytag, in denen die Lebensschicksale einer Familie in verschiedenen Jahrhunderten dargestellt sind. Im Gegensatz zu der Degenerationsidee bleibt hier der Grundcharakter im wesentlichen unverändert, und es wird gezeigt, wie sich die Familienanlage in den veränderten Stadien der Kulturgeschichte wesentlich in der gleichen Weise äußert, wenn auch die Lebensereignisse entsprechend den äußeren Umständen des Zeitalters außerordentlich verschieden sind. Man kann daher die Ahn als den Familienroman der Tüchtigen bezeichnen in dem Sinne, daß sich eine kraftvolle Familienanlage im Wechsel der Zeiten unberührt erhalten kann. Es ist ersichtlich, daß hier im Gegensatz zur Degenerationsidee die Überzeugung von der Vererbung guter Eigenschaften zugrunde liegt, die sich in vielen Fällen als naturwissenschaftliche Tatsache zeigt.

So folgt der Familienroman in seiner besonderen Wendung dem Gange der wissenschaftlichen Entwicklung, und es ist vorauszusagen, daß er nach der einseitigen Betonung der Degeneration im Anschluß an die in der Entstehung begriffene Lehre von der Regeneration immer mehr auch letzteres Thema in Behandlung nehmen wird. Zur Zeit sind wir allerdings im wesentlichen noch in dem Stadium, in dem die psychiatrischen Tatsachen der Degeneration im künstlerischen Bewußtsein der Schriftsteller verarbeitet werden.

Aus der deutschen Literatur hebe ich als weiteres Beispiel den interessanten Roman „Die Buddenbrooks“ von Thomas Mann hervor, der sich durch psychologisch feine Charakteristik, sowie naturwissenschaftlich richtige Beschreibungen auszeichnet und das Degenerationsproblem im Sinne der Vererbung mit großer Klarheit darstellt. Mann läßt hier in zwei Generationen eine Blutmischung eintreten, wodurch die seit langer Zeit gezüchteten lebenskräftigen Eigenschaften der Buddenbrooks in einer Weise geändert werden, die zum Niedergang der Familie führt. Dabei stellt Mann in überzeugender Weise den äußeren finanziellen und sozialen Zusammenbruch als Folge von bestimmten angeborenen Eigenschaften, zum Teil krankhafter Art, dar.

Der Stammbaum, den ich mir bei dem Durchlesen des Romans aufgezeichnet habe, ergibt folgendes Bild:

Stammvater Buddenbrook in Parchim, Ende des 16. Jahrhunderts.
Die Generationsreihe der in dem Roman behandelten Personen ist folgende:
AVI. 1. Buddenbrook, Ratsherr in Graben.

AV. 1. B., Gewandschneider in Rostok.

AIV. 1. Joh. B., Kaufmann in Rostok. 5. Duchamps, französischer Schweizer.

AIII. 1. B., Getreidehändler. 3. Duchamps, Kaufmann.

AII. 1. Joh. B. 2. Antoinette Duchamps. 3. Leberecht Kroeger.
(Tochter von A III 3.)

AI. 1. Joh. B., Konsul. 2. Elisabeth Kroeger.
(Tochter von A II 3.)

Thomas. Christian. Toni. Clara.

Zu AI2: Bruder Justus K. Frau geb. Oberdieck.

Jakob. Jürgen.

Es würde zu weit führen, die einzelnen Schilderungen des Verfassers, in denen die Vererbungslehre deutlich hervortritt, wiederzugeben.

Außer den Buddenbrooks hebe ich noch „Die Sebalds“ von Jordan hervor, in denen sich ebenfalls eine Reihe von ausgezeichneten Beobachtungen über Vererbung zeigt.

In der neueren Literatur tritt die Erzählung von Alfred Bock „Der Kuppelhof“ durch klare Erfassung und Darstellung von Vererbungstatsachen hervor. Hier werden zwei eigenartige Paare, einerseits der Bauer Dotzheimer und seine Tochter Marianne, andererseits der Halbvagabund Pokorny, genannt Kalmuk, und sein Sohn Fried einander gegenübergestellt. Letzterer ist ein fleißiger Schneider geworden, trägt aber das geistige Erbteil seines Vaters in der verfeinerten Form einer ausschweifenden Phantasie in sich. Die Liebesgeschichte zwischen Marianne und Fried bekommt dadurch ein Interesse für unsere Betrachtung, daß bei diesen, trotz ihrer Zuneigung zueinander, in den entscheidenden Augenblicken die angeborene Eigenart hemmend eingreift, so daß sie nicht dazu kommen,

sich unter Bruch jedes äußeren Zwanges lediglich auf sich selbst gegenseitig zu verlassen.

Überhaupt ist die Darstellung bestimmter charakteristischer Anlagen unter dem Einfluß und in Wechselwirkung mit der in der Zeitgeschichte vorhandenen Umgebung ein Hauptthema aller modernen sozialpsychologischen Schilderungen.

In reichster Form sind fast alle Vorstellungsgruppen aus dem Gebiet der Familienforschung, Vererbungs- und Rassenlehre in den Nibelungen von Jordan zusammengefaßt, dessen Darstellung einen Gipfelpunkt in der allgemeinen literarischen Verwendung von familiengeschichtlichen Ideen ist. Ich möchte als Beispiel folgende Stelle hervorheben:

(Jordans Nibelungen, I. Teil, Siegfriedssage, S. 61.)

Die besondere Satzung der Söhne Dankrats
bestimmt auch die Stärke, das Maß der Gestaltung
der künftigen Mütter königlicher Männer.
Ein zierlich geputztes zaghaftes Püppchen
mit sanftem Gesicht und schwächlichen Sehnen
ist mir verboten als Bettgenossin.
Denn Zuwachs durch Zuchtwahl für alle Zeiten
lautet die Losung, nach der wir leben. —

Dankrat ist ein Wälsung. Die tragische Verknüpfung entsteht dadurch, daß sein Sohn Gibich sich mit Gutta aus dem Nibelungengeschlecht verbindet.

Die Deszendenzreihen sind folgende: I. Wälsungengeschlecht. Stammvater Wotan, die Symbolisierung des Lichtes. DI Wälse. DII Siegmund I und Signi in Geschwisterehe. DIII Sinfioetli, DIV Hamund, DV Dankrat, auf den sich die obigen Worte beziehen. DVI Siegmund II, aus der Ehe mit Joerdis, der Enkelin von Wittekind. DVII Siegfried.

II. Nibelungengeschlecht: Stammvater Volant, die Symbolisierung der Finsternis, DI Nibel, DII Nibelung und Guntwurm.

DIII Goetlind, Verwandtenehe mit Guntwurm, ihrem Vatersbruder. DIV Gutta, Hagen, Dankwart und Magela.

Gibich aus dem Wälsungengeschlecht ehelicht Gutta aus dem Nibelungengeschlecht. Deren Tochter ist Kriemhild, die also durch die Mutter von den Nibelungen stammt. Daneben läuft eine zweite Deszendenzreihe aus dem Wälsungengeschlecht. DII Sigmund I. + Borghild, DIII Helgi, aus der Ehe mit Sigrun, DIV Brunhild, die mit Gunther, dem Bruder der Kriemhild, vermählt ist. Gunther stammt ebenso wie Kriemhild durch die Mutter Gutta von den Nibelungen, Brunhild durch den Vater von den Wälsungen. Siegfried und Brunhild haben kein Nibelungenblut in sich. So stehen die Paare

Siegfried und Kriemhild, Brunhild und Gunther mit eigentümlichen Anlagen, in denen die Wurzeln der Tragödie liegen, nebeneinander.

Auch andere Hauptpersonen des Nibelungenliedes werden von Jordan in einen genealogischen Zusammenhang gebracht. Hamunds Tochter Meergard hat aus der Ehe mit Wülfin den Sohn Hildebrand, der mit Frau Ute den Sohn Hadubrand zeugte. Hildebrand und Hadubrand stammen also von den Wälsungen. So werden die Charaktere und Ereignisse des Nibelungenliedes im Sinne der Vererbungslehre dargestellt. Jedenfalls bilden Jordans Nibelungen einen der stärksten Ausdrücke der Abstammungslehre in der allgemeinen Literatur.

8. Kapitel

Regeneration und Adel

In der ersten Auflage dieses Buches habe ich schon 1907 über Regeneration und Adel folgendes ausgeführt:

Aus der bisherigen Darstellung ist ersichtlich, daß das Menschengeschlecht eine Zahl von Degenerationserscheinungen unzweifelhaft aufweist. Diese betreffen das körperliche und psychische Gebiet in gleicher Weise, wobei die eine oder die andere Seite des psychophysischen Organismus mehr betroffen sein kann. Im psychischen Gebiet ist einerseits die Zunahme der Geistesstörungen, andererseits die relativ häufige Erscheinung von angeborenen moralischen Defekten, die zur Kriminalität hohen Grades führen, unter dem Begriff der Degeneration zusammenzufassen. Da die Ursachen hiervon entweder äußere oder innere sind, so muß sich der Versuch einer Regeneration in beiden Richtungen bewegen. Die äußeren Ursachen der Degeneration sind folgende:

1. Ungünstige Lebensbedingungen, besonders ungenügende Ernährung, Unreinlichkeit, Mangel an Wärme, Licht und Luft, die zur guten Entwicklung der menschlichen Lebewesen nötig sind. Wo diese Bedingungen fehlen, entstehen Krankheiten, indem besonders die Wirksamkeit von parasitären Organismen im menschlichen Körper begünstigt wird. Die Verbesserung der sozialen Lebensbedingungen ist daher ein notwendiger Bestandteil der auf Regeneration des Menschengeschlechtes gerichteten Bestrebungen.

2. Gifte, die von außen in den Körper eindringen, z. B. als Genußmittel in denselben aufgenommen werden. Hierher gehören außer dem Alkohol alle die verschiedenen Arten von Vergiftung mit narкотischen Mitteln, speziell der Morphinismus, dessen eine Art das Haschischrauchen ist, ferner die Syphilis, die den Körper und besonders das Nervensystem mit giftigen Stoffen überschwemmt und unter anderem häufig zu Rückenmarksschwindsucht und fortschreitender Hirnlähmung führt. Der Kampf gegen die Syphilis ist eine der vornehmsten Aufgaben sozial-medizinischer Prophylaxe gegen physische und psychische Degeneration.

Neben diesen äußeren Ursachen haben wir die inneren der hereditären Belastung als ein sehr wichtiges Moment der Degeneration kennengelernt. Es fragt sich nun, wie diesem prophylaktisch Rechnung getragen werden soll. Hierbei gibt es zwei ganz verschiedene Wege, entweder den des Zwanges oder den der freiwilligen Entschliebung einer größeren Zahl von Menschen, auf Grund der gewonnenen Einsicht über die inneren Ursachen der Degeneration, an der Wiedergeburt des Menschengeschlechtes mit zu helfen. Zwang wird in dem Sinne von manchen empfohlen, daß die Ehen von erblich Belasteten, speziell schon geisteskrank gewesenen, verboten werden sollen. Das gleiche könnte man auf die mit Syphilis Erkrankten, ferner auf die Tuberkulösen und andere Arten von Kranken ausdehnen.

Diese Maßregel würde einen außerordentlich starken Eingriff in die persönliche Freiheit bedeuten, ohne daß außereheliche Zeugung von seiten Belasteter und Kranker ausgeschlossen wäre. Ebenso ist ein Verbot von Verwandtenehen in viel umfassenderem Maße, als es jetzt besteht, als prophylaktisches Mittel gegen Degeneration vorgeschlagen worden, während es sich hier nicht um mehr als ganz sporadische Fälle handelt, die in der Masse der Degenerationserscheinungen prozentuarisch verschwinden.

Als radikalstes Mittel zur Vorbeugung von Vererbung psychischer Abnormitäten ist die Kastration erörtert worden. Mit dieser Idee sind gewaltsame Naturen, besonders im Gebiet der Kriminalität, sehr leicht bei der Hand und betrachten dieses Verfahren als ein Mittel der Kriminalpolitik ebenso wie die Todesstrafe, die zur Zeit noch an vielen von Geburt an mit moralischen Defekten Behafteten vollzogen wird. Ferner sind vielfach Vorschläge gemacht worden, die Degenerationserscheinungen durch Vernichtung erblich belasteter Früchte zu bekämpfen. Die Idee, einer Degeneration durch eine brutale Zer-

störung schwacher Lebewesen vorzubeugen, ist kulturell nichts anderes als ein Ausdruck dieser Degeneration und erscheint geschichtlich, z. B. durch das Schicksal der Spartaner, widerlegt. Die Tötung von Lebewesen, die nach Meinung bestimmter Menschen in irgend einer Beziehung schädlich waren, hat noch nie geholfen, um das, was getroffen werden sollte, aus der Welt zu schaffen. Die lange Reihe politischer Morde, die Christenverfolgungen, die Ketzerprozesse und die Revolutionen der letzten Jahrhunderte bilden ein schlagendes Beweismaterial dafür, wie wenig die blutigen Mittel imstande sind, von innen kommende Entwicklungen, mögen diese nun degenerativ oder regenerativ sein, zu hemmen. Hoffen wir, daß das Menschengeschlecht vor solchen Versuchen, seine Degeneration aufzuhalten, verschont bleiben möge, und daß in ihm noch Kraft zu einem freiwilligen Aufschwung vorhanden ist, aus welchem eine Wiedergeburt der Rasse als notwendige Folge von selbst entstehen kann. Diese kann nicht durch Gewaltmittel, besonders nicht solche blutiger Art, von außen erzwungen werden, sondern kann nur von innen kommen, indem der Gedanke des natürlichen Adels in allen Besonnenen zur Herrschaft kommt und eine rasseverbessernde Wirkung hat. Die Degeneration aus inneren Ursachen kann im letzten Grunde nur verhindert werden, wenn ein inneres Moment zur Geltung kommt, aus welchem ohne äußeren Zwang eine Verbesserung der Rasse entsteht.

Vor allem ist es die Auslese bei der Eheschließung, von der die Art der Deszendenz, abgesehen von zufälligen äußeren Schädigungen, mit Notwendigkeit bedingt ist. Betrachtet man die Gründe, die zur Wahl der Gattin oder des Gatten führen, so liegen sie vielfach in einem Egoismus, der mit einem großen Mangel an Einsicht verknüpft ist, da er von einer völligen Überschätzung der äußeren Momente für das Gedeihen der Familie ausgeht. Man sucht durch die Heirat Geld und Besitz, Stand und Titel, Einfluß und Ehre zu erringen. In dem Annoncenteil vieler Zeitungen treten diese Bestrebungen, die sonst oft von schönen Redensarten verdeckt sind, mit verblüffender Offenheit hervor. Dabei ist häufig nicht nur rein persönlicher Egoismus, sondern eine durchaus verkehrte Anschauung über den Wert dieser Dinge für die Familie und die Nachkommenschaft ersichtlich.

Das Wohl der letzteren hängt jedoch im wesentlichen nicht von solchen Äußerlichkeiten, sondern von der Beschaffenheit der Keimelemente ab, in denen die ganze Anlage der Erzeuger ver-

borgen liegt. Trotz der günstigsten äußeren Bedingungen sehen wir in vielen Ehen bei den Kindern die schwersten Degenerationserscheinungen aus endogener Ursache hervorgehen, während aus sehr bescheidenen Verhältnissen bei körperlicher und geistiger Rüstigkeit der Ehegatten hervorragende Persönlichkeiten entstehen.

Allerdings darf man die äußeren Bedingungen für die Entwicklung der Anlagen nicht unterschätzen. Jene beruhen aber vielmehr in der allgemeinen Organisation der menschlichen Gesellschaft, als in den mehr oder minder günstigen Verhältnissen der einzelnen Familie. Die endogene Beschaffenheit des Keimes ist das wesentliche.

Wenn die Menschen das Ideal der körperlichen und geistigen Tüchtigkeit mit aller Kraft ergreifen und auch bei der Gattenwahl durch Liebesheirat betätigen, so ist dies ein viel besseres Mittel gegen die Degeneration der Nachkommen als die äußeren Güter, auf deren Erlangung so viele bei dem Abschluß der Ehe bedacht sind.

Wer die Ideale der Menschheit veredelt und steigert, so daß sie bei der gegenseitigen Auslese für die Ehe wirksam werden, hilft mit an dem Werke der Regeneration der Menschheit. Nicht durch die zweifelhaften Zwangsmittel, wie z. B. das Verbot der Ehen bestimmter Arten von Kranken, sondern hauptsächlich durch eine allgemeine Durchdringung des Volkes mit dem Ideal des natürlichen Adels kann die Gesundung geschehen.

Die Degeneration, die sich in der Zunahme der Geisteskrankheiten und in der Kriminalität äußert, hat ihren wesentlichen Grund darin, daß seit vielen Jahrhunderten den Völkern ein rasseveredelndes Adelsprinzip im naturwissenschaftlichen Sinne fehlt. Die Kreise, die bisher im Sprachgebrauch als adlig bezeichnet wurden, haben nicht einmal in sich der Degeneration vieler Familien vorzubeugen gewußt, noch viel weniger ein für die Entwicklung ihres Volkes brauchbares Adelsprinzip aus dem Gebiete des Standesadels herauszugestalten verstanden.

Rettung kann nur aus der Naturwissenschaft entspringen, indem diese das Prinzip des natürlichen Adels feststellt und ins Volksbewußtsein bringt, so daß durch eine freiwillige Auswahl der Tüchtigen und Gesunden eine Regeneration herbeigeführt wird.

Es gehört nicht zu meiner Aufgabe, eine geschichtliche Darstellung der Adelsverhältnisse zu geben, sondern ich beschränke mich

darauf, die Punkte klarzustellen, die in bezug auf die Vererbungslehre und die Verbesserung des Menschengeschlechtes dabei von Bedeutung sind. Zunächst ist klar, daß das Wort adlig in der Sprache die Beziehung auf eine bestimmte Kaste der Gesellschaft durchaus nicht hat, sondern im allgemeinen edel bedeutet. Die Einschränkung des Wortes auf eine bevorzugte Gruppe von Menschen ist das Resultat der geschichtlichen Entwicklung von Machtverhältnissen, die zu einer Umformung des ursprünglichen Begriffes in dem Sinne eines Standes geführt haben. Die Verkehrung des Begriffes ist dabei so weit gegangen, daß man zur Zeit noch den Adligen die Bürger, Bauern und Arbeiter als nicht adlig entgegenstellt. Diese Entartung des Adelsbegriffes, der im Grunde ein allgemein menschlicher ist und als Maßstab auf alle Individuen angewendet werden muß, welcher gesellschaftlichen Schicht sie auch angehören, ist ein wesentlicher Grund für die fortschreitende Degeneration. Diese Auffassung wendet sich in gleicher Weise gegen die Karikaturen des Adelsbegriffes, wie sie in der häufigen Form des Ahnenstolzes und der ebenso häufigen Form des Geldprotzentrums zur Erscheinung kommen, das gesellschaftlich und in den Besitzverhältnissen immer mehr die ritterliche Macht übernommen hat. Der natürliche Adel ist vom Adelsprädikat „von“ und vom Besitz völlig unabhängig.

Untersucht man von diesem Grundsatz ausgehend die Zusammensetzung der menschlichen Gesellschaft, so findet man diesen natürlichen Adel in allen Ständen ziemlich gleichmäßig, und zwar in der Minderzahl vertreten. Geht man von dem Vergleich der Kinder und Erwachsenen aus, so ist unverkennbar, daß bei jenen die Erscheinung des natürlichen Adels verhältnismäßig viel häufiger ist, als bei letzteren, daß also bei der weiteren Entwicklung der Menschen, die der persönlichen Eitelkeit meist als eine höhere Ausbildung und Lebensklugheit erscheint, in Wirklichkeit oft eine Entartung des natürlichen Adels erfolgt.

Die Gründe dieser Erscheinungen liegen sehr oft in den äußeren Verhältnissen und Lebensbedingungen, in die ein Mensch hineingeboren wird, besonders wenn ein schwerer Kampf um die Existenz die Menschen hart, mißtrauisch und egoistisch macht. Es ist also klar, daß zur Entwicklung des natürlichen Adels auch äußere Bedingungen mitwirken.

Andererseits scheint die eigentümliche Abstumpfung, die manche Menschen später zeigen, während sie in der Jugend von geistigen

Interessen ergriffen gewesen sind, oft endogen, d. h. aus Gründen der angeborenen Entwicklungstendenz aufzutreten. Ebenso wie die psychopathischen Degenerationserscheinungen in allen Ständen zu beobachten sind, so ist auch der natürliche Adel nicht ein Prärogativ eines Standes, sondern ein genetisches Phänomen, das in allen Ständen zur Beobachtung kommt. Dabei ist aber offenbar eine prozentuarisch gleichmäßige Verteilung auf alle Familien nicht vorhanden, so daß die Idee der prinzipiellen Gleichheit aller Individuen vom Gesichtspunkt des natürlichen Adels als eines erblichen Phänomens nicht haltbar ist.

Ich weiß, daß diese Auffassung weder den Anforderungen des sozial bisher in vielen Punkten herrschenden¹⁾ Standesadels, noch denen einer sozialistischen Demokratie entspricht, so daß sie zur Zeit wenig Aussicht hat, von diesen gesellschaftlichen Interessengruppen aufgenommen und gefördert zu werden. Aber wenn sie naturwissenschaftlich richtig ist, wird sie sich auf die Dauer behaupten und zur Grundlage werden, auf welcher die Verbesserung der menschlichen Rasse geschehen kann.

Dabei ist erkennbar, daß in beiden genannten Gruppen sich schon jetzt langsam eine Annäherung an den dargelegten Standpunkt vollzieht. Was die Stellung des Standesadels betrifft, so möchte ich hier ein Mitglied einer alten Familie zu Worte kommen lassen. In der Familienchronik des adligen und freiherrlichen Geschlechtes von K. (Leipzig, Teubner 1870) sagt H. R. von K. in dem Vorwort, Seite VIII, folgendes:

Wie achtungsgebietend treten uns doch die wahren Aristokraten entgegen, welche, unbeirrt von der von Tag zu Tag sich immer breiter machenden Despotie glanzvoller Üppigkeit, schlicht und recht nach der Väter Weise ein eigenartiges segensreiches Leben sich zu gestalten wissen!

Faßt der Adel auf diese Weise die ihm gestellte Aufgabe auf, so wird er sich sicher auf dem alten Ehrenplatze behaupten. Die eigentliche Quelle der Gesinnung aber, welche zur Erreichung dieses Zweckes notwendigerweise in jedem einzelnen leben muß, ist, wie schon oben angedeutet, das richtige Standesgefühl, nicht leerer Stolz auf Geburt und Standesvorurteile — über diese hat die Zeit schon längst den Stab gebrochen — sondern das Bewußtsein, daß der Träger eines edeln Namens auch die Verpflichtung habe, Edeles zu leisten. Mit diesem Standesgefühl Hand in Hand geht der echte wahre Familiensinn, dieser zweite mächtige Sporn zu Gutem und Großem. Er wurzelt in dem Gefühl, daß alle Glieder einem gemeinschaftlichen Stamm entsprossen und durch eine gemeinsame Familiengeschichte verbunden sind.

¹⁾ Diese Worte sind 1907, also 11 Jahre vor dem Umsturz, geschrieben.

Dies ist ein Standpunkt, der sich dem naturwissenschaftlich-psychologischen sehr annähert. Allerdings muß bemerkt werden, daß diese Worte am 14. September 1870 im Aufschwunge der nationalen Begeisterung geschrieben sind. Als diese verrauscht war, ist manches gekommen, was sich die Schwärmer für das Deutsche Reich, die Existenz und Leben für diese Idee eingesetzt haben, nicht haben träumen lassen, vor allem ein eher verschärftes Hervortreten alter sozialer Machtverhältnisse, wenn auch unter Wahrung der äußeren Formen des Verfassungsstaates, speziell ein Wiederaufleben der Militäraristokratie, wie sie seit den Tagen des Dreißigjährigen Krieges nicht mehr dagewesen ist. So erscheinen denn die obigen Worte leider nur als Mahnruf eines einzelnen, während die große Zahl der Mitglieder des Standesadels noch an einer rein feudalen Auffassung festhält. Immerhin sind auch vereinzelte Stimmen dieser Art bemerkenswert als ein Zeichen der allmählichen Änderung des Adelsbegriffes.

Dementsprechend zeigen sich auch in den Reihen der unitarischen Demokratie, die prinzipiell von der Gleichheit aller Individuen ausgeht, Zeichen von Einsicht in die außerordentliche Bedeutung der verschiedenen Anlage der einzelnen Individuen, sowie des Familiencharakters, der Vererbungs- und Stammesverhältnisse. Eine Reihe von Vorgängen in der Entwicklung der Sozialdemokratie lassen sich als Opposition gegen die Hypothese der natürlichen Gleichheit der Individuen auffassen, so daß innerhalb der Sozialdemokratie die sozialaristokratische Richtung sich immer klarer von der dogmatisch-unitarischen sondert, wenn sie auch zur Zeit noch in vielen Punkten zusammengehen. Unabhängig von den angedeuteten Extremen ist es notwendig, die Lehre vom natürlichen Adel, unter Studium der verschiedenen Generationsreihen, naturwissenschaftlich auszubilden. — Im folgenden versuche ich auf Grund der früheren Ausführungen, diesem in manchem Punkte bisher noch unbestimmten Begriff einen klaren Inhalt zu geben.

Das Wesen des Edlen besteht im Grunde darin, daß auf dem Boden geistiger und körperlicher Gesundheit die menschlichen Fähigkeiten von der Fessel des persönlichen Egoismus befreit und zu einer Quelle des Segens für die Mitmenschen werden. Edel ist ein geistig und körperlich rüstiges Geschlecht, aus dem in mehreren Generationen Menschen hervorgegangen sind, welche Leistungen im Interesse der menschlichen Gesellschaft hervorgebracht haben. Nicht Stand oder Reichtum, in den ein Mensch

hineingeboren wird, sondern seine soziale Leistung ist das Kriterium, mit welchem sein Adel gemessen werden soll. Zeigen sich solche Eigenschaften durch Generationen, so mag man das Geschlecht ein edles nennen, solange es derartige Individuen hervorbringt.

Wenn aber seine Anlagen degenerieren und in einer Weise ausarten, daß die Entwicklung der menschlichen Gemeinschaft geschädigt oder gehemmt wird, dann hat es keinen Anspruch mehr auf diesen Namen, wenn auch der einzelne noch das Adelsprädikat trägt oder Millionen geerbt hat. Ein Adel im obigen Sinne kann nur auf dem Boden der geistigen Gesundheit gedeihen. Will man daher die feudale Auffassung der Adels- und Standesverhältnisse im Sinne der Naturwissenschaft umwandeln, so wird man darauf bedacht sein müssen, der psychopathischen Degeneration, die an der Menschheit zehrt, nach Kräften Einhalt zu tun. Andererseits erscheint es als ein Haupterfordernis zur Regeneration der Menschheit, den natürlichen Adel in jeder Weise zu fördern und ihn zur Quelle für die weitere Entwicklung des Menschengeschlechts und der Kultur zu machen. —

Seitdem die vorstehenden Ausführungen über den natürlichen Adel im Jahre 1907 gedruckt worden sind, habe ich den Gang der Entwicklung im Deutschen Reich von diesem Standpunkt mit wachsender Sorge betrachtet. Als der große Krieg ausbrach, drängte sich die bange Schicksalsfrage auf, ob die richtigen Männer ausgelesen worden seien, um in leitender Stellung dem Sturm, dessen Ausbruch ein psychologischer Beobachter schon seit der Wende des Jahrhunderts kommen sehen konnte, zu begegnen und das Fahrzeug des deutschen Staates sicher durch die Wogen zu führen. Meine Beobachtungen vor dem Kriege, besonders auch bei den Reisen in fast allen europäischen Ländern, erregten in mir zunächst lebhaftes Bedenken über die Vertretung des Deutschen Reiches im Ausland, was besonders für die in England, Rußland und Frankreich galt.

Es fehlte gerade das von meinem Standpunkt wesentliche Moment: ein national-demokratischer Zug, der nach dem Grundprinzip des natürlichen Adels die Tüchtigen an die richtige Stelle setzte. Wer nicht von Berlin aus mit einem amtlichen Stempel versehen war, galt bei dieser Gesandten-Hierarchie nichts, auch wenn er das Deutschtum durch mühevollen Facharbeit im Ausland vertrat. Geradezu typisch sind in dieser Beziehung meine Erlebnisse in Rußland im Winter 1910 und 1911, als ich auf Einladung der russischen Gesellschaften für experimentelle Pädagogik in Petersburg

und für experimentelle Psychologie in Moskau während einer Woche eine Reihe von Vorträgen über das Mittelgebiet zwischen Psychiatrie und Pädagogik in deutscher Sprache vor Hunderten von russischen Lehrern, Ärzten, Psychologen und gebildeten Laien hielt. Für die Vertreter der deutschen Gesandtschaft, bei der ich mich meldete, war ich dabei nichts als ein beliebiger deutscher Reisender. — Als psychologischer Beobachter habe ich solche Erscheinungen lediglich als Symptom eines Geisteszustandes aufgefaßt, der bei genauerer Analyse auf einer Verbindung von Eitelkeit, Bureaucratie und Unfähigkeit beruhte. Es fehlte das frohe Zusammenarbeiten zwischen staatlicher Vertretung und persönlicher Initiative, das die evolutionistischen Perioden im Leben der Völker charakterisiert.

Ähnliche Beobachtungen drängten sich mir im Hinblick auf die Entwicklung des Deutschen Reiches auf. Die Reichsverfassung war seit der Gründung des Reiches in unveränderten Formen erstarrt. Die vielfachen Reste der Kleinstaatserei in Form von unzusammenhängenden Landesteilen und Enklaven, die von weither regiert wurden, die vielen Kleinfürstentümer, zeigten deutlich den rückständigen Charakter dieser Verfassung an, aber niemand durfte daran rühren, ohne als Reichsfeind zu gelten. Die elsass-lothringische Frage war unlösbar, hauptsächlich weil die in Berlin regierenden Mächte sich nicht entschließen konnten, rechtzeitig Elsaß-Lothringen als selbständigen Bundesstaat im Rahmen des Reiches anzuerkennen und zu entwickeln. Besonders fehlte in diesen Kreisen jedes psychologische und anthropologische Verständnis für die Eigenart der Elsässer, der gleiche Mangel, der auch bei unseren Auslandsvertretern in bezug auf den geistigen Zustand der betreffenden Völker, z. B. in den Balkanländern, klar hervortrat.

Die Folge der Mängel der Reichsverfassung war im Bundesrat das tatsächliche Überwiegen der preußischen Stimmen, die ihrerseits nicht eine Vertretung der Gesamtbevölkerung der großen Provinzen des Staates waren, sondern lediglich das Schwergewicht der Berliner Regierung darstellten. Das durch Bismarck geleitete Preußentum, dem die Gründung des Reiches zu verdanken war, hatte seine werbende Kraft verloren. Besonders im Verkehrswesen trat ein kleinlicher preußischer Partikularismus hervor, der eine große Zahl von Reichsfreunden zur Opposition gegen den Berliner Zentralismus führte.

Die sensationelle Entlassung von Bismarck war das erste grobe Symptom der Ausschaltung genialer Begabungen. Überall machten

sich, besonders seit der Jahrhundertwende, Zeichen der Erstarrung in der regierenden Oberschicht Deutschlands bemerkbar. Die Mittelmäßigkeit kam immer mehr zur Herrschaft, außergewöhnlich begabte Männer, wie z. B. Hindenburg, wurden vorzeitig beseitigt und konnten nichts tun, um die Rettung Deutschlands vorzubereiten.

Auch im akademischen Leben zeigten sich für den schärfer Blickenden Zeichen des Niederganges: In den rein naturwissenschaftlichen Fächern, in denen die Wichtigkeit von großen Entdeckungen zutage liegt, kam noch eine Blüte, die z. B. durch Röntgen gekennzeichnet wird, aber in den geisteswissenschaftlichen Fächern zeigte sich öfter der Stillstand in der Art der Berufungen. Neuerungen galten oft wie im politischen Leben als revolutionär. In einer Reihe von Fächern traten Ringbildungen hervor, die bei allen Berufungen den Ausschlag gaben. Im psychophysischen Sinne mittelmäßige Leistungen wurden als gut betrachtet und durch Berufungen belohnt, wenn ihre Träger zur herrschenden Schule gehörten. — Universelle Interessen wurden an deutschen Universitäten zu einem Hindernis im akademischen Leben. Die Auswahl der Tüchtigen, denen Deutschland seit 100 Jahren auf wissenschaftlichem Gebiete sein internationales Ansehen verdankte, wurde durch eine Kultur des mittleren Durchschnittes ersetzt.

Das Bürgertum stellte sich immer mehr auf Arbeit und Erwerb ein, kümmerte sich, da es ihm gut ging, in Wirklichkeit sehr wenig um politische und soziale Dinge. Die Arbeiterschaft verfiel im Gegensatz zu dem staatlich abgestempelten Nationalismus immer mehr dem Internationalismus. Der Standesadel beschränkte sich auf eine Klassenvertretung, die den drohenden Umsturz zu bekämpfen suchte. An den Höfen entstanden um die Fürsten kleine Gruppen von Günstlingen, die eine Nebenregierung führten und ihre Herren von dem denkenden Teil des Bürgertums trennten.

Das alles bildete nicht den Boden, auf dem der natürliche Adel gedeihen konnte.

So habe ich vor Ausbruch des Krieges von meinem Standpunkt die damalige deutsche Gegenwart betrachtet. Nun kam die große Probe in dem Kriege, in dem Deutschland von allen Seiten bedroht war. Die von mir im August 1914 gestellte Prognose lautete: „Wenn Deutschland aus diesem Kriege herauskommt, ohne völlig vernichtet zu sein, hat es den Kampf auf die Dauer gewonnen.“ Dies erschien damals pessimistisch, jetzt wird es als optimistisch betrachtet. Ich kann hier nicht darstellen, in welchen einzelnen Punkten sich meine

Auffassung bestätigt hat. Der am Anfang des Krieges von Kaiser Wilhelm II. verkündete Spruch: Freie Bahn dem Tüchtigen! erschien mir im Hinblick auf die letzten Jahrzehnte nicht als Programm, sondern als Schuldbekenntnis. Es ließ sich in der Not des Krieges nicht plötzlich nachholen, was seit langer Zeit versäumt war: Die allgemein regierende Mittelmäßigkeit war der furchtbaren Not nicht gewachsen. Dabei lag es nicht daran, daß höhere Begabungen in Deutschland nicht vorhanden waren, sondern, daß sie gar nicht oder nicht rechtzeitig verwendet wurden. Das Lebensschicksal von Hindenburg ist ein schlagender Beweis hierfür. — So kam nach dem furchtbaren Ringen im Weltkriege der militärische und politische Zusammenbruch mit allen seinen Folgen. —

Jetzt fragt es sich, ob das Deutschland nach der Revolution die Aufgabe lösen kann, die als die wichtigste vor allen politischen erscheint: die Förderung des natürlichen Adels, die Auslese der Besten zur Führung in allen Teilgebieten des wissenschaftlichen und sozialen Lebens, eine wahre, echte Demokratie im Sinne eines Edelvolkes, das aus sich heraus die Tüchtigsten wählt. Zunächst ist hierzu wissenschaftlich vor allem dreierlei notwendig:

1. eine Durcharbeitung des Grundbegriffes des natürlichen Adels;
2. eine Untersuchung der Ursachen, aus denen in bestimmten Perioden der Entwicklung eines Volkes manchmal eine Reihe von bedeutenden Persönlichkeiten in verschiedenen Gebieten des geistigen Lebens hervortritt (Genieperioden);
3. eine Betrachtung besonders des deutschen Geisteslebens und der deutschen Geschichte vom Standpunkte der Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre.

In praktischer Richtung handelt es sich darum, alle auf dem Boden des natürlichen Adels bewußt oder unbewußt stehenden Mitglieder des Volkes zu einem großen Bunde zusammenzufassen, welcher zum Träger des neuen Volksstaates werden kann.

Dieser Bund müßte die geistig gerichteten und sozial gesinnten Teile aller bisherigen Stände, des Bürgertums und des früheren Standesadels, sowie des Arbeiter- und Bauernstandes, umfassen und könnte die treibende Kraft werden, die innerhalb der einzelnen politischen Parteien die Grundforderung dieser Lehre: Auslese der Tüchtigen zu vertreten hätte.

Jedenfalls liegt die Zukunft des deutschen Volkes und wahr-

scheinlich auch des deutschen Staates in der Frage, ob eine Organisation des natürlichen Adels im Deutschen Reiche möglich ist. An Stelle des Standesadels muß der natürliche Adel treten. —

Von den vorstehenden Ausführungen ist der erste Teil 1907, der zweite 1922 zuerst gedruckt worden. Es spiegelt sich in diesen beiden Äußerungen der Gang der deutschen Geschichte seit der Wende des 19. Jahrhunderts ab. Es fragt sich nun, wie sich die Verhältnisse in den letzten 4—5 Jahren im Zusammenhang mit unserer politischen Entwicklung gestaltet haben. Dabei muß man sich an die furchtbare Zeit der Geldentwertung und der Ruhrbesetzung, die engen Zusammenhang miteinander haben, erinnern. In dieser Zeit hat Deutschland den tiefsten Punkt der Kurve, die in bezug auf die wirtschaftlichen und Geldverhältnisse, von vielen unbemerkt, schon bald nach Beginn des Krieges begonnen hat, erreicht. Auch im Vergleich zu den Verlusten und Opfern des Krieges war das Jahr 1923 das entsetzlichste, was Deutschland seit Beginn des Krieges durchgemacht hat. In dieser Zeit waren äußerlich auch die Interessen an Familienforschung und Rassenhygiene gehemmt und durch die Not des Tages verdeckt, aber wer, wie ich, in der Nähe des besetzten Gebietes wohnend, den ganzen Schrecken der Ausweisungen, Vertreibungen und Vermögensverluste mit ihren psychischen Folgen, besonders als psychiatrischer Arzt, erlebt hat, mußte sich damals sagen, daß die europäische Kultur verloren ist, wenn nicht, als Ergänzung der bisherigen Rassenhygiene, eine psychische Hygiene zur Herrschaft kommt, die unter Wiederaufnahme der deutschen Humanitätsideale des 18. Jahrhunderts eine völlige Umstellung in der geistigen Verfassung der europäischen Nationen bewirkt.

Seit der Befestigung unserer Währung sind zwar die Verhältnisse äußerlich besser geworden, aber der ganze geistige Zustand der europäischen Nationen erregt bei dem Tieferblickenden immer noch lebhaftes Bedenken. Das gleiche gilt für die politische Entwicklung innerhalb von Deutschland. Von meinem Standpunkte ist das Wesentliche hierbei das starke Versagen der politischen Parteien, besonders auch der Demokratie, in bezug auf die Förderung des natürlichen Adels. Mit unverhohlener Offenheit ist z. B. in einem deutschen Gliedstaate von leitender Stelle der Grundsatz der Mittelmäßigkeit in bezug auf akademische Berufungen verkündet worden. An Stelle einer Mitwirkung des gesamten Volkes in den öffentlichen Angelegenheiten wird ein bureaukratischer Zentralismus und Absolutismus getrieben,

der den Anschauungen der alten Demokratie, aus der das Deutsche Reich hervorgegangen ist, völlig widerspricht. Das politische und geistige Deutschland befindet sich in einem Durchgangsstadium, bei dem sich die Freunde des Vaterlandes mit Sorge fragen, wohin diese Entwicklung gehen wird.

Andererseits erwecken eine Reihe von Erscheinungen die Hoffnung, daß der hier vertretene Grundsatz des natürlichen Adels sich auf die Dauer in Deutschland doch durchsetzen wird. An der Verbesserung der Wohnungsverhältnisse ist in den letzten Jahren rüstig gearbeitet worden. Ferner hat die Pflege der Leibesübungen große Fortschritte gemacht, aber in vielen Punkten, z. B. in der Organisation des Erfinderwesens, die ich seit Jahrzehnten anstrebe, ferner in der Ausbildung der psychischen Hygiene in allen Teilen des sozialen Lebens, sind wir noch weit zurückgeblieben. Der Fortschritt in der Richtung des natürlichen Adels kann nur erzielt werden, wenn auch das Programm der politischen Parteien mit diesen Anschauungen durchdrungen wird. Nach dem verlorenen Kriege und dem Umsturz in Deutschland haben wir die große Aufgabe des Wiederaufbaues. Diese kann nur gelöst werden, wenn in allen Gebieten die Förderung des natürlichen Adels, d. h. der körperlichen und geistigen Tüchtigkeit, zur grundsätzlichen Idee erhoben wird.

9. Kapitel

Rassenhygiene

Seit dem Erscheinen der II. Auflage dieses Buches 1922 hat sich neben den Begriffen der Rassenhygiene immer mehr die Forderung einer psychischen Hygiene geltend gemacht, die in ihren Anfängen aus Deutschland stammt und von mir seit etwa 1900 literarisch gefördert worden ist, die aber erst jetzt, nachdem im Ausland, besonders in Nord-Amerika und Frankreich, große Organisationen dieser Art geschaffen worden sind, auch in Deutschland weitere Fortschritte gemacht und zur Begründung eines Deutschen Verbandes für psychische Hygiene unter meiner Leitung geführt hat. Um die Entwicklung deutlicher hervortreten zu lassen, gebe ich zunächst die Ausführungen wieder, die ich in der zweiten Auflage dieses Buches 1922 gemacht habe.

„In dem Kapitel über Regeneration und Adel habe ich eine Reihe von Punkten berührt, die unter den jetzt im Vordergrund stehenden Begriff der Rassenhygiene fallen. Die auf diese gerichteten Bestrebungen haben in den hauptsächlichsten zivilisierten Staaten, und besonders auch in Deutschland, in den letzten Jahrzehnten außerordentlich an Umfang gewonnen. Sie bilden die Kehrseite zu den schweren Degenerationserscheinungen, die in allen Staaten mehr oder weniger stark in körperlicher und geistiger Beziehung zur Beobachtung kommen. Entsprechend der Breite dieser Bewegung ist eine außerordentlich große, kaum mehr zu überblickende Literatur darüber entstanden, deren genauere Darstellung im Rahmen dieses Buches unmöglich ist. Ich muß mich daher darauf beschränken, hier einen kurzen Überblick über diese Bestrebungen zu geben.

Der Ausdruck ‚Rassenhygiene‘ enthält begrifflich zwei Elemente, nämlich 1. das der Rasse, 2. das der Hygiene. Vielfach hat dieser Doppelausdruck einen solchen Umfang angenommen, daß er im weiteren Sinne eigentlich die gesamte Hygiene in körperlicher und geistiger Beziehung umfaßt und den Begriff Rasse nur nebenbei anklingen läßt. Dadurch wird die individuelle Hygiene mit dem allgemeinen Stempel der Rassenhygiene versehen, und der Begriff verliert sich in dem außerordentlich weiten Feld der Eugenik. — Wenn man Klarheit schaffen will, muß man den Begriff enger fassen und unter Rassenhygiene hauptsächlich die Maßnahmen verstehen, die auf den weiteren Bestand und das Gedeihen der Rasse im Sinne eines durch Abstammung zusammengehörenden Volkes hinauslaufen. Zweifellos ist von diesem Standpunkt zunächst die Ermöglichung und Durchführung der individuellen Hygiene notwendig. Aber die eigentliche Rassenhygiene beginnt erst da, wo infolge des Einblicks in bestimmte Massenerscheinungen eine Bestrebung zur Erhaltung und Verbesserung der Rasse einsetzt.

Bei diesen Bestrebungen handelt es sich im Grunde um zwei Gruppen, nämlich um Beseitigung a) der exogenen, b) der endogenen Ursachen der Degeneration. Unter der ersten Gruppe sind vor allem die toxischen und infektiösen Ursachen der Degeneration zu verstehen, die ich schon in dem Kapitel über Regeneration und Adel (Seite 83) behandelt habe.

Einen der wichtigsten Punkte der Rassenhygiene bildet der Kampf gegen die Übermüdung als Volkskrankheit, wie ich ihn z. B. seit langen Jahren durch die Pläne zur Errichtung von öffentlichen Ruhehallen führe, ohne daß sich bisher die staatlichen oder

großstädtischen Behörden, sowie die Leitungen von großen Ausstellungen, mit wenigen Ausnahmen, zu einer Ausführung dieser rassenhygienischen Idee entschließen konnten. Vom Standpunkte des Arztes ist es geradezu traurig, zu sehen, wie, trotz aller Literatur über Rassenhygiene, mit den Reservekräften im Nervensystem unseres Volkes durch Mangel an organisierten Ruhehallen verfahren wird. Auch die Übertragung des Gedankens in das Eisenbahnwesen geht nur ganz langsam und in bescheidenster Weise vor sich. — Das Moment der Übermüdung hat bei der menschlichen Tätigkeit eine große Bedeutung und muß durch richtige Organisation der Arbeit nach Möglichkeit vermieden werden. Dabei handelt es sich nicht nur um die Arbeitsdauer, sondern auch um die Auswahl, Reihenfolge und Unterbrechung durch kleinere Ruhepausen. In diesem Zusammenhange muß die Psychophysiologie der Ermüdung und Erholung, besonders auch vom Standpunkt der Schul- und Fabrikhygiene, ausgebaut werden.

Von großer Bedeutung für die Rassenhygiene ist die Wohnungsfrage. Die folgenden Ausführungen darüber sind von mir schon vor dem Kriege niedergeschrieben worden und haben jetzt erst recht Gültigkeit gewonnen:

„Die Wohnungen der Menschen bilden, naturwissenschaftlich betrachtet, die Ausdrucksform für den sozialen Zustand des Volkes und mehr oder weniger der einzelnen Menschen, die darin wohnen. Im Sinne dieser Betrachtung ist das Wohnungswesen stets ein Symptom und Ausdruck für den Zustand des Volkskörpers, der seinerseits von der Gesamtsumme der staatlichen Einrichtungen im höchsten Grade abhängig ist. Betrachtet man von diesem Standpunkt die widerwärtigen und zum Teil jammervollen baulichen Verhältnisse vieler Gemeinden in Stadt und Land, so erscheinen sie als Zeichen eines sozialen Krankheitszustandes. Die Zusammenpferchung einer großen Zahl von Menschen in ungesunden, schlecht beleuchteten und ventilierten Räumlichkeiten ist stets ein Beweis dafür, daß in der Organisation der Gesellschaft krankhafte Momente vorhanden sind. Diese einfache Auffassung wird sehr häufig dadurch gestört, daß an Stelle der sozialpathologischen Betrachtungsweise eine politische tritt, die in einseitiger Weise einen bestimmten Teil der Bevölkerung für diese Verhältnisse verantwortlich macht, so daß man gewissermaßen bei dem Streit über die Schuldfrage die praktischen Aufgaben vergißt und in den verfehlten Zuständen beharrt, während sich durch das Zusammenarbeiten von bestimmten sozialen Faktoren Abhilfe schaffen ließe. Der letzte Grund des Wohnungselendes, der sich nicht nur in der vielfach außerordentlichen Höhe der Wohnungsmieten, sondern auch in der schlechten Beschaffenheit von Großstadtvierteln äußert, liegt stets in der enormen Steigerung der Bodenpreise, die sich vollzieht, wenn sehr viele Menschen auf kleinen Räumen zusammenwohnen.

Es ist also die Zentralisation vieler Menschen in engen Räumen speziell

in größeren Städten der Grund für die starke Steigerung der Bodenpreise. Dabei zeigt sich, daß diese Wertsteigerung fortschreitend auf den Grad der Ausnützung des Bodens einwirkt, und daß schon nach den ersten Übergängen des Besitzes an Personen, welche einen hohen Preis bezahlen, die Steigerung der Mieten und eine indirekte Verschlechterung der Wohnungsverhältnisse mit Notwendigkeit erfolgt. Will man diesen Verhältnissen, die sich überall in Stadt und Land mit völliger Regelmäßigkeit wiederholen, vorbeugen, so kann dies nur dadurch geschehen, daß die staatlichen und kommunalen Behörden durch Ankauf von Boden und richtige Bauordnung auf dem von ihnen eröffneten Gelände der fortschreitenden Steigerung der Bodenpreise in den Gemeinden entgegenarbeiten. Von dieser Methode der Regulierung der Bodenpreise durch Eingreifen der staatlichen und kommunalen Organisationen wird verhältnismäßig noch viel zu wenig Gebrauch gemacht, und besonders in den Städten ist es häufig schwierig, den Interessen der Grund- und Hausbesitzer gegenüber, dieser regulierenden Bodenpolitik der Gemeinden zum Durchbruch zu verhelfen. Sehr viel ist auf diesem Gebiet durch die gemeinnützigen Baugenossenschaften und durch die Organisation der Gartenstadtbewegung geschehen, und es liegt durchaus im Interesse einer vorausschauenden Kommunalpolitik, diese Bestrebungen zu begünstigen.

Vor allem muß betont werden, daß dieser Gedanke einer Schaffung von billigen Wohnungen ein sozialer, aber nicht im politischen Sinne ein sozialistischer ist. Es wäre im Gegenteil außerordentlich bedauerlich, wenn dieser allgemeine soziale Gedanke lediglich wieder von einer bestimmten Partei in Beschlag genommen und dadurch zum Gegenstand des politischen Streits gemacht würde. Eine Regelung der Wohnungsverhältnisse in den immer mehr anwachsenden Städten, eine Durchdringung dieses ganzen Gebietes mit sozial-medizinischen Gedanken ist durchaus notwendig und muß von vornherein von jedem speziell politischen Bestreben frei bleiben.

Vor allem müssen die Stadtverwaltungen darauf hinwirken, daß nicht durch die Bauordnungen eine übermäßige und der sozialen Hygiene feindliche Bebauung des Bodens erfolgt. Zu enge Höfe, Mangel an Gärten, zu starke Annäherung von Wohn- und Stallgebäuden, Lagerschuppen usw. sind die Folge jener, und schon nach den ersten Preissteigerungen müssen die Käufer so viel zahlen, daß ihnen nur die Steigerung der Mieten als Mittel der Kompensation bleibt. Es ist aber sinnlos, zugunsten der wenigen Besitzer, die im Anfang einer solchen Bodenpreissteigerung große Summen verdienen, auf die Dauer die Gesamtheit der Bewohner einer Stadt leiden zu lassen. Ich sehe also in der Lösung der Wohnungsfrage durch Aufstellung wirklich sozialer Bauordnungen und in einer richtig durchgeführten Wohnungshygiene sehr wesentliche Mittel, um dem Ideal des natürlichen Adels zu dienen, denn von der Beschaffenheit der Wohnungen ist im wesentlichen das ganze Familienleben abhängig. Schlechte Wohnungsverhältnisse werden immer indirekt schädigend auf die körperliche und geistige Gesundheit weiter Volkskreise einwirken.⁴ —

Infolge der Ereignisse seit 1914 hat die Wohnungsnot eine solche Stärke erreicht, daß die im vorstehenden gegebenen Ausführungen zunächst ein unerreichbares Ideal enthalten. Aber zur Förderung

des natürlichen Adels ist eine Lösung der Wohnungsfrage unbedingt erforderlich. —

Ferner ist von diesem Standpunkt die Organisation der körperlichen Erziehung des Volkes durch Turnen und Bewegungsspiele notwendig. In der Schrift über die körperliche Erziehung der deutschen Studentenschaft habe ich das psychophysische Grundprinzip der Messung sämtlicher Leistungen ausgebildet und die Erziehung aller, im Gegensatz zu dem bloßen Wettkampf einzelner Preisträger, durchgeführt. Diese Idee muß auf die körperliche Erziehung des ganzen Volkes übertragen werden.

Über die Grenzen von Turnen, Spiel und Sport hinaus ist es notwendig, die älteren Volksspiele wieder zu beleben und zu einer Veredelung des Tanzes zu gelangen, der uns in der Gegenwart vielfach in der degenerierten Form von Tiertänzen entgegentritt. Durch die körperliche Erziehung können mangelhafte Anlagen einzelner Organe ausgeglichen und die Voraussetzungen für tüchtige Arbeitsleistungen geschaffen werden. Bei diesen Bestrebungen handelt es sich nicht nur um die körperliche Ausbildung der Einzelnen, sondern auch um ein wichtiges Moment bei der Gattenwahl und der Eheschließung.

Während wir bei toxischen Einwirkungen, Infektionskrankheiten und Übermüdung die exogenen Einflüsse bei der Degeneration der Individuen studieren können, treten vielfach psychopathische Zustände und ausgeprägte Geisteskrankheiten rein endogen auf, d. h. ohne daß wir eine exogene Ursache im persönlichen Leben der Betreffenden finden könnten. Ich muß hierbei auf das Kapitel über Psychopathologie und Vererbung hinweisen. Nun fragt es sich, was gegen die psychopathische und kriminelle Degeneration vom Standpunkt der Rassenhygiene geschehen kann. Die in psychiatrischer Beziehung möglichen Maßnahmen lassen sich in folgender Weise gliedern.

1. Therapeutische Behandlung ausbrechender Störungen. Dies ist eine rein medizinische Angelegenheit.

2. Internierung zum Schutze der erkrankten Person und ihrer Umgebung. Praktisch sind in vielen Fällen beide Momente (Nr. 1 und 2) verbunden, müssen jedoch theoretisch getrennt werden.

3. Maßnahmen zur Verhinderung der Nachkommenschaft von Personen, bei denen endogene Geistesstörungen ausgebrochen sind.

Hierbei kommt in erster Linie die unter Nr. 2 genannte Internierung in Betracht, solange Anstaltsbedürftigkeit vorliegt. Man

hat jedoch darüber hinaus, besonders bei Entlassungen aus der Anstalt, an eine Zerstörung der Keimdrüsen, d. h. der Hoden beim Manne, und der Ovarien bei Frauen, mit Hilfe von Operation oder Röntgenstrahlen gedacht. Dieser Punkt ist schon in der ersten Auflage dieses Buches behandelt worden. Ich habe mich seitdem mehrfach, z. B. bei dem Kongreß für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre in Gießen 1911 gegen diese im Grunde gewaltsamen Methoden ausgesprochen. Auch auf die Eheverbote für Personen, die an Geisteskrankheiten gelitten haben, muß hingewiesen werden.

Ich lege jedoch mehr Wert auf eine organisierte Aufklärung weiter Volkskreise über die Gefahr der Vererbung von Geisteskrankheiten. Allerdings ist es sehr schwer, an die Personen, für die eine solche Warnung eigentlich bestimmt ist, heranzukommen. Ist erst einmal eine Verlobung mit einer erblich belasteten Person vollzogen, so hilft in der Regel auch die nachträgliche Befragung eines Nervenarztes nichts, um die Ehe zu verhindern. Die Aufgabe muß darauf gerichtet sein, eine große Zahl von Personen in heiratsfähigem Alter von vornherein bei der Gattenwahl auf körperliche und geistige Gesundheit einzustellen. Dies kann in Deutschland, wenigstens in Gegenden mit vorwiegend ländlicher Bevölkerung, z. B. in Hessen, vielleicht am besten mit Hilfe der Kreisämter und Bürgermeistereien durch ein geeignetes Merkblatt geschehen, das bei der Entlassung aus den Schulen mitzugeben und auch sonst zu verbreiten wäre. Als Mitglied des Kreistages des Kreises Gießen hatte ich in diesem Zusammenhange 1918 die Verteilung eines solchen Merkblattes angeregt. Unterdessen hat die planlose Heiratswut, die nach Krieg und Revolution in Deutschland, wie in anderen am Krieg beteiligten Ländern, ausgebrochen ist, diesen Bestrebungen vorläufig ein Ende bereitet. Aber diese Pläne müssen wieder aufgenommen werden. Dabei ist eine staatliche Organisation unbedingt nötig. Es ist bedauerlich, daß mein Vorschlag, dem deutschen Reichsgesundheitsamt eine Abteilung für Familienforschung und Vererbungslehre anzugliedern oder ein besonderes Reichsinstitut für diese Aufgaben zu schaffen, weder vor noch nach der Revolution zur Durchführung gekommen ist. In der Deutschen medizinischen Wochenschrift (Jahrgang 1914, Nr. 14) habe ich diesen Gedanken ausführlich dargestellt. Eine Prophylaxe der psychopathischen Degeneration durch Hinlenkung weiter Volkskreise auf eine richtige Gattenwahl ist jedenfalls dringend nötig. — Diese Bestrebungen sollen auf dem Boden der Familienforschung möglichst gefördert werden.

Alle diese Maßnahmen müssen in psychologischer Beziehung durch Ausbildung des Familiensinnes und die Einsicht in die Bedeutung der Abstammung ergänzt werden. Die allgemeinen hygienischen Maßregeln können nur dann zur Verbesserung der Rasse führen, wenn diese durch die Ausbildung eines Stammesbewußtseins und des Gefühles nationaler Zusammengehörigkeit erhalten wird. —

Vergleicht man mit dieser Darstellung den jetzigen Zustand, so ist ersichtlich, daß in bezug auf die Wohnungsverhältnisse und die Förderung der Leibesübungen in den letzten Jahren wesentliche Fortschritte erzielt worden sind, dagegen ist die Entwicklung in bezug auf die Förderung der psychischen Hygiene noch stark zurückgeblieben. Während z. B. bei der Hygieneausstellung in Dresden 1911 zum ersten Male öffentliche Schlaf- und Ruhhallen nach meinem Plan ausgeführt waren und außerordentlich vielen Besuchern, nach deren eigenen schriftlichen Äußerungen, ausgezeichnet gedient haben, ist bei der mit riesigen Kosten ins Werk gesetzten Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen (Gesolei) in Düsseldorf 1926 trotz meiner Bemühungen eine öffentliche Ruheshalle nicht eingerichtet worden. Es war nur eine kleine Halle dieser Art für weibliche Angestellte vorhanden. Hier liegt, trotz des großen Lobes, das diese Ausstellung in der Presse gefunden hat, ein entschiedener Rückschritt vor. Die Gesolei war die anstrengendste Ausstellung, die ich seit vielen Jahren kennengelernt habe, und die Übermüdung, der sich viele Tausende von Besuchern ausgesetzt haben, bedeutet eine weitgehende Schädigung der Volksgesundheit. Ich habe hieraus gelernt, daß ohne Hilfe von seiten der psychischen Hygiene die rassenhygienischen Bestrebungen in diesen und vielen anderen Beziehungen versagen, und sehe in einer Organisation der psychischen Hygiene, die mit der Lehre vom natürlichen Adel in engster Weise zusammenhängt, eine unbedingt notwendige Ergänzung der bisherigen Rassenhygiene.

10. Kapitel

Fortpflanzung und Vererbung

Der Bestand der Familien beruht in der ganzen Natur, sowohl im Pflanzen- als auch im Tierreich, zu dem wir im weiteren Sinne auch das Menschengeschlecht zählen müssen, auf der Fortpflanzung.

Der Name ist aus dem Leben der Pflanzen entnommen und von diesen auf die Tiere übertragen worden. Will man daher den Begriff im ganzen Umfange erfassen, so muß man von einer Untersuchung seines ursprünglichen Sinnes in der Pflanzenwelt ausgehen.

Die Untersuchung der Organismen im pflanzlichen und tierischen Gebiet hat im letzten Grund zu den als Zellen bezeichneten organischen Einheiten geführt, durch deren Weiterentwicklung, Arbeitsteilung und Abscheidung bestimmter Stoffe der ganze Organismus aufgebaut wird. Die Fortpflanzung bei den höheren Tieren, zu denen der Mensch nach seiner ganzen Organisation gehört, beruht auf dem Zusammentreffen von väterlichen und mütterlichen Keimzellen, deren Bildung, Abscheidung und Vereinigung eine Reihe von organischen Einrichtungen und Funktionen des Körpers dienen. Die Vererbungskraft, die wir als kurzen Ausdruck für die Ursache der Vorgänge annehmen, die zur Entstehung neuer, mit den Eltern artgleicher Einzelwesen führen, ist bei dem Menschen ganz in bestimmten Zellen konzentriert. Im übrigen haben die Körperzellen beim Menschen im wesentlichen nur eine auf ihre besondere Art eingestellte Vererbungskraft, indem sie Zellen gleicher Art hervorbringen. Ähnlich liegt es im allgemeinen im höheren Tierreich, in dem eine ausgeprägte Arbeitsteilung und Spezialisierung der Zellfunktionen eingetreten ist.

Dagegen ist bei den Pflanzen die Fähigkeit der Zellen, den Gesamtorganismus der Art nach hervorzubringen, verhältnismäßig noch nicht so stark gesondert, so daß die Fortpflanzung viel mannigfaltigere Formen hat, als die Vererbung durch männliche und weibliche Keimzellen. Bei den Pflanzen geschieht das Zusammentreffen von männlichen und weiblichen Samen oft durch Mitwirkung von tierischen Organismen bei der mechanischen Ermöglichung der Befruchtung. Es gilt dies für viele Blütenpflanzen mit männlichen und weiblichen Samen. Dabei können diese entweder, wie es die Regel bildet, in einer Blüte vereinigt sein, so daß jede Blüte beide zur Fortpflanzung nötigen Keimzellen enthält, oder die Blüten enthalten verschiedene Keimzellen, d. h. entweder weibliche oder männliche. Sitzen diese beiden Blütenarten auf einem pflanzlichen Einzelwesen, so nennt man sie einhäusig, befinden sie sich auf verschiedenen Individuen der gleichen Pflanzenart, so heißen sie zweihäusig. Es liegen hier Abarten der geschlechtlichen Anlage vor, die im Sinne einer weiteren Trennung der männlichen und weiblichen Keimzellen gerichtet sind.

Es ist von unserem Standpunkt wichtig, diese Artenbildung in bezug auf die Frage der Inzucht bei Pflanzen zu betrachten. Wenn in einer Blüte die Eizellen am Boden des Stempels durch die Samenzellen der ihn umgebenden Staubgefäße befruchtet werden, so ist dies im biologischen Sinne eine Inzucht durch Vereinigung von Geschwisterzellen, da die männlichen und weiblichen Zellen der Blüte tatsächlich im menschlichen Sinne Geschwister als Teile der gleichen Blüte sind. Diese strenge Inzucht wird, bei Pflanzen mit Sonderung von männlichen und weiblichen Blüten auf der gleichen Pflanze, gemildert, bei Verteilung derselben auf verschiedene Pflanzenindividuen der gleichen Art noch mehr gemäßigt. Im Grunde ist jedoch in allen diesen Fällen eine Sonderung in männliche und weibliche Samengebilde vorhanden.

Als Gegensatz zu den Blütenpflanzen, die in der Botanik als Phanerogame (sichtbar zeugende) bezeichnet werden, gelten die kryptogamen (verborgen zeugenden) Pflanzen, bei denen die Keimzellen an versteckten Stellen vorhanden sind. Vom Standpunkt der Vererbungslehre liegt jedoch der Unterschied nicht in der Sichtbarkeit oder Verborgenheit der Fortpflanzungsorgane, sondern in der Frage: 1. ob eine Differenzierung in männliche und weibliche Keimzellen vorhanden ist, 2. ob, außer der Vererbung durch bestimmt organisierte Keimzellen, eine Fortpflanzung durch andere Körperzellen zustande kommt. Dies ist bei vielen Pflanzenarten der Fall. Dabei lassen sich folgende Fälle unterscheiden:

1. Aus der Wurzel können Ausläufer kommen, aus denen sich wieder ganze Pflanzen entwickeln, in denen von neuem Samenzellen entstehen. Es ist dies ein deutlicher Beweis der bei den Pflanzenzellen vorhandenen Umwandlungsfähigkeit.

2. Abgeschnittene Blätter oder Stiele können in geeignetem Boden, besonders feuchtem Sand, Wurzeln treiben, so daß eine ganze Pflanze entsteht, die auch Blüten mit Keimzellen bildet. Ebenso kann aus den Blattknospen, die zwischen Stiel und Blatt entstehen, nach Bewurzelung die ganze Pflanze neu gebildet werden, was bei manchen Arten nach Abwerfen der Blätter geschieht.

3. Manche Pflanzenarten, z. B. die Erdbeere, treiben lange Ausläufer, die am Boden entlang wuchern. Dann bilden sich Blätter nach oben und Wurzeln nach unten, die im Boden haften; und, nach Absterben des sie mit der Mutterpflanze verbindenden Stieles, steht ein neues Individuum mit allen Eigenschaften der sonst aus Samen entstehenden Pflanze da.

4. Bei bestimmten Arten, z. B. der Kartoffel, bilden sich an den Wurzeln Knollen mit sogenannten Augen, die unterirdische Keimzellen darstellen. Aus ihnen gehen nach Stecken der Kartoffel die neuen Pflanzen hervor. Man kann die einzelnen Keimknoten der Kartoffel herausschneiden und gesondert pflanzen, was ich zur Probe getan habe. Es entsteht dann aus jedem Auge eine neue Pflanze, jedoch sind die einzelnen Exemplare sehr schwächlich, weil das Nährmaterial, das sonst in Gestalt der Kartoffel mit in den Boden kommt, beseitigt ist.

Man hat diese Arten von Neubildung im Gegensatz zur Fortpflanzung als vegetative Vermehrung bezeichnet und von der Fortpflanzung getrennt, deren Begriff man auf die Vermehrung durch Keimzellen eingeschränkt hat¹⁾. Aber diese Unterscheidung hat vom Standpunkt der Vererbungslehre Bedenken, da es sich z. B. bei Vermehrung der Kartoffel durch die Wurzelknollen offenbar auch um Fortpflanzung durch Keimzellen handelt, die nur im Gegensatz zu den Samenzellen der Blüte ungeschlechtlich sind und in Wurzelknollen entstehen. Es ist daher richtiger, zu unterscheiden:

1. Fortpflanzung durch besonders ausgebildete Keimzellen.
2. Vermehrung durch Ergänzung anderer Pflanzenteile zum Ganzen der Pflanze mit allen Eigenschaften der Art.

Bei den Keimzellen handelt es sich um die Unterscheidung, ob sie verschiedene (männliche und weibliche) Formen haben oder ungeschlechtlich sind, wie bei vielen niederen Pflanzenarten.

Wegen der Unmöglichkeit, mit der alten Einteilung in Phanerogamen und Kryptogamen durchzukommen, hat man²⁾ die Pflanzen in besondere Klassen geteilt:

1. Thallophyta, 2. Bryophyta, 3. Pteridophyta, 4. Gymnospermae, 5. Monocotyledones, 6. Dicotyledones. Auch bei dieser Einteilung stehen die Fortpflanzungsvorgänge im Vordergrund. Hansen sagt darüber:

„Diese Einteilung beruht auf der Verschiedenheit der Fortpflanzungsvorgänge und des aus denselben hervorgehenden Produktes. Der Grund, weshalb man in erster Linie die Fortpflanzungsorgane zur Aufstellung des Systems benutzt, anatomische und morphologische Merkmale anderer Art erst sekundär verwendet, ist der, daß die Fortpflanzungsorgane dem Funktionswechsel nicht unterliegen und daher als sicherere Dokumente der Verwandtschaft gelten dürfen als die Vegetationsorgane.“

¹⁾ Vgl. A. Hansen, Pflanzenphysiologie, Sammlung Götschen, 1912, S. 136.

²⁾ A. Hansen, Repetitorium der Botanik, 7. Auflage, Verlag von Alfred Töpelmann, Gießen 1906. II. Teil: Spezielle Botanik, Einleitung.

Diese Begründung ist jedoch nur teilweise und sehr bedingt richtig. Die Untersuchung, besonders der niedrigeren Pflanzenarten, zeigt eine geradezu wunderbare Mannigfaltigkeit der Fortpflanzungsvorgänge im Hinblick auf die obigen Unterscheidungen. Ich greife aus dem Buch von Hansen „Systematische Übersicht des Pflanzenreiches“ folgende Angaben über die Fortpflanzungsverhältnisse heraus.

1. Thallophyten, worunter die Schleimpilze, Spaltpflanzen, Algen, Armleuchterpflanzen und Pilze zusammengefaßt werden. Die Fortpflanzung der Thallophyten ist teils ungeschlechtlich, teils geschlechtlich. Gewöhnlich kommen beide Arten von Fortpflanzungen vor. Im einzelnen sind die Fortpflanzungsverhältnisse außerordentlich mannigfaltig. Über die 1. Untergruppe, die Schleimpilze, sagt Hansen:

„Zum Zweck der Fortpflanzung zerfällt das ganze Plasmodium in Sporenbehälter von mannigfacher Gestalt (Sporangien) mit zahlreichen Sporen. Zuweilen enthält das Sporangium neben den Sporen ein Fadengeflecht (Kapillitium), welches bei der Entleerung der Sporen mitwirkt. Diese Sporen entlassen bei der Keimung einen schwärmend oder amöbenartig sich bewegenden Protoplastmakörper. Durch Zusammenfließen zahlreicher solcher Amöben entsteht ein neues Plasmodium.“

2. Spaltpflanzen (Schizophyta). Den Namen Spaltpflanzen trägt diese Abteilung, weil die Vermehrung durch eine eigentümliche Teilungsart der Zellen erfolgt. Geschlechtliche Fortpflanzung kommt nicht vor.

3. Algen. „Die Algen pflanzen sich teils ungeschlechtlich durch Schwärmsporen fort oder haben daneben auch noch eine geschlechtliche Fortpflanzung. Die geschlechtliche Fortpflanzung geschieht entweder durch Kopulation von Gameten oder durch Befruchtung von Eizellen durch Spermatozoen.“ Hier treffen wir, im Hinblick auf die später zu gebende Darstellung der Mendelschen Lehre und ihre Weiterbildung, auf den Begriff der Gameten, der von Hansen in dem Kapitel über die Fortpflanzung l. c. S. 67 gerade im Hinblick auf die Algen genauer erörtert ist. Bei der Wichtigkeit dieser Pflanzenvorgänge für das Verhältnis der Keimzellenentwicklung bei Menschen und Tieren gebe ich hier den betreffenden Abschnitt ausführlich wieder:

„Die Algen pflanzen sich zuweilen viele Generationen ungeschlechtlich durch bewegliche grüne Protoplastmakörper (Schwärmsporen) fort, welche aus den Behältern (Sporangien) heraustreten und nach kurzer Zeit des Bewegungszustandes zu neuen Pflanzen heranwachsen. Zu Zeiten treten auch Sexualorgane auf (Thuret 1853). Bei vielen Algen bilden sich

eiförmige Behälter, Oogonien, mit einer Eizelle und schlauchförmige Antheridien, in denen Spermatozoen entstehen. Zur Zeit der Befruchtung öffnet sich das Oogonium an seinem Scheitel, der Protoplasmakörper rundet sich ab und entläßt einen Tropfen Schleim. Zu gleicher Zeit platzen die Antheridien und entlassen ihre mit zwei Zilien versehenen Spermatozoen, welche in das Oogonium eintreten und das Ei befruchten. Das letztere umgibt sich darauf mit einer festen Haut und keimt nach einer Ruheperiode, welche es durchmacht (Pringsheim 1855). Bei anderen Algen ist die Fortpflanzung im Wesen ebenso, wenn auch die Gestalt der Fortpflanzungsorgane mannigfach verschieden ist. Bei der Algenklasse der Konjugaten findet ebenfalls ein Sexualakt statt, doch sind die beiden Geschlechtszellen von gleicher Größe und Gestalt. Man nennt die verschmelzenden Sexualzellen, wenn sie nicht deutlich als Spermatozoid und Eizelle differenziert sind, Gameten, das entstandene Produkt Zygote. Die Zygote keimt nach einer Ruheperiode.“

4. Pilze. Hansen sagt darüber l. c. S. 95.

„Das Myzelium ist nur der vegetative Teil der Pilze; an demselben entstehen die Fortpflanzungsorgane. Die ungeschlechtlichen Fortpflanzungsorgane (Sporenträger) erheben sich meistens über das Substrat. Es sind einfache oder verzweigte Hyphen, welche, senkrecht aufwärts wachsend, an ihren Enden bei den an der Luft wachsenden Pilzen unbewegliche Reproduktionszellen (Konidien) erzeugen. Die Konidien werden entweder einfach abgeschnürt (z. B. bei Penizillium, Aspergillus u. a.) oder entstehen in großer Anzahl innerhalb einer kugelförmigen großen Endzelle (Sporangium) des Sporenträgers (bei den Mucorineen). Bei den im Wasser lebenden Phykomyzeten entstehen in den Sporangien bewegliche Schwärmsporen.

Eine geschlechtliche Fortpflanzung ist nur bei einigen Abteilungen der Pilze mit Sicherheit nachgewiesen. Bei den Phykomyzeten geschieht sie entweder dadurch, daß Oogonien durch Antheridien ähnlich wie bei den Algen befruchtet werden oder daß besonders organisierte Myzeliumzweige miteinander verschmelzen, worauf dann durch Querwände eine Kopulationszelle abgegrenzt wird, welche zu einer Spore (Zygospore) heranwächst. Diese keimt nach einer Ruheperiode und erzeugt wieder einen Fruchträger. Auch bei einigen höheren Pilzen ist eine geschlechtliche Fortpflanzung noch nachzuweisen. Bei anderen sind die Sexualorgane reduziert, bei den meisten ist eine Sexualität ganz verschwunden. Diese bilden nur Sporangien oder Konidienträger, deren Form jedoch erheblich von den gleichen Organen bei den niederen Pilzen abweicht.“

II. Moose (Bryophyta). Hansen, S. 108.

„Sie besitzen einen scharf ausgeprägten Generationswechsel, d. h. ihr Lebensgang zerfällt in zwei Generationen. Bei der Keimung einer aus der reifen Mooskapsel entnommenen Spore entsteht gewöhnlich nicht unmittelbar eine neue Moospflanze, sondern zunächst ein meist fadenförmiger, algenähnlicher, grüner Vorkeim (Protonema), an welchem erst die Knospen der Moosstengel entstehen.“

III. Gefäßkryptogamen, Pteridophyta, zu denen die Farnkräuter und Schachtelhalme gehören. Hansen, S. 112.

„Die Pteridophyten besitzen wie die Moose einen charakteristischen Generationswechsel. Aus den Sporen, welche ungeschlechtlich an Blättern in Sporangien oder in fruchtähnlichen Organen entstehen, geht ein kleiner, grüner, lebermoosähnlicher, rhizoidenbildender Vorkeim (Prothallium) hervor, an welchem die Sexualorgane, Archegonien und Antheridien entstehen (erste Generation). Aus der befruchteten Eizelle entsteht durch Zellteilung ein mehrzelliger Embryo, der später zu einer mit Blättern und Wurzeln versehenen Pflanze (dem Farnkraut, dem Schachtelhalm usw.) heranwächst, welche wieder Sporangien mit ungeschlechtlichen Sporen bildet (zweite Generation). Im Gegensatz zu den Moosen ist also bei den Pteridophyten gerade die ungeschlechtliche Generation vegetativ sehr vollkommen entwickelt.“

Wir sehen also bei diesen drei Gruppen der Kryptogamen einen geradezu wunderbaren Reichtum von Formen der Fortpflanzung, und es fragt sich, was dieses oft gleichzeitig oder periodisch vorhandene Auftreten von ungeschlechtlichen und geschlechtlichen Fortpflanzungen im Grunde bedeutet. Hansen¹⁾, der im Zusammenhang seiner Beschäftigung mit Goethe zu naturphilosophischen Fragestellungen neigt, sagt darüber folgendes:

„Eine klare Antwort läßt sich nicht geben. Tatsache ist, daß durch Vereinigung von zwei Keimzellen Eigenschaften verschiedener Individuen durch Übertragung vereinigt werden können. Auch bei den Kryptogamen findet vielfach eine Kreuzung statt, die bei den höheren Pflanzen ganz allgemeine Regel wird. Nach Ansicht mancher Forscher führt diese zu einem periodischen Ausgleich der Arteigenschaften und verhindert eine Variation ins Ungemessene. Nach anderer Ansicht sollen dagegen vorwiegend neue Arteigenschaften durch die Befruchtung zustande kommen, doch könnte das wohl vorwiegend bei der Befruchtung verschiedener Arten, bei der Bastardbildung, möglich werden. Anschaulich ist der Ausgleich der Eigenschaften bei den Diamoteen, wo durch fortgesetzte Teilung die Individuen immer kleiner und kleiner werden, während der Sexualakt wieder zur Entstehung größerer Individuen führt. Daß bei der Befruchtung neue Eigenschaften auftreten können, ergeben die Tatsachen der Pflanzenzüchtung. Es kommt vielleicht noch hinzu, daß das Produkt der Sexualität meist ein Gebilde ist, welches eine längere Dauer ohne Schaden ertragen kann, da die Dauersporen und Samen längere Zeit ruhen können, ohne ihre Entwicklungsfähigkeit einzubüßen, während ungeschlechtliche Keimzellen oder vegetative Vermehrungsorgane sich so gleich weiter entwickeln müssen.“

Die sexuelle Fortpflanzung ist sicher erst später im Pflanzenreich entstanden wie die ungeschlechtliche. Denn auf niederster Stufe des

¹⁾ A. Hansen, Die Pflanze, Sammlung Götschen, 1914, S. 96.

Pflanzenreichs finden wir jene noch nicht. Als Anfang der Sexualität betrachtet man gewöhnlich die Paarung der schwärmenden Gameten bei den Algen, aber über die einmalige Entwicklung dieses Vorganges kann man sich keine klare Vorstellung machen.“

Vom Standpunkt der Vererbungslehre ist es wahrscheinlich, daß die sexuelle Form der Fortpflanzung im Grunde darauf hinausläuft, daß durch das Zusammentreffen der beiden Samenzellen ein Wachstumsreiz gegeben wird. Von Wichtigkeit ist dabei die schon im Pflanzenreich hervortretende Gestaltverschiedenheit der männlichen und weiblichen Keimzellen, die im Tierreich, z. B. beim Menschen, in ausgeprägter Weise vorhanden ist. In bezug auf die Pflanzenzellen sagt Hansen („Die Pflanze“, S. 95):

„In der Regel ist die weibliche Zelle, die Eizelle, substanzreicher und größer, während die männliche Zelle ein kleineres, oft sehr kleines Protoplastmakörperchen darstellt. So sind die männlichen Keimzellen bei *Fucus serratus* 30 000—60 000mal an Masse geringer als die weiblichen Keimzellen. Dabei sind aber beide noch sehr klein, die Spermatozoiden $5\ \mu$ (d. h. tausendstel Millimeter) lang, das Ei 80—100 μ dick.“

Auf die Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Keimzellen beim Menschen werden wir später eingehen.

Vom Standpunkt einer Naturbetrachtung, die über die Feststellung des rein Mechanischen in der Natur hinausgeht, erscheinen die Fortpflanzungsvorgänge, sowohl die Entstehung eines neuen Individuums aus Keimzellen, wie die vegetative Vermehrung durch Ergänzung von Pflanzenteilen zu einer ganzen Pflanze mit allen Eigenschaften, außerordentlich wunderbar. In dem Samenkorn stecken latente Energien, die unter bestimmten Bedingungen zur Wiederholung der Pflanze mit den Eigenschaften der Familie führen. Der Samen kann lange Zeit in Ruhe bleiben, und doch treibt später die Pflanze wieder aus ihm hervor.

Es ist verständlich, daß dieser Vorgang vom naturphilosophischen Standpunkt zu Theorien geführt hat, die besonders an die Lehre vom Gedächtnis anknüpfen. Man verglich die Entstehung der neuen Pflanze aus dem Samenkorn mit einem Wachwerden von Erinnerungen, wie wir dies bei dem menschlichen Gedächtnis beobachten. Das Gedächtnis, die Mneme, wurde von Semon als Grundeigenschaft des organischen Lebens definiert, und auf dem Boden dieser Lehre erschien dann die Wiederholung der elterlichen Art bei der aus dem Keim erwachsenen Pflanze erklärt. Bei dieser naturphilosophischen Deutung wird jedoch gerade ein wesentlicher Teil der Vorgänge ausgeschaltet. Bei der Erklärung des Wachstums

einer Pflanze aus dem Samen kommt man zu dem Begriff der von außen herankommenden Reize, welche die Entwicklung der Keimzellen in Gang bringen. Diese vermehren sich jedoch in einer durch ihre besondere Natur determinierten Weise, wandeln sich zum Teil in ebenso bestimmter Richtung um, so daß sie zum Aufbau bestimmter Teilorgane der Pflanze dienen können. Wir treffen also bei der Entwicklung immer auf zwei Elemente, 1. den Entwicklungsreiz, der bei dem Samen der Pflanze immer durch Feuchtigkeit, bzw. durch die im Wasser gelösten chemischen Substanzen, gegeben wird, 2. auf eine Zellentwicklung und Vermehrung in ganz bestimmter, durch die Natur der Keimzellen gegebener Richtung. Diese beiden Grundbegriffe gelten in gleicher Weise auch für das Tierreich. Für das Verhältnis vieler Erscheinungen bei der menschlichen Vererbung ist die Vorstellung notwendig, daß die väterlichen und mütterlichen Keimzellen sich gegenseitig zur Entwicklung anregen. Man ist zunächst geneigt, diese Vorstellung in bezug auf das Verhalten der väterlichen zur mütterlichen Keimzelle anzunehmen, wobei die relativen Verhältnisse der Größe und des Baues in Betracht zu kommen scheinen. In Wirklichkeit lassen sich jedoch die Vererbungserscheinungen, die sich auf beide Eltern beziehen, gar nicht anders erklären, als wenn man annimmt, daß umgekehrt auch die weibliche Keimzelle, nach dem Zusammentreffen mit der männlichen, diese zur Entwicklung anregt, so daß ihre bis dahin latenten Kräfte in Gestalt von Zellvermehrung in bestimmter und genau determinierter Richtung zur Wirkung kommen. Die Betrachtung der Fortpflanzungsverhältnisse in dem eigentlichen Gebiete, aus welchem der Name stammt, ist also von größter Bedeutung für das Verständnis der Keimverhältnisse bei der tierischen und menschlichen Entwicklung. Auch eine Reihe von eigenartigen experimentellen Erfahrungen über die ungeschlechtliche Entwicklung von Keimzellen bei Tieren finden dadurch ihre Erklärung. Es hat sich herausgestellt, daß bestimmte chemische Reize unbefruchtete Keimzellen zur Entwicklung bis zum gewissen Grade anregen können, so daß dadurch die geschlechtliche Kopulation bis zu einem gewissen Grade ersetzt werden kann. Es handelt sich besonders um die wichtigen Studien von Löb. Aber diese ungeschlechtliche Entwicklung einer mütterlichen Keimzelle, die man als Parthenogenese bezeichnen kann, spielt praktisch für die Fortpflanzung eine geringe Rolle, gewährt jedoch einen ausgezeichneten Einblick in die Vorgänge bei der Entwicklung der

Keimzellen. In der Natur kommt sie bei manchen Arten, z. B. den Bienen, als Parthenogenesis tatsächlich vor, worauf ich später eingehen werde.

Sehr wichtig erscheinen vom Standpunkt der Vererbungslehre die Erscheinungen bei der Züchtung und Veredelung von Pflanzen. Es gelingt den Pflanzenzüchtern durch Kreuzung und Veränderung der Ernährungsbedingungen, d. h. durch endogene und exogene Momente, wildwachsende Arten in bestimmter Richtung zu verändern, so daß sie im Hinblick auf bestimmte menschliche Neigungen und Bedürfnisse als veredelt gelten. Dies kann sich z. B. auf die Größe und Form der Pflanze, auf die Blütenblätterfarbe oder auf die Ausbildung des Fruchtknotens beziehen.

Letzteres kommt besonders bei den Obstsorten in Betracht. Werden solche gezüchtete Arten durch Ableger, d. h. vegetative Fortpflanzung, vermehrt, so erhalten sich zunächst die gezüchteten Eigenschaften, diese sind also insofern erblich. Läßt man jedoch die gezüchteten Arten aus den Blüten Samen bilden, und entwickelt man aus diesen neue Pflanzen, so zeigt sich, z. B. bei den Obstsorten, ein Rückschlag auf die Stammform: Während also die neuen Eigenschaften sich bei vegetativer Fortpflanzung als erblich erweisen, zeigt sich, daß sie in den Samenzellen noch nicht vertreten sind und aus diesen nicht zur Entfaltung kommen können.

Diese Erscheinungen sind grundsätzlich wichtig. Die vegetative Fortpflanzung wiederholt die neu erworbenen Eigenschaften, während die Samenzellen davon unberührt bleiben. Ferner sieht man, daß die durch vegetative Fortpflanzung wiederholten gezüchteten Eigenschaften allmählich degenerieren, so daß die Zuchtprodukte schließlich aussterben. Die geschlechtlich differenzierten Samen haben im Gegensatz hierzu eine viel größere Konstanz der Vererbung und verändern sich nicht entsprechend den raschen durch Züchtung hervorgerufenen neuen Eigenschaften. Gelänge es, die Samenzellen von gezüchteten Arten parallel der Veränderung der äußeren Eigenschaften umzuwandeln, so daß letztere auch bei geschlechtlicher Fortpflanzung hervortreten würden, so wäre dies eine für die Pflanzenzüchtung außerordentlich wichtige biologische Erfindung.

Eine Abart der vegetativen Fortpflanzung bildet das Pfropfen oder Okulieren, wobei ebenfalls die eben entwickelten Beziehungen in Betracht kommen. Auf die Technik des Verfahrens kann ich hier nicht eingehen. Jedenfalls bewahrt ein auf einen Wildling, z. B. bei

einem Baumstamm, aufgesetztes Edelaube oder Reis zunächst die Eigenschaften der gezüchteten Mutterpflanze, so daß also der Wildling veredelt erscheint. Dies beruht auf der Grundlage des Baues der Pflanzen aus Zellen, die sich nur ihrer angeborenen Natur nach entwickeln können¹⁾. Der Wildling bildet mit Stamm und Wurzel den Träger der höher gezüchteten Art, der er bei seinem kräftigen Bau reichlich Säfte aus der Wurzel zuführt.

Dieser Vorgang ist bei vielen menschlichen Vererbungserscheinungen im Gebiet der Genialität von vorbildlicher Beschaffenheit, z. B. erinnern die Genies, deren väterliches Geschlecht als kräftiger Wildling erscheint, auf welches ein weibliches Reis aus geistig hoch entwickelter Familie übertragen ist, sehr an den geschilderten Naturvorgang.

Es fragt sich allerdings bei der Pfropfung, ob nicht doch bis zu gewissem Grade eine wechselseitige Beeinflussung des Trägers und des Edelreises stattfindet. Daß letzteres von dem Träger Säfte bezieht, ist physiologisch sicher, da es sonst absterben würde, wie es bei mangelhafter Pfropfung tatsächlich geschehen kann. Aber man muß fragen, ob nicht auch der Träger durch das Edelreis beeinflusst wird. Es sollen in der Pflanzenzüchtung Beobachtungen gemacht sein, welche, mindestens in seltenen Fällen und bei bestimmten Arten, eine solche rückwärtige Beeinflussung des Trägers von dem Pfropfreis aus beweisen. Es handelt sich um die mir von einem Pflanzenzüchter gemachte Angabe, daß bei einer bestimmten Art nach einer Pfropfung mit einem Edelreis unterhalb der Pfropfstelle Triebe entstanden sind, die eine Kombination von Eigenschaften des Trägers und des Pfropfreises aufwiesen. Ob dies sicher ist, bleibt dahingestellt. Das Wesentliche für die allgemeine Vererbungslehre besteht vorläufig in folgenden Punkten:

1. Daß das Pfropfreis ebenso wie sonstige Ableger die Eigenschaften der gezüchteten Art zeigt, also diese bei vegetativer Fortpflanzung vererbt werden;

2. daß die gezüchteten Arten bei Fortpflanzung durch Samen auf die Urform zurückschlagen, daß also der Same die gezüchteten Eigenschaften nicht vererbt.

Jedenfalls sind die Erscheinungen bei der Züchtung von Pflanzenarten von größtem Interesse für die allgemeine Vererbungslehre auch im Hinblick auf die Familienforschung beim Menschen.

¹⁾ Vgl. u. a. die Notiz über Veredelung und Vererbung von J. Kinkele in der Gartenwelt vom 19. August 1921.

Aus der neueren Literatur verweise ich besonders auf das Lehrbuch der Botanik für Mediziner, von Prof. Dr. Küster, z. Zt. in Gießen, das 1920 erschienen ist. Es enthält in den ersten beiden Kapiteln, Morphologie und Anatomie, eine sehr klare Darstellung der Zell- und Wachstumsverhältnisse der Pflanzen. Der Güte des Verfassers verdanke ich die Zeichnung (Figur 14), in der das Produkt der ersten Zellteilungsvorgänge, die der Befruchtung folgen, dargestellt ist.

Figur 14. Oberer Teil der Samenknospe einer Pflanze

Längsschnitt durch den oberen Teil der Samenknospe einer Pflanze. Vom äußeren und inneren Integument (J_I und J_{II}) wird der Knospenkern (Nuzellus N) umhüllt, in diesem liegt der Embryosack (Embr. S.), an dessen äußerem, d. h. dem von den Integumenten freigelassenem Pol, der Mikropyle (M), der Eiapparat sich entwickelt. Der Hauptbestandteil des letzteren, die Eizelle, liefert nach Befruchtung den Embryo. Diesen zeigt die Figur in einer sehr frühen Phase seiner Entwicklung als ein kleines, vielzelliges Kügelchen, das an einem Faden (Embryoträger, Suspensor) aufgehängt erscheint. Später werden an dem Embryo die Keimblätter (Kotyledonen) sichtbar. Der Embryosack ist durch Punktierung seines Randes, der Nuzellus durch Schraffurierung kenntlich gemacht. — Schematisiert.

Jedenfalls lassen sich die Vorgänge der Befruchtung der weiblichen Eizelle beim Menschen und die Kernteilung im Beginn der embryonalen Entwicklung nur verstehen, wenn man die entsprechenden Verhältnisse nicht nur bei Tieren, sondern besonders auch bei Pflanzen, vergleichend in Betracht zieht.

11. Kapitel

Die Keimzellen beim Menschen

Eine umfassende Darstellung der Fortpflanzungsverhältnisse in der Gesamtheit der Tierarten würde den Rahmen dieses Buches völlig übersteigen. Wir müssen uns hier darauf beschränken, im Hinblick auf die allgemeinen Verhältnisse der Fortpflanzung die menschlichen Keimzellen zu behandeln. Ich halte mich dabei, was die Darstellung der objektiven Vorgänge betrifft, im wesentlichen an das Lehrbuch der Entwicklungsgeschichte von Bonnet und füge eine Anzahl von Betrachtungen, die für die Vererbungslehre wichtig sind, bei.

Man braucht hierbei zunächst einen Ausdruck, der die Geschlechts- oder Fortpflanzungszellen im allgemeinen bezeichnet, ohne Rücksicht darauf, in welchem Stadium der Entwicklung sie sich befinden, und hat hierzu den Ausdruck Gonozyten verwendet. Es muß dabei zwischen dem ursprünglichen Zustand und der fertigen Form der Geschlechtszellen scharf unterschieden werden. Ursprünglich bestehen die väterlichen Samen- und mütterlichen Eizellen aus gleich großen Kugelzellen, die sich jedoch nach eigenartiger Entwicklung im fertigen Zustand außerordentlich unterscheiden. Sehr wesentlich ist, daß die Größe der Eizelle, d. h. der mütterlichen Geschlechtszelle, durch Anhäufung von Nährmaterial, das die Reserve für den sich später entwickelnden Embryo darstellt, stark zunimmt, wobei sich die Beweglichkeit vermindert. Im Gegensatz hierzu wandeln sich die väterlichen Keimzellen immer mehr, unter Umbildung ihrer Bestandteile, in bewegliche, mit einem Schwanz versehene sogenannte Geißelzellen um, deren Form ihrer ersten Aufgabe, die Eizelle zu erreichen und in sie einzudringen, in ganz überraschender Weise angepaßt ist. Von größter Wichtigkeit ist, daß beide Formen von Geschlechtszellen, auch die männlichen, trotz ihrer außerordentlich starken Umbildung die wesentlichen Zellbestandteile erkennen lassen, nämlich 1. das Plasma mit den Plastosomen, 2. den sogenannten Sphärenapparat mit seinen zentralen Bildungen, 3. den Kern mit seinen Bestandteilen, 4. die Zellmembran.

Die Lagerung und Entwicklung der Geschlechtszellen bei den Wirbeltieren, als deren höchste Gruppe das Menschengeschlecht erscheint, geschieht in bestimmten Organen, den Keimstöcken oder

Geschlechtsdrüsen, und zwar die der Samenzellen im Hoden oder Spermarium, die der Eizellen im Eierstock oder Ovarium. Die Ausgangsformen der Samen- und Eizellen, Urgeschlechtszellen genannt, liegen an der Oberfläche der Keimstockanlagen, wobei die Urgeschlechtszellen beider Geschlechter ursprünglich sehr ähnlich sind. Bei dem ersten Grad der Differenzierung unterscheidet man die Ursamenzellen und die Ureizellen. In den Keimstöcken vermehren sich die Ursamen- und Ureizellen durch wiederholte Teilungen und heißen dann im Hoden Spermiogonien, im Eierstock Oogonien. Die weitere Entwicklung führt zu den Spermiozyten und Oozyten erster und zweiter Ordnung.

Hierbei macht sich eine für die Entwicklungsmechanik außerordentlich wichtige zahlenmäßige Beziehung und Differenzierung der Teilungsprodukte bemerklich. Die Spermiozyten erster Ordnung teilen sich zuerst in zwei Spermiozyten zweiter Ordnung, von denen jede durch Neuteilung wieder je zwei Samenzellen oder Spermiden hervorbringt. Die Spermiden bilden sich dann zu einer reifen Samenzelle (Spermium) um.

Bei der Teilung der Oozyten erster Ordnung kommen jedoch nicht gleich große Teilstücke wie bei den Spermiden hervor, sondern ein Oozyt zweiter Ordnung (Voreizelle) und eine wesentlich kleinere erste Polzelle (Polozyt). Hier setzt also die fortschreitende Differenzierung der männlichen und weiblichen Geschlechtszellen ein. Indem sich von der Voreizelle wiederum eine zweite, nicht mehr teilende Polzelle abschnürt und die erste Polzelle sich nachträglich abermals in zwei Zellen teilt, entsteht aus dem Oozyt erster Ordnung ein Reifei oder Ovium und drei durch Abschnürungen entstandene Polzellen, die zugrunde gehen. Es werden also bei der Teilung je drei Zellen der Oozyten erster Ordnung ausgeschaltet unter stärkerer Ausbildung der übrigbleibenden Reifeizelle. Im Gegensatz hierzu sind aus dem Spermiozyt erster Ordnung vier gleich große Spermiden und aus diesen vier reife Samenzellen entstanden. Der Sinn dieser Einrichtung scheint in der stärkeren Ausstattung der Reifeizellen mit Reservestoffen zu liegen.

Bei der fortschreitenden Teilung der Urgeschlechtszellen tritt in bezug auf die Zahl der Chromosomen (von Chromos = Farbe und Soma = Körper, d. h. also färbbare Körperchen) eine wichtige Änderung bei dem Übergang von Spermiozyten und Oozyten erster Ordnung zu denen zweiter Ordnung auf. Bei der Zellteilung tritt in der Regel eine Längsspaltung der Chromosomen ein, so daß die

Spermiozyten zweiter Ordnung ebenso viele Chromosomen enthalten wie eine Körperzelle. Im Gegensatz hierzu bleibt bei der Teilung der Oozyten und Spermiozyten zweiter Ordnung die sonst vorhandene Längsteilung der Chromosomen aus, so daß die hierbei durch Teilung entstandenen Spermatiden, sowie das Ovium und die zweite Polzelle, nur halb soviel Chromosomen enthalten wie die Körperzelle. Die Längsspaltung der Chromosomen wird als Äquationsteilung bezeichnet, das Ausbleiben der Längsspaltung als Reduktionsteilung. Das für die Vererbungslehre Wesentliche an diesem Vorgang besteht darin, daß jedes Spermium, das auf ein Reifei trifft, ebenso wie dieses nur die Hälfte der für die Körperzahl des Individuums typischen Chromosomenzahl enthält. Andererseits wird durch die Vereinigung von männlichen und weiblichen Keimzellen im fertigen Zustand des Spermiums und Oviums die für die Körperzellen des Individuums typische und notwendige Chromosomenzahl geliefert. In diesem eigenartigen Vorgang, der bei dem Übergang der Oozyten und Spermiozyten zweiter Ordnung zu den Spermiden und Reifeizellen geschieht, liegt einer der wichtigsten Vorgänge in der Entwicklungsmechanik, der für die Vererbung von größter Bedeutung ist.

Die weitere Umbildung der Spermiden zu einer reifen Samenzelle ist so verwickelt, daß ich hier nur das wesentliche Endresultat wiedergeben kann. An der ausgebildeten männlichen Samenzelle (Spermium) unterscheidet man einen Kopf, Hals, Verbindungsstück mit Spiralfaden, Schlußring und Schwanz. Alle diese Teile haben bestimmte entwicklungsgeschichtliche Beziehungen zu den Grundbestandteilen der Zellen, die als vorläufiges Endprodukt der Kernteilung in Gestalt der Spermiden gegeben waren. Die Bauart des Spermiums ist insofern höchst merkwürdig, als dadurch ein selbständiges Lebewesen mit aktiver Beweglichkeit gegeben ist. Diese Form und Funktion ist jedoch zunächst lediglich der ersten Aufgabe angepaßt, die Eizelle in den weiblichen Genitalorganen aufzusuchen und in sie einzudringen.

Die Figur Nr. 15 zeigt männliche Samenzellen (Spermatozoen) des Menschen im Dunkelfeld als Zeichnung nach einem Originalpräparat. Die Vergrößerung beträgt etwa 1:450. Man erkennt deutlich 1. den Kopfteil, 2. den schmälern Halsteil, 3. den langen, am Ende immer dünner werdenden Schwanzteil, der die Länge des Kopfes um das 6- bis 8fache übersteigt und häufig starke Windungen, die mit der Vorwärtsbewegung zusammenhängen, aufweist. Der Kopfteil erscheint manchmal oval, manchmal mehr spitz, je nachdem er von vorn oder von der Seite zur Erscheinung kommt. Oben und

unten liegen Epithelzellen, die mit den Spermatozoen nichts zu tun haben, ebensowenig wie die Anhäufungen von hellen Körnern zwischen den Spermatozoen. Der Halsteil erscheint gekörnt. — Das Bild zeigt sehr gut die hochgradige Differenzierung der Bauart bei den Spermatozoen, die als, besonders für Ortsbewegung, organisierte Lebewesen erscheinen. Dies hat eine nahe Beziehung zu dem Befruchtungsvorgang, bei dem die Spermatozoen in die weibliche Samenzelle eindringen.

Figur 15. Männliche Samenzellen beim Menschen, im Dunkelfelde.
Originalzeichnung. Vergrößerung etwa 1:450

Für die Vererbungslehre ist jedoch nicht diese vorläufige Form und Funktion, sondern die Tatsache das Wesentliche, daß jedes Spermium, trotz seiner scheinbar außerordentlichen Verschiedenheit von der Form der Ursamenzellen, alle auch in den Körperzellen vorhandenen wichtigen Zellorgane enthält. Die Form des Spermiums bildet eine Art Verkleidung, hinter welcher die eigentliche männliche Keimzelle steckt, die sich nach dem Eindringen in die Eizelle mit dieser verbindet, so daß die weitere embryonale Entwicklung angeregt wird. Auf diese kann ich hier nicht eingehen.

Nur möchte ich noch in Figur 16 eine Darstellung der weiblichen

8*

Eizelle im Stadium der Reife, als Zeichnung nach einem Originalpräparat aus der Universitäts-Frauenklinik in Gießen, geben.

Das Bild stellt einen größeren, der Reife nahen Graaf'schen Follikel dar. Er liegt nahe der Oberfläche des Eierstocks und ist von einer bindegewebigen Hülle umgeben. Im Inneren der Follikel sammelt sich Flüssigkeit an, die mit dem Wachstum und der Reifung des Follikels zunimmt. Auf der linken Seite sieht man einen kleinen Hügel von Zellen (Granulosazellen) gebildet, in dem das menschliche Ei sich befindet. Ist der Follikel ganz reif und damit an die

Figur 16. Graaf'scher Follikel

Oberfläche des Eierstocks gerückt, so bringt die angesammelte Flüssigkeit ihn zum Platzen, und das Ei wird herausgeschleudert und gelangt in den Eileiter.

Für die Vererbungslehre wesentlich sind folgende Momente:

1. Jedes Individuum, gleichgültig, ob es in seiner persönlichen Beschaffenheit weiblich oder männlich ist, geht bei dem Menschengeschlecht aus dem Zusammentreffen einer weiblichen und männlichen Keimzelle mit halber Chromosomenzahl hervor, so daß erst nach der Vereinigung die volle Chromosomenzahl einer menschlichen Körperzelle vorhanden ist.

2. Sämtliche endogenen Eigenschaften eines Individuums haben ihre letzte Ursache in der Beschaffenheit der bei der Zeugung zusammentreffenden Keimzellen, ohne im morphologischen Sinne präformiert zu sein.

12. Kapitel

Vererbung, Entwicklung und Züchtung

Alle Vererbung und Entwicklung beruht auf der Beschaffenheit der Keimzellen, deren Entdeckung von weittragender Bedeutung für die naturwissenschaftliche Auffassung des Lebens geworden ist. Der Begriff der Entwicklung ist entstanden, indem man die ungeheuere Summe von organischen Formationen, die aus dem Zusammentreffen von männlicher und weiblicher Keimzelle im individuellen Leben entstehen, gewissermaßen als Herauentwicklung von Elementen auffaßt, die in den Keimzellen latent und potentiell vorhanden sind. Es steckt in dem Begriff der Gedanke, daß aus einer Keimanlage nicht beliebige Formen entstehen können, sondern nur solche, die in der Keimzelle vorgebildet sind.

Die Schwierigkeiten, die für jeden bei unbefangener Betrachtung entstehen, wenn er versucht, sich dies vorzustellen, sind durch Theorien der mannigfachsten Art verdeckt worden, die alle darauf hinauslaufen, die natürliche Tatsache der Entwicklung aus den Keimzellen assoziativ mit Vorstellungen zu verknüpfen, die dem naiven Denken als Erklärung erscheinen.

Von allen Theorien darüber trifft nur eine den wesentlichen Kern der Erscheinung, nämlich die, welche die Vererbung als eine Form des Gedächtnisses auffaßt, obgleich auch diese nur ausreicht, wenn man von den uns durch Selbstwahrnehmung bekannten Formen des Gedächtnisses ganz astrahiert und dieses als eine Grundeigenschaft der organischen Welt auffaßt. Man kann jedoch auch dieses Erklärungsprinzip lediglich als eine Denkmethode auffassen, um die natürliche Tatsache dem Verstande scheinbar begreiflich zu machen, und kann unter Ausschaltung derselben einfach sagen: Die Entwicklung aus dem Keimplasma ist derart, daß als Endprodukt ein der Ahnenreihe entsprechendes Wesen zustande kommt.

Für unsere Aufgabe ist von Interesse, einen Blick auf die Vererbung und Züchtung von Arten bei Pflanzen und Tieren zu

werfen. Es gibt in diesem Gebiete eine Anzahl von trivial gewordenen Wahrheiten, die doch von vielen nicht in ihrer ganzen Tragweite aufgefaßt werden. Als selbstverständlich erscheint der Satz, daß die Abkömmlinge einer Art immer derselben Art angehören. Neben diesem Grundprinzip der Fortpflanzung zeigen sich nun aber bei genauerer Beobachtung eine Reihe von Erscheinungen, die in einem gewissen Gegensatze zu dieser Konstanz Änderungen (Variationen) zunächst als individuelle Abarten aufweisen. Die Erscheinung der Variation ist aber durchaus nicht bei allen Arten gleichstark ausgebildet, sondern manche zeigen eine außerordentliche Hartnäckigkeit in der Bewahrung von Eigenschaften, während eine andere Art sozusagen radiäre Streuungen vom Grundtypus aus aufweist.

Es besteht vielfach die Neigung, die Variation lediglich als eine Folge äußerer Bedingungen, besonders der Ernährungsverhältnisse, aufzufassen, wofür sich besonders im Pflanzenreich leicht eine Menge von Beispielen beibringen lassen, jedoch erscheint es bei unbefangener Betrachtung zweifellos, daß viele Arten auch ohne dieses Moment aus inneren Ursachen Variationen zeigen. Die Variation ist, abgesehen von den äußeren Momenten, eine immanente Eigenschaft der Arten, die bei den einzelnen mehr oder weniger stark ist. Um beide Momente, nämlich einerseits die Veränderlichkeit der Arten, andererseits die inneren Ursachen vieler Variationen, gleichmäßig hervorzuheben, sprechen wir von endogener Variation.

Dieser Begriff ist von grundlegender Bedeutung, um sich in den entwicklungsgeschichtlichen Streitigkeiten, die sich an die Namen Darwin, Hückel, Weismann u. a. knüpfen, zurechtzufinden und die Tatsachen der Vererbung und individuellen Beanlagung im Gebiet der normalen und pathologischen Psychologie zu begreifen.

Die Abarten, die bei der endogenen Variation entstehen, können nun vor allem vom Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit in bezug auf die Lebensbedingungen betrachtet werden. Sind diese für ganze Reihen von Generationen im wesentlichen gleich, so ist eine weitgehende Variation für die Erhaltung der Art nicht nötig, vielmehr in vielen Fällen schädlich, weil die für die besonderen Lebensbedingungen geeigneten Organe in einer für dieselben zum Teil weniger zweckmäßigen Weise variieren. Bei gleichbleibenden Lebensbedingungen ist also möglichste Konstanz bei den für dieselben zweckmäßig organisierten Arten die beste Voraus-

setzung zu deren unverändertem Bestehen. Ganz anders, wenn die äußeren Lebensbedingungen einer Art aus irgend welchen Ursachen in beträchtlichem Grade wechseln. In diesem Falle kann eine Art, die bei der Fortpflanzung ihre Eigenschaften unverändert festhält, durch die allmähliche Vernichtung der einzelnen Individuen infolge der zu ihrem Fortkommen nicht mehr passenden Lebensbedingungen allmählich zugrunde gehen. Im Pflanzen- und Tierreich hat diese Veränderung der äußeren, besonders klimatischen Bedingungen nachweislich zum Aussterben vieler Arten an bestimmten Stellen der Erde geführt. Es sei nur an das Zugrundegehen der Urwald-Flora und -Fauna im Norden Europas in der Eiszeit erinnert.

Ein sehr wesentliches Moment bei der Veränderung der äußeren Umstände ist das Auftreten von feindlichen Arten, denen die einheimischen nicht gewachsen sind, so daß sie ausgerottet werden. Die Vernichtung von Tierarten an bestimmten Orten, denen sie im übrigen völlig angepaßt waren, durch beutegierige Menschen, sowie von Menschenrassen durch andere, die mit überlegenen Gewaltmitteln hereinbrechen, ist eine oft beobachtete Erscheinung. Auch für diese Fälle gilt der Satz, daß die an ein bestimmtes Milieu angepaßte Art sich in den veränderten Bedingungen desto schlechter hält, je konstanter ihre Organisation ist, je weniger diese also endogene Variationen aufweist, die eine Anpassung an die veränderten Umstände ermöglichen. Es ergibt sich daraus der sehr wichtige Satz: Die Anpassungsfähigkeit einer Art ist desto größer, je größer die endogene Variation ist.

Treten innerhalb einer Art eine große Zahl von Variationen auf, so ist bei Veränderung der äußeren Bedingungen, denen ein Teil der Art zum Opfer fällt, stets wenigstens eine Anzahl von Individuen vorhanden, die dem neuen Milieu angepaßt sind und die Erhaltung der modifizierten Art in diesem ermöglichen.

Die Züchtung von Pflanzen- und Tierarten beruht nun im wesentlichen auf einer absichtlichen Benutzung der endogenen und durch äußere Momente begünstigten Variation in der Richtung, daß Individuen mit einer bestimmten, für menschliche Zwecke geeigneten Beschaffenheit ausgelesen und durch Fortpflanzung unter bestimmten Ernährungsbedingungen, sowie bei Tieren durch Kreuzung mit möglichst gleichartigen Individuen, zu einem besonderen Schläge entwickelt werden. Der Züchter verwendet also in geschickter Weise die beiden Tatsachen der Vererbung und Variation in einer durch

menschliche Zwecke bestimmten Richtung; niemals aber kann ein Züchter eine Abart hervorbringen, die nicht potentiell in der ursprünglichen Art selbst begründet und durch Variation derselben ermöglicht wäre.

Als Beispiel weise ich auf die verschiedenen Rinder- und Pferdeschläge hin, die von Menschen aus Zweckmäßigkeitsgründen gezüchtet worden sind. Allerdings kann sich ein solcher Typus durch andauernde Auslese von Tieren mit ähnlichen Eigenschaften so befestigen, daß er auch bei den Nachkommen immer zahlreicher wird. Immerhin lassen sich auch bei scheinbar gefestigten Schlägen die Tatsachen der endogenen Variation deutlich erkennen und erscheinen alsdann häufig als Rückschläge auf früher dem Stamme beigemischte Arten. Die endogene Variation tritt also häufig hervor als Rückschlag auf frühere Formen der Art, so daß experimentell durch Kreuzung solcher Tierindividuen auch rückwärts im Sinne der ursprünglichen Art gezüchtet werden könnte.

Jedenfalls ist die endogene Variation der Arten die wesentliche Voraussetzung zur Anpassung der Arten an veränderte Lebensbedingungen. Diese ist demnach entwicklungsgeschichtlich im wesentlichen eine passive, indem bei Veränderung der äußeren Bedingungen diejenigen Abarten, die für diese nicht geeignet sind, vernichtet werden und nur das von Natur für dieselben Brauchbare leben bleibt. Durch die Vernichtung des von Natur nicht den veränderten äußeren Bedingungen Angepaßten entstehen als Endresultat die scheinbar wunderbaren Erscheinungen in der Natur, daß eine Art in Form und Farbe durchaus der Umgebung entspricht und dadurch vor Wahrnehmung und Angriff durch feindliche Individuen bzw. Arten sehr geschützt ist. Es sind dies die sogenannten Mimikryerscheinungen, die eine passive Anpassung der Art an die Umgebung bedeuten. Dieses Moment ist besonders von Darwin in das Bewußtsein erhoben und zur Erklärung der Zweckmäßigkeit in der Natur verwendet worden. Diese Beweisführung ging ursprünglich in durchaus richtiger Weise gegen die leichtfertige Annahme von zweckmäßigen Absichten in der Natur, wie sie in der alten Teleologie Sitte war, und wird als bahnbrechende naturwissenschaftliche Feststellung Geltung behalten. Diese ist jedoch insofern einseitig, als dabei lediglich das äußere Moment der passiven Anpassung betont wird.

Wenn wir unter voller Annahme dieses Erklärungsprinzips die Frage aufstellen, ob dasselbe für alle Erscheinungen der Vererbung

und Artenbildung ausreicht, so ist zu sagen, daß die Tatsachen der endogenen Variation viel mehr umfassen, als was durch den Begriff der Auslese und passiven Anpassung an äußere Momente hervorgehoben wird. Viele Variationen einer Art sind an sich durchaus nicht zweckmäßig, und doch werden sie nicht von seiten der Umgebung vernichtet. Nur wenn bei der Variation eine Abart entsteht, deren Eigenschaften unter den gegebenen Bedingungen für die Erhaltung des Individuums direkt schädlich sind, wird dieses und dementsprechend diese Abart verkümmern. Es geht daraus hervor, daß durchaus nicht alle Eigenschaften der vorhandenen Arten an sich zweckmäßig sein müssen, daß vielmehr bei der endogenen Variation auch Umformungen in verschiedenster Richtung entstehen, die mit der Frage der Zweckmäßigkeit nichts zu tun haben.

Die Einsicht in diese Tatsache ist für das Verständnis der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft von größter Bedeutung, da hier bei der endogenen Variation der Arten öfter Individuen entstehen, die ihrer eigenen Zeit in vielen Beziehungen nicht angepaßt sind, jedoch durch die Kraft ihrer Gedanken die Menschen so beeinflussen, daß sich eine Veränderung des Milieus vollzieht, das seinerseits wieder züchtend in bestimmter Richtung einwirken kann. In der menschlichen Gesellschaft ist gerade durch die endogene Variation die Möglichkeit des Fortschrittes und der weiteren Entwicklung gegeben. Um dies zu verstehen, müssen wir den Begriff der Abarten etwas genauer betrachten. Ich verstehe dabei unter dem Normalen diejenige Organisation einer Art, die ihr Gedeihen in einem bestimmten Milieu ermöglicht und begünstigt. Die Abarten von diesem Typus können nun sein: 1. pathologisch, 2. kriminell, 3. indifferent, 4. artsteigernd.

Die pathologischen Abarten bedingen eine Schädigung und häufig eine Vernichtung des einzelnen Individuums, die kriminellen eine Schädigung des Lebens der Art, die indifferenten sind Spielarten, die mit den Lebensbedingungen der Art nicht direkt im Widerspruch stehen. Unter 4., den artsteigernden Abarten, verstehe ich solche Variationen, die an sich eine Anpassung an das Milieu nicht bedeuten, jedoch die lebensfähigen Keime darstellen, aus denen höhere Organisationsformen hervorgehen können. Diese werden vermöge ihrer angeborenen Abweichung vom Durchschnitt der herrschenden Art häufig als pathologisch angesehen, indem der Begriff des Abnormen mit dem des Krankhaften ver-

wechselt wird, manchmal auch als kriminell, insofern aus der Anlage, die den Kern einer zukünftigen Entwicklung bildet, Handlungen hervorgehen, die den Anschauungen und Gesetzen einer Zeit widersprechen. Trotz dieser symptomatischen Ähnlichkeit mit dem Kriminellen und Pathologischen sind die artsteigernden Variationen das Moment, auf welchem der Fortschritt der Menschheit beruht.

Diese Auffassung gewährt nun einen Einblick in das tragische Schicksal vieler bahnbrechender Menschen, die von ihrer Zeit für Geistesranke oder Verbrecher gehalten werden, während nach ihren Gedanken sich die Zukunft gestaltet. Hierher gehört das innere Elend, das alle selbständigen Denker durchmachen müssen, wenn ihren Ideen und Plänen zuerst mit Achselzucken, leidenschaftlichem Widerspruch oder Ignorierung begegnet wird, bis sich die fortreißende Gewalt ihrer Gedanken deutlich zeigt, was sich häufig zuerst durch Entlehnung derselben mit äußerlich festgehaltenem Widerspruch ankündigt. Die artsteigernden Variationen des Menschengeschlechtes sind dadurch von Natur zu einer tragischen Lebensführung prädisponiert. Glücklicherweise diejenigen, die wenigstens einige oder auch nur eine Menschenseele finden, welche sie völlig versteht und durch Mitgefühl und seelische Hilfe die gestaltende Kraft des artsteigernden Menschen erhält.

Wenn diese Variationen im übrigen mit Eigenschaften verbunden sind, die dem Milieu angepaßt sind, so daß ein soziales Vorwärtstommen möglich ist, so ist dies der günstigste Fall; schlimmer ist es, wenn gleichzeitig mit artsteigernden Eigenschaften Züge vorhanden sind, die das Fortkommen in dem vorhandenen Milieu hemmen oder zu tatsächlichen Kollisionen mit den Mächten der Zeit führen. Dann entstehen tragische Persönlichkeiten, wie Giordano Bruno, Savonarola, Huß, Keppler, die durch ihre Zeit zugrunde gerichtet werden, während sie in einer anderen, vielleicht zum Teil durch sie selbst bedingten, sich ungestört hätten ausleben können. Das gleiche gilt für ganze Generationen, die für ein Ideal kämpfen und zugrunde gehen, wie viele Schwärmer für die deutsche Einheit, während ihre Gedanken einige Jahrzehnte darauf zur staatlichen Organisation geworden sind. Im Sinne unserer Betrachtung handelt es sich hier um artsteigernde Variationen, die in ihrer Zeit vielfach für kriminelle Umstürzler oder pathologische Schwärmer gehalten worden sind.

Bei der Untersuchung der menschlichen Gesellschaft muß man

also neben der passiven Anpassung, durch Unterdrückung der nicht zu einem bestimmten Milieu passenden, mit den artsteigernden Formen bei den endogenen Variationen rechnen, um die Geschichte der Menschheit richtig zu verstehen. Diese ist bisher im Grunde ein fortwährender Kampf der Mehrheit gegen die Minderheit der artsteigernden Individuen gewesen, der offen und geheim, bewußt und unbewußt geführt wird. Sehr viele gehen hieran zugrunde, bevor die von ihnen vertretenen Ideen zur Herrschaft gelangt sind, deren Anhänger nun leider oft ihrerseits den Kampf gegen die neuen, weiterbildenden Variationen führen. Untersucht man das Aufkommen von bestimmten Ideen und Richtungen in der menschlichen Kulturgeschichte genauer, so ergibt sich stets, daß dieselben aus bestimmten Naturanlagen hervorgehen. Diese sind aber nichts anderes als die Zweige an bestimmten Familienstammbäumen, die allerdings insofern neben der endogenen Ursache eine exogene haben, als bestimmte Zeitumstände ihr Wachstum begünstigen, während andere sie hemmen.

Denkt man sich ein Talent in gleicher Kraft durch eine Reihe von Generationen vererbt, so werden die verschiedenen Zeitumstände in wesentlich verschiedener Weise hemmend oder fördernd darauf einwirken. Die Wirksamkeit einer Fähigkeit ist mathematisch ausgedrückt gleich dem Produkt aus Talent und Einfluß des gesamten Milieus. Daraus ergibt sich, daß, eine Gleichartigkeit der erblichen Eigenschaften vorausgesetzt, diese nicht in allen Generationen gleich stark zur Wirksamkeit kommen, sondern daß bestimmte Zeitperioden sie hervorlocken und zur stärkeren Entfaltung bringen. Für die Betrachtung von Familienschicksalen ist diese Beziehung zwischen Anlage und Zeitverhältnissen von grundlegender Bedeutung. Die gleiche Anlage kann in einer Zeit zum tragischen Schicksal werden, während sie in einer anderen zur vollen Entfaltung kommt und den Träger auf die Höhen des Lebens führt. Hieraus erklärt es sich, daß eine Familie, wenn auch nicht völlig vernichtet werden, aber doch mehrere Generationen untertauchen kann, während sich bestimmte Anlagen vererben und im entscheidenden Moment, wenn sie von der Zeit gebraucht werden, in ungeschwächter Kraft zur Wirkung kommen können. Wenn man die Familienanlage nicht kennt, glaubt man dann, ein kometenähnliches Phänomen vor sich zu haben, während es sich um das Aktivwerden vererbter Talente unter günstigen äußeren Umständen handelt.

Allerdings ist auch hier zu erkennen, daß es sich dabei häufig nicht rein um Rückschläge auf frühere Talente handelt, sondern um eine Variation in dem Sinne, daß neue Eigenschaften hinzugetreten sind, welche diese Anpassung an das veränderte Milieu begünstigen oder zu dem Talent gefehlt haben. Die Erforschung dieser Zusammenhänge zwischen vererbter Anlage und Familienschicksal, sowie zwischen Anlage und Milieu im Hinblick auf die Entwicklung der Menschheit ist das letzte Ziel einer medizinisch-philosophischen Familienforschung.

Außer der passiven Anpassung in dem Sinne, daß die nicht von Natur angepaßten Organisationen zugrunde gehen, gibt es noch ein anderes, scheinbar davon verschiedenes Moment, das in gleicher Richtung wirken kann, nämlich die Einwirkung von äußeren Momenten auf die Entwicklung der Keimzellen. Hierher gehören die höchst lehrreichen Experimente über die Variation von Arten, die von verschiedenen Forschern vorgenommen worden sind. Daß es eine Variation der Art infolge Beeinflussung der Keime durch bestimmte äußere Momente gibt, ist dadurch festgestellt. Auch hier jedoch ist darauf hinzuweisen, daß der Keim nur in bezug auf solche Elemente beeinflusst werden kann, die in seiner Organisation liegen, daß jedoch neue Elemente dadurch nicht entstehen. Ferner ist nicht ohne weiteres anzunehmen, daß die auf diesem Wege entstehenden Modifikationen der Art an sich zweckmäßig für die Erhaltung derselben unter den einwirkenden Umständen wären. Sondern auch hier kann das Endresultat der Variation entweder zweckmäßig, indifferent oder unzweckmäßig sein, so daß für das Produkt das gleiche Gesetz gilt, wie für die Formen der endogenen Variation, daß nämlich die angeborenerweise Unzweckmäßigen vernichtet werden.

Neben diesen passiven Formen der Anpassung ist eine aktive scharf hervorzuheben, welche darin besteht, daß die einzelnen Individuen einer Art sich der Veränderung äußerer Bedingungen willkürlich anzupassen suchen. Dieses Bestreben, den äußeren Umständen gerecht zu werden und die daraus resultierende Übung bestimmter Bewegungsarten und Leistungen, ist für die Anpassungserscheinungen in der Tierwelt und besonders im Leben der Menschenarten von außerordentlicher Bedeutung und spielt hier vielleicht eine noch bedeutendere Rolle als die Vernichtung des nicht von Geburt Angepaßten durch die äußeren Umstände. Wir treffen hier auf ein elementares psychologisches Element, das von manchen Naturforschern auf Grund von einseitigen mechanischen Theorien sehr

vernachlässigt wird, während es für die Artenbildung und Anpassung bei dem Menschengeschlecht von grundlegender Bedeutung ist. Man könnte diese Art der Anpassung als dynamische der rein mechanischen, durch äußere Umstände geschehenden Verdrängung ungeeigneter Arten entgegenstellen und zwischen beiden einen scheinbaren Gegensatz konstruieren.

Es handelt sich jedoch um zwei völlig koordinierte Momente, die bei der Artenbildung im Tierreich und bei den Menschen in gleicher Weise zu berücksichtigen sind. Eine ganz überwiegende Bedeutung würde dieses dynamische Moment erhalten, wenn sich bestimmt nachweisen ließe, daß die Vererbung von Eigenschaften wesentlich von ihrer willkürlichen Übung abhängt.

In der Psychologie des Menschen kommt immer deutlicher zutage, daß Vorgänge, die ursprünglich einer starken Spannung der Aufmerksamkeit bedurften, allmählich durch Übung automatisch werden und sich in Form von kaum bewußten Automatismen niederschlagen. Vorstellungsreihen setzen sich hier in Bewegungsautomatismen um. Erkennt man in der Entwicklung der Keimzellen im Grunde den Verlauf einer Reihe von Bewegungsautomatismen, so liegt es nahe, den Schluß zu machen, daß sich diejenigen psychischen Eigenschaften vererben, die sich durch allmähliche Übung in Bewegungsautomatismen umgesetzt haben. Es vererben sich also nicht bestimmte Gedanken oder Gefühle, sondern Bewegungsantriebe, die sich in der Konstruktion der Keimzellen organisch niedergeschlagen haben und das Auftauchen von entsprechenden geistigen Vorgängen begünstigen. Es folgt hieraus die Auffassung, daß sich nur solche erworbene Eigenschaften eines Individuums vererben, die bei demselben durch Aufmerksamkeit und Übung zu Bewegungsautomatismen geworden sind. Die Streitfrage, ob sich erworbene Eigenschaften vererben, ist also nicht generell zu bejahen oder zu verneinen, sondern in folgender Weise zu beantworten:

1. Es ist in keiner Weise nachzuweisen, daß Eigenschaften, die bei einem Individuum lediglich durch äußere Umstände entstehen, z. B. die falsche Form der Leber durch schnürende Kostüme, sich erblich übertragen.

2. Eigenschaften, die durch willkürliche Anstrengung und Spannung der Aufmerksamkeit allmählich automatisch gewordene Vorstellungsreihen darstellen, die in Form von Bewegungsmechanismen verharren, haben wahrscheinlich eine erbliche Kraft. Voraus-

setzung hierzu ist die Annahme, daß die organische Hirnbeschaffenheit auf die Beschaffenheit des Keimplasmas eine Einwirkung haben kann.

Diese Auffassung werden nun manche von vornherein ablehnen, indem sie sagen, daß eine solche Einwirkung eines Hirnzustandes auf die Keimelemente nichts als Hypothese sei. Es gibt aber in der Physiologie und Pathologie eine große Menge von Beobachtungen, die dafür sprechen, daß Gehirnzustände im höchsten Grade die Funktionen der Drüsenorgane, als welche sich besonders die männlichen Keimzellenapparate darstellen, beeinflussen. Die objektiven Erregungen im Genitalapparat durch bestimmte Vorstellungen beweisen einen solchen psychophysischen Zusammenhang mit Sicherheit, der in ganz analoger Weise, z. B. zwischen Geschmacksvorstellungen und Magensekretionen, besteht. Eine große Menge von pathologischen Vorgängen, z. B. Impotenz bei Neurasthenie oder bestimmten Vorstellungen, beweist ebenfalls diesen Zusammenhang zwischen Gehirnleben und Geschlechtsdrüsenfunktion. Es ist daher durchaus nicht nur Hypothese, sondern eine durchaus plausible Annahme, daß ein erworbener Gehirnzustand die Beschaffenheit der Keimzellen beeinflussen kann.

Allerdings wird auch dieser Einfluß nur innerhalb der physiologischen Grenzen geschehen können, welche durch die Beschaffenheit der Keimzellenapparate gegeben sind. Aber innerhalb des hierdurch gegebenen Umfanges darf man annehmen, daß ein erworbener Hirnzustand die Beschaffenheit der Keimzellen beeinflussen kann. Diese Idee ist von großer Bedeutung für die Frage des deterministischen Geschehens innerhalb der psychophysischen Entwicklung. Der Wille, der in Form von Aufmerksamkeit und Spannung Vorstellungsreihen in Bewegungsmechanismen umsetzt, ist ein dynamisches und gestaltendes Element in dem entwicklungsgeschichtlichen Werden, nicht nur ein psychischer Parallelismus zu einem rein mechanischen Geschehen.

Hieraus ergibt sich als hypothetische Anschauung, daß die Übung von Fähigkeiten nicht etwas rein Individuelles, Persönliches ist, von dem die Keimzellen unberührt bleiben, sondern dasjenige Moment, wodurch Vorstellungsprozesse zu Automatismen und Kunstfertigkeiten werden, deren Mechanismus durch die zerebrale Organisation zu einer Beeinflussung der Keimzellen im gleichen Sinne führt. Betrachtet man die Sache genauer, so liegt hierin nichts Wunderbareres als in der Tatsache, daß bei dem Zusammentreffen

der männlichen und weiblichen Keimzelle sich durch einen präformierten Mechanismus ein Individuum entwickelt, das nicht nur die allgemeine Art der Eltern reproduziert, sondern oft in der merkwürdigsten Weise eine Verbindung beider Elemente darstellt. Im Hinblick hierauf und auf die erwähnten physiologischen und pathologischen Tatsachen erscheint die Idee einer Beeinflussung der Keimzelle durch die Gehirnorganisation in bezug auf bestimmte Bewegungsmechanismen, die als angeborene Fähigkeiten zum Vorschein kommen, als sehr annehmbar. Vielleicht liegt in dieser Beeinflussung der Keimzellen durch diejenigen Gehirnzustände, welche als Resultat von willkürlicher Übung bestimmter Mechanismen entstanden sind, einer der Hauptgründe für die rätselhaften Erscheinungen der endogenen Variation, die ohne die Annahme eines solchen Zusammenhanges als regelloses Spiel der Natur erscheinen würde.

13. Kapitel

Vererbungsgesetze

Das Wort „Vererbungsgesetz“ soll ausdrücken, daß eine Reihe von Vererbungsvorgängen sich nach einem bestimmten Gesetz vollziehen, das sich als leitendes Prinzip in den Einzeltatsachen zeigt. Bezieht man sich auf Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft, so ist ein Gesetz eine Forderung, nach welcher sich bestimmte Formen des Gesellschaftslebens gestalten sollen und wohl auch in der Regel gestalten, während praktisch eine Menge von Ausnahmen davon statthaben. Bei der Übertragung des Begriffes in die Naturwissenschaft ist derselbe noch weiter, im Sinne der Notwendigkeit des Geschehens unter bestimmten Bedingungen, entwickelt worden, so daß theoretisch ein Naturgesetz keine Ausnahme haben kann. Allerdings erkennt man in manchen Punkten scheinbare Abweichungen von den bisher erkannten Naturgesetzen; aber bei genauerer Untersuchung ordnen sich diese in der Entwicklung der Wissenschaft entweder schon bekannten Gesetzen unter oder lassen sich auf andere, bis dahin nicht erkannte, Vorgänge gesetzmäßiger Art zurückführen. Jedenfalls kann man in der Naturwissenschaft Gesetzmäßigkeit nur dann annehmen, wenn sich Naturvorgänge unter bestimmten Umständen immer in übereinstimmender Weise

vollziehen und sich ein gemeinsamer Grund für die besondere Art derselben ergibt. Von Vererbungsgesetzen kann man daher im strengeren Sinne nur reden, wenn Vererbungstatsachen unter bestimmten Bedingungen sich immer wieder in gleicher Weise zeigen und man den einheitlichen Grund für die Reihe von Erscheinungen bezeichnen kann.

Bei diesem Maßstabe erscheint manches von dem, was man „Vererbungsgesetz“ nennt, lediglich als eine einfache Tatsache, höchstens als eine Regel, nicht aber als Gesetz im naturwissenschaftlichen Sinne. Es ist zweckmäßig, diese drei Grade der Erkenntnis, Feststellung von einzelnen Tatsachen, Bildung von Regeln, Erkenntnis von Gesetzen auch in diesem Gebiet, entsprechend dem methodischen Gang naturwissenschaftlicher Forschung, festzuhalten.

Von allgemeiner Geltung im Gesamtgebiet der Vererbung ist zunächst nur der Satz, daß die Nachkommen eines Elternpaares gleicher Art ebenfalls zu dieser Art gehören. Dieser Satz ist aber zu inhaltslos und sagt über den eigentlichen Grund dieser Erscheinung nichts aus, so daß er eigentlich nur als Ausdruck einer milliardenfach wiederholten Vererbungstatsache erscheint. Dabei bleiben die außerordentlich wichtigen Variationen und besonderen Vererbungserscheinungen von väterlicher oder mütterlicher Seite her noch unklar. Im Gebiet der Vererbung in menschlichen Familien befinden wir uns bisher lediglich noch im Stadium der Sammlung von Tatsachen. In einer großen Zahl von Fällen können wir behaupten, daß Formen, Eigenschaften, Bewegungsarten und psychische Züge bei bestimmten Individuen in ganz gleicher Weise auftreten, wie bei bestimmten Personen ihrer Aszendenz, und daher als vererbt erscheinen, aber die Ursachen, weshalb gerade diese Personen ihre Eigenschaften direkt oder durch die Vermittlung eines Vererbungsträgers auf einen Nachkommen vererbt haben, sind völlig dunkel.

Das Problem wird noch schwieriger, wenn die Blutsverwandten, die in auffallender Weise bestimmte gleiche Eigenschaften haben, zueinander gar nicht im Verhältnis von Aszendenz und Deszendenz stehen, sondern eine Seitenverwandtschaft darstellen, ohne daß man in ihrer gemeinsamen Aszendenz einen Träger der gleichen Eigenschaften finden kann. Dieses Fehlen ist allerdings oft nur ein scheinbares, indem man den Ahnen, der die gleichen Eigenschaften gehabt hat, vorläufig nicht kennt. Jedenfalls bildet unsere jetzige

Kenntnis in diesem Gebiet bisher nichts als ein Chaos von einzelnen Tatsachen ohne genauere Einsicht in die Ursachen der Vererbung im einzelnen Falle.

Gegenüber diesem pessimistischen Urteil über den Stand unseres Wissens kann man die allgemeinen Erfahrungen über den Gang der Naturwissenschaft geltend machen, wenn man die Genealogie als Teil dieser betrachtet. Stets geht das Studium der Tatsachensammlung der Bildung von Regeln und diese der Aufstellung von Gesetzen voraus, und der Umstand, daß man sich in einem bestimmten Gebiet bisher nur in der ersten Phase der Entwicklung befindet, darf keine Veranlassung dazu sein, das ganze Problem für unlösbar zu halten. Es ergibt sich daher die Aufgabe, den angedeuteten Weg methodisch zu beschreiten und allmählich von den Einzeltatsachen zu Regeln und schließlich zu Gesetzen zu gelangen.

Dabei darf man nicht vergessen, daß die menschliche Art und Familie naturwissenschaftlich nur einen kleinen Bruchteil in der Welt der Lebewesen darstellt und im Zusammenhang mit dieser betrachtet werden muß. Die menschliche Familienforschung muß im Zusammenhang mit der gesamten Lehre von den Lebewesen (Biologie) behandelt werden, wenn sie zur wirklichen Naturwissenschaft werden soll. Es ist daher nötig, die Vererbungsverhältnisse im Tier- und Pflanzenreich vergleichend im Hinblick auf die Erforschung der menschlichen Familie zu betrachten. Hier eröffnet sich uns ein neuer Ausblick auf ein enormes Gebiet von Vererbungstatsachen, aber die Zahl der Regeln, d. h. typisch wiederkehrenden Gruppen von Erscheinungen und noch mehr die der eigentlichen Gesetze mit Erkenntnis des Grundes der Regeln ist noch verhältnismäßig sehr klein.

Eine ausführliche Behandlung dieses Verhältnisses liegt außerhalb des Rahmens, den ich dem Thema in diesem Buche geben mußte. Ich möchte daher nur zwei Beispiele für die Behandlung der Aufgabe, je eins aus dem Tier- und Pflanzenreiche, herausgreifen, und zwar aus ersterem die genealogischen Verhältnisse des Bienenstaates, aus letzterem die von Mendel an Erbsen- und Bohnenarten gemachten Erfahrungen über Vererbung.

Der Bienenstaat umfaßt außer der sogenannten Königin die Arbeitsbienen (weiblichen), und die Drohnen (männlichen Geschlechts). Bei diesen Gruppen ist eine ausgeprägte Trennung der Funktionen innerhalb des gemeinsamen Lebens vorhanden, indem die

ihrer Bauart nach weiblichen Arbeitsbienen ganz auf bestimmte Arten von Arbeit eingestellt sind und sich in der Regel an der Fortpflanzung nicht beteiligen, während die Drohnen keine Arbeit leisten, sich ernähren lassen und nur der Fortpflanzung der Art zusammen mit der Königin zu gewissen Zeiten dienen. Auf die Einzelheiten der Bauart und des Lebens der Bienen kann ich hier nicht eingehen. In unserem Zusammenhange sind nur die genealogischen Verhältnisse von Interesse. Diese sind bei den Bienen, wie zuerst der Bienenzüchter Dzierson behauptet hat und seitdem wohl unwiderleglich erwiesen ist, insofern höchst sonderbare, als die (weiblichen) Arbeitsbienen aus befruchteten, die (männlichen) Drohnen aus unbefruchteten Eiern der Königin hervorgehen.

Letztere Erscheinung stand im Widerspruch mit dem vorher als Naturgesetz betrachteten Satz, daß die tierischen Lebewesen nur aus befruchteten Eiern entstehen können, wird aber jetzt unter dem Namen Parthenogenesis (jungfräuliche Zeugung) als Naturvorgang anerkannt. Nimmt man diese Voraussetzung an, und sucht man die Erscheinungen im Hinblick auf das früher (S. 6) dargestellte normale Ahnenschema auszudrücken, so ergibt sich folgendes:

Die (weibliche) Arbeitsbiene hat als Mutter eine Königin, als Vater eine Drohne. Die Drohne hat eine Mutter (Königin), aber keinen Vater. Die Königin hat eine Mutter (Königin) und einen Vater (Drohne). Bezeichnet man die Königin mit *k*, die Arbeitsbiene mit *a*, die Drohne mit *d*, so ergibt sich in:

AI (erste Ahnenreihe)

Für *k* in AI 1: *d* (m), AI 2: *k* (w)
 „ *a* „ AI 1: *d* (m), AI 2: *k* (w)
 „ *d* „ AI 1: (m) fehlt, AI 2: *k* (w).

AII (zweite Ahnenreihe).

Für *k* in AII 1: *d* (m) fehlt, AII 2: *k* (w), AII 3: *d* (m), AII 4: *k* (w)
 „ *a* „ AII 1: *d* (m) „ AII 2: *k* (w), AII 3: *d* (m), AII 4: *k* (w).

Die gleiche Ahnentafel gilt für *k* und *a*, weil Königin und (weibliche) Arbeitsbiene als echte Geschwister, d. h. Sprößlinge der gleichen Eltern (*k* und *d*) erscheinen. Es fehlt somit in der Ahnentafel von *k* und *a*, die beide weiblich sind, in der Ahnenreihe AII ein männliches Element. Diese Erscheinung könnte man vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus viel besser mit dem Ausdruck Ahnenverlust benennen als die Häufung von identischen Voreltern in den Ahnenreihen, wie es in der hergebrachten Genealogie ge-

schieht. Es liegt nahe, dieses Fehlen von männlichen Elementen in der II. Ahnenreihe der weiblichen Bienen (k und a) als Ursache dazu aufzufassen, daß die geschlechtliche Nachkommenschaft der Königin ausschließlich weiblich ist. Die Untersuchung der Ahnentafel gibt hier einen Fingerzeig auf den Grund des gesetzmäßigen Verhaltens, so daß die beobachtete Regel immer mehr den Charakter eines Gesetzes im naturwissenschaftlichen Sinne erhält.

Betrachten wir die Entstehung der Drohnen, so bedarf der Begriff der Parthenogenesis einer genaueren Erklärung. Scheinbar liegt dabei ein Fall von ungeschlechtlicher Fortpflanzung vor. Physiologisch kann man den Vorgang jedoch so auffassen, daß es sich um eine indirekte Folge der geschlechtlichen Fortpflanzung der Großeltern (k und d in AII) handelt, wobei die scheinbare Mutter (k in AI) nur die Bedeutung der Vermittlerin hat. Die Zellen der Mutter (k), aus welcher die Drohnen ohne geschlechtliche Fortpflanzung entstehen, sind Geschwisterzellen (also derselben Generationsreihe angehörig) derjenigen, aus denen der übrige Körper der Königin sich gebildet hat. Während diese in ihrem individuellen Leben Weibchen ist, trägt sie in sich Zellen von rein männlicher Entwicklungsfähigkeit, die eigentlich aus der geschlechtlichen Fortpflanzung der Großeltern entstanden sind. Wir haben hier ein Beispiel von entwicklungsgeschichtlicher Wirkung der Kopulation durch zwei Generationen.

Eine Reihe von Vererbungserscheinungen in der menschlichen Familie erinnern lebhaft an diesen Vorgang, obgleich hier alle Individuen nur durch geschlechtliche Fortpflanzung entstehen.

Wir haben in der Darstellung von Aszendenz und Deszendenz Mann und Frau als gleichwertige Einheiten betrachtet, aus deren Vereinigung ein neues Individuum hervorgeht. Dieses entsteht, wie die psychologische und entwicklungsgeschichtliche Forschung gezeigt hat, im Grunde aus dem Zusammentreffen der väterlichen und mütterlichen Keimzelle, deren Organisation insofern eine verschiedene ist, als die männliche Samenzelle, das Spermatozoon, eigene Bewegung zeigt, während die weibliche Zelle vor der Befruchtung als ruhend oder nur passiv bewegt erscheint. Es ist nun aber ein Unterschied der Entstehung dieser Zellen vorhanden, indem die Spermatozoen im persönlichen Leben des Mannes entstehen, während die weiblichen Eizellen schon bei der Geburt jeder einzelnen Frau vorgebildet sind. Letztere sind also entwicklungsgeschichtlich nicht ein Produkt der Frau, sondern ein solches der

Eltern dieser Frau. Somit sind physiologisch gesprochen die Keimzellen einer Frau Geschwisterzellen derjenigen, aus denen sich ihr sonstiger Körper entwickelt hat.

Wir finden hier merkwürdigerweise das gleiche Verhältnis, auf das wir bei der Fortpflanzung der Bienenkönigin getroffen sind, und können dies naturgeschichtlich sehr verallgemeinern. In diesen eigentümlichen Tatsachen liegt vielleicht der Grund für eine Reihe von Vererbungstatsachen, die darauf hinauslaufen, daß die Kinder außerordentlich oft auf eines der Eltern der Mutter zurückschlagen.

Eines der merkwürdigsten Beispiele hierfür ist Goethe, welcher, nach meiner Beobachtung¹⁾, in der Gesichtsform und im Ausdruck sehr der Großmutter mütterlicherseits, einer geborenen Lindheimer aus Wetzlar, gleicht, während seine eigene Mutter den Gesichtstypus ihres Vaters Textor geerbt hat. Goethes Mutter hat also von ihrer Mutter morphologische und physiologische Züge auf Wolfgang übertragen, die sie selbst nicht gehabt hat.

Ob sich aus solchen Einzeluntersuchungen für die menschliche Familienforschung später einmal Regeln oder Gesetze ergeben werden, bleibt dahingestellt. Jedenfalls sind alle Erfahrungen aus dem menschlichen und Tierleben zur Lösung der Aufgabe zu Hilfe zu nehmen. —

Wir gehen nun auf das zweite aus dem Pflanzenleben genommene Beispiel ein, das die Wissenschaft den experimentellen Untersuchungen von Gregor Mendel verdankt.

Mendels Studien über Vererbung von Merkmalen bei bestimmten Pflanzenarten sind in Form von zwei Abhandlungen unter dem Titel „Versuche über Pflanzenhybriden“ 1865 und „Über einige aus künstlicher Befruchtung gewonnene *Hieracium*bastarde“ 1869 erschienen. Diese Arbeiten sind in Ostwalds Klassikern der exakten Naturwissenschaften (Nr. 121) im Jahre 1901 unter dem erstgenannten Titel neu gedruckt und dadurch erst allgemein zugänglich geworden. Aus den Anmerkungen zu dem Neudruck ist folgendes ersichtlich: Mendel, der 1843 in das Augustinerstift in Brünn eingetreten war, wurde, nachdem er in Wien Physik und Naturwissenschaft studiert hatte, 1854 Lehrer für Naturgeschichte und Physik an

¹⁾ Aus diesen Bemerkungen der I. Auflage sind meine Bücher: „Goethes Wetzlarer Verwandtschaft“ und „Goethe im Lichte der Vererbungslehre“ hervorgegangen.

der Oberrealschule in Brünn. Seit 1858 betrieb er botanische Studien und machte im Stiftsgarten Versuche über Kreuzung von Erbsen- und Bohnenarten, die in den genannten Arbeiten beschrieben sind.

Man erkennt in diesen wichtigen Abhandlungen den exakt geschulten Physiker und Mathematiker, der die Notwendigkeit des Geschehens in diesem Teil der Naturvorgänge zu ergründen sucht. Dabei erhielt er wesentliche Anregung und zum Teil briefliche Anleitung durch Nägeli. Mehrfach bezieht er sich auf die Arbeiten von Gärtner und Koelreuter. Die Forderungen, die Mendel für die Auswahl der Versuchspflanzen stellt, die für den Erfolg solcher Studien von grundlegender Bedeutung ist, sind folgende (Neudruck, Seite 4): „Die Versuchspflanzen müssen notwendig

1. konstant differierende Merkmale besitzen.
2. Die Hybriden (d. h. Kreuzungsprodukte) derselben müssen während der Blütezeit vor der Einwirkung jedes fremdartigen Pollens geschützt sein oder leicht geschützt werden können.
3. Dürfen die Hybriden und ihre Nachkommen in den aufeinanderfolgenden Generationen keine merkliche Störung in der Fruchtbarkeit erleiden.“

Seite 7: „Die Merkmale, die in die Versuche aufgenommen wurden, beziehen sich

1. auf den Unterschied in der Gestalt der reifen Samen,
2. auf den Unterschied in der Färbung des Samenalbumens (Endosperms),
3. auf den Unterschied in der Färbung der Samenschale,
4. auf den Unterschied in der Form der reifen Hülse,
5. auf den Unterschied in der Farbe der unreifen Hülse,
6. auf den Unterschied in der Stellung der Blüten,
7. auf den Unterschied in der Achsenlänge.“

„Je zwei von den angeführten differierenden Merkmalen wurden durch Befruchtung vereinigt.“ „Es wurde ferner durch sämtliche Versuche erwiesen, daß es völlig gleichgültig ist, ob das dominierende Merkmal der Samen- oder Pollenpflanze angehört. Die Hybridform bleibt in beiden Fällen dieselbe“ (Seite 10).

Diese Feststellung der völligen Gleichwertigkeit des weiblichen und männlichen Samens bei der Vererbung ist sehr bedeutungsvoll. Es kommt nur auf die Valenz der Merkmale, nicht auf das Geschlecht der Samenträger an.

Über die Gestalt der Hybriden sagt Mendel (Seite 9) folgendes: „Schon die Versuche, die in früheren Jahren an Zierpflanzen

vorgenommen wurden, lieferten den Beweis, daß die Hybriden nicht die genaue Mittelform zwischen den Stammarten darstellten.“

„Jedes von den sieben Hybridenmerkmalen gleicht dem einen der beiden Stammerkmale entweder so vollkommen, daß das andere der Beobachtung entschwindet, oder ist demselben so ähnlich, daß eine sichere Unterscheidung nicht stattfinden kann.“

Diesen Tatbestand drückt Mendel in folgender Weise aus:

„In der weiteren Besprechung werden jene Merkmale, welche ganz oder fast unverändert in die Hybridenverbindung übergehen, somit selbst die Hybridenmerkmale repräsentieren, als dominierende und jene, welche in der Verbindung latent werden, als rezessive bezeichnet. Der Ausdruck „rezessiv“ wurde deshalb gewählt, weil die damit benannten Merkmale an den Hybriden zurücktreten oder ganz verschwinden, jedoch unter den Nachkommen derselben, wie später gezeigt wird, wieder unverändert zum Vorschein kommen.“

Hierin liegt nach meiner Ansicht eine Veranlassung zu Mißverständnissen, da man leicht geneigt ist, bei dem Ausdruck lediglich an das Zurücktreten der betreffenden Eigenschaft zu denken, während doch auf dem Zurückkehren derselben bei den Nachkommen der Hybriden der Nachdruck liegt.

Als dominierend erweisen sich bei der Kreuzung von Pflanzen, die in einem Merkmal unterschieden waren, folgende Eigenschaften:

1. Die runde oder rundliche Samenform mit oder ohne seichte Einsenkungen.
2. Die gelbe Färbung des Samenalbumens.
3. Die graue, graubraune oder lederbraune Farbe der Samenschale, in Verbindung mit violettroter Blüte und rötlicher Makel in den Blattachseln.
4. Die einfach gewölbte Form der Hülse.
5. Die grüne Färbung der unreifen Hülse, in Verbindung mit der gleichen Farbe des Stengels, der Blattrippen und des Kelches.
6. Die Verteilung der Blüten längs des Stengels.
7. Das Längenmaß der größeren Achse.

Warum gerade diese Merkmale dominieren, bleibt dahingestellt. Hier fehlt also die Einsicht in die wesentlichen Ursachen, welche die von Mendel in genialer Weise entwickelte Regel zu einem Vererbungsgesetz im strengen Sinne machen würde. Damit soll jedoch die außerordentliche Bedeutung von Mendels experimentellen Feststellungen nicht verkleinert werden.

Mendel untersuchte nun die Deszendenzreihen der unterein-

ander befruchteten Hybriden. Dabei bezeichnet er als erste Generation der Hybriden in leicht mißverständlicher Weise die erste Deszendenzreihe derselben, d. h. die zweite der gekreuzten Stammeltern. Er sagt (Seite 11): „In dieser Generation treten nebst den dominierenden Merkmalen auch die rezessiven in ihrer vollen Eigentümlichkeit wieder auf, und zwar in dem entschieden ausgesprochenen Durchschnittsverhältnis von 3:1, so daß unter je vier Pflanzen aus dieser Generation drei den dominierenden und eine den rezessiven Charakter erhalten.“

Wir bilden folgendes Beispiel. Blütenfarbe der beiden gekreuzten Arten rot (A) und weiß (a). Dominierendes Merkmal ist rot. Sämtliche Hybriden (Aa) sind rot, d. h. scheinbar mit der Art, welche das Merkmal rot (A) hat, wesensgleich.

Von den Nachkommen der untereinander befruchteten Hybriden (Aa) sind drei rot, also scheinbar gleich der Stammform mit dem Merkmal rot (A).

Das in den Hybriden (Aa) verschwundene Merkmal weiß (a) kehrt somit in der nächsten Generation (von Mendel erste Generation der Hybriden genannt) zurück, und zwar in dem Zahlenverhältnis 1:3.

Von den drei roten dieser Generation erweist sich nun eine in der nächsten Generation konstant, ebenso wie die eine weiße Gruppe. Von der ersten Generation der Hybriden im Mendelschen Sinne bleiben also zwei, nämlich eine rote und eine weiße, konstant, die anderen sind ebenfalls rot und scheinbar gleich mit der ersten Stammart, erweisen aber ihren hybriden Charakter, indem sie in der nächsten (nach Mendel zweiten, von den Stammeltern aus gerechnet dritten) Generation wiederum das Zahlenverhältnis 3:1 zwischen roten und weißen darbieten. „Das Verhältnis 3:1, nach welchem die Verteilung des dominierenden und rezessiven Charakters in der ersten Generation erfolgt, löst sich demnach für alle Versuche in das Verhältnis von 2:1:1 auf, wenn man zugleich das dominierende Merkmal (rot) in seiner Bedeutung als hybrides Merkmal (rot) und als Stammcharakter (rot) unterscheidet. Da die Glieder der ersten Generation unmittelbar aus den Samen der Hybriden hervorgehen, wird es nun ersichtlich, daß die Hybriden je zweier differierender Merkmale Samen bilden, von denen die eine Hälfte wieder die Hybridform entwickelt, während die andere Pflanzen gibt, welche konstant bleiben und zu gleichen Teilen dominierenden und rezessiven Charakter erhalten.“

Daraus entwickelt Mendel folgende Regel für die Verteilung der Merkmale bei den Nachkommen der Hybriden:

(Seite 16). „Bezeichnet A das eine der beiden konstanten Merkmale, z. B. das dominierende, a das rezessive und Aa die Hybridform, in welcher beide vereinigt sind, so ergibt der Ausdruck $A + 2Aa + a$ die Entwicklungsreihe für die Nachkommen der Hybriden je zweier differierender Merkmale.“

Da A und a konstant bleiben, und die 2Aa wieder nach dem gleichen Verhältnis konstante und hybride Formen erzeugen, so wachsen die konstanten relativ immer mehr an. Um dies zu veranschaulichen, nimmt Mendel an, daß jede Pflanze in jeder Generation nur vier Samen bildet und entwickelt folgende Tabelle:

Generation	In Verhältnis gestellt		
	A	Aa	a
1	1	2	1
2	6	4	6
3	28	8	28
4	120	16	120
5	496	32	496
n			

A : Aa : a

1 : 2 : 1

3 : 2 : 3

7 : 2 : 7

15 : 2 : 15

31 : 2 : 31

$2^n - 1 : 2 : 2^n - 1$

Zum Verständnis dieser Reihen bemerke ich, daß z. B. in der 2. Generation 6A sich zusammensetzen aus vier Nachkommen von 1A aus der 1. Generation, und aus 2A, die bei der Fortpflanzung der zwei hybriden Aa (der 1. Generation) entstanden sind. Ebenso erklären sich die 6a der 2. Generation als $4a + 2a$. Entsprechend setzt sich die 28 in der 3. Generation aus $(4 \cdot 6) + 4$, die 120 der 4. Generation aus $(4 \cdot 28) + 8$, die 496 der 5. Generation aus $(4 \cdot 120) + 16$ zusammen. Die Verhältnisformel $2^n - 1 : 2 : 2^n - 1$ ergibt sich, wenn man die Verhältniszahlen in den einzelnen Generationen mit der Ordnungsnummer dieser in Beziehung setzt, z. B. 7 (der 3. Generation) $= 2^3 - 1$, 31 (der 5. Generation) $= 2^5 - 1$. In der 10. Generation z. B. ist $2^{10} - 1 = 1023$. Es gibt somit unter je 2048 Pflanzen, welche aus dieser Generation hervorgehen, 1023 mit dem konstanten dominierenden, 1023 mit dem rezessiven Merkmale und nur 2 Hybriden. Damit hatte Mendel für die schon von Gaertner, Koelreuter u. a. gemachte Wahrnehmung, „daß Hybriden die Neigung besitzen, zu den Stammarten zurückzukehren“, das mathematische Gesetz gefunden. Vergleichen wir die genannte mathematische Formel mit den oben bei der Ahnentafel entwickelten Zahlenverhältnissen, so fällt die große Ähnlichkeit bei gleichzeitigem Unterschied ins Auge. Es ist die Zahl

der Ahnen, z. B. in der 4. Aszendenzreihe $= 2^4 = 16$, in der n^{ten} 2^n , während wir hier in der n^{ten} Reihe die Zahlen $2^n - 1$ als Ausdruck für die Nachkommenschaft der ein bestimmtes Merkmal (A oder a) repräsentierenden Keimzelle gesehen haben.

Dabei erscheint in der Mendelschen Entwicklungsreihe jedesmal als Zahl der Hybriden 2.

Die Keimzellen dieser Hybriden enthalten je $\frac{A}{2}$ und $\frac{a}{2}$, die Keimzellen beider zusammen $A + a$. Es ist demnach in den zwei Hybriden ein A und a mit zweimal kreuzweise geschehener Verbindung von $\frac{A}{2} + \frac{a}{2}$ vorhanden. Somit steckt in den zwei Hybriden je ein A und a, die zusammen mit den Zahlen für die konstanten Arten z. B. in der n-Reihe ergeben $2^n - 1 + 1 = 2^n$. Es ist alsdann die Zahl der konstanten Repräsentanten eines Merkmales in jeder Deszendenzreihe gleich der Summe in der entsprechenden Aszendenzreihe nach unserem oben entwickelten Schema. Setzen wir in der Ahnenreihe an Stelle der Individuen die entsprechenden Keimzellen, so wird die völlige Übereinstimmung der Aszendenz- mit den Deszendenzreihen klar. Die Mathematik der Ahnenreihe gewinnt hier Verbindung mit Mendels Vererbungsgesetzen. Diese meines Wissens im Hinblick auf Mendels Anschauungen hier zum ersten Male ausgesprochene Wahrnehmung der völligen Gleichheit der Konstruktionsformeln für Aszendenz und Deszendenz im Sinne der Entwicklung von Keimzellen enthält sehr wahrscheinlich viel mehr als diese zufällige mathematische Analogie, sondern ist wahrscheinlich der Ausdruck einer gesetzmäßigen Mechanik der Zellvorgänge, die zur Entstehung neuer Individuen aus ihren Ahnenreihen und zur Entfaltung des so entstandenen Keimes in Gestalt von Deszendenzreihen führen.

Von diesem Gesichtspunkte aus erscheinen die scheinbar regellosen Deszendenzreihen als eine Summe von eigentlich ganz gesetzmäßig ablaufenden Zellteilungsvorgängen, deren regelmäßige Reihe allerdings empirisch durch Ausfall von Befruchtungen und Vernichtung von Individuen ganz unkenntlich gemacht wird. Es bietet sich uns hier die erste Andeutung eines gesetzmäßigen Verhaltens in dem scheinbar regellosen Chaos der Deszendenz- und Vererbungsvorgänge innerhalb der menschlichen Familie.

Mendel hat nun weitere Versuche über die Nachkommen von Pflanzenhybriden gemacht, in welchen mehrere differente Merk-

male verbunden waren, und hat auch für diese verwickelten Verhältnisse auf Grund zahlreicher Einzelstudien bestimmte Zahlenverhältnisse der Merkmale bei den Nachkommen gefunden, auf Grund deren er mathematische Reihen aufgestellt hat.

Wichtig ist für uns zunächst folgendes (Seite 18): „Was die Gestalt der Hybriden in diesem Falle anbelangt, zeigten die Versuche übereinstimmend, daß dieselbe stets jener der beiden Stammpflanzen nähersteht, welche die größere Anzahl von dominierenden Merkmalen bietet.“

Das mathematische Resultat lautet (Seite 22): „Die Nachkommen der Hybriden, in welchen mehrere wesentlich verschiedene Merkmale vereinigt sind, stellen die Glieder einer Kombinationsreihe vor, in welchen die Entwicklungsreihen für je zwei differente Merkmale verbunden sind. Damit ist zugleich erwiesen, daß das Verhalten je zweier differierender Merkmale in hybrider Verbindung unabhängig ist von den anderweitigen Unterschieden an den beiden Stammpflanzen.“

„Damit ist zugleich der faktische Beweis geliefert, daß konstante Merkmale, welche an verschiedenen Formen einer Pflanzensippe vorkommen, auf dem Wege der wiederholten künstlichen Befruchtung in alle Verbindungen treten können, welche nach den Regeln der Kombination möglich sind.“

In dieser mathematischen Auffassung der Deszendenzreihen mit Aufstellung von Regeln über das Auftreten der Merkmale bei Kreuzungen besteht das Bahnbrechende der experimentellen Arbeiten Mendels.

Der weitere Fortschritt geschieht dadurch, daß er die regelmäßigen Zahlenverhältnisse der Nachkommen der Hybriden aus bestimmten Verhältnissen der Samenbildung und deren Beziehung zu den konstanten Merkmalen ableitet.

Dadurch wird die Mathematik der Deszendenzreihen zu einer mathematischen Mechanik der Keimzellen, die unmittelbar in die moderne Entwicklungsmechanik und Theorie der Zellteilung überführt, wie sie von Boveri, Loeb, Roux u. a. ausgebildet worden ist. (Seite 28.) „Es ist daher auf experimentellem Wege die Annahme gerechtfertigt, daß die Erbsenhybriden Keim- und Pollenzellen bilden, welche ihrer Beschaffenheit nach in gleicher Anzahl allen konstanten Formen entsprechen, welche aus der Kombination der durch Befruchtung vereinigten Merkmale hervorgehen.“

Als Beispiel gibt Mendel folgende Entwicklungsreihe für je zwei differente Merkmale.

(Seite 29.) „Bei der Bildung derselben werden Pollen- und Keimzellen von der Form A und a durchschnittlich zu gleichen Teilen in die Befruchtung treten, daher jede Form zweimal, da vier Individuen gebildet werden. Es nehmen demnach an der Befruchtung teil:

die Pollenzellen $A + A + a + a$,

die Keimzellen $A + A + a + a$.“

Es verbindet sich A mit A, A mit a, a mit A und a mit a.

Indem Mendel das Ergebnis der Befruchtung in Bruchform ansetzt, erhält er $\frac{A}{A} + \frac{A}{a} + \frac{a}{A} + \frac{a}{a} = A + 2Aa + a$, d. h. die Formel, die er experimentell für das Zahlenverhältnis der Merkmale bei der ersten Generation der Hybriden gefunden hat.

Treffen dabei Samen und Pollenzellen gleicher Art (A mit A oder a mit a) zusammen, so entstehen daraus konstante Arten mit dem entsprechenden Merkmal, treffen Keimzellen verschiedener Art (d. h. Repräsentanten verschiedener Merkmale) zusammen, so entstehen Hybriden, für deren Nachkommen das gleiche Gesetz gilt.

Somit zeigt sich als Grund für diese merkwürdigen Zahlenverhältnisse eine bestimmte Beschaffenheit der Keimelemente sowie eine mathematisch geregelte Mechanik der Teilung und Verbindung von Zellen.

In ganz ähnlicher Weise entwickelt Mendel die Reihen für Hybriden, in denen drei oder mehr differierende Merkmale verbunden sind.

In den Schlußbemerkungen (Seite 43) beschäftigt sich Mendel weiter mit der Umwandlung einer Art in eine andere durch künstliche Befruchtung und sucht seine Keimzellentheorie darauf auszudehnen. Wenden wir das Ergebnis von Mendels Arbeit auf die Untersuchung der menschlichen Familie vom Standpunkt der Vererbung an, so ist sofort ersichtlich, daß hier die Bedingungen der Beobachtung außerordentlich viel schwieriger sind als bei den Pflanzenarten, mit denen Mendel experimentiert hat. Aber auch bei anderen Pflanzenarten zeigt sich das gleiche, indem die entstehenden Deszendenzprodukte scheinbar regellos sind, während doch, wie Mendel annimmt, ähnliche Gesetze dahinterstecken. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß sich auch für die Vererbung von menschlichen Merkmalen bestimmte Regeln und Gesetze ergeben werden.

Im zoologischen Gebiet beginnen solche ebenfalls ersichtlich

zu werden. Hierbei möchte ich nur auf die umfangreichen Versuche von Haacke über Kreuzung von Mäusen verschiedener Art hinweisen. Die erste Aufgabe, die sich bei Übertragung dieser Studien in das Gebiet der menschlichen Generationsreihen ergibt, besteht darin, festzustellen, ob und welche Merkmale in ihnen als dominierend oder rezessiv im Mendelschen Sinne auftreten, ferner in welcher Verteilung dieselben bei den Nachkommen vorhanden sind, ob und in welcher Weise dieselben durch Frauen in andere Familien, d. h. entwicklungsgeschichtliche Reihen, übertragen werden.

Am meisten eignen sich hierzu Fälle, in denen zwei Elemente von ausgeprägt verschiedener Rasse mit möglichst konstanten Eigenschaften durch Zeugung verbunden sind.

Nur durch sorgfältige Einzelbeobachtung an Familien kann das Beobachtungsmaterial geschaffen werden, aus dem sich vielleicht später Regeln und Gesetze werden ableiten lassen.

Wer sich für die weitere Entwicklung der Mendelschen Lehre interessiert, sei auf das Literaturverzeichnis verwiesen, wenn es auch nur einen Ausschnitt eines großen Kreises darstellt. Seit dem Erscheinen der 2. Auflage dieses Buches ist auf dem Boden der experimentellen Botanik und Zoologie eine außerordentlich große Zahl von Einzelarbeiten entstanden. Eine ausgezeichnete Zusammenfassung gibt der Grundriß der menschlichen Erblchkeitslehre und Rassenhygiene von Baur, Fischer und Lenz. Im übrigen möchte ich besonders auf die Tätigkeit und die Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für Vererbungswissenschaft in Berlin hinweisen.

14. Kapitel

Körperliche Untersuchung vom Standpunkt der Vererbungslehre

Die körperliche Untersuchung vom Standpunkt der Vererbungslehre bezieht sich auf folgende Gebiete:

1. die morphologischen Zustände des Körpers, d. i. die Beschaffenheit und Bauart der einzelnen Systeme desselben (Knochenbau, besonders Kopfform, ferner Muskelsystem, Haut usw.);
2. die Bewegungsart, die in Gestalt von Ausdrucksbewegungen, besonders am Gesicht, für den Familientypus von

größter Bedeutung ist und zum Teil schon in das psychologische Gebiet übergeht;

3. die körperlichen Krankheiten, deren Betrachtung in bezug auf die verschiedenen Generationsreihen der gleichen Familie Interesse bietet.

Allerdings sind diese drei Punkte bei der Untersuchung oft verbunden, so daß sich eine strenge Trennung nicht machen läßt. Zum Beispiel gehen manche morphologische Abnormitäten und Bewegungsarten unmittelbar in das pathologische Gebiet über.

Wir betrachten zunächst die morphologischen Verhältnisse. Die Methoden der Untersuchung sind im wesentlichen die gleichen, wie sie auf dem Boden der Psychiatrie und Anthropologie ausgebildet worden sind, so daß ich hierauf verweisen kann. Immerhin sind aber im Hinblick auf Familienforschung eine Anzahl besonderer Punkte zu betrachten.

Vor allem darf man bei den Nachkommen eines Elternpaares nicht eine einfache Kopie des väterlichen oder mütterlichen Typus erwarten. Die Häufung gleicher Eigenschaften bei der Deszendenz ist lediglich als eine verhältnismäßige in bezug auf die Mitglieder anderer Familien zu betrachten. Wenn z. B. von drei Kindern eines Elternpaares eines dem Vater, eines der Mutter in der Bauart des Gesichts sehr ähnlich sieht, so ist dies schon ein sehr hoher Grad von direkter Vererbung. Vergleicht man in den Familien die Kinder, die den Eltern morphologisch nicht ähnlich sehen, soweit als möglich mit den sonstigen Blutsverwandten (Geschwistern der Eltern und deren Nachkommen, Großeltern und deren sonstiger Deszendenz), so findet man häufig ganz auffallende Ähnlichkeiten auch zwischen Personen, die dem Stammbaum nach nur entfernt verwandt sind, während eine solche Beziehung zu den Angehörigen anderer Familien völlig fehlt.

Wir kommen hier auf den Begriff der Spielarten, die auf dem Boden einer Familienanlage in übereinstimmender Weise bei Blutsverwandten zustandekommen. Dabei ist folgendes zu beachten.

Wenn man die Gestaltung eines Menschen vom Standpunkt der Familienforschung und Vererbungslehre betrachten will, muß man versuchen, aus dem außerordentlich großen Gebiet der morphologischen Erscheinungen solche herauszugreifen, die sich als besondere Züge innerhalb einer Blutsverwandtschaft hervorheben lassen. Es zeigt sich hierbei, daß manche Momente, die sonst für die morphologische Betrachtung einen großen Wert haben, weniger

in Betracht kommen, während andere, die im allgemeinen nur die Bedeutung von Ausnahmefällen oder Kuriositäten haben, für die Untersuchung von Vererbungserscheinungen sehr bemerkenswert sein können. In ersterer Beziehung ist z. B. die Körpergröße zu nennen, die, ganz abgesehen von Altersunterschieden, in vielen Fällen keine Erblichkeitsbeziehung aufweist. Allerdings kommen auch hier zweifellos familiäre Gruppen von kleiner gedrungener Gestalt oder schlankem Wuchs vor, und der anthropologische Typus bestimmter Völker ist durch dieses Überwiegen der gleichen Merkmale in den einzelnen Familien bedingt, andererseits aber zeigen sich doch z. B. innerhalb der deutsch redenden Bevölkerung und der einzelnen Familien derselben so starke Streuungen in der Länge und Bauart des Körpers, daß diese Momente als Symptome von Blutsverwandtschaft nicht brauchbar sind.

Immerhin ist es interessant, die Generationsreihen daraufhin zu untersuchen, ob in ihnen Variationen nach bestimmter Richtung, z. B. abnorme Körperlänge, vorhanden sind. Man darf sich jedoch solche Wachstumstendenzen innerhalb einer Generationsreihe nicht als gleichbleibende Momente vorstellen, sondern als eine Art Hervorbrechen summierter Reize, die durch Generationen latent bleiben können, während sie dann gehäuft zum Vorschein kommen. Die Vererbung spielt sich eben nicht in gleichmäßigen Verhältnissen nach Art eines unveränderlichen statischen Momentes ab, sondern in dynamischer Weise, gewissermaßen durch Erhöhung von Spannungen, die sich dann plötzlich in Form einer als Rückschlag erscheinenden Vererbungstatsache ausgleichen.

Viel mehr als die Körpergröße sind für unsere Frage besondere Einzelheiten der Bauart von Bedeutung. Man muß dabei die Beschaffenheit des Knochensystems, der Muskeln und der äußeren Umhüllungen, besonders das Fettpolster der Haut gesondert betrachten. Voraussetzung ist, daß man Krankheiten, welche ein normal angelegtes System störend verändern, z. B. Rhachitis, nach Möglichkeit ausschaltet. Unter dieser Bedingung kann man sagen, daß die Bauart, ganz abgesehen von der Größe der einzelnen Individuen, deutlich familiäre Typen zeigt.

Dabei erscheint ein Überwiegen des Knochen- und Muskelsystems gegenüber der häufig als Zeichen einer behaglichen Gesundheit betrachteten Fettleibigkeit, vom physiologischen und hygienischen Standpunkte aus, entschieden vorzuziehen, wenn auch die fettreiche Beschaffenheit der Haut ein gutes Schutzmittel gegen

Kältewirkungen darstellt. Gerade die Neigung zum Fettansatz tritt innerhalb mancher Generationsreihen oft so häufig auf, daß an einem erblichen Moment dabei nicht gezweifelt werden kann. Dementsprechend kann die Fettleibigkeit mit der Häufigkeit eines anthropologischen Merkmales vorhanden sein.

Außer dieser vom medizinischen Standpunkte aus an die krankhaften Abnormitäten grenzenden Fettansammlung, die eine lokalisierte Überernährung darstellt, ist die Beschaffenheit der Hautoberfläche für die Vererbungserscheinungen innerhalb der Familien von großem Interesse. Es kommt dabei in Betracht:

1. Die Farbe, die besonders vom Pigment in der Haut abhängt. Eine außergewöhnlich weiße, bläulich-weiße, rosig-weiße, oder mehr bräunlich-gelbliche Haut gehört, auch innerhalb der sogenannten weißen Rasse, in vielen Generationsreihen zur Charakteristik bestimmter Familien. Im höheren Grade sind diese Variationen des Pigments für die anthropologische Einteilung in Rassen von grundlegender Bedeutung. Da die Farbe wesentlich durch Pigment in der Haut entsteht, so kann sie auch stellenweise am Körper je nach der Dichtigkeit und Menge des angehäuften Stoffes wechseln. So hat man z. B. die Anhäufung von Pigment in der Haut über dem Steißbein als Zeichen der mongolischen Rasse bezeichnet, wenn sich diese Erscheinung auch sporadisch bei der weißen Rasse findet.

Allerdings kommt dabei in Betracht, daß der Farbstoff in diesem Falle nicht in den Basalzellen der Epidermis, sondern tiefer im Bindegewebe der Haut liegt und aus dem Blute stammt. Auf den Unterschied von Kolorit (Färbung) und Pigment (Farbstoff) werde ich später im II. Teil, Rassen- und Stammeslehre, eingehen.

2. Die Konsistenz der Haut. Eine mehr glatte, weiche oder mehr feste und derbe Haut kann als familiärer Typus auftreten, ganz abgesehen von den zufälligen Veränderungen durch äußere Momente, z. B. Arbeitsschwielen an den Händen, die man bei Betrachtungen über die erblichen Verhältnisse nach Möglichkeit ausschalten muß.

3. Die Beschaffenheit der drüsigen Organe in der Haut, wobei es auf die Menge, den Grad der Tätigkeit und die Zusammensetzung der Absonderungen ankommt. Die starke oder schwache Tätigkeit der Schweißdrüsen hängt zwar einerseits sehr von der Flüssigkeitszufuhr und Ernährungsmomenten ab, andererseits ist dabei in vielen Fällen eine erbliche Anlage unverkennbar. Diese Dinge zeigen auch öfter eine Variation nach der krankhaften Seite, z. B. kann die Neigung zu Furunkeln, die aus verstopften und entzündeten Talg-

drüsen entstehen, durch mehrere Generationen wiederkehren. Auch die periodische Verstopfung der äußeren Gehörgänge infolge von übermäßiger Ansammlung von Ohrenschmalz erscheint bei einem mir wohlbekannten Falle entschieden als Folge vererbter Verhältnisse der Bauart und Drüsenfunktion, und zwar als Vererbung vom Vater auf den Sohn.

Mehr in das Gebiet der instinktiven Auffassung gehört der verschiedene Geruch der Drüsenabsonderungen. Daß der Schweiß verschiedener Rassen verschiedene Geruchsqualitäten hat, wird von sehr vielen angenommen. Gibt man dies zu, so liegt bei den vielfachen Beziehungen allgemein anthropologischer und familiärer Momente die Wahrscheinlichkeit vor, daß auch innerhalb einer Rasse einzelne Menschen in dieser Beziehung anders organisiert sind als andere. Daß innerhalb des sexuellen Gebietes diese unmeßbaren, aber wirkamen Geruchsmomente, z. B. bei den Kopfhaaren, eine Bedeutung haben, wird von sehr vielen angenommen. Dabei braucht man nicht gerade zu einer dogmatischen Übertreibung dieser Tatsachen in Gestalt einer Geruchs-Seelen-Theorie gelangen. Auch ist klar, daß bei der zur Zeit vorhandenen Unmöglichkeit, solche Qualitäten zu messen und einwandfrei herauszustellen, diesen eine diagnostische Bedeutung nicht beigelegt werden kann.

An der Oberfläche der Haut ist die Art der Behaarung nicht nur anthropologisch, sondern auch für unsere besonderen Zwecke der Familienforschung von großer Bedeutung. Dabei wird fälschlicherweise meist nur die Farbe des Haares in Betracht gezogen, die entsprechend der Menge des Pigments sehr verschiedene Spielarten auch innerhalb einer Familie aufweist. Gerade dieses Merkmal, das scheinbar für anthropologische Betrachtungen sehr wichtig ist, versagt bei dem Studium von Vererbungserscheinungen oft in auffälliger Weise. Allerdings würde, wenn man in dieser Beziehung nicht nur die Erscheinungen in zwei Generationen betrachten, sondern mehrere Generationen darauf statistisch untersuchen würde, möglicherweise mehr dabei herauskommen, als man zur Zeit vermutet. Noch mehr Erfolg verspricht die Untersuchung auf das Zusammentreffen mehrerer scheinbar widersprechender Pigmenterscheinungen innerhalb einer Blutsverwandtschaft, z. B. der Vereinigung von schwarzen Haaren mit blauen Augen, oder blonden Haaren und braunen Augen. In bezug auf solche von dem Gewöhnlichen abweichende Kombinationen läßt sich deutlich erkennen, daß es sich nicht nur um zufällige Variationen handelt, sondern daß diese innerhalb bestimmter

Familien häufiger sind, als in anderen. Man wird also auch hier bei den relativ selteneren Erscheinungen mehr Aussicht haben, brauchbare Sätze über Vererbung zu erlangen als bei den im allgemeinen sehr häufigen Formen und Variationen.

Außer der Farbe des Haares ist seine Bauart (dünnes oder dickes, straffes, welliges oder gelocktes Haar) als Kennzeichen öfter brauchbar.

Von großer Bedeutung für unser Thema ist die Bauart des Kopfes. Auch hier muß man versuchen, die drei Elemente, die Konstruktion des Schädels (die Art des Knochenbaues), die Muskelanlage mit ihrer besonderen Funktion und die Beschaffenheit der sonstigen Weichteile zu unterscheiden.

Wer bei der Herstellung einer Büste beobachtet hat, wie der kleinste Zusatz von Stoff an irgend einer Stelle den Ausdruck ändern kann, wird von vornherein mit großer Vorsicht an das Problem der Familienähnlichkeit herangehen. Obgleich diese außerordentlich oft behauptet wird, ist es meist sehr schwer, genau zu sagen, worauf sie beruht. Am einfachsten ist der Fall, daß einzelne Teile ein besonderes Merkmal zeigen, welches gleichsam als Etikette verschiedenen Mitgliedern einer Familie, unabhängig von der sonstigen morphologischen Beschaffenheit, anhaftet, z. B. eine große herabhängende Unterlippe, ein abnorm breit entwickelter Kiefer, oder eine ausgeprägte Adlernase. In solchen Fällen drängt sich das eine Merkmal manchmal so stark auf, daß im übrigen bestehende Unähnlichkeit völlig übersehen wird. Eine Ähnlichkeit im höheren Sinne entsteht erst dann, wenn mehrere Kriterien, darunter besonders auch motorische, d. h. in der physiognomischen Bewegung von Muskeln beruhende, zusammentreffen. Es müssen daher die einzelnen Systeme 1. Knochen, 2. Muskeln und 3. sonstige Weichteile zunächst gesondert, dann in ihrer physiognomischen Gesamtwirkung betrachtet werden.

Bei der Betrachtung des Schädels geht man für unsere Zwecke am besten von der Bauart der Stirn aus, für welche die Lage und Gestaltung der beiden Stirnhöcker oft von charakteristischer Bedeutung ist. Die Entfernung derselben hat eine notwendige Beziehung zu der Beschaffenheit der mittleren Stirnnaht. Je früher diese ver wächst, desto näher aneinander stehen die Stirnhöcker. Sind gleichzeitig die Seitenteile des Schädels ausgebuchtet, so entsteht eine Art Keilform des Schädels. Es muß sodann die Art der Wölbung der Stirn im Hinblick auf die Form der Stirnhöcker betrachtet werden. Dabei handelt es sich um die Gestaltung einerseits in der Horizontal-

andererseits in der Vertikalebene. Nun wendet man sich von den Stirnhöckern zu der Nasenwurzel und den Augenbrauen, deren Stellung zur Nasenlinie sehr charakteristisch ist. Unter ihnen liegen die knöchernen Bögen (*Arcus superciliares*), welche den Abschluß der Augenhöhle nach oben bilden, und deren Formation für unsere Betrachtung oft von Bedeutung ist. Im Zusammenhang damit steht die Bauart der Augenhöhle, bei deren Beurteilung die Größe der Augäpfel mit in Betracht zu ziehen ist. Bei stark entwickelten *Arcus superciliares* findet sich in der Regel eine große Augenhöhle mit tiefliegenden Augen. Diese Beziehung ist für den physiognomischen Eindruck sehr wesentlich.

Bei der Beurteilung der Nase ist zunächst die Formation der Nasenwurzel ins Auge zu fassen und deren Stellung zu der Stirn und den Augenbrauenbögen zu beachten. Der Winkel, in welchem die Nase zur Stirn steht, ist von der vertieften oder gewölbten Beschaffenheit der Nasenwurzel wesentlich abhängig, sodann von der Gestaltung und Richtung des knöchernen Nasendaches. Zu beachten ist die Stellung der Nase zur Mittelebene des Kopfes, aus der sie öfter mit einer gesetzmäßigen Beziehung zu der Stirnformation nach der Seite abweicht, an welcher die Stirn stärker gebaut ist. Auf die Ursachen dieser Regel kann ich in diesem Zusammenhange nicht eingehen. Neben der Nasenwurzel und dem knöchernen Nasendach sind die knorpeligen Bestandteile der Nase von Bedeutung für die Charakteristik des Gesichts, ebenso wie besonders der Übergang von der Scheidewand der beiden Nasenlöcher zu der Oberlippe. Die kleine Hautfalte, welche hier herunterzieht, ist im übrigen morphologisch und physiologisch ganz bedeutungslos, aber für den Familientypus von Interesse, da sie der ganzen oberen Mundpartie etwas Charakteristisches gibt, besonders wenn eine besondere Art der Oberlippengestaltung vorliegt. Dieses scheinbar nebensächliche Merkmal ist um so wichtiger, als es von wechselnden Momenten der Innervation ganz unabhängig ist und lediglich eine morphologische Spielart darstellt. Man erkennt es am besten, wenn man das Gesicht im Profil mit bezug auf die von der Nasenscheidewand zur Oberlippe laufende Linie betrachtet.

Abgesehen von Stirn und Nase achte man weiter auf die mehr oder weniger starke und prominente Bauart der Jochbeine, sowie auf deren Stellung zur Augenhöhle und zum äußeren Gehörgang, ferner auf die Formation des Unterkieferwinkels. Sind diese beiden Partien sehr stark entwickelt, so erhält das Gesicht einen massigen, brutalen

Ausdruck. In diesem Zusammenhang ist der Kieferbau an der Mundpartie zu betrachten, wobei Fehlen von Zähnen leicht Täuschungen bedingt.

Hat man sich in dieser Weise einen Überblick über die Bauart des Gesichts verschafft, so betrachte man die übrige Formation des Schädels. Allerdings sind gerade in dieser Beziehung so große individuelle Differenzen innerhalb der einzelnen Familien vorhanden, daß es sehr zweifelhaft ist, ob man dieses von anderen Gesichtspunkten sehr wesentliche Moment für den vorliegenden Zweck brauchen kann. Neben der Konstruktion des Kopfskelettes ist die Gesichtsmuskulatur mit der besonderen Art von Haltung und Bewegung von größter Bedeutung für den physiognomischen Ausdruck. Die Bewegungsart bildet im allgemeinen und am Gesicht im besonderen oft ein außerordentlich charakteristisches Zeichen der Blutsverwandtschaft. Die Ähnlichkeit in dieser Beziehung, selbst bei morphologisch wesentlich verschiedener Beschaffenheit, ist bei Blutsverwandten oft geradezu überraschend. Eine Handbewegung, ein Aufrichten des Rumpfes, eine Drehung des Kopfes, eine besondere Art des Lachens sind manchmal viel deutlichere Symptome der Zusammengehörigkeit als die Bauart des Schädels, die erheblich variieren kann. Die Ähnlichkeit des Mienenspiels kann tatsächlich die morphologischen Unterschiede ganz vergessen machen.

In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, daß auch die Handschrift von Blutsverwandten, die sich unmöglich beeinflußt haben können, öfter eine merkwürdige Ähnlichkeit aufweist. Die Schrift ist eben, abgesehen von ihrer rein konventionellen Bedeutung, eine besondere Form der Ausdrucksbewegungen, die entsprechend einer eigentümlichen Familienanlage gleichen Charakter haben können.

Am Gesicht beachte man einerseits die Bewegungen, besonders der Stirnmuskeln, die Art des Blickens, die Mundbewegungen beim Sprechen und Lachen, andererseits die in den Falten der Haut zum Ausdruck kommenden Muskelspannungen, z. B. die Stirnlinien, ferner die Zusammenordnung der Bewegungen, besonders der Augen- und Kopfbewegungen, deren Art für den physiognomischen Ausdruck sehr wesentlich ist. Die von vielen behauptete eigentümliche Tatsache, daß Kinder in ihrer Entwicklung manchmal mehr dem Vater, manchmal mehr der Mutter ähnlich sehen, beruht zum Teil darauf, daß durch Ausdrucksbewegungen der Eindruck der Bauart verwischt werden kann, so daß, wenn z. B. diese vom Vater stammt, die von

der Mutter stammende Bewegungsart den Eindruck der Bauart überwiegen kann. Außer dem Knochensystem und der physionomischen Bewegung muß, wie wir dies oben schon bei der Betrachtung der Nase gesehen haben, die Beschaffenheit der Weichteile sehr in Betracht gezogen werden. Jedoch sind dabei die wechselnden Momente der Fettpolsterung und der Blutgefäßfüllung sehr mit Vorsicht zu verwenden, wenn man Fehlschlüsse vermeiden will. Die äußere Form des Kinnes, die zwar im wesentlichen von dem Knochenbau abhängt, jedoch auch durch Weichteile mit bedingt wird, wie z. B. bei dem Grübchen, ist manchmal ein oft wiederkehrendes Zeichen in einer Blutsverwandtschaft.

Am meisten zu beachten ist das Ohr, das vom Standpunkt der Degenerations-Anthropologie schon oft behandelt worden ist. Hier interessiert uns die Ohrform nur als familiäres Zeichen. Man beachte dabei die Stellung der Ohren zum Gesicht, besonders zum Auge und Jochbein, sowie zum Kopf, ferner die Länge und Lage der Ohrfläppchen, die Zeichnung der Ohrmuschel mit ihren verschiedenen knorpeligen Vorsprüngen. Anscheinend ist die Beschaffenheit des äußeren Ohres ein gutes Kennzeichen, um einen bestimmten Vererbungseinfluß von einer Person der Ahnenreihe annehmen zu können. Es hängt dies damit zusammen, daß die Ohrknorpel im wesentlichen etwas Unveränderliches bei wechselnden psychischen Zuständen darstellen, während die mimische Muskulatur die verschiedensten Dinge ausdrücken kann.

Das Gesagte soll nur einen Anhalt bieten, auf welche Punkte bei der Beurteilung von Familienähnlichkeiten geachtet werden muß. Über die genaueren anatomischen und physiologischen Verhältnisse und die Methoden der Messung müssen die Fachschriften Auskunft geben. Jedenfalls ist es wünschenswert, daß in das früher sehr subjektive Gebiet der Familienähnlichkeit immer mehr exakte naturwissenschaftliche Untersuchungsmethoden übertragen werden.

Auf die Vererbung von Krankheiten kann ich an dieser Stelle nicht weiter eingehen, weil dieses Thema in das rein medizinische Gebiet führt und den Rahmen dieses Buches völlig überschreitet. Es sei nur kurz hingewiesen, daß besonders das Studium der endogenen Nervendegenerationen, welche dem Krankheitsbild der hereditären Ataxie und anderen Störungen zugrunde liegen, ausgezeichnete Einblicke in die Vererbungsvorgänge gewähren kann.

Seit dem Erscheinen der 2. Auflage dieses Buches ist die mor-

phologische Untersuchung der Anlagetypen, die ich schon 1894 in der Diagnostik der Geisteskrankheiten und weiter durch eine Reihe von analytischen Arbeiten vertreten habe, sehr rasch vorwärtsgegangen. Besonders ist in diesem Zusammenhange das Buch von E. Kretschmer über Körperbau und Charakter zu nennen, der folgende Typen unterscheidet (4. Aufl., 1925, S. 12—42): a) leptosomer, asthenischer Typ, b) athletischer Typ, c) pyknischer Typ. Da Kretschmer diesen morphologischen Typen gleichzeitig eine entsprechende psychische Anlage zuschreibt, so liegt hier im Grunde eine psychophysische Auffassung in morphologischen Formen vor.

Neuerdings erscheint ein Lieferungswerk: „Die Biologie der Person. Ein Handbuch der allgemeinen und speziellen Konstitutionslehre,“ herausgegeben von den Professoren Dr. Th. Brugsch und Dr. F. H. Lewy in Berlin (Verlag von Urban und Schwarzenberg).

Die erste Lieferung enthält folgende Aufsätze:

1. Einführung in die Konstitutionslehre, ihre Entwicklung zur Personal- lehre, von Prof. Dr. Th. Brugsch-Berlin.
2. Das Problem der Individualität, von Dr. E. Strauss-Berlin.
3. Die rechnerische Auswertung statistischer Beobachtungsergebnisse (Einführung in die Kollektivmaße), von Dr. H. Salinger-Berlin.
4. Bedeutung des Normbegriffes in der Personallehre, von Prof. Dr. I. Kaup-München.
5. Allgemeine Vererbungslehre von Prof. Dr. W. Johannsen-Kopenhagen.

In diesem Lieferungswerk wird das Problem der Individualität fortlaufend behandelt. Sein Erscheinen beweist, daß eine morphologische und psychologische Analyse der menschlichen Anlage zu den wichtigsten Problemen unserer Zeit gehört.

15. Kapitel

Psychologische Untersuchung vom Standpunkt der Vererbungslehre

Hat man die Blutsverwandtschaft zwischen bestimmten Personen ermittelt, so erhebt sich von unserem Gesichtspunkt aus die Forderung der psychologischen Vergleichung im Hinblick auf der Frage der Vererbung. Erst nach dem in neuerer Zeit geschehenen Fortschritt der experimental-psychologischen Untersuchungsmethoden und der beobachtenden Psychologie im allgemeinen kann man nun-

mehr die Aufgabe einer vergleichenden Untersuchung der erbten Anlagen in Angriff nehmen. Diese bietet noch größere Schwierigkeiten als die individual-psychologische Forschung überhaupt, da es sich darum handelt, im Gebiete dieser diejenigen Methoden besonders auszubilden, welche einen Vergleich der angeborenen Anlagen gestatten. Viele individual-psychologische Feststellungen beziehen sich auf Dinge, die, wie z. B. Kenntnisse, im persönlichen Leben erworben sind und oft von zufälligen äußeren Bedingungen abhängen. Der Grad von Kenntnissen ist natürlich, abgesehen von der angeborenen Anlage, je nach der Umgebung und den Verhältnissen, in denen ein Mensch aufwächst, nach seiner Schulbildung usw., sehr wechselnd, und es ist sehr schwierig, bei diesen von äußeren Umständen abhängigen Momenten zu einem Maß seiner angeborenen Fähigkeiten zu gelangen. Es erfordert dies eine genaue Vergleichung von Lebensalter, äußeren Bedingungen usw.

Immerhin ist es jedenfalls im Gebiet der psychiatrischen Diagnostik in manchen Fällen möglich, aus der vergleichenden Untersuchung der Schulkenntnisse, des Rechenvermögens usw. zu bestimmten Schlüssen zu gelangen, besonders ob im einzelnen Falle angeborener Schwachsinn, oder ein nach erworbener Schulbildung ausgebrochener Schwachsinn, vorliegt. Diese Methoden werden sich mit kritischer Vorsicht in entsprechender Weise auch zum vergleichenden Studium der angeborenen Anlagen im allgemeinen verwenden lassen. Hiermit untersucht man zunächst zwar nur das Resultat der Schulbildung, es treten jedoch dabei auch deutlich die angeborenen Fähigkeiten hervor, welche die Voraussetzung zum Erlangen solcher Kenntnisse in der Schule gebildet haben, vor allem die außerordentlich wichtige Funktion der Aufmerksamkeit, welche das Fundament aller intellektuellen Auffassung bildet.

Es liegt daher nahe, abgesehen von den Resultaten der Schulbildung, diese wichtige Fähigkeit unmittelbar vergleichend zu untersuchen. In der Tat kann man wahrnehmen, daß die angeborene Anlage hierbei eine große Rolle spielt, indem in manchen Familien ein flüchtiges, in anderen ein konzentriertes Wesen bei einer Reihe von Mitgliedern in verschiedenen Abstufungen und Spielarten vorkommt. Zugleich zeigt sich der vermehrende Einfluß, den die Fähigkeit der Aufmerksamkeit auf alle sonstigen geistigen Anlagen hat, so daß sich im allgemeinen das Endresultat als ein Produkt aus Talent und Aufmerksamkeit bezeichnen läßt.

Neben der Aufmerksamkeit ist das Gedächtnis als Voraussetzung der Verstandestätigkeit zu beachten. Auch hier kann man entweder das Resultat prüfen, das in Form von bestimmten Wissens-elementen vorhanden ist, oder die Merkfähigkeit, d. h. das Vermögen, bestimmte neue Eindrücke zu behalten. Diese ist naturgemäß je nach dem Entwicklungsstadium der einzelnen Person sehr verschieden, kann auch durch Krankheiten, z. B. der Blutgefäße des Gehirns, gestört werden; immerhin ist unverkennbar, daß Merkfähigkeit und Erinnerungsvermögen im Grunde eine angeborene Anlage darstellen, die große persönliche Unterschiede zeigt, wobei in manchen Familien gute oder geringe Fähigkeiten in dieser Beziehung überwiegen.

Dabei muß die Art, wie die Eindrücke wieder ins Bewußtsein kommen, wie unbewußte Spuren zu erinnerten Vorstellungen werden, beachtet werden. Das praktisch brauchbarste Gedächtnis ist dasjenige, bei welchem die Erinnerungen im richtigen Zusammenhange von selbst auftauchen. In anderen Fällen können sich Menschen durch angespanntes Nachdenken an Dinge erinnern, z. B. Namen, die ihnen nicht von selbst in den Sinn gekommen waren. Gerade dieses aktive Gedächtnis, das wirkliche Hervorholen und Deutlichmachen von Spuren ist eine sehr charakteristische Fähigkeit, welche bei vielen fehlt, während sie bei anderen als angeborene Anlage familiärer Art vorhanden ist. Es gibt Menschen, die bei stärkstem Nachdenken nicht imstande sind, sich willkürlich an etwas zu erinnern, während ihnen die betreffende Tatsache gelegentlich mühelos einfällt. Da in diesen Fällen die Erinnerungen bei gelegentlicher Verkettung von Vorstellungen auftauchen, so kann man diese Art des Gedächtnisses als assoziativ dem aktiven Erinnerungsvermögen gegenüberstellen. Auch diese Erscheinung dient zur persönlichen Charakteristik und zeigt sich in familiären Gruppen gehäuft.

Sehr wichtig ist die verschiedene Stärke des Erinnerungsvermögens in den einzelnen Sinnesgebieten. Das Gedächtnis ist eben nicht dem sprachlichen Ausdruck entsprechend eine Einheit, sondern setzt sich aus einer Reihe von Teilgedächtnissen nach den verschiedenen Sinnes- und Verstandesqualitäten zusammen.

Die Unterscheidung der einzelnen Menschen, je nachdem sie mehr optisch oder akustisch beanlagt sind, ist für die Individualpsychologie eine sehr wesentliche; und zwar ist dies nur ein Teil der möglichen Typen, da solche Unterschiede der Anlage sich auch auf andere Sinnesgebiete, z. B. die Geruchssphäre, beziehen können.

Eine besondere Empfindlichkeit in letzterer Beziehung tritt manchmal als persönliche Eigenart auf, auch ohne daß durch nervöse Krankheitszustände eine allgemeine Reizbarkeit der Sinneszentren bedingt wäre. Im Gebiet der angeborenen Anlage muß man diesen Gedanken auch auf andere Empfindungs- und Gefühlszustände, besonders die sexuellen, ausdehnen, deren Stärke und Richtung sich vielfach als hereditär bedingt erweist, ganz abgesehen von den krankhaften Steigerungen oder Abschwächungen dieser elementaren psychischen Funktionen. Das Studium der verschieden starken Entwicklung der Sinnessphären ist für das Problem der erbten Anlage von größter Wichtigkeit, um so mehr, als sich auch bei allgemeinem Tiefstand der geistigen Funktionen, infolge von frühzeitiger geistiger Erkrankung, diese Differenzierung nach Sinnessphären, abgesehen von den peripherisch bedingten Defekten, oft noch erkennen läßt. Es kann in dieser Beziehung trotz außerordentlicher Unterschiede der intellektuellen Fähigkeiten ein familiärer Typus immer noch erkennbar sein.

Für das ganze geistige Leben ist besonders die Beanlagung in den höheren Sinnessphären des Auges und Ohres von großer Bedeutung. Eine plastische Deutlichkeit der Gesichtsvorstellung, die in Verbindung mit anderen Fähigkeiten oft zu bedeutenden Kunstleistungen malerischer, bildnerischer oder technischer Art führt, tritt öfters familiär auf und kann bei den geistigen Aufgaben, wie sie das Leben stellt, je nach deren Art zu sehr verschiedenen Wirkungen führen. Öfters ist dabei ein Mangel an Abstraktionsvermögen vorhanden, welch letzteres darauf beruht, daß aus verwandten Vorstellungen eine Reihe von nicht übereinstimmenden Bestandteilen ausgeschieden und jene unter einem Begriff zusammengefaßt werden. Die plastische Vorstellung sehr vieler Einzelheiten stört im allgemeinen die begriffliche Zusammenfassung, die viele Züge des Wirklichen ausschalten muß. Allerdings gibt es seltene Fälle, in denen sich große Deutlichkeit der optischen Vorstellungen mit Abstraktionsvermögen verbunden zeigt, jedoch ist dies als psychologische Ausnahme zu betrachten, die zu genialen Leistungen disponiert.

In diesem Zusammenhange muß besonders auf die wichtigen Arbeiten von E. Jaensch über die eidetische Anlage hingewiesen werden, bei der das optische Gedächtnis einen bildhaften Charakter hat und alle Einzelheiten eines wahrgenommenen optischen Komplexes erinnert werden können. Diese Fähigkeit hat tierpsycho-

logische Wurzeln, wie ich in meinem Buche über Tierpsychologie (1925) gezeigt habe.

Interessant ist es, die Wirkung zu beobachten, die ein zu großer Reichtum an Wirklichkeitsbildern auf die Sprech- und Schreibweise ausübt: Diese zeichnet sich dann öfter durch Wortreichtum und eine beträchtliche epische Breite aus, in der alle Einzelvorstellungen entwickelt werden. Jene psychische Grunderscheinung kann also eine Reihe von indirekten Wirkungen haben, die sehr charakteristisch für den einzelnen und seine familiäre Anlage sind. Umgekehrt äußert sich ein starkes Abstraktionsvermögen öfter in einer stilistischen Vorliebe für kurze Sätze und Sentenzen, die eine große Menge von Einzelercheinungen zusammenfassen und erklären, während ihnen oft die Lebenswärme der Wirklichkeit fehlt. Finden sich beide Eigenschaften zusammen, so entsteht ein kurzer schlagender, dabei oft bildlicher Ausdruck, in welchem sich Wirklichkeit und Abstraktion vereinigt, wie wir dies in hervorragender Weise bei Schiller finden.

Jedenfalls ist das Studium der psychischen Besonderheiten in den einzelnen Sinnesgebieten von größter Bedeutung für die Individualpsychologie im allgemeinen und das Gebiet der ererbten seelischen Eigenschaften im besonderen. Bei der Art der Auffassung von äußeren Vorgängen spielen diese elementaren Unterschiede der angeborenen Anlage eine entscheidende Rolle. Gehen wir z. B. von dem Fall aus, daß in einer Gesellschaft ein Gedicht vorgelesen wird, so wird das Vorgetragene von den einzelnen Personen mehr klanglich, oder rhythmisch, oder optisch, oder inhaltlich aufgefaßt. Hierin offenbaren sich Grundeigenschaften der Betreffenden oft in außerordentlich deutlicher Weise. Neben der vorwiegend optischen Anlage gibt es eine ausgeprägt akustische, die entweder mehr klanglich oder mehr verbal sein kann. Die beiden letzteren Momente hängen zusammen, sind aber nicht gleich. Die vorwiegend klangliche Auffassung ist das gemeinsame Kriterium aller innerlich musikalischen Menschen, die sich je nach der Stärke des Gedächtnisses für Töne und Tonfolgen, sowie nach der Fähigkeit, Melodien aufzufassen und zu gestalten, ferner nach den Fähigkeiten der musikalischen Äußerung in Form von bestimmten Bewegungen (Singen, Instrumente spielen usw.), in einzelne Gruppen teilen lassen, die sehr oft familiär vorkommen.

Bei dem Denken von Worten ist ein klangliches Element mit bestimmten Bewegungsempfindungen verknüpft, die den Übergang auf motorische Apparate beim Sprechen andeuten und die auch

bei dem Denken von Tönen eine Bedeutung haben. Ferner hat das Wort enge Beziehungen zum begrifflichen Denken, das durch das gesprochene Wort eine unmittelbare sinnliche Kraft enthält. Es bildet daher die ausgeprägt verbale Beanlagung eine besondere Gruppe innerhalb des akustisch-phonetischen Gebietes. Sowohl mit der klanglichen wie mit der verbalen Auffassung ist häufig, aber nicht gesetzmäßig, ein Moment verbunden, welches in das Gebiet der Bewegungen gehört, nämlich die Rhythmik. Eine scharfe Trennung dieser Begriffe ist sehr notwendig, um sich über manche Anlagen zu verständigen. Es gibt einerseits unrhythmische Musik, andererseits unmusikalische Rhythmik, und diesen Bezeichnungen entsprechende bestimmte Arten von Anlagen. Besonders wichtig ist es, daß es eine reine Rhythmik von Bewegungen ohne jede Klangvorstellung gibt, z. B. bei der Kunst des Schlittschuhlaufens, welche durch eine, von jedem anderen Motiv freie, Freude an der rhythmischen Bewegung etwas außerordentlich Anregendes hat. Andererseits sind musikalische und verbale Anlagen mit dem rhythmischen Moment, erstere häufig, letztere manchmal verknüpft. Aus dem Zusammentreffen von verbalen und rhythmischen Fähigkeiten ergibt sich ein besonders rednerisches Talent, das durch die Art der Wortstellung und des Satzbaues packende Wirkungen auszuüben vermag. Kommt dazu eine klangvoll melodiose Art der Modulation, so entsteht die ausgeprägte rhetorische Begabung, die eine Kombination verschiedener Fähigkeiten darstellt.

Untersucht man Talente in dieser Weise auf ihre Zusammensetzung, so kann man öfter erkennen, daß sie sich aus den Generationsreihen als Zusammenschluß sonst getrennter Fähigkeiten erklären, die bei anderen Mitgliedern vereinzelt vorhanden sind. Andererseits vererben sich auch die Kombinationen von solchen Teilfähigkeiten in Form von Talenten manchmal durch mehrere Generationen. In diesem Sinne ist das Thema bisher fast stets betrachtet worden.

Es handelt sich jedoch vom Standpunkte der analytischen Psychologie nicht nur um diesen seltenen Fall, daß ein Talent in mehreren Generationen auftritt, sondern auch darum, wie es zuerst familiengeschichtlich entsteht und wie es wieder scheinbar oder wirklich verschwindet. Die Aufgabe wird in diesen Beziehungen naturwissenschaftlich erweitert und verlangt Untersuchung und Kenntnis längerer Generationsreihen, als sie im allgemeinen selbst bei unseren größten Geistern, z. B. Schiller, bekannt sind.

Wesentlich an diesem Mangel an methodischer Untersuchung liegt es wohl, daß das Genie immer noch von vielen als etwas vom Talent völlig Gesondertes betrachtet wird, während es sich dabei nur um selbsttätig und schöpferisch gewordene Talente handelt. Untersucht man geniale Anlagen genauer, so treffen wir dabei auf die gleichen Grunderscheinungen wie bei den Talenten, nämlich auf eine besondere angeborene Fähigkeit in bestimmten psychischen Sinnessphären und lebhafteste Beschäftigung mit den subjektiven Vorgängen in diesen. Allerdings muß dazu die Fähigkeit kommen, aus diesen elementaren seelischen Wirklichkeiten schöpferisch neue Formen zu gestalten, und in dieser Beziehung kann man die Unterscheidung von Talent und Genie als gerechtfertigt annehmen. Der Unterschied liegt aber viel weniger in den elementaren Fähigkeiten, die bei beiden den Durchschnitt überragen, als in dem synthetischen Charakter des Genies. Unterscheidet man in dieser Weise die Talentgrundlage von dem schöpferischen Vermögen, das aus dem vom Talent beschafften Material neue Formen baut, so ist ersichtlich, daß das Genie eine höchste Vereinigung von Fähigkeiten bedeutet, die in den weiteren Generationsreihen wieder in ihre Teile zerfallen kann.

Ferner ist klar, daß ein in einer langen Generationsreihe allmählich erwachsenes Talent durch Zutat einer angeborenen Gestaltungsfähigkeit zum Genie werden kann. Die Talententwicklung innerhalb der Familien bereitet die Entstehung des Genies vor. Will man diese Zusammenhänge vom individualpsychologischen und familiengeschichtlichen Standpunkte genauer erkennen, so muß man zunächst Methoden wählen, welche die verschiedenen Beanlagungen in bezug auf die einzelnen Sinnessphären zu untersuchen erlauben. Diese Aufgabe führt unmittelbar in das Gebiet der medizinischen Psychologie, die gegenwärtig in methodischer Entwicklung begriffen ist. — Ich kann hier nur einige Punkte andeuten. Für die Anlage eines Sinnesgebietes ist sehr wichtig, mit welcher Geschwindigkeit entsprechende Reize aufgefaßt und in Bewegung umgesetzt werden. Die Prüfung der Reaktionszeiten mit Vergleichung einer großen Zahl normaler und pathologischer Fälle unter Berücksichtigung des Lebensalters, der Übung usw. ergibt daher eine Reihe von verwertbaren Zeichen für die besondere Beschaffenheit der einzelnen Menschen in einem bestimmten Sinnesgebiet. Neben diesen Prüfungen, über die mir ein umfangreiches, seit Jahren an einer großen Reihe von Personen gewonnenes Material vorliegt, bieten besonders Versuche

über die Vorstellungsverbindung Aussicht, die verschiedene Beschaffenheit einzelner Personen, z. B. in bezug auf eine mehr optische oder akustische Grundanlage, klar herauszustellen.

Neben den elementaren Unterschieden in der Anlage der psychischen Sinnessphären und den Grundfähigkeiten der intellektuellen Leistungen ist für unsere Aufgabe der Affekt- und Willenscharakter von wesentlicher Bedeutung.

Dabei handelt es sich darum, abgesehen von den Schwankungen und Unterschieden, die durch äußere Umstände und Krankheiten bedingt sind, den eigentlichen Grundtypus herauszustellen. Eine mehr traurige oder heitere, zurückhaltende oder impulsive, starre oder beeinflussbare, friedliche oder zornige Beschaffenheit ist für die persönliche Charakteristik sehr wesentlich und zeigt sich häufig als vererbte Eigenschaft, wenn diese auch nicht bei jedem Mitgliede der Familie vorhanden zu sein braucht.

Es handelt sich nun darum, durch geeignete Untersuchungsmittel diese Grundlagen möglichst zu erkennen, auch wenn sie noch nicht in ausgeprägtem Maße durch äußere Umstände oder Krankheit zur Erscheinung gekommen sind. Bei der Untersuchung der Ausdrucksbewegungen, der ich mich seit einer langen Reihe von Jahren gewidmet habe, sind eine Anzahl von brauchbaren Tatsachen in dieser Beziehung zutage gekommen. Diese beziehen sich besonders auf die Art, wie der einzelne in den Ablauf von reflektorischen Vorgängen an seinem Körper unbewußt eingreift¹⁾. Der normale Mensch hat unwillkürliche Hemmungen, die eine reflektorische Wirkung nach kurzer Zeit aufhören lassen, so daß wieder ruhige Haltung eintritt. Durch bestimmte äußere und innere Momente, besonders Alkohol und epileptische Zustände, werden diese Hemmungen vernichtet, so daß die reflektorische Wirkung in Form einer Pendelkurve weitergeht. Menschen, die, von der Norm abweichend, diese Art der Kurve, auch ohne ersichtliche Ursachen, als persönlichen Typus aufweisen, ergeben sich in der Regel auch in psychischer Beziehung als hemmungs- und haltungslos, impulsiv zufahrend, so daß also hier eine objektive Form eines bestimmten psychophysischen Grundzuges vorliegt. Bei anderen treten schon während des ersten Abfalles der Kniephänomenkurve Hemmungen auf, bei anderen sind diese so stark, daß der Ausschlag von vornherein unterdrückt wird.

¹⁾ Vgl. Lehrbuch der psychopathologischen Untersuchungsmethoden, Seite 24ff.

Starke Beeinflußbarkeit äußert sich oft in einer nachträglichen Hebung des Niveaus der Kurven. Dieses unwillkürliche Verhalten zu den Reflexen bietet motorische Kriterien für den ganzen Affektcharakter des Betreffenden und wird vermutlich immer mehr zu einem wichtigen Symptom im Gebiet der Individualpsychologie werden. Jedenfalls ist es nötig, bei der Forschung der Anlagen nach Möglichkeit objektive Kriterien zu finden.

Während dies im Gebiet der elementaren Affektzustände auf der geschaffenen Grundlage geschehen kann, bietet die Untersuchung des moralischen Grundcharakters noch große Schwierigkeiten. Man wird sich dabei zur Zeit im wesentlichen an die Handlungen halten müssen, obgleich dieses Verfahren leicht zu Fehlschlüssen führen kann. Öfter geschehen sozial nützliche Handlungen aus Motiven, die mit Herzensgüte nichts zu tun haben, andererseits können sittlich gute Menschen gelegentlich, unter besonderen Umständen und Einflüssen, zu sozial schädlichen oder störenden Handlungen gelangen. Immerhin wird die Gesamtheit des Tuns eines Menschen, wenn man nicht nur geringe Bruchstücke davon kennt, im allgemeinen einen Einblick in seinen im Grunde altruistischen, indifferenten oder antisozialen Charakter gewähren.

Das Gesagte soll nur im allgemeinen andeuten, in welcher Richtung sich die psychologische Untersuchung vom Standpunkt der Individualpsychologie und Vererbungslehre zu bewegen hat. Die weitere Ausbildung brauchbarer Methoden zu diesem Zweck ist Aufgabe der medizinischen Psychologie.

16. Kapitel

Individualpsychologie und Familienforschung

Bei der Analyse psychophysischer Organisationen, zu der ich mich bemüht habe, brauchbare Methoden zu schaffen, trifft man auf einen Kern von Eigenschaften, durch den die Art der Reaktion auf äußere Reize mit Notwendigkeit bestimmt ist. Es ist dies der angeborene Charakter in weitestem Sinne des Wortes, der nicht nur moralische und Gemütseigenschaften, sondern auch die intellektuellen Fähigkeiten mit deren Voraussetzungen, Gedächtnis, Auffassungsfähigkeit, Aufmerksamkeit, Assoziationen und Urteils-

kraft umfaßt. Durch methodische Untersuchung mit Anwendung der gleichen Reize ist es in vielen Punkten gelungen, für diese Vorgänge und ihre besondere Form bei den einzelnen Individuen und bestimmten Krankheitszuständen ein qualitatives und quantitatives Maß zu gewinnen.

Bei der Untersuchung des wesentlichen Charakters, der durch bestimmte Umstände und Einflüsse zwar modifiziert und durch manche Krankheiten in typischer Weise verändert werden kann, aber doch als der eigentliche Kern der Persönlichkeit erscheint, kommt man somit auf ein ursächliches Moment, das sich von den äußeren Bedingungen und Veranlassungen völlig unterscheidet und auf entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhängen beruht, nämlich die angeborene Anlage.

Das vorliegende Buch sucht nun die analytischen Methoden, an denen ich zum Zwecke der Untersuchung psychophysischer Organisationen bisher gearbeitet habe, in der Richtung der Vererbungslehre und Familienforschung zu ergänzen. Nur im Zusammenhang der genetischen Reihen kann der angeborene Charakter, der sich bei der individualpsychologischen Analyse als bestimmender Grund der Persönlichkeit ergibt, völlig verstanden werden. Ich schweife also bei dieser Schrift von meinem Programm, der Erforschung der Persönlichkeit, nicht ab, suche diese vielmehr von einer anderen Seite zu fördern, in der Überzeugung, daß sich Individualpsychologie und Familienforschung ergänzen.

Wenn man dabei nicht nur erkennen, sondern in psychiatrischer Weise auf Grund der Erkenntnis helfen will, müssen in diesem Zusammenhange die grundlegenden Fragen der Degeneration und Regeneration zur Erörterung kommen. Ebenso wie die analytische Psychopathologie die Voraussetzung der wissenschaftlichen Psychiatrie bildet, so bildet die Erkenntnis der vererbten Charakterbeschaffenheiten, sowie der Gründe der Degeneration, die Voraussetzung zur methodischen Förderung der Regeneration, die man als Ziel der Sozialpsychiatrie bezeichnen kann. In dieser Beziehung habe ich die Grenzen der bloßen Erkenntnis von Vererbungstatsachen und Familienzusammenhängen in der Richtung auf das Ziel der Regeneration zu überschreiten gesucht, entsprechend dem Leitwort aller wahrhaften ärztlichen Arbeit: „Erkennen und helfen!“ —

Im Zusammenhang mit der methodischen Entwicklung der

beobachtenden Psychologie hat sich die Notwendigkeit einer exakten Individualpsychologie immer dringlicher gezeigt. Diese bezweckt im Gegensatz zu der allgemeinen Psychologie, die es mit den Arten der geistigen Vorgänge zu tun hat, die Besonderheiten des Einzelindividuums womöglich mit Meßmethoden klarzustellen und durch Vergleichung mit anderen die persönlichen Unterschiede zu erkennen. Insofern, als die Individualpsychologie besonders untersucht, wie die Handlungen des Menschen mit seinem persönlichen Wesen und den äußeren Bedingungen zusammenhängen, greift sie tief in die Sozialpsychologie ein, als deren einer Teil z. B. die Kriminalpsychologie erscheint. Zugleich steht sie nicht nur methodisch, sondern auch in bezug auf die Gegenstände der Untersuchung mit der Psychopathologie in Beziehung, da die persönlichen Besonderheiten vielfach graduell in das pathologische Gebiet überführen.

Bei allen diesen empirisch psychologischen Untersuchungen, sobald sie auf die Analyse des geistigen Zustandes bestimmter Menschen gerichtet sind, trifft man auf das Moment der angeborenen Anlage, das über das einzelne Individuum hinaus auf eine Generationsreihe hinweist, als deren Glied der einzelne erscheint. Individualpsychologie und Familienforschung sind daher wissenschaftlich untrennbar verbunden, so daß sie sich gegenseitig als Hilfswissenschaften dienen können, wenn sie auch im wesentlichen selbständig nebeneinander stehen. Dabei wird immer klarer, daß diese beiden Wissenschaften sich gerade in solchen Punkten ergänzen, wo unverständliche und merkwürdige Erscheinungen auftreten, zu deren Erklärung keine von beiden allein ausreichen würde. Am deutlichsten tritt dieses Verhältnis hervor, wenn die Individualpsychologie auf Züge trifft, die sich aus psychologischen Gesetzen nicht ableiten lassen, während sie sich bei der Erforschung der Familiengeschichte, als Analogie zu früheren Erscheinungen in dieser, leicht erklären lassen.

Dies gilt besonders im psychopathischen Gebiet bei plötzlichem Ausbruch einer Psychose bei einem bis dahin geistig gesunden Menschen, die aus äußeren Ursachen nicht abgeleitet werden kann, während das Studium der Generationsreihen Fälle aufweist, die im Sinne der Vererbungslehre als belastend erscheinen. Ganz ähnliche Erscheinungen zeigen sich im Gebiet der Kriminalität, und zwar gerade bei manchen zunächst rätselhaften Handlungen. Das gleiche gilt für viele Talente, die bei manchen scheinbar unverständlich

auftauchen, während die Familienforschung ergibt, daß die betreffenden Fähigkeiten bei den Aszendenten schon mehrfach vorhanden gewesen sind und nur gewissermaßen eine Generation übersprungen haben oder, besser ausgedrückt, in dieser latent als Vererbungstendenz vorhanden waren. In allen drei Gebieten, dem der normalen Talent- und Charakterpsychologie, dem der Psychopathologie und der Kriminalpsychologie, bietet die Familienforschung oft Aufschlüsse in bezug auf die Erscheinungen, deren Vorhandensein die Individualpsychologie zwar feststellen, aber nicht genetisch ableiten kann.

Umgekehrt kann nun auch in bezug auf viele Erscheinungen, die sich bei der Familienforschung zeigen, nur die exakte Individualpsychologie einen tieferen Einblick in die Vererbungsphänomene gewähren. Sie schärft den Blick, um hinter den bloßen Eindrücken, die das Wesen eines Menschen macht, die fundamentalen Eigenschaften, die oft von Nebenzügen verdeckt sind, zu finden, sie zeigt die oft noch nicht im Bewußtsein des einzelnen Individuums vertretenen Grundeigenschaften, welche die ganze weitere Entwicklung bestimmen. Wenn das Urteil von Lehrern über ihre Schüler vom Standpunkt der weiteren Lebensführung öfter falsch erscheint, so beweist dies nur, daß die betreffenden nicht imstande waren, die Reaktionen auf die besonderen Anforderungen und das Milieu der Schule aus dem Grundwesen der betreffenden Schüler richtig abzuleiten und deren wahre Natur zu erkennen. Andererseits zeigen öfter zunächst sonderbare, aber zutreffende Urteile in diesem Gebiet, daß die Möglichkeit der individualpsychologischen Erkenntnis jedenfalls vorhanden ist. Diese methodisch weiter zu bilden, ist das Bestreben der wissenschaftlichen Individualpsychologie, deren Forschungen pädagogisch von größtem Werte sein können. Die über die zukünftige Entwicklung einzelner Individuen gefällten Urteile erweisen sich im allgemeinen um so richtiger, je mehr sie aus einer vorsichtigen Zusammenfassung von individualpsychologischer Kenntnis und Familienforschung abgeleitet sind.

Die Anlage des einzelnen Menschen ist gewissermaßen ein Ast am Stammbaum seiner Familie. Nur im Zusammenhang der Ahnenreihe und Blutsverwandtschaft ist ihre besondere Art genetisch verständlich. Aber das, was aus ihr im Getriebe des Lebens wird, ist nicht nur durch ihre endogene Beschaffenheit bedingt, sondern auch sehr durch die Gesamtheit von äußeren Momenten, die auf sie einwirken. Insoweit diese aus der psychischen Beschaffenheit der

Eltern hervorgehen, und die Lebensbedingungen, in denen ein Mensch aufwächst, Folgen jener sind, weisen auch die äußeren Einwirkungen auf die Familiengeschichte im Sinne der Generationsreihen hin. Somit zeigt sich vieles, was für das einzelne Individuum einen äußeren Einfluß darstellt, als endogenes Moment der Generationsreihe.

Andererseits gibt es eine außerordentliche Menge von Einflüssen, die mit der Beschaffenheit der Generationsreihe nichts zu tun haben. Diese äußeren Bedingungen können nun entweder hemmend oder fördernd auf eine bestimmte Art von Anlage einwirken, wobei es von dieser abhängt, ob das Endresultat vom Standpunkt des allgemeinen menschlichen Interesses zu wünschen ist. Einer der Hauptgründe für die eigentlich sehr langsame Entwicklung der menschlichen Gesellschaft liegt nun darin, daß eine Menge von Menschen mit bestimmten Anlagen in einen Beruf geraten, zu dem sie von Natur nicht geeignet sind. Dies führt, trotz in gewisser Richtung brauchbarer Anlagen, zu einer mittelmäßigen Leistung im Leben, weil sich natürliches Talent und berufliche Arbeit nicht vereinigen. Die Zahl der Menschen, die unter anderen Lebensbedingungen oder, hypothetisch ausgedrückt, in einem anderen Jahrhundert etwas Bedeutendes geleistet haben würden, ist eine außerordentlich große.

Noch geringer ist das soziale Resultat, wenn Menschen mit schlechten, manchmal sogar gemeinschädlichen Eigenschaften in Berufe und Stellungen gelangen, in denen sie den Fortschritt der Gesellschaftsentwicklung geradezu hemmen und stören. Diese Kategorie scheint numerisch viel geringer zu sein, als die der Mittelmäßigen, die tüchtig geworden wären, wenn sie den ihrer natürlichen Anlage entsprechenden Beruf ergriffen hätten. Aber auch in relativ kleiner Zahl bringen jene viel Unglück in die Welt, besonders wenn das Wohl und Wehe vieler anderer von ihnen abhängt, wie das besonders bei Personen in amtlichen Stellungen der Fall ist.

Auf die sozialen Gründe, welche oft nach dieser Richtung des Unbrauchbaren führen, einzugehen, liegt zunächst außerhalb meiner Aufgabe. Jedenfalls ergibt sich als bedeutsame Aufgabe der Sozialpsychologie und der daraus herzuleitenden psychologischen Sozialpolitik, daß die natürlichen Anlagen der einzelnen nach Möglichkeit in diejenigen Berufe zu leiten sind, in welchen sie größte Wirksamkeit im Interesse der Gesellschaft entfalten können. Die Berufswahl, die dem Worte nach ein Akt der persönlichen Freiheit zu sein scheint, ist in einer unendlichen Zahl der

Fälle nichts als eine äußerlich bedingte Zufälligkeit oder ein Zwang der Verhältnisse. Es liegt daher nahe, an Stelle dieser scheinbaren Freiheit den naturwissenschaftlichen Begriff der Auslese zu setzen und zu fordern, daß die Individuen im Rahmen der Gesellschaft, möglichst ihren natürlichen Anlagen entsprechend, zum Nutzen dieser verwendet werden sollen. Voraussetzung wäre eine Diagnostik der natürlichen Anlagen, wie sie in dem notwendigen Grade noch nicht vorhanden ist, so daß bei der jetzigen Sachlage ein solcher Zwang nur zu einer neuen Geißel der persönlichen Freiheit werden würde. Vorläufig ist nur anzustreben, daß ausgeprägte Fähigkeiten zu bestimmten Dingen möglichst bald erkannt und die Ergreifung eines entsprechenden Berufes nach Möglichkeit bei dem einzelnen unterstützt wird.

Hierbei wirkt als ein außerordentlich erschwerendes Moment, daß sich die natürliche Anlage oft durchaus nicht mit der Neigung zu einem entsprechenden Beruf deckt, sondern daß viele etwas zu werden wünschen, wozu sie gar kein Talent haben. Dies ist der psychologische Grund für manche tragischen Lebensschicksale, die durch den Widerspruch zwischen Neigung und Mangel an Befähigung zu einem unglücklichen Ende führen, mag dieses nun in einem verfehlten Leben oder einem freiwillig gesuchten Tode bestehen. Dazu kommt, daß den Vorstellungen, die sich junge Menschen von einem Beruf machen, oft die wirkliche Art von Tätigkeit in demselben durchaus nicht entspricht, daß ferner häufig bei der Ausbildung die ersten Anforderungen an den Lernenden den schließlichen Aufgaben, die das Leben stellt, nicht entsprechen; ferner daß Aufgaben, die ein Beruf oder eine Wissenschaft vom Gesichtspunkte zukünftiger Entwicklung in sich bergen, oft in dem gegebenen Zustande derselben nicht zum Ausdruck kommen.

Alle diese Momente wirken dahin zusammen, daß die völlige Übereinstimmung von Anlage und Beruf ein zwar verhältnismäßig sehr seltenes, aber dann um so erhebenderes Phänomen in dem Chaos des sozialpsychologischen Geschehens ist. Dabei zeigt sich, daß ein einziges solches Zusammentreffen die Entwicklung eines Berufes, einer Wissenschaft, eines Standes oder Volkes in ungeahnter Weise fördern kann. Will die menschliche Gesellschaft an ihrer Weiterentwicklung in besonnener Weise arbeiten, so muß die Wissenschaft in erster Linie die natürlichen Anlagen studieren und sie in die Wege des richtigen Berufes zu lenken suchen.

Es ist sehr erfreulich, daß auf der in diesem Buche gegebenen

Grundlage in den letzten Jahren die Berufswahl durch eine Reihe von öffentlichen Einrichtungen, besonders mit Hilfe von experimental-psychologischen Untersuchungsmethoden, besser organisiert worden ist. —

Talent bezeichnet die besondere Fähigkeit zu einer bestimmten Art von Leistungen im körperlichen oder geistigen Gebiete. Eine große Zahl von Beobachtungen sprechen dafür, daß es sich dabei, abgesehen von den hemmenden oder fördernden Einflüssen der Umgebung und der Lebensverhältnisse, in denen ein Mensch aufwächst, im wesentlichen um etwas Angeborenes handelt, eine Naturgabe, die der einzelne je nach seiner sonstigen Anlage pflegen oder vernachlässigen, aber niemals sich geben kann. Die scheinbaren Beweise gegen diese Auffassung, die sich auf Fälle beziehen, in denen ein Mensch große Schwierigkeiten seiner Anlage überwindet, um z. B. ein bedeutender Redner zu werden, halten einer Kritik nicht stand, da die wesentlichen Eigenschaften vorhanden sein müssen, wenn auch in den oft überschätzten Nebenpunkten Mängel vorliegen, die überwunden werden können. Es kann vielmehr an der angeborenen Beschaffenheit der Talente kein Zweifel sein, unbeschadet der Frage, was im einzelnen Falle durch Umgebung, Ausbildung, Fleiß und Übung daraus wird.

Diese Anschauung wird bestätigt durch die außerordentlich häufige Beobachtung der Erblichkeit von Talenten. Allerdings ist diese in sehr vielen Fällen nicht eine direkte im Sinne der einfachen Generationsreihe, sondern eine indirekte, indem ein bedeutendes Talent sich in einer Seitenlinie vererbt oder vielmehr, daß im System der Blutsverwandtschaft hervorragende Talente gleicher Art in verschiedenen Generationslinien auftauchen. Hierin liegt eine sehr bemerkenswerte Übereinstimmung mit den psychopathologischen Vererbungstatsachen, bei denen das sprungweise Auftreten der Belastung, unabhängig von den direkten Generationsreihen, oft zu beobachten ist. Nun führen aber diese Seitenlinien im Komplex der Blutsverwandtschaft schließlich auf einen gemeinsamen Urvater oder eine Urmutter zurück, die als das bestimmende Moment der beiden Reihen zu betrachten sind. — Zwischen diesem Ausgangspunkte und den beiden Individuen mit ähnlichem Talente liegen häufig Vermittler, die dasselbe nicht in gleichem Grade oder öfter überhaupt nicht zeigen. Es kann also merkwürdigerweise ein Mensch im Sinne der Generationslehre, wenn dies auch paradox klingen mag, ein Talent weiter vererben, das er selbst nicht besitzt,

ebenso wie jemand die Disposition zu einer Geistesstörung auf seine Nachkommen vererben kann, während er selbst frei davon bleibt.

Gerade an diesen höchst merkwürdigen Tatsachen zeigt sich die Kurzsichtigkeit der Auffassung, die bei der Vererbungslehre nur zwei oder drei Generationen in Betracht zieht. Allerdings kommen Fälle vor, in denen ein Talent in direkter Linie sich durch mehrere Generationen vererbt, wobei alsdann neben der angeborenen Fähigkeit die äußere Förderung zu bemerken ist, die ein solches Talent durch den in bestimmten Lebensformen und Tätigkeiten wirkenden Geist des Hauses erfährt. Es sind dann für die Entstehung bedeutender Leistungen die besten Vorbedingungen gegeben, besonders wenn das in der Familie vorhandene Talent zu einer entsprechenden Berufswahl geführt hat, was immerhin zu den Seltenheiten gehört.

Daß die besondere Art der Talente außerordentlich verschieden ist, ist bekannt, man kann sich aber von dem Umfang dieser Erscheinungen und von ihrer Bedeutung für die Gesellschaftsentwicklung kaum eine Vorstellung machen, wenn man nur von dem ausgeht, was in einer bestimmten Zeit als Talent gilt. Aus jeder Zeit entspringen Forderungen und Notwendigkeiten, die nur durch besonders dafür talentierte Menschen verwirklicht werden können. Jede Periode züchtet daher bestimmte Arten von Talenten, während sie viele andere ignoriert, ausschaltet und unterdrückt. Eine Anlage z. B., die im 18. Jahrhundert den Forderungen der Zeit angepaßt war und zur vollen Entfaltung gelangte, wäre im 17. vielleicht verkommen und könnte im 20. Jahrhundert als rückständig betrachtet werden.

Jedenfalls ist gerade vom Standpunkte der Sozialpsychologie im Hinblick auf die richtige Weiterentwicklung der menschlichen Gesellschaft die Erforschung der Talente und des Charakters im weitesten Sinne von großer Bedeutung. Die Mittel zu diesem Ziele sind Individualpsychologie und Familienforschung¹⁾. —

Wenn man die genealogischen Verhältnisse vom Standpunkt der Individualpsychologie und Vererbungslehre betrachtet, so zeigen sich eine Reihe von Aufgaben, die über die übliche Art der Stammbaumforschung weit hinausgehen. Es handelt sich dann nicht

¹⁾ Anmerkung. Neuerdings ist ein Verfahren angegeben worden, um solche Diagnosen mit einem elektrischen Apparat am Schädel zu stellen. Auf Grund meiner Nachprüfung muß ich vor dieser scheinbaren Lösung der Aufgabe warnen. (Vergleiche Literaturverzeichnis.)

mehr nur darum, die Generationsreihen und das System der Ahnen oder die Deszendenz einer bestimmten Person festzustellen, sondern diese genealogischen Ermittlungen sollen erst die feste Grundlage der nachgewiesenen Blutsverwandtschaft bilden, auf welcher die Untersuchung der ganzen psychophysischen Beschaffenheit der betreffenden Personen und die Vergleichung ihrer Eigenschaften vom Gesichtspunkt der Vererbung stattfinden kann. Dabei gilt als Voraussetzung, daß die Familienzusammenhänge in viel größerem Umfange und über viel längere Jahre klargestellt werden, als es bisher im allgemeinen und genealogisch auch nur in verhältnismäßig wenigen Fällen in adligen und manchen bürgerlichen Familien geschieht. Schon die genealogischen Vorstudien zu der Analyse des Familiencharakters und seiner Abarten sind außerordentlich mühevoll und erfordern ein großes Maß von Arbeit, Geduld und kritischer Vorsicht.

Hat man nun die genealogischen Zusammenhänge durch eine längere Reihe von Generationen wirklich ermittelt, so kommt die außerordentlich schwierige Aufgabe der psychologischen Beurteilung zum großen Teil längst verstorbener Personen aus ihren Äußerungen und Werken, die oft erst wieder aus literarischen Quellen erschlossen werden müssen. Überlegt man die Schwierigkeiten, welche bei der psychologischen Untersuchung lebender Menschen und bei der Beurteilung ihrer Grundanlagen entstehen, so erscheint die Aufgabe, eine ganze Reihe von Mitgliedern einer Familie aus verschiedenen Generationen psychologisch zu beurteilen, das Verschiedene und Gemeinsame derselben herauszustellen, und den Familientypus in seinen verschiedenen Erscheinungsformen zu finden, zur Zeit noch kaum lösbar.

Und doch muß dieser Plan allmählich bei dem methodischen Fortschritt der beobachtenden Psychologie in Angriff genommen werden, da gerade diese, bei der Beobachtung eines bestimmten individuellen Typus in der Art der Reaktionen auf äußere Reize, auf ein Moment stößt, das, abgesehen von den modifizierenden Wirkungen der Umgebung, auf die angeborene Anlage als wesentlich bestimmende Kraft deutet, und daher zu einer Erforschung der Vererbungserscheinungen in den Generationsreihen anregt. Wir müssen daher mit dem Rüstzeug, das uns die beobachtende Psychologie im weitesten Sinne bietet, an die Aufgabe herangehen. Hierbei kann man daran denken, die Untersuchung der lebenden Personen soweit als möglich mit den Methoden zu fördern, die uns

die experimentelle Psychologie außer der bloßen Beobachtung der Lebenserscheinungen bietet, während wir bei der Beurteilung von Personen aus früheren Generationen lediglich auf die Feststellung ihrer Lebensführung, ihrer Leistungen und Werke angewiesen sind, aus denen der Schluß auf ihre eigentlichen Anlagen gezogen werden muß.

Vorausgesetzt, daß es jetzt schon möglich ist, in dieser Weise ganze Generationsreihen vom Standpunkt der Individualpsychologie und Vererbungslehre zu betrachten, so erheben sich eine ganze Reihe von Fragen, die wichtige Gesichtspunkte für die Untersuchung bieten.

Vor allem ist das Verhältnis von Naturanlage und Beruf in Betracht zu ziehen. Allerdings ist sehr oft die Wahl des Berufes rein durch äußere Umstände bedingt und kann im allgemeinen gar nicht vom charakterologischen Standpunkte aus betrachtet werden. Wir sehen jedoch andererseits gerade in Familien mit einer ausgeprägten Art von Begabung, wie der Beruf öfter aus dieser hervorgeht, oder wie innerhalb des aus Zufall ergriffenen Berufes die natürliche Anlage oft in ganz eigenartigen Formen zum Vorschein kommt. Die Lieblingsbeschäftigungen und sogenannten „Steckenpferde“, die ohne Zusammenhang mit dem Berufe gewählt werden, sind oft gerade Anzeichen der eigentlichen Naturanlage, die aus äußeren Ursachen nicht zum Grund der Berufswahl geworden ist. Hervorragende Leistungen innerhalb eines Berufes sind häufig bedingt durch die Reaktion der besonderen Anlage eines Menschen auf die Anforderungen, die aus jenem entspringen.

Das Verhältnis des zu ermittelnden Familiencharakters zu dem ausgeübten Berufe und die Art der Tätigkeit in diesem bilden daher wesentliche Aufgaben im Rahmen der familiengeschichtlichen Untersuchung vom psychologischen Standpunkte aus.

Ferner ergibt sich hier das Problem, wie der Familiencharakter sich in den ganz verschiedenen Zeitverhältnissen und Bedingungen in den einzelnen Jahrhunderten oder kleineren Entwicklungsperioden verhält. Die Unterdrückung oder Förderung von Anlagen durch das Milieu, die mit der Vernichtung oder Züchtung von Tierrassen und Tierarten durch natürliche Bedingungen naturwissenschaftlich eng verwandt erscheint, ist ein wichtiger Gegenstand der Betrachtung, wenn man Familienforschung in psychologischer und geschichtlicher Weise behandeln will. Damit führt die psychologische Untersuchung der Familien-

geschichte unmittelbar in eine kulturgeschichtliche Betrachtung über, da es sich bei der Entwicklung der Menschheit im Grunde immer um einen Kampf von bestimmten menschlichen Anlagen in der lebendigen Form bestimmter Persönlichkeiten handelt. Das völkergeschichtliche Geschehen beruht im Grunde auf der Beschaffenheit von psychophysischen Organisationen, die kleinere oder größere Gruppen von verschiedener Valenz bilden. Hierbei muß die Beziehung der Familienanlage zu dem Verlaufe des kulturgeschichtlichen Geschehens, besonders die Anteilnahme an den Bewegungen, aus denen neue Kulturzentren entstehen, in Betracht gezogen werden.

Im Zusammenhang hiermit ist auch die Frage des Wohnortes nicht nur vom familiengeschichtlichen, sondern auch von einem psychologisch-sozialen Gesichtspunkte aus zu behandeln, besonders im Hinblick auf die bei längeren Generationsreihen deutlichen Züge der Seßhaftigkeit oder Wanderlust, der größeren oder geringeren Streuung, der Auswahl neuer Wohnorte und Arbeitsmöglichkeiten im Zusammenhange mit der Familienanlage und ihren Abarten, sowie die Besitzverhältnisse und ihre Wandlungen. Das Studium der Ausbreitung einzelner Familien ist in vieler Hinsicht sehr interessant, aber bisher kaum untersucht. Es ergeben sich hierbei vom naturwissenschaftlichen Standpunkte vielfache Beziehungen zu den Vorgängen in der Tierwelt, z. B. den Ameisenzügen, den periodisch wiederkehrenden Wanderungen, besonders der Zugvögel, der Verbreitungsweise bestimmter Arten, der Verschleppung von Seuchen, und vielen anderen Erscheinungen, bei denen, genau wie im Schicksale menschlicher Familien, sowohl angeborene Beschaffenheit als Milieu-Verhältnisse zu berücksichtigen sind. Dabei sind die Massenerscheinungen, die wir aus der sogenannten Völkerwanderung und aus den neueren Auswanderungen kennen, mit in Betracht zu ziehen, da sie sich aus einzelnen, oft unter gleichen Bedingungen stehenden Familien zusammensetzen. Von großer Bedeutung sind im Gebiete der Tier- und Menschenwanderungen die großen Straßenzüge und Verkehrsverhältnisse im allgemeinen.

Dadurch kommt die angestrebte Betrachtungsweise vielfach zu Aufgaben, die ganz in das geschichtliche und geographische Gebiet oder sogar in das Verkehrswesen eingreifen, und die ganze Behandlung des Themas durch eine große Zahl von lokalen Untersuchungen erschweren. Diesen Schwierigkeiten der Behandlung gegenüber kann denjenigen, der sie trotzdem unternimmt, nur der

Gedanke bestärken, daß eine familiengeschichtliche Untersuchung von diesen Gesichtspunkten aus sehr geeignet erscheint, um in manche kulturgeschichtlichen Vorgänge ein neues Licht zu bringen, in denen sich im Grunde der Wettstreit psychophysischer Organisationen abspielt, und andererseits ein wichtiges Hilfsmittel zur methodischen Erkenntnis der menschlichen Naturen zu gewinnen.

Allerdings scheint die Aufgabe, in ihrer Gesamtheit erfaßt, die Kräfte eines einzelnen völlig zu übersteigen, da sie in die verschiedensten Gebiete eingreift und Anforderungen stellt, die der einzelne allein nur sehr unvollkommen erfüllen kann. Im Bewußtsein dieser Sachlage habe ich jede Gelegenheit benutzt, um über bestimmte Punkte der nachfolgenden Untersuchungen Sachverständige zu befragen und die Hilfe geeigneter Personen in Anspruch zu nehmen. Es bezieht sich dies nicht nur auf den rein genealogischen Teil der nachfolgenden Studien, der methodisch zu den psychiatrischen Hereditätsstudien Beziehung hat, sondern auch auf die Frage der Namen, Wohnorte, geographischen und geschichtlichen Verhältnisse. Zu dem psychologisch-analytischen Teil der Arbeit, der von dem Gesichtspunkte dieses Buches aus im Vordergrund steht, war ich einerseits durch meine psychiatrisch-diagnostische und experimentalpsychologische Tätigkeit, andererseits durch die Art der Behandlung in meinen „Grundzügen einer Geschichte der deutschen Psychologie und Ästhetik“ vorbereitet. Ja, es war mir eine angenehme Aufgabe, bei der Analyse der literarischen Werke von Mitgliedern einer bestimmten Familie zu der methodischen Charakteranalyse, welche den Kern jenes Buches bildet, und die ich als Voraussetzung einer Ideengeschichte betrachte, zurückkehren zu können. Aber diese Methodik allein hätte zur Lösung der Aufgabe keinesfalls ausgereicht, so daß ich vielfach Rat und Hilfe anderer in Anspruch nehmen mußte. Allen diesen, von denen sehr viele, ohne jede besondere familiengeschichtliche Beziehung, lediglich im Interesse wissenschaftlicher Untersuchung mir beigestanden haben, um bestimmte Fragen zu klären, sei hiermit herzlich gedankt.

War somit die allgemeine Richtung der Untersuchung im Zusammenhange dieses Buches bestimmt, so galt es einen geeigneten Fall zu finden, an dem diese nicht nur familiengeschichtliche, sondern vergleichend-psychologische und psychologisch-soziale Betrachtungsweise durchgeführt werden konnte. Im allgemeinen muß man an einen solchen folgende Anforderungen stellen:

1. Die Familie muß durch eine lange Reihe von Generationen feststellbar sein.

2. Sie muß von einer ihrer Eigenart und Beschaffenheit nach bekannten Person abstammen.

3. Sie muß eine Reihe von Nachkommen mit ausgeprägten Anlagen, die sich nach außen betätigt, und reichliche Spuren hinterlassen haben, umfassen.

4. Diese müssen sich beruflich betätigt haben, so daß eine vergleichende Beurteilung ihrer Grundbeschaffenheit und ihrer Berufsleistung möglich ist.

5. Am meisten zum Studium der Vererbungserscheinungen geeignet erscheint der Fall, daß die Ureltern verschiedenen Rassen angehört haben, so daß aus der Streuung oder Vereinigung der Merkmale bestimmte Tatsachen nach Möglichkeit klargestellt werden.

Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß die Zahl der für eine solche Untersuchung geeigneten Fälle nur eine außerordentlich kleine sein kann, weil selbst bei genealogisch erforschten Reihen einzelne der sonstigen Bedingungen fehlen; besonders ist für mich das in der feudalen Genealogie sich scheinbar bietende Material bei genauerem Zusehen außerordentlich zusammengeschrumpft. Am besten geeignet erscheinen im allgemeinen die relativ seltenen, durch lange Zeit genealogisch erforschten bürgerlichen, zum Teil auch adligen Familien, die sich in einer Reihe von Generationen durch besondere Anlagen und berufliche Leistungen hervorgetan haben. War dabei noch die Bedingung der ursprünglichen Rassenmischung erfüllt, so konnte aus der Behandlung einer solchen Familiengeschichte vom Standpunkte der Individualpsychologie und Vererbungslehre ein neuer Einblick in die angedeuteten Zusammenhänge gewonnen werden. —

Auch im Gebiete der individualpsychologischen Anlageforschung ist die neuere Entwicklung der Literatur eine ganz erstaunliche. Das Verzeichnis am Schlusse soll eine Reihe von Hinweisen in dieser Richtung geben. Dabei sind die psychischen und körperlichen Momente eng verknüpft und lassen sich kaum trennen.

In dieser Beziehung ist besonders das von E. Kretschmer, zur Zeit in Marburg, aufgestellte Schema eines Psychogrammes für kriminologische, differentiellpsychologische und psychiatrische Typenforschung zu nennen, das durch die Lauppsche Buchdruckerei in Tübingen bezogen werden kann.

17. Kapitel

Psychopathologie und Vererbung

Der psychiatrische Begriff der hereditären Belastung beruht auf der Beobachtung, daß sich öfter mehrfaches Ausbrechen von Geistesstörungen in einer Blutsverwandtschaft zeigt. Dabei kommt es nicht nur auf die Ahnenreihe an, sondern auf die Gesamtheit der Blutsverwandtschaft in aufsteigender und absteigender Linie. Es könnte also in diesem Sinne z. B. jemand als erblich belastet gelten, weil bei den Kindern von zwei Brüdern Geisteskrankheit ausgebrochen ist. Jedoch führt diese bloße statistische Auffassung mehrfacher Störungen zu groben Irrtümern. Untersucht man den Begriff genauer, so zeigt sich, daß eigentlich eine Kausalitätsvorstellung dahinter steckt, indem für das mehrfache Auftreten von Geistesstörung in einer Verwandtschaft ein Grund in der Anlage des ganzen Stammes gesucht wird. Es erscheinen daher von diesem Gesichtspunkt aus alle Psychosen innerhalb einer Blutsverwandtschaft, bei denen eine solche innere kausale Beziehung nicht vorliegt, im Grunde nicht als hereditär belastend. Daher kommen für die Frage der hereditären Belastung zunächst nur solche Psychosen in Betracht, die eine endogene Ursache haben, d. h. aus innerer Anlage ausbrechen. Bei allen Geistesstörungen, die aus äußeren Ursachen entstehen, besonders durch Einwirkung von Alkohol, Morphinum, Kokain, Blei, sowie von im Körper selbst gebildeten Giften, z. B. bei Nieren- und Zuckerkrankheit, ferner bei den durch Syphilis entstehenden Gehirnkrankheiten bleibt die Frage, wieweit innere Momente der Anlage mitwirken, zunächst offen.

Wir werden hierauf noch eingehen, wollen jedoch vorher namhaft machen, welche Arten von Psychosen besonders als Ausdruck innerer Anlage aufgefaßt werden können. Es sind dies vor allem die Zustände von angeborenem Schwachsinn, soweit dieser nicht bei einer normalen Keimanlage später durch anderweitig bedingte Gehirnkrankheiten verursacht ist, die oft erst in den ersten Lebensjahren normal geborene Kinder befallen (z. B. Hirnhöhlenwassersucht u. a.). Neben den endogenen Formen des angeborenen Schwachsinnes kommt der später aus inneren Ursachen ausbrechende Schwachsinn in Betracht, der, im Gegensatz zu der früheren Theorie einer sekundären Entstehung nach Affektpsychosen, als primär in dem Sinne bezeichnet worden ist, daß die Symptome des

Schwachsinn unter der Hülle einer Reihe von anderen Symptomen (Erregungszustände, Depression usw.) schon von vornherein vorhanden sind. Dieselben sind auch, sprachlich mißverständlich, mit dem Namen *Dementia praecox* („frühreife Demenz“) bezeichnet worden. Die in der Zeit der Geschlechtsreife ausbrechenden Krankheiten dieser Art werden mit dem Namen Hebephrenie (Jugendirresein) benannt. Auf dieser Grundlage hat Bleuler das Krankheitsbild der Schizophrenie mit dem Grundsymptom der Spaltung der Persönlichkeit entwickelt.

Es hat sich nun immer mehr herausgestellt, daß diese wesentlich aus inneren Ursachen nach anfänglicher normaler Entwicklung schwachsinig Gewordenen das Gros der in den Irrenanstalten Verpflegten darstellen, und daß ihre Zahl mit der Zeit in jeder großen Anstalt fortschreitend steigt, weil viele Patienten mit vorübergehenden Psychosen zur Entlassung kommen, andererseits die mit organischen Hirnkrankheiten Behafteten größtenteils im Laufe einiger Jahre sterben, während die vielen an Schizophrenie Leidenden übrigbleiben und daher prozentuarisch im Bestand immer mehr überwiegen. Die endogen ausbrechenden Schwachsinnformen sind also einer der wesentlichen Gründe für die zunehmende Überfüllung der Irrenanstalten.

Neben diesen inneren Ursachen der Keimanlage kommen hierbei allerdings noch andere in Betracht, nämlich:

1. Die fortschreitende Zunahme der städtischen Bevölkerung, die bei ihrem gedrängten Zusammenleben und lebhaftem Verkehr viel weniger die Möglichkeit gibt, Geistesranke und Geistesschwache ohne Anstaltsbehandlung zwischen sich zu lassen.

2. Die Verbesserung der Verkehrswege, wodurch die Zuführung zu den Anstalten erleichtert wird. So kann es kommen, daß nach Eröffnung einer Eisenbahn aus einem Territorium, das vorher auffallend wenig Geistesranke in Anstalten gehabt hat, in kurzer Zeit viel mehr zur Aufnahme kommen.

3. Die Verbesserung der Hygiene in den Anstalten, wodurch weniger Geistesranke sterben als früher. Die Wirkung dieses Momentes ist in bezug auf die gutartigen Anfälle von Geistesstörung weniger deutlich, weil nach solchen die Betreffenden geheilt die Anstalt verlassen, der sie dann oft das Leben verdanken, während die unheilbaren Kranken in der Anstalt bleiben und die Zahl des Bestandes vermehren.

Neben diesen äußeren Momenten ist jedoch der wesentliche

Grund für die fortschreitende Vermehrung der Anstaltsinsassen und Anstalten die Tatsache der aus inneren Ursachen ausbrechenden Schwachsinnformen. Diese bilden die Degenerationerscheinungen im eigentlichen Sinne des Wortes, da sie als krankhafte Auswüchse am Stammbaume, als endogene Variationen pathologischer Art, erscheinen.

Diese Anhäufung von schwachsinnig Gewordenen war durch die Verhältnisse des Krieges vorübergehend unterbrochen, so daß zur Zeit der 2. Auflage dieses Buches (1922) viele Anstalten große Lücken des alten Bestandes aufwiesen. Diese sind unterdessen innerhalb von 4—5 Jahren schon wieder durch das nachrückende Heer der Geisteskranken, die unter dem Namen *Dementia praecox* oder Schizophrenie begriffen werden, ausgefüllt worden, so daß in vielen Anstalten schon wieder Raumnot mit allen ihren Folgen droht.

Ferner ist auch bei den scheinbar rein durch äußere (exogene) Ursachen bedingten Störungen, besonders bei den alkoholischen, ein endogenes Moment oft deutlich erkennbar. Eine große Menge von Alkoholisten ist mit psychopathischen und nervösen Störungen behaftet, die zwar durch den Alkohol gesteigert, aber im Grunde die eigentliche Ursache des Alkoholismus sind. Am ehesten ist dieses Verhältnis in bezug auf die periodischen Trinker erkannt worden, als deren Grundleiden eine mehr oder weniger deutliche epileptische Verstimmung von intermittierendem Verlauf erscheint. Aber auch in sonstigen Formen des Alkoholismus läßt sich die von vornherein vorhandene psychopathische Beschaffenheit oft deutlich erkennen. Meist sind es nervöse Grundleiden, die unter dem Einfluß eines alkoholfreundlichen Milieus zum Mißbrauch alkoholischer Getränke führen. Ferner zeigt sich bei vielen Alkoholisten ein angeborener Zustand von Willensschwäche, der diese Leute auch nach langer und ohne Schwierigkeit in der Anstalt durchgeführter Abstinenz nach der Entlassung sofort wieder rückfällig macht. Gerade bei diesen Fällen, die eine Abart des angeborenen Schwachsinnes darstellen, ist die Aussicht auf Besserung eine sehr geringe, solange in der menschlichen Gesellschaft die Trinksitten zwingend auf dieselben wirken.

Jedenfalls ist ersichtlich, daß im Gebiet des Alkoholismus neben den äußeren Momenten der Volksgewohnheit, des Trinkzwanges usw. sehr wesentlich die inneren Momente der ererbten Anlage bedeutend mitwirken. Beide Ursachen steigern sich gegenseitig in der Richtung der Degeneration. Der Kampf gegen den Alkoholismus ist dem-

nach zwar ein sehr wichtiges, aber durchaus nicht das einzige Mittel der Regeneration neben denjenigen, welche auf die Verbesserung der endogenen Variation gerichtet sind.

Vielleicht spielt das Moment der ererbten Anlage auch bei anderen Krankheiten, die scheinbar lediglich durch äußere Ursachen bedingt sind, eine größere Rolle, als man zunächst denken sollte, z. B. bei den paralytischen Hirnkrankheiten, deren ursächliche Beziehung zur syphilitischen Infektion nicht bezweifelt werden kann. Es erkranken nämlich nicht alle syphilitisch Gewordenen an Paralyse. Es ist also denkbar, daß zum Ausbruch dieser nach einer solchen Infektion noch eine besondere Anlage gehört, die im nervenpathologischen Sinne eine Abart hereditärer Belastung darstellt. Hierdurch würde sich die Tatsache erklären, daß in der Blutsverwandtschaft von Paralytischen sich öfter Fälle von sogenannter funktioneller Geistesstörung finden.

Alkoholismus und Syphilis sind in diesem Sinne Gifte, die, besonders auf der Grundlage der hereditären Belastung des Nervensystems, degenerative Störungen erzeugen und zugleich durch Vergiftung der Keime die endogene Variation nach der pathologischen Seite lenken. Ihre Bekämpfung erscheint als wichtige Aufgabe der sozialen Hygiene und Prophylaxe.

Abgesehen von den ausgeprägten Formen der Geistesstörung und den psychisch-nervösen Abnormitäten, die häufig dem chronischen Alkoholismus und anderen Suchten zugrunde liegen, kommen für die Frage der hereditären Degenerationerscheinungen noch die Fälle in Betracht, in denen moralische Abnormitäten in sehr frühem Lebensalter auftreten und sehr bald zu kriminellen Handlungen und strafrechtlichen Verwicklungen führen. Dabei können wir die Frage der strafrechtlichen Zurechnungsfähigkeit oder Geisteskrankheit im gesetzlichen Sinne hier ganz ausschalten. Jedenfalls muß vom Standpunkt der Familienforschung und Vererbungslehre das jugendliche Verbrechen, unter voller Anerkennung der äußeren Momente, welche diese Erscheinungen begünstigen, als Degenerationerscheinung aufgefaßt werden.

Schließlich kommt noch das Auftreten von Selbstmord für die Frage der psychischen Abnormalität angeborener Art sehr in Betracht. Zwar taucht immer wieder die Lehre auf, daß der Selbstmord unter manchen Umständen der logisch richtige Abschluß einer Abwägung zwischen Lust und Unlust am Leben sei, wodurch eine Art theoretischer Rechtfertigung gegeben wird. Untersucht man jedoch

die Einzelfälle genauer, so stellt sich heraus, 1. daß der Selbstmord öfter Symptom einer beginnenden Geistesstörung ist, 2. daß sehr häufig mindestens eine nervöse Anlage von psychischer Erregtheit und Neigung zu Gemütsverstimmungen vorliegt, 3. daß die Neigung zum Selbstmord nicht prozentuarisch gleichmäßig bei der großen Menge einer Bevölkerung hervortritt, sondern in einzelnen Territorien häufiger ist, ja sogar in manchen Familien, bei der auffallend großen Zahl der Fälle, aus erblicher Anlage hervorzugehen scheint. Allerdings ist hierbei die beeinflussende Wirkung eines solchen Vorfalles auf den Gemütszustand der Umgebung nicht zu unterschätzen.

Wir wollen nun die Erscheinungen der erblichen Belastung an einer Reihe von Tatsachen erläutern und dabei versuchen, die einzelnen Erscheinungen vom Standpunkt der Vererbungslehre hervorzuheben. Ich stelle hierbei eine Anzahl von Erfahrungssätzen in den Vordergrund, die teils die Beziehung der erblichen Geistesstörung zu den Generationsreihen, teils die Art der vererbten Zustände betreffen, soweit diese für die Frage der degenerativen und regenerativen Erscheinungen von Bedeutung ist.

I. Eltern, die bis ins hohe Alter geistig normal bleiben, können Kinder haben, bei denen angeborene oder später ausgebrochene Geistesstörungen, die bei Mangel äußerer Ursachen der Störung deutlich als endogen (durch die Beschaffenheit der Keimelemente bedingt) gelten, vorhanden sind.

II. In diesem Falle erscheinen die Eltern im psychiatrischen Sinne durch die Psychose der Kinder möglicherweise hereditär belastet.

III. Wenn von einem Elternpaar Vater oder Mutter geisteskrank ist oder war, so sind die Kinder scheinbar in direkter Linie hereditär belastet. Es zeigt sich jedoch, daß von mehreren Kindern solcher Eltern häufig nur eines oder gar keines geisteskrank wird. Die Geisteskrankheit der Eltern bedingt also nicht notwendig Geistesstörung der Kinder.

IV. Falls nach geistiger Erkrankung eines der Eltern ein Kind geisteskrank wird, so haben öfter die beiden Psychosen Ähnlichkeit in den Symptomen und der Verlaufsart miteinander. Besonders ist dies bei Störungen auf nervöser Grundlage (Epilepsie und psychogene Neurose) der Fall.

V. Manchmal bricht, während bei einem der Eltern nur ein Anfall von Geistesstörung auftrat, bei einem Abkömmling unheil-

bare Geistesstörung aus, oder umgekehrt. Es gibt also in der Generationsreihe eine graduelle Verschiedenheit in bezug auf die Schwere der Störung im Sinne der Verschlechterung oder Verbesserung. Hierin ist im gewissen Sinne eine degenerative oder regenerative Entwicklungsrichtung zu erkennen, wenn auch als Resultat im zweiten Falle ebenfalls noch eine Geistesstörung entsteht.

VI. Untersucht man einfache Ahnenreihen auf das Vorhandensein von Geistesstörungen, so stellt sich heraus, daß öfter eine Generation ausgelassen wird, so daß also z. B. bei Großeltern und Enkeln Störungen auftreten, während die mittlere Generation übergegangen wird. Es kann also jemand von Geistesstörung freibleiben, während er die Tendenz zur pathologischen Variation von seinen Eltern auf seine Kinder vererbt. Insofern hier ein Individuum Träger einer Belastung ist, die sich in seinem persönlichen Leben nicht äußert, kann er als potentiell belastet bezeichnet werden.

VII. Bricht ohne genügende äußere Ursache eine Geisteskrankheit bei einem Menschen aus, dessen direkte Ahnenreihe durch mehrere Generationen frei von Geisteskrankheit gewesen ist, so zeigt die Untersuchung der Blutsverwandtschaft oft, daß in Seitenlinien schon derartige Störungen vorhanden waren (kollaterale Belastung).

VIII. Verfolgt man in solchen Fällen die Ahnenreihe weit genug zurück, so ergibt sich manchmal, daß für die scheinbar unzusammenhängenden Fälle ein gemeinsamer Ahne vorhanden gewesen ist, von dem man die erbliche Belastung, trotz Auslassung mehrerer Glieder, ableiten kann.

Auf die rein psychiatrischen Fragen über die Art der Psychosen bei Blutsverwandten gehe ich hier nicht ein, da es sich für uns nur um den wesentlichen Punkt der Degeneration und Regeneration handelt. Dagegen muß das Verhältnis von individueller Anlage und Geisteskrankheit¹⁾ genauer behandelt werden.

Die Beziehungen von individueller Anlage und Geisteskrankheit sind seit langer Zeit immer wieder als Problem in das wissenschaftliche Bewußtsein getreten. Die inneren Gründe hierzu werden ersichtlich, wenn man die Geschichte der empirischen Psychologie betrachtet. Das Streben nach innerer Erfahrung, das schon im kartesischen System eine wesentliche Bedeutung hatte

¹⁾ Vgl. das Referat in dem Bericht über den II. Kongreß für experimentelle Psychologie, 1906. Verlag von J. A. Barth, Leipzig.

und dann von Locke grundsätzlich durchgeführt wurde, führte zur Feststellung einer Anzahl von subjektiven Vorgängen, die zum Teil in die Psychopathologie, zum Teil in die Normalpsychologie hineingehören. Hauptsächlich hat die Hervorhebung des Gefühls als eines besonderen Seelenvermögens neben oder zwischen den schon früher behandelten Fähigkeiten des Verstandes und Willens dazu geführt, daß die Berührungspunkte zwischen Normalpsychologie und Psychopathologie immer zahlreicher wurden. Besonders geschah dies, als in Deutschland in der Mitte des 18. Jahrhunderts zu der bloßen theoretischen Hervorhebung des Gefühls eine wirkliche Betätigung des Gefühlslebens trat, so daß nun für die innere Beobachtung ein reiches subjektives Beobachtungsmaterial gegeben wurde. Die empirische Psychologie begann sich damals zu einer Individualpsychologie zu verdichten, welche die Beschaffenheit des einzelnen Menschen in bezug auf die besondere Zusammenordnung der einzelnen Seelenvermögen untersuchte und dabei naturgemäß sehr oft auf Momente traf, welche eigentlich in die Psychopathologie gehören. In der Entstehung unserer klassischen Literatur spielt diese enge Berührung des individualistischen mit dem pathologischen Moment, wie sie sehr deutlich in Werthers Leiden hervortritt, eine ganz wesentliche Rolle. Die Strömung, aus welcher jenes Kunstwerk aufgetaucht ist, führt in gleicher Richtung weiter zu der Beschreibung einer großen Menge von inneren Erfahrungen über Affektzustände, sonderbare Stimmungen und Anlagen, Ahnungen, Träume, wie dies besonders in dem Magazin für Erfahrungsseelenlehre, herausgegeben von Moritz seit 1781, hervortritt. Dabei bewirkt das Zusammentreffen dieser empirisch-psychologischen Interessen mit der in Wolffs System folgerichtig durchgeführten Verbesserungsidee, daß die ersten Anfänge einer zunächst mehr theoretischen als praktischen Psychiatrie entstehen, indem der Gedanke auftaucht, diese pathologischen Zustände zu verbessern, d. h. zu heilen.

Dieser Übergang läßt sich im Laufe der Entwicklung des Magazins deutlich erkennen, da Moritz selbst darauf aufmerksam macht, daß sich viele Zuschriften auf die Seelenkrankheitslehre beziehen, während die Seelenheilkunde zu kurz kommt. Allerdings sind diese Anfänge der wissenschaftlichen Psychiatrie sehr mit psychologischer Theorie verflochten, da die Grundbegriffe mit der Leibnizschen Monadenlehre zusammenhängen. Ebenso wie diese in dem erklärenden Teile der empirischen Psychologie hervorragte, waren auch die

psychopathologischen Vorstellungen von ihr bestimmt. Alles läuft auf den einen Grundsatz hinaus: Geistesstörungen sind Abarten in der Tätigkeit der Seelenmonaden. Dementsprechend sind die therapeutischen Vorschläge völlig von Theorien bestimmt¹⁾.

Man mag diese Anfänge der deutschen Psychiatrie für wertlos halten, darf aber nicht vergessen, daß die grundlegenden Reilschen Pläne unmittelbar darauf folgen und deutliche Fühlung damit haben. Jedenfalls ist klar, daß schon im 18. Jahrhundert Individualpsychologie und Psychiatrie eng zusammenhängen. Das gleiche gilt für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, wobei allerdings eine gewisse Erstarrung des Ideeninhaltes der ersten Schaffensperiode eintritt. Die Beziehungen zwischen den beiden Gebieten werden einseitig und dogmatisch aufgefaßt, es schiebt sich der Begriff der abnormen Willensrichtung in den Vordergrund, der zum Teil unter dem religiösen Gesichtspunkt der Sündhaftigkeit betrachtet wird. Aus dem reichen Gedankenleben des 18. Jahrhunderts bleibt nichts als eine dogmatische Formulierung, während das eigentlich Lebenskräftige der empirischen Psychologie, nämlich die methodische Sammlung wirklicher Tatsachen im Gebiet der psychischen Vorgänge, in den Hintergrund tritt. Einen bedeutsamen Ausläufer der naturphilosophischen Richtung, welche die Fortsetzung der empirisch-psychologischen, nach Bereicherung durch die neuen naturwissenschaftlichen Tatsachen, darstellte, bildet in der Psychiatrie das Buch von v. Ritgen in Gießen „Über die Persönlichkeitskrankheiten“, in dem sich die engste Verbindung von Individualpsychologie und Psychiatrie zeigt.

Die Gegenbewegung gegen die dogmatisch gewordene psychologische Richtung geschah nach mehreren Vorläufern, welche die gehirnphysiologischen Tatsachen in den Vordergrund gerückt hatten, besonders durch Griesinger, welcher den Satz in den Vordergrund rückte, daß Geistesstörung auf Gehirnkrankheit beruhe. An Stelle der in Hypothesen verfallenen psychologischen Richtung wurde damit scheinbar ein festes materielles Fundament geschaffen, auf dem sich eine anatomisch begreifbare Psychiatrie aufbauen sollte. Damit wurden die Beziehungen zur Individualpsychologie im wesentlichen aufgegeben, lassen sich aber trotzdem auch bei Griesinger in manchen seiner Anschauungen nachweisen, die als entwicklungsgeschichtliche Reste der alten Ideen erscheinen, wie z. B.

¹⁾ Vgl. Sommer, Grundzüge einer Geschichte der deutschen Psychologie und Ästhetik. Verlag von J. A. Barth, Leipzig, S. 322.

Sommer, Familienforschung, 3. Aufl.

die Lehre von den primären Affektpsychosen und sekundären Schwächezuständen, die bis in die neuere Zeit nachwirkt. Wenige Jahrzehnte haben genügt, um die übertriebenen Hoffnungen der anatomischen Schule, die sich, abgesehen von den wirklichen Ausfallerscheinungen und lokalen Störungen, in einer Fülle von unhaltbaren Lokalisationsvorstellungen entladen haben, zu zerstören. Die neuere Literatur über den Gegenstand besteht im wesentlichen in einer einseitigen Parteinahme für und wider, wobei das von dem einzelnen verwendete Material zwar an sich richtig, aber zur Beurteilung der Sachlage unzureichend ist.

Somit ist es Zeit, bei der Behandlung des Themas wieder an die empirische Psychologie, nunmehr aber mit den Hilfsmitteln der unterdessen entwickelten psychiatrischen Diagnostik und Methodenlehre anzuknüpfen und unbefangen zu untersuchen, ob und welche Beziehungen zwischen Individualpsychologie und Psychiatrie bestehen. Dabei genügt es nicht mehr, im allgemeinen Stellung zu nehmen, sondern die einzelnen Krankheitsformen müssen daraufhin untersucht werden, inwieweit sich in ihnen ein individuelles Moment bemerklich macht. Das Thema löst sich bei genauer Betrachtung in folgende Teile und Fragen auf:

I. Vergleichende Symptomatologie der psychologischen Vorgänge im normalen und pathologischen Gebiet.

II. Inwieweit lassen sich in den Symptomen einer bestimmten Psychose die früheren Züge des normalen Charakters erkennen?

III. Inwieweit sind individuelle Eigenschaften sogenannter Normaler im Grunde pathologisch?

Von diesen drei eng miteinander verbundenen Aufgaben ist die erste im wesentlichen erst auf dem Boden der beobachtenden und experimentellen Psychologie möglich geworden, indem bestimmte Funktionen bei Normalen und Geisteskranken vergleichend untersucht und gemessen werden. Obgleich diese Untersuchung eigentlich erst die wissenschaftliche Grundlage zu den folgenden schafft, gehört ihre Behandlung im Hinblick auf die Entwicklungsperiode an den Schluß. Wir gehen also von den unter 2 und 3 genannten klinisch-psychologischen Punkten aus und untersuchen zunächst eine Anzahl von Krankheitsformen auf ihre individual-psychologischen Beziehungen.

I. Progressive Paralyse. Man beobachtete zuerst im Beginn des 19. Jahrhunderts, daß eine Reihe von Geistesstörungen sich allmählich mit körperlichen Lähmungserscheinungen verbanden, und

sprach von *Psychosis complicata cum Paralyse*. Dabei konnten psychologisch alle möglichen Krankheitsformen vorkommen. Später wurde hauptsächlich der exaltierte Größenwahn als Symptom dieser Krankheit hervorgehoben, während in neuerer Zeit wieder die große Vielgestaltigkeit der Paralyse ins Bewußtsein getreten ist. Von den verschiedenen Symptomenbildern, welche dabei auftreten können, hebe ich hier zum Zweck der Untersuchung vom individual-psychologischen Standpunkt nur hervor:

- a) die expansive manieähnliche Form mit Euphorie und Größenideen;
- b) die einfach demente Form mit stark hervortretender Gedächtnis- und Verstandesstörung;
- c) die neurasthenisch-depressive Form.

Häufig bilden diese Formen nur Stadien im Ablauf einer Paralyse. Untersucht man dieselben unter Vergleichung mit dem vor dem Ausbruch der Paralyse bestehenden normalen Charakter, so zeigt sich, daß a) und b) gar keine Beziehung zu diesem aufweisen, während c) öfter als Steigerung eines schon vorher vorhandenen Affekttypus erscheint. Die unter a) und b) genannten Symptome zeigen sich oft bei Paralytikern, die in ihrem früheren Leben ganz ruhige, geordnete Menschen mit gutem Gedächtnis und Urteilskraft gewesen sind. Ja, man hat gerade die Charakterveränderung als ein sehr wesentliches Zeichen der ausbrechenden Paralyse bezeichnet. Andererseits habe ich eine Reihe von Beobachtungen gemacht, in denen der neurasthenisch-depressiven Form der Paralyse schon lange derartige Züge vorausgegangen sind, die, wenn sich Syphilis in der Anamnese nachweisen ließ, schon längst vor dieser vorhanden waren. Es ist also hier ein individual-psychologisches oder genauer konstitutionell-neuropathisches Moment nachzuweisen, was bei der ausbrechenden Paralyse ganz in den Vordergrund tritt und die psychologische Form der Erkrankung bestimmt. Die Auffassung, als ob diese weit zurückgehenden Züge schon den Beginn der Paralyse im Sinne einer endogenen fortschreitenden Entartung darstellten, wie dies in ähnlicher Weise neuerdings manchmal angenommen wird, erscheint mir sehr zweifelhaft. Ich möchte den Tatbestand so ausdrücken, daß ein vorher schon bestehendes hypochondrisch-depressives Moment bei ausbrechender Paralyse ungehemmt nun in den Vordergrund tritt.

Wir sehen somit in bezug auf die verschiedenen Symptomenbilder bei der gleichen Krankheitsart ein ganz verschiedenes Ver-

hältnis von individueller Anlage und Krankheitsform und erkennen daraus, wie wenig man diese Beziehungen auf eine bestimmte Formel bringen kann.

Im wesentlichen erscheint die progressive Paralyse als eine Summierung von Herdsymptomen, wobei es sich wesentlich darum handelt, in welchen Teilen sich der Prozeß mehr oder weniger intensiv abspielt. Die klinischen Formen der Paralyse müssen also im Grunde davon abhängen, welche Teile des Gehirns hauptsächlich oder zuerst ergriffen werden. Allerdings kann man die Frage aufwerfen, weshalb bei einem bestimmten Individuum gerade diese oder jene Partien des Gehirns besonders leiden. Es führt dies auf den Begriff der individuellen Neurotektur, wenn diese Wortbildung erlaubt ist, um die besondere Eigenart der Gehirnkonstruktion und Disposition auszudrücken, vermöge deren der paralytische Prozeß gerade an bestimmten Stellen zuerst und vorwiegend angreift. Daß eine partielle Widerstandsunfähigkeit angenommen werden muß, um z. B. den besonderen Verlauf einer Bleivergiftung im einzelnen Falle, ja sogar die typische Form dieser, naturwissenschaftlich zu erklären, ist sehr wahrscheinlich. Ähnlich kann man als Ursache der hereditären Ataxie eine besonders große Erschöpfbarkeit gewisser Nervenbahnen annehmen. Man wird aber kaum geneigt sein, die individuelle Neurotektur des Gehirns mit dem individuellen Charakter in psychologischer Beziehung ohne weiteres in Beziehung zu bringen, wenn es sich darum handelt, die verschiedenen psychologischen Symptomenkomplexe bei der Paralyse zu erklären. Wenn man jedoch die Beziehungen von psychischer Funktion und Neurotektur genauer betrachtet, so könnte man doch einen solchen Zusammenhang in höherem Grade vermuten, als er oben aus der bloßen Vergleichung des normalen Charakters mit den Krankheitsformen ersichtlich wurde.

Wenn man nämlich beobachtet, daß Personen mit besonderer, z. B. intellektueller Begabung, im Beginn der Paralyse gerade in dieser Beziehung unfähig werden, so ist allerdings, wenn man lediglich das Verschwinden der Funktion hervorhebt, eine Beziehung des normalen Zustandes zu der psychologischen Form der Krankheit nicht gegeben, anders aber liegt die Sache, wenn man sich mit der Lebhaftigkeit der Funktionen, die in besonderen Fähigkeiten zum Ausdruck kommt, gerade eine erhöhte Verwundbarkeit der betreffenden Nervenpartien verbunden denkt, so daß das paralysebewirkende Agens, z. B. das für die meisten Fälle als Ursache an-

genommene syphilitische Gift, gerade diese Teile am ehesten und stärksten trifft. Manche Beobachtungen können derartig gedeutet werden.

Es ist jedoch besser, dieses Gebiet ohne hypothetische Grenzerweiterungen zu bearbeiten und weitere Beobachtungen zu sammeln. Vorläufig sind jedenfalls die Zusammenhänge von individueller Neurotektur, psychologischem Individualcharakter und Krankheitsform noch sehr wenig ermittelt.

Betrachten wir nach dieser Behandlung der Paralyse die Psychosen bei Tumor cerebri. Ganz abgesehen von den reinen Herdsymptomen, hebe ich für unsere Betrachtung folgende Symptomgruppen hervor:

1. die epileptischen Symptome;
2. Verwirrheitszustände;
3. Depressionszustände.

Die ersteren hängen offenbar in erster Linie von dem Sitz der Geschwulst, besonders im Mittelhirn, ab, ebenso die unter 2. genannten, die oft Teilerscheinung der epileptischen Störung sind. Manchmal ist diese eine Folge der zur Hirngeschwulst hinzutretenden Hirnhöhlenwassersucht, die viel öfter, manchmal nur auf einer Seite, vorhanden ist, als im allgemeinen bekannt und hervorgehoben ist. Auch für die unter 3. genannten Erscheinungen kann ich aus meinen Erfahrungen eine Beziehung der Tumorsymptome zu dem früheren Gefühlscharakter nicht ableiten. Es überwiegt also in diesem Gebiet der Krankheitstypus völlig über den Einfluß des normalen Charakters, und auch der Begriff der individuellen Neurotektur ist hierbei kaum verwertbar. — Betrachten wir nun:

II. Die Intoxikationskrankheiten, wobei wir den Alkoholismus hervorheben. Hier tritt hervor, daß bei einer großen Zahl von Alkoholisten nach Ablauf der akuten Störungen eine bestimmte Grundkrankheit zutage kommt, als deren Symptom jener im Grunde erscheint, indem dabei z. B. epileptische und psychogene Störungen oder leichtere Grade von angeborenem Schwachsinn mit Defekten im Willensgebiet hervortreten. Dabei wirkt der Alkoholismus, abgesehen von seinen speziellen Symptomen, steigernd auf den schon vorher vorhandenen Charakter. Allerdings kann dieser im Sinne der oben angedeuteten Gruppe schon als leichter Grad von Krankheit aufgefaßt werden.

Interessant ist es, die verschiedenen Formen des Delirium tremens von diesem Gesichtspunkt aus zu betrachten. Das Symptom

der Tiervisionen scheint zunächst ganz aus der Betrachtung herauszufallen. Es ist jedoch zu bemerken, daß verschiedene Menschen, auch wenn man ungefähr gleiche Grade der Intoxikation und gleiche sonstige, besonders Ernährungsverhältnisse annimmt, verschieden leicht in Delirium tremens verfallen, daß also ein persönliches Moment der Widerstandsfähigkeit gewiß eine Rolle spielt. Außerdem ist zu beachten, daß die Neigung zu illusionärer Verknennung von optischen Eindrücken etwas individuell verschiedenes ist. In dem Lehrbuch der psychopathologischen Methoden bin ich auf die Frage der experimental-psychologischen Untersuchung dieser Aufgaben näher eingegangen.

Daß das bei dem Delirium tremens häufige Beschäftigungsdelir inhaltlich eine Beziehung zu den früheren Lebensgewohnheiten hat, liegt schon im Namen. Es fehlt aber bisher an Beobachtungen, daß die Fälle, in denen es auftritt, irgend eine psychologische Besonderheit schon vorher gezeigt hätten. Man könnte diese in einer Neigung zu automatischen Handlungen finden, als welche die Beschäftigungsdelirien, bei gleichzeitiger Trübung des Bewußtseins und illusionärer Verknennung der Umgebung, erscheinen. Bemerkenswert ist das Moment der Amnesie bei Delirium tremens. Ist dieses in ausgeprägtem Maße vorhanden, so ist in der Regel eine epileptoide oder ausgeprägt epileptische Grundlage des Alkoholismus vorhanden. Es verrät sich also in der besonderen Färbung des Deliriums ein Zug, der schon vorher in der ganzen Persönlichkeit in anderen Erscheinungen ausgedrückt ist.

Bemerkenswert ist unter den atypischen Formen des Delirium tremens der akute Verfolgungswahn. Zeigt sich dieser bei Vagabunden im Untersuchungsgefängnis mit anderen Symptomen von Delirium tremens, so könnte man bei diesen Menschen, in deren Denken die Furcht vor Verhaftung öfter eine sehr wesentliche Rolle spielt, an eine dem Beschäftigungsdelir verwandte Erscheinung denken, indem nämlich häufig bestimmte Ketten von Gedanken und Handlungen im Delirium sich automatisch wiederholen. Jedoch läßt sich hieraus eine allgemeine Erklärung des Symptoms keinesfalls ableiten, weil die Erscheinung auch bei Deliranten auftritt, welche durchaus nicht mit den Vagabunden auf der Landstraße gelebt haben und tatsächlich von Verfolgungen aller Art frei gewesen sind. Ob diese ängstlich-paranoischen Formen der akuten alkoholischen Störung mit bestimmten Zügen des vorher bestehenden normalen oder vielleicht psychopathischen Charakters Beziehung haben, ist ein Gegenstand

weiterer Prüfung. Sicher ist, daß die meisten chronischen Alkoholisten bei genauerer klinischer und psychophysischer Untersuchung den pathologischen Grundcharakter epileptoider, psychogener, neurasthenischer Art, oder eine Abart des angeborenen Schwachsinnes erkennen lassen, wobei allerdings zuzugeben ist, daß dieser durch den Alkohol gesteigert, in bestimmter Weise modifiziert und durch die speziellen Alkoholsymptome zum Teil überdeckt worden ist. — Ähnliche Betrachtungen lassen sich auch über andere Intoxikationen, z. B. den Morphinismus, anstellen.

III. Idiotieformen. Bei den durch organische Hirnkrankheiten hervorgerufenen Zuständen von Idiotie (durch Hydrozephalie, Porenzephalie und andere Formen von zerebraler Kinderlähmung, Sklerosen usw.) verwischt der Krankheitstypus die normale Anlage, abgesehen von Talentresten, völlig. Ähnlich steht es mit den toxischen Formen, besonders dem Kretinismus, der sich durch Myxödem, Stillstand des Knochenwachstums und Hemmung der geistigen Entwicklung auszeichnet. Man kann höchstens sagen, daß die Krankheit öfter ererbte Talente zum Teil unberührt läßt, nicht aber, daß Abarten der normalen Beanlagung das Krankhafte an sich ausmachen.

Ganz anders ist die Sache bei dem angeborenen Schwachsinn auf hereditärer Grundlage, bei dem im Grunde Abarten der Keimentwicklung oder, anders ausgedrückt, Ausläufer vom Stammbaum vorliegen. Hier treten sehr oft Züge, die in der Familie auch sonst in normalen Grenzen vorkommen, in krankhaft verzerrter Weise hervor. Der normale Familientypus stellt sich dabei in sozusagen kariierter Form dar. Hier ist zwar nicht innerhalb des Lebens des einzelnen eine Beziehung zwischen individueller Anlage und krankhafter Entartung gegeben, wohl aber beim Vergleich einer Reihe von Individuen des gleichen Stammbaumes.

Wir treffen hier auf das sehr wichtige Problem, die psychischen Krankheitsformen vom Standpunkt der Familienforschung und Vererbungslehre zu untersuchen¹⁾.

Vorläufig stellen wir nur fest, daß innerhalb der Idiotiegruppe die verschiedenen Formen sich von unserem Gesichtspunkt ganz verschieden verhalten, so daß eine verallgemeinernde Betrachtungsweise ausgeschlossen ist.

¹⁾ Vgl. Klinik für psychische und nervöse Krankheiten, Heft 1. Sommer, Psychiatrische Untersuchung eines Falles von Mord und Selbstmord mit Studien über Familiengeschichte und Erblichkeit.

IV. Neurosen. Der allgemeine Begriff der funktionellen Nervenerkrankung hat sich in eine Reihe von Typen aufgelöst, von denen ich hier a) den psychogenen, b) epileptischen, c) neurasthenischen und d) depressiven hervorhebe. Bei allen handelt es sich sehr oft um ein konstitutionelles Moment, und die Krankheit erscheint als gesteigerte Form eines das ganze Leben beherrschenden Grundtypus. Von dessen noch deutlich krankhaften Graden zieht sich eine Reihe von Übergangserscheinungen bis zu den scheinbar ganz normalen Charakteren, die aber doch bei genauer Vergleichung einen bestimmten Typus vom Charakter einer der genannten pathologischen Formen aufweisen.

Die psychogene Art zeichnet sich durch starke Beeinflussbarkeit, leichte Ausschaltbarkeit, starke Affekte mit partieller Anästhesie, völliges Aufgehen in den durch äußere Umstände bedingten Momenten, aus. Dabei ist das Gedächtnis meist einseitig nach der Richtung des Interesses entwickelt, zeigt oft Ausschaltungserscheinungen und Fehlerinnerungen. Der Intellekt kann dabei hoch entwickelt sein, ist jedoch in seiner Leistung oft durch affektive Vorgehenommenheit gehemmt.

Der epileptische Typus zeigt Impulsivität, periodische Schwankungen der Stimmung und Leistungsfähigkeit, leichte Erregbarkeit besonders zum Zorn, Züge von Stereotypie in den Gewohnheiten und Gesten, sowie im sprachlichen Ausdruck, zeitweilige Unsicherheit des Gedächtnisses. Die neurasthenische Anlage äußert sich in reiner Form durch abnorme Ermüdbarkeit, aus der oft deprimierte Stimmung mit Neigung zum Grübeln hervorgeht. Verwandt damit ist die depressive Anlage, die aber auch bei guter Leistungsfähigkeit als selbständiges Moment vorhanden sein kann und sich alsdann in Verlegenheit, Schüchternheit, übertriebener Gewissenhaftigkeit und ängstlicher Pedanterie äußert. Hier ist sowohl im persönlichen Leben des einzelnen, als auch im Zusammenhange der Generationsreihen, die Beziehung des normalen Charakters zu pathologischen Anfällen und Steigerungen meist vorübergehender Art, bei denen äußere Bedingungen als Veranlassung wirken, sehr oft leicht erkennbar.

Die Zahl dieser Gruppen läßt sich bei vergleichender Beobachtung leicht vermehren. Es schließen sich daran die konstitutionellen Sonderbarkeiten, welche das ganze Leben bestimmter Menschen beherrschen. So gibt es euphorische, indifferente, mißtrauische Charaktere, die wie abgeblaßte Schemen von bestimmten

Formen psychischer Krankheit (Manie, Schwachsinn, Paranoia) erscheinen. Für einige dieser Typen kann man bei Betrachtung der Generationsreihen manchmal ausgeprägte Formen von Störung entsprechender Art entdecken, z. B. Paranoia bei einem familiär aufgetretenen Zuge des Mißtrauens. — Eine besondere Behandlung verdienen von unserem Standpunkt

V. die Formen des primären Schwachsinnes. Es handelt sich um endogen ausbrechende psychische Schwächezustände, um eine Art Verschiebung des ganzen geistigen Niveaus nach schon mehr oder weniger vollständig vollzogener geistiger Entwicklung; also nicht um angeborene Störungen im strengen Sinne, sondern um einen späteren Ausbruch einer Geistesstörung aus endogener Ursache. Man ist zu diesem Begriff auf Grund der Erfahrung gekommen, daß sich für diese Störungen äußere Ursachen in der Regel nicht finden lassen. Der Ausdruck *Dementia praecox*, der auf Morels Hervorhebung der *précocité de l'intelligence* (der Frühreife des Verstandes) als Zeichen einer bestimmten Art von angeborenem Schwachsinn zurückgeht, ist mißverständlich und zu eng, um die große Zahl der einzelnen Formen dieser Gruppe hervorzuheben. Die Anschauung, daß es sich dabei um toxische Einflüsse von der Genitalsphäre aus handelt, ist nichts als eine dem Zeitgeschmack entsprechende Hypothese, die folgerichtig zu der Forderung prophylaktischer und therapeutischer Kastration geführt hat. Es ist gerade zur Kritik solcher Theorien, welche in bezug auf den zerebralen Mechanismus ein exogenes, wenn auch aus dem Körper stammendes Gift annehmen, von Wichtigkeit, zu prüfen, wie weit die besondere Form des primären Schwachsinnes im einzelnen Falle und im allgemeinen Beziehung zu dem vor Ausbruch der Krankheit bestehenden Charakter hat. Am einfachsten liegen die Fälle, in denen vor Ausbruch der Störung eine völlige Normalität nicht vorhanden war, so daß jene als Steigerung einer schon vorher beobachteten Imbezillität erscheint. Alsdann decken sich die Symptomgruppen, abgesehen von der graduellen Verschiedenheit, oft durchaus. Hierher gehören auch viele Fälle des eigentlichen Jugendirreseins (Hebephrenie), das in der Pubertätszeit ausbricht. Das kindische, läppische, spielerische Wesen, welches diese Formen charakterisiert, ist oft in geringerem Grade schon vorher vorhanden gewesen und erscheint bei Ausbruch der Krankheit als ein residuäres Element, als bleibender Infantilismus psychischer Art.

Viel schwieriger liegt die Frage, wenn tatsächlich vor dem Aus-

bruch des primären Schwachsinnest die geistige Entwicklung gut von statten gegangen ist und dann endogener Schwachsinn ausbricht. Die ersten Erscheinungen sind oft sehr stürmisch und haben eine große Ähnlichkeit mit anfallsartigen Störungen, mit denen sie leicht verwechselt werden können. (Manie- und melancholieähnliche Affektzustände, epilepsieähnliche Erregungen.) Hierbei ist es nach meinen Beobachtungen zur Zeit in sehr vielen Fällen nicht möglich, die Symptome der Psychose mit früheren Charakterzügen in Verbindung zu bringen. Andererseits zeigt die Untersuchung einen Formenreichtum, der über die schematischen Einteilungen völlig hinausgeht und durchaus den Eindruck von gruppenweise zusammengehörigen Individualitäten macht.

Nimmt man zu den genannten Abarten noch die paranoiaähnlichen und die katatonischen Demenzformen und beachtet die vielen Zwischenformen und wechselnden Stadien, bei denen schwachsinnige, paranoische, katatonische, manische und depressive Züge sich in kaleidoskopischen Bildern zu besonderen Formen zusammenfinden, so erscheint die ganze psychiatrische Formenlehre in diesem ausgedehnten Gebiet nur als eine vorläufige Hervorhebung der symptomatischen Haupttypen, um die Auffassung des Ganzen zu erleichtern und fachliche Ausdrücke zu schaffen, während die Zahl der sogenannten Übergangsfälle in der Natur überwiegt. Schon dieser Mangel an festgeschlossenen Formen oder wenigstens typischen Grundsymptomen, wie wir sie in anderen Teilen der Psychiatrie, Paralyse, Kretinismus, Alkoholismus, wenigstens teilweise finden, weist auf die Bedeutung der individuellen Anlage in diesem Gebiet hin, wenn es auch zur Zeit noch nicht möglich ist, die Symptome der Krankheit im einzelnen Falle mit den vorher bestandenen angeborenen Momenten in Beziehung zu bringen.

Der Fortschritt in dieser Richtung hängt davon ab, daß nicht nur der Krankheitszustand und die Anamnese des einzelnen Falles, sondern auch der psychische Zustand der Angehörigen nach Möglichkeit erforscht wird, um aus der Vergleichung einen Einblick in die Bedeutung der besonderen Form des primären Schwachsinnest innerhalb der Gruppierung von Anlagen in der Familie (d. h. Blutsverwandschaft) zu bekommen. Ich habe eine ganze Anzahl von klinischen Beobachtungen gemacht, in welchen die besondere Art einer degenerativen Psychose durch die psychische Beschaffenheit der Angehörigen ihre Erklärung vom Standpunkt der Vererbungs- und Variationslehre erhält. — Ein

Teilgebiet, in welchem die Beziehungen des Krankheitstypus zu dem früheren individuellen Charakter öfter deutlich zutage treten, bildet die Katatonie. Hier gehen in manchen Fällen Züge von Eigensinn, Widerspenstigkeit, automatischer Wiederholung der gleichen Handlungen weit zurück und erscheinen als die individuellen Momente, welche dem ausbrechenden Schwachsinn seine besondere Färbung geben, so daß daraus bei Häufung ähnlicher Fälle eine Krankheitsgruppe wird.

Allerdings ist festzustellen, daß in vielen anderen Fällen bei ausgeprägter Katatonie ein solcher Zusammenhang nicht oder zur Zeit noch nicht ersichtlich ist, wobei natürlich die Schwierigkeit genauer Vorgeschichte sehr in Betracht kommt. Es können somit anscheinend bei derartigen Gruppen auch Symptome auftreten, welche vorher im normalen Charakter nicht vorgebildet waren. Wenn es richtig ist, daß dieselben endogener Natur sind, so muß man annehmen, daß latente Anlagen durch die Krankheit hervorgeholt werden. Hierfür spricht, daß man in der Blutsverwandtschaft von Katatonikern öfter Fälle vorfinden kann, die ebenfalls manchmal erst im Alter katatonische Störungen geboten haben.

Ähnlich liegt es bei den paranoiaähnlichen Formen des primären Schwachsinn (Dementia paranoides), bei denen eine Periode von wenig zusammenhängender Wahnbildung den Schwachsinn einleitet. Auch hier ergibt die Anamnese öfter, daß schon früher sonderbare, verschrobene Ideen vorgelegen haben, so daß klinische Übergänge nach der originären Paranoia vorhanden sind. In anderen Fällen kann man etwas derartiges ebensowenig nachweisen wie bei der zuletzt genannten Gruppe von Katatonischen. Allerdings lassen sich auch hier manchmal in der Blutsverwandtschaft Züge erkennen, die zu dem Typus der Dementia im einzelnen Falle gut passen. Das gleiche gilt für die reine Paranoia, die durch außerordentlich viele Übergangsfälle mit der Dementia paranoides verbunden ist.

Es zeigt sich also bei den endogenen Schwachsinnformen in bezug auf das Verhältnis von individuellem Charakter und Krankheitsform scheinbar eine völlige Regellosigkeit; während immerhin in einer Reihe von Fällen schon jetzt, wo das ganze Gebiet erst anfängt von diesem Gesichtspunkt methodisch betrachtet zu werden, die vorher vorhandenen Charakterzüge sowie familiäre Eigentümlichkeiten deutliche Beziehungen zu dem ausgeprägten Bilde der Psychosen aufweisen. Andererseits können im Laufe der endogenen Störung Momente hervortreten, die vorher nicht vor-

handen waren und doch, wenn sie wirklich endogen sind, in Form einer latenten Anlage schon vorhanden gewesen sein müssen.

Es ergibt sich daraus die Aufgabe, nicht nur die manifesten, sondern auch die latenten Eigenschaften des einzelnen Individuums durch geeignete psychophysische Untersuchungen herauszustellen. Wir sind bei der Entwicklung der neueren Methodik mehrfach schon zu Resultaten in dieser Richtung gelangt. Als Beispiel hierfür gebe ich hier nur folgende: Mittels des Alkoholexperimentes kann man unter Anwendung motorischer Methoden bei Prüfung der Haltung und der Reflexe genau dieselben Kurvenformen erhalten, die auch ohne Alkohol bei Epileptikern zustande kommen. Man kann also hier ein epileptisches Moment experimentell in greifbarer Form herausstellen. Ebenso lassen sich, bei Untersuchung von Haltungen, durch Ermüdung Zittererscheinungen erhalten, wie sie sonst bei Neurosen vorkommen, und zwar bei verschiedenen Individuen in sehr verschieden hohem Grade.

Zugleich kommt man bei diesen Untersuchungen auf das Problem, den Einzelcharakter im Zusammenhange seiner Familienanlage zu betrachten. Jeder Mensch ist Träger von Vererbungstendenzen, die in seinem individuellen Leben zum Teil nicht zum Ausdruck kommen, aber sich bei den Nachkommen entfalten können. Völlige Klarheit läßt sich nur gewinnen durch eine methodische Psychophysiologie und Psychopathologie, die, außer den deutlichen Eigenschaften, die verborgenen und nur unter besonderen Bedingungen ersichtlichen Anlagen zu objektivieren sucht.

Vor allem ist eine vergleichende Symptomatologie der normalen und pathologischen Zustände nötig, indem man mit den gleichen Methoden bestimmte Funktionen an einer großen Zahl von verschiedenen Personen, normalen, ausgeprägt psycho-pathologischen und Übergangsfällen, die unter den Begriff der Nervösen und Psychisch-Nervösen fallen, prüft. Diese Untersuchungsart habe ich seit vielen Jahren systematisch durchzuführen gesucht, so daß nunmehr eine Reihe von vergleichenden Tabellen, z. B. über bestimmte Reaktionen bei den verschiedenen Kategorien von Schwachsinnigen und Normalen, vorliegen, ebenso, wie es allmählich möglich geworden ist, Haltungen und Bewegungen vergleichend zu erforschen. Dabei ist besonderer Wert auf die vergleichende Untersuchung von Mitgliedern der gleichen Familie (Blutsverwandtschaft) zu legen, eine Aufgabe, die erst ganz im Beginne der Behandlung steht.

Nur wenn klinische Beobachtung und experimentelle

Untersuchung zusammen arbeiten, kann es nach den schon jetzt vorliegenden Anfängen gelingen, die Zusammenhänge zwischen individueller Beschaffenheit und Psychopathologie in größerem Umfange klarzustellen. Eine medizinische Psychologie, die sich konsequent auf dem Boden der experimentellen Psychologie aufbaut und allmählich Maße gewinnt für bestimmte Funktionen bei Normalen und Pathologischen, ferner am selben Individuum zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Bedingungen, kann durch lange Arbeit das Problem lösen, in welchem Verhältnis die Individualpsychologie zur Psychiatrie, die normale Anlage zur pathologischen im einzelnen Falle steht.

Aus der außerordentlich großen Literatur möchte ich in erster Linie die betreffenden Abschnitte aus einer Reihe von Büchern hervorheben, in denen die Entwicklung des Problems klar hervortritt, wobei ich eine chronologische Ordnung wähle:

1. Familienforschung und Vererbungslehre. 1. Auflage, 1907.
2. Kraepelin, Psychiatrie. 8. Auflage, 1909, 1. Band. I. B. Innere Ursachen.
3. Bleuler, E., Lehrbuch der Psychiatrie. 1916. Die einzelnen Geisteskrankheiten: 9. Schizophrenien, Dementia praecox. 16. Psychopathische Persönlichkeiten.
4. Reichardt, Martin, Allgemeine und spezielle Psychiatrie. 2. Auflage, 1918. Die Psychoneurosen und konstitutionellen Psychopathien. S. 489 bis 568.
5. Familienforschung und Vererbungslehre. 2. Auflage, 1922.
6. Bumke, O., Lehrbuch der Geisteskrankheiten. 2. Auflage, 1924. Spezieller Teil: A. Psychopathische Anlagen, Reaktionen und Entwicklung. S. 398—587.
7. Familienforschung und Vererbungslehre. 3. Auflage, 1927. — Ferner nenne ich eine Schrift von Hoffmann in Tübingen: Studien über Vererbung und Entstehung geistiger Störungen. Herausgegeben von Ernst Rüdin. Hermann Hoffmann, Die Nachkommenschaft bei endogenen Psychosen.

Im übrigen sind aus dem Literaturverzeichnis vielfache Beziehungen zu dem vorliegenden Buche ersichtlich.

18. Kapitel

Kriminalität und Vererbung

Während die Vererbung im psychiatrischen Gebiet unter dem Begriff der hereditären Belastung anerkannt wird und auch die Erblichkeit von normalen Fähigkeiten und Talenten für eine Reihe von ausgeprägten Beispielen zugestanden wird, sträubt sich das Gefühl des Kulturmenschen noch lebhaft dagegen, auch für die Kriminalität das Moment der Erblichkeit als wirksam zu betrachten. Es erscheint auch sehr leicht, das Gegenteil dieser Annahme zu beweisen, indem man auf folgende Tatsachen hinweist:

1. Die Eltern und Geschwister von Personen, die mit dem Strafgesetz in Konflikt kommen, sind sehr häufig durchaus ehrenhafte Leute.

2. Zum Verbrechen wirken oft übermächtige äußere Momente mit, die auch andere unter gleichen Umständen zu einer straffälligen Handlung hätten bringen können.

3. Das in der Statistik der Straftaten zu bemerkende Anschwellen und Abschwellen gewisser Delikte (z. B. der mit Vagabundage meist einhergehenden) hängt öfter nachweislich mit bestimmten wirtschaftlichen Krisen oder sozialen Veränderungen zusammen. Zu diesen Beobachtungen kommt ein sehr wesentlicher, aus der Theorie des Strafrechts hergeleiteter Grund, um die Erblichkeit der Kriminalität von vornherein abzulehnen, nämlich die Annahme der freien Willensbestimmung als Voraussetzung der Strafbarkeit. Im Sinne letzterer Lehre kann und darf es keine Erblichkeit in diesem Gebiete geben, weil durch diese deterministische Auffassung die Grundlage des ganzen Begriffsgebäudes ins Wanken kommen würde. Aus dem gleichen Grunde hat sich die alte Schule des Strafrechts gegen die Anerkennung des geborenen Verbrechers nach Möglichkeit gesträubt. Der Streit gegen die Vertreter der letzteren Auffassung wurde dadurch sehr erleichtert, weil diese mit einer Menge von Nebenhypothesen über den morphologischen Ausdruck und anatomische Kriterien des angeborenen Verbrechertums, in Gestalt von Degenerationszeichen, verknüpft war. Unter Ausschaltung dieser Streitpunkte kommt man jedoch bei unbefangener psychologischer Beobachtung, trotz Anerkennung der oben unter 1 bis 3 genannten Momente, zweifellos zu der Auffassung, daß 1. einzelne Menschen zu bestimmten Arten von kriminellen Handlungen mehr disponiert sind als andere, d. h. also bei entsprechenden äußeren Umständen leichter kriminell werden als jene, und zwar in einer ihrer besonderen

Organisation entsprechenden Weise, 2. daß auf dem Boden angeborener moralischer Defekte ausgeprägte Neigungen zu verbrecherischen Handlungen bei einer Gruppe von Menschen vorhanden sind, die man in diesem Sinne geborene Verbrecher nennen kann, 3. daß diese Gruppe von angeborenerweise moralisch abnormen Menschen eine dem psychiatrischen Gebiete des angeborenen Schwachsinnes benachbarte Stellung einnimmt und sich von letzterem wesentlich nur dadurch unterscheidet, daß bei dem angeborenen Verbrechen im engeren Sinne der Verstand und andere geistige Fähigkeiten so weit erhalten sind, um im Dienste einer egoistischen Grundanlage gegen das Wohl der menschlichen Gesellschaft verwendet zu werden, während die psychopathischen Zustände im allgemeinen das Kriterium der Selbstschädlichkeit zeigen. — Die Anerkennung dieser einfachen Tatsachen wird dadurch noch verzögert, daß auch, abgesehen von der Theorie der freien Willensbestimmung, diese Auffassung eine Strafe auszuschließen scheint. Wenn man diese jedoch nicht vom Gesichtspunkt der Sühne und Rache, sondern von dem der Individual- und Sozialpädagogik auffaßt, läßt sich auf dem Boden des Determinismus die Grenze der Strafbarkeit, ohne zu große Schwierigkeiten im einzelnen Falle, bestimmen. Dabei ist zu bemerken, daß aus der Anerkennung angeborener Antriebe zu kriminellen Handlungen keineswegs ihre prinzipielle Unbeeinflußbarkeit durch ein geeignetes Strafmittel in jedem Falle folgt. Diese schwierigen Punkte habe ich in dem Buch über Kriminalpsychologie und strafrechtliche Psychopathologie ausführlich behandelt. In den vielfachen Besprechungen, welche dasselbe erfahren hat, war mir eine besonders interessant, da sie auf die von mir schon dort ausgesprochene Annahme der Heredität im Gebiet der Kriminalität genauer einging. Während der sehr sorgfältige und erfahrene Referent im übrigen die Auffassung des Buches anerkannte, erhob er gegen die Behauptung der Heredität entschiedenen Einspruch, was ich als offene Meinungsäußerung durchaus anerkenne. Ich habe auch gerade auf diese kritische und ernst zu nehmende Einrede hin meine Gründe nochmals genau geprüft, bin jedoch zu der Überzeugung gekommen, daß meine kurze Darstellung im Grunde richtig war. Allerdings erfordert jene Auffassung offenbar eine genauere Darstellung, als ich sie in jenem Zusammenhang gegeben habe. Um keine Mißverständnisse zu erregen, will ich zunächst die Ausnahmefälle namhaft machen, in denen ein hereditäres Moment der Kriminalität überhaupt oder fast nicht in Betracht kommt.

Zunächst nenne ich die oben unter 2 und 3 erwähnte Übermacht äußerer Umstände, die unter gleichen Bedingungen auch andere in der Regel zu den entsprechenden Handlungen bringen würde, ferner den Selbsterhaltungstrieb, der z. B. im Falle der Notwehr auch in den bestehenden Gesetzen als Strafausschließungsgrund anerkannt wird. Besonders die Wahrsprüche von Geschworenen beruhen anscheinend öfter auf dem psychologischen Grunde, daß die Volksrichter fühlen, sie würden unter gleichen Umständen zu derselben Handlung gekommen sein, die zur Beurteilung steht.

Aber auch bei den Berufsrichtern scheint dieser Gedanke öfter die Entscheidung wesentlich zu bestimmen, was durchaus zu billigen ist. Alle diese Arten von Handlungen, zu denen die verschiedensten Fälle der Gerichtspraxis gehören, fallen aus der Behandlung des Hereditätsproblems heraus. Es ist jedoch schon in den genannten Gruppen, bei denen eine bestimmte Art von Kriminalität dem Gange von sozialen Verhältnissen und Erschütterungen in ihrer Häufigkeit folgt, bei genauerem Zusehen ersichtlich, daß bei den Personen, die zu der betreffenden Handlung kommen, ein inneres Moment als wesentlich mitwirkend angenommen werden muß. Während z. B. ein Mensch auch bei starker, durch äußere Verhältnisse bedingter Notlage, z. B. nach einer wirtschaftlichen Krise, sich trotz der Verarmung ehrlich hält und sich unter den größten Schwierigkeiten durcharbeitet, verfällt ein anderer bei einer finanziellen Schwierigkeit gleicher Art dem Diebstahl und der Unterschlagung. Trotz des Zusammenhanges von Eigentumsdelikten mit wirtschaftlicher Not im allgemeinen, ist bei dem einzelnen Menschen eine gesetzmäßige Beziehung zwischen diesen Momenten nicht vorhanden. Die äußeren Momente bedeuten nur den Reiz, dem die einzelnen, je nach ihrer psychophysischen Organisation, mehr oder minder leicht unterliegen. Der Zuwachs von Kriminalität bei wirtschaftlichen Krisen berührt also nicht prozentuarisch alle Gruppen der betreffenden Bevölkerung, sondern innerhalb dieser verfallen diejenigen der Kriminalität, die aus inneren Ursachen mehr dazu disponiert sind. Allerdings kann der Mangel an Widerstandsfähigkeit wieder indirekte Wirkung von besonderen äußeren Umständen sein, z. B. wenn Krankheiten, die durch schlechte Wohnungsverhältnisse bedingt sind, dieselbe herabgesetzt haben. Der kriminalpsychologische Vorgang ist also keineswegs so einfach, wie er im Hinblick auf den Parallelismus von bestimmten Delikten mit wirtschaftlichen Krisen aussieht. Jedenfalls trifft man auch hier, wie im ganzen Gebiet der analytischen Indi-

vidualpsychologie, neben den äußeren Momenten auf die inneren der Disposition, und erst aus dem Zusammentreffen dieser beiden Momente entsteht die Handlung. Daraus geht hervor, daß die angeborene Anlage, die aus entwicklungsgeschichtlicher Quelle stammt, eine sehr wesentliche Bedeutung in dem bezeichneten Gebiete hat. Geht man dem inneren Moment der Kriminalität genauer nach, so stellt sich heraus, daß es, in seiner besonderen Art im einzelnen Falle, oft deutlich eine Beziehung aufweist:

1. zu dem Familiencharakter im allgemeinen,
2. zu den pathologischen Zügen in diesem, und der Natur eventuell vorgekommener Geistesstörungen, soweit letztere nicht lediglich durch äußere Momente ausgelöst sind (wie z. B. Gehirnerweichung durch syphilitische Infektion).

Zu 1. Es zeigt sich öfter, daß ein Zug, der sich deutlich bei mehreren Blutsverwandten als Teil des Familiencharakters nachweisen läßt, z. B. Egoismus, Habsucht, Eitelkeit, Ehrgeiz, Willenlosigkeit, Beeinflußbarkeit, Zerstretheit, Mitleidslosigkeit, Härte u. a. bei der strafbaren Handlung eines Familienmitgliedes den eigentlichen psychologischen Kern bildet, ohne den die Handlung nicht zu verstehen ist. Es handelt sich um das Aktivwerden einer mehrfach in der Familie zu beobachtenden Anlage unter besonders begünstigenden äußeren Umständen, oder in manchen Fällen um eine außergewöhnliche Stärke des einen Zuges bei einem individuellen Ausläufer des Stammbaumes. Dabei braucht der Familiencharakter durchaus nicht im allgemeinen ein ausgeprägt krimineller, im Sinne des angeborenen Verbrechertumes, zu sein. Es handelt sich um Variationen der Familienanlage von dem Grundtypus aus mit einseitiger Ausbildung eines bestimmten Zuges.

Man muß sich hierbei auch klar werden, daß das Kriminellwerden einer geistigen Eigenschaft im rechtlichen Sinne erst durch die bestimmte Fassung des Strafgesetzbuches der einzelnen Länder geschieht, daß also unter gleichen inneren und äußeren Bedingungen die Kriminalität etwas Relatives ist. — Das beweist aber nichts gegen die obige Auffassung, da es sich hier lediglich um die psychologische Analyse der Tat und um die Frage des hereditären Momentes bei derselben handelt. Dieses ist in vielen Fällen unverkennbar, mag die resultierende Handlung verboten sein oder nicht.

Zu 2. Um die behauptete Beziehung zwischen der besonderen Art von kriminellen Zügen in einer Familie zu den pathologischen Momenten in derselben richtig zu verstehen, muß man entsprechend

dem eingeschlagenen Verfahren alle durch äußere Momente entstandenen Erkrankungen prinzipiell ausschließen. Wenn z. B. jemand durch einen Sturz vom Pferde eine schwere Gehirnerschütterung bekommt, im Anschluß daran stark reizbar und widerstandslos wird, dann strafbare Handlungen, z. B. sexueller Art, begeht, bis er schließlich die Erscheinungen einer schweren Hirnerkrankung bietet, so wird es naturgemäß niemandem einfallen, in seinen Handlungen eine Beziehung zum Familiencharakter zu suchen. Das gleiche gilt für den Fall, daß jemand (durch einen Zufall) Syphilis bekommt, später allmählich intellektuell und moralisch degeneriert und in diesem Zustande kriminelle Handlungen begeht, die sich schließlich als Symptome von Hirnparalyse herausstellen. Auch hier handelt es sich um Wirkung exogener Momente, die mit der Frage des Familiencharakters nichts zu tun haben. Sehr wichtig ist es auch, daß viele Fälle von scheinbarem angeborenem Schwachsinn bei genauer Untersuchung völlig auszuschalten sind, da es sich um Gehirnkrankheiten handelt, die ein von Geburt normales Kind befallen haben, wie z. B. Hirnhöhlenwassersucht. Ähnliche Beispiele lassen sich leicht noch weiter bilden. Andererseits ist unverkennbar, daß sehr häufig strafbare Handlungen eines Familienmitgliedes eine innere Beziehung zu dem Grundzug einer darin vorhandenen psychopathischen Belastung haben, die bei dem Betreffenden zwar nicht in Form einer ausgeprägten Geisteskrankheit hervortritt, aber doch deutlich die Grundlage der besonderen Form von Kriminalität bzw. einer einzelnen kriminellen Handlung bildet.

Ich gehe hier über die allgemeine Idee der hereditären Belastung als eines mitwirkenden Momentes der Kriminalität hinaus und habe den Nachweis bestimmter Typen und Grundzüge im Sinne, die einerseits in der Art der psychopathischen Belastung, andererseits in einzelnen kriminellen Handlungen innerhalb einer Blutsverwandtschaft zum Vorschein kommen. Es bedarf allerdings einer sehr sorgfältigen Prüfung von einzelnen Fällen, um allmählich Regeln über diese merkwürdigen Zusammenhänge von Familiencharakter, Psychopathologie und Kriminalität aufzustellen. Immerhin kann ich aus den mir zugänglichen Beobachtungen mindestens folgende Typen deutlich herausstellen:

1. Das Moment der starken psychischen Beeinflußbarkeit bildet in manchen Familien einen hervorstechenden Charakterzug. Dieses zeigt nun einerseits eine pathologische Abart in der nach diesem Symptom benannten psychogenen Neurose, bei welcher es

sich um abnorm starke Wirkung von Vorstellungen auf das Nervensystem handelt. Andererseits ist bei Angehörigen von solchen Familien in manchen Handlungen, die das Strafrechtsgebiet betreffen, der Grundzug der großen Beeinflußbarkeit durch äußere Momente, deutlich zu erkennen. Dabei braucht es sich nicht um stärkere Verstöße gegen das Gesetzbuch zu handeln, sondern z. B. auch um das Verhalten in der Schule und in der Familie. Solche beeinflufßbare Kinder neigen z. B. unter dem Einfluß bestimmter Lektüre sehr zu romantischen und exzentrischen Dingen, wodurch sie gelegentlich in starke Konflikte mit der Disziplin der Schule usw. geraten. Wenn man gröbere Vorfälle solcher Art in Schulen, wie sie gelegentlich vorkommen, mit Bezug auf die Herkunft und Beanlage der beteiligten Kinder betrachtet, so stellt sich heraus, daß das Moment der Beeinflußbarkeit mit vorübergehender Ausschaltung der Vorstellungen, die ihre Angehörigen, die Schule usw. betreffen, dabei eine große Bedeutung hat. Ist das Moment der starken Beeinflußbarkeit im übrigen mit guten geistigen und Gemütseigenschaften verknüpft, so können aus dieser Kombination Leistungen hervorgehen, die den Durchschnitt des Menschlichen weit übersteigen und von großer sozialer Bedeutung werden. Es liegt hier das Gegenstück der Kriminalität vor, nämlich die außergewöhnlich starke Tätigkeit im sozialen Interesse auf dieser Grundlage.

2. In manchen Familien steckt ein Zug von starker motorischer Erreglichkeit, dem im pathologischen Gebiet oft ein epileptisches Grundmoment entspricht, während im kriminalpsychologischen Gebiet ihm der Jähzorn gleicht, der den Hauptgrund für die große Zahl von Körperverletzungen in der Kriminalstatistik darstellt. Bei der Fassung unserer Strafgesetze können nicht alle Epileptischen eo ipso straffrei gelassen werden; es ist aber unverkennbar, daß bei einer großen Zahl derselben die starke motorische Erreglichkeit den Kern ihrer Straftaten bildet, wenn auch Verwirrtheit nicht dabei vorhanden war. Im Grundtypus stimmen die zur Zeit bestraften und die wegen Geistesstörung straffrei gelassenen Handlungen von Epileptischen im wesentlichen überein, während man sich meist begnügt, von Affekthandlungen der Epileptischen zu reden, ohne sie deshalb zu entschuldigen.

Dieses Moment der erhöhten motorischen Erreglichkeit spielt nun zweifellos auch bei vielen genialen Leistungen eine große Rolle, wenn es sich mit geistigen Interessen und reflektierender Besonnenheit verbindet.

3. In manchen Familien ist ein ängstlich nachgiebiger Zug vorhanden, der in einer Reihe von Eigentümlichkeiten bei verschiedenen Mitgliedern zur Erscheinung kommt. Dabei wird derselbe je nach der Stellung der einzelnen zur Umgebung und der Bedeutung für berufliche und sonstige Leistungen verschieden bewertet und bezeichnet. Man redet dann je nach diesen besonderen Beziehungen, dem Grade der Anlage und den Nebeneigenschaften, von Nachgiebigkeit, Höflichkeit, Unterwürfigkeit, Folgsamkeit, Ängstlichkeit, Peinlichkeit, Entschlußlosigkeit, Charakterschwäche usw., während es sich um Spielarten einer familiären Grundlage handelt.

Diese variiert nach der pathologischen Seite in Form einer konstitutionell depressiven Beschaffenheit mit Neigung zu Gemütsverstimnungen und hypochondrischen Ideen. Eine große Zahl der als Neurasthenie bezeichneten Fälle gehört hierher. Auch kann die ängstliche Gemütsanlage periodisch aus äußeren oder inneren Ursachen stärker, in Form von melancholischen Anfällen, hervortreten. Dabei ergibt jedoch die genauere Untersuchung, daß auch in den Zwischenzeiten stets der ängstliche Zug als Ausdruck einer bleibenden Anlage vorhanden ist.

4. Ein weiterer Typus des Familiencharakters ist der, mit dem vorstehenden verwandte, der pedantischen Genauigkeit. Dieser enthält einerseits häufig ein dem genannten verwandtes Stimmungselement, außerdem aber einen intellektuellen Zug kleinlicher Genauigkeit. In der besten Bedeutung gehört hierher die außerordentliche Sorgfalt in allen Dingen, die zu vielen wissenschaftlichen Untersuchungen unbedingt nötig ist, manchmal mit einer Wendung zu der Buchstabengenauigkeit, die den Sinn der Sache vergißt. In der Ehe kann sich dieser Zug dadurch äußern, daß sich z. B. der Mann um jede Kleinigkeit kümmert, und dadurch den Haushalt mehr stört als fördert, bei der Frau z. B. in der sogenannten Putzwut, die in manchen Fällen graduell in das Gebiet der Zwangstribe überleitet. In diesen liegt die pathologische Variation der eben erwähnten Eigenschaft vor. Es handelt sich um eine fortwährende ängstliche Grübeleien über eine Sache mit entsprechenden Handlungen, die vielen der damit Behafteten gar nicht als Zwang zum Bewußtsein kommen. Dieser Zug kann nun auch Varianten zeigen, die zwar an sich nicht aktiv kriminell sind, aber doch zu einer starken Störung mancher Kreise der menschlichen Gesellschaft führen können, besonders wenn der damit Behaftete eine verantwortliche Stellung einnimmt. Für die Leitung eines großen Betriebes und andere verantwortlichen

Stellungen sind solche Personen trotz im übrigen guter intellektueller Fähigkeiten in der Regel unbrauchbar, da sie durch ihre Pedanterie nur hemmen und Verwirrung stiften, indem sie ihren Untergebenen alle Lust an der Arbeit vergällen. Sie sind zwar nicht gemeingefährlich wie die eigentlichen Kriminellen, immerhin aber unter bestimmten Umständen gemeinschädlich.

5. Ein anderer oft familiär auftretender Zug ist ein mißtrauisches, hinterhältiges Wesen. Dieses tritt in gemilderter Form als Vorsicht und berechnende Klugheit auf, die im Leben sehr schätzenswerte Eigenschaften sind und den Träger vor vielen Gefährnissen bewahren können. Bei anderen Mitgliedern der Familie variiert der Zug nach der Richtung des Mißtrauens, besonders wenn eine depressive Gemütsanlage zugleich vorhanden ist. Dieses Moment hat sein pathologisches Gegenstück in den Grundsymptomen des Verfolgungswahnes, dem öfter eine Zeit mißtrauischer Eigenbeziehung vorausgeht.

6. Ein weiterer Typ, der mir gerade neuerdings wiederholt aufgefallen ist, ist durch eine maniakalische Art der Assoziationen charakterisiert und bildet einen Gegensatz zu den unter 3—5 genannten Anlagearten. An jede Vorstellung knüpft sich eine lange Reihe von anderen, die oft vom Thema abführt, so daß ein Mangel an Konzentration und Überlegung vorliegt, der durch die scheinbare geistige Lebhaftigkeit überdeckt wird. Daraus entstehen sehr leicht Konflikte und strafrechtliche Verwicklungen.

Vermutlich wird sich die Zahl dieser Typen bei weiterer Untersuchung leicht vermehren lassen. Dabei muß man im Auge behalten, daß durchaus nicht alle Mitglieder einer Familie einen gleichbleibenden Grundzug aufweisen, da eben von den Kindern in einer Familie einige mehr nach der väterlichen, andere mehr nach der mütterlichen Seite schlagen und somit entweder mehr das Grundelement dieser oder jener aufweisen können. Jedenfalls kann man den gleichen Grundzug oft in einer Reihe von Mitgliedern einer Blutsverwandtschaft deutlich erkennen, wenn er dabei auch in bezug auf Stärke und Nebenzüge sehr wechselt.

Die endogenen Formen der Kriminalität und die Lehre vom geborenen Verbrecher sowie das Problem der Willensfreiheit habe ich in dem Buche: Kriminalpsychologie und strafrechtliche Psychopathologie auf naturwissenschaftlicher Grundlage (Verlag von J. A. Barth, 1904), besonders in dem Kapitel über kriminelle Anlagen (S. 306 u. f.), genauer behandelt.

19. Kapitel

Renaissance und Familienforschung

In dem Kapitel über Regeneration und Adel habe ich als einen Teil der wissenschaftlichen Aufgabe die Untersuchung der Genieperioden hingestellt, die im Leben der Völker mehrfach zu beobachten sind. Dazu gehört besonders die Blüte der griechischen Kunst und die als Renaissance bezeichnete Zeit der italienischen Geisteskultur; ähnliche Erscheinungen sind auch bei anderen Völkern, den Spaniern, Holländern und Deutschen zu beobachten. Ebenso wie man das Einzelgenie als ein unerklärliches Wunder betrachtete, so hat man sich vielfach auch den Genieperioden gegenüber rein anschauend verhalten, man bezeichnete sie mit einem aus dem Leben der Pflanzen entnommenen Bilde als Blütezeiten, denen dann ein Absterben folgen mußte. Aber, nachdem die analytische Beobachtung des Einzelgenies, z. B. Goethes, vom Standpunkt der Familienforschung Licht gebracht hatte, mußte auch die Frage der Genieperioden naturwissenschaftlich in Angriff genommen werden.

Bei dem Kongreß für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre in Gießen 1912 habe ich die Studien über die italienische Renaissance, die von mir seit längerer Zeit in Angriff genommen waren, die aber erst im Zusammenhang mit dem Buch über Familienforschung ihre wesentliche Wendung erhalten hatten, in einem Vortrag unter dem Titel Renaissance und Regeneration zusammengefaßt, der in dem Kongreßbericht (Verlag von C. Marhold) gedruckt worden ist. Ich gebe hier diese Ausführungen wieder:

Die beiden Ausdrücke Renaissance und Regeneration, die inhaltlich in der Wurzel zusammenhängen, haben in der sprachlichen Entwicklung eine besondere Bedeutung angenommen. Vor allem ist das Wort Renaissance immer mehr auf bestimmte geschichtliche, besonders kunstgeschichtliche, Perioden eingeschränkt worden, und vielfach denkt man dabei lediglich an die Kunstwerke, die in einer bestimmten Zeit bei dem Wiederaufbau der Kenntnis der Antike entstanden sind. Diese wesentlich kunstgeschichtliche Auffassung der Renaissance ist zur Zeit die herrschende, und dementsprechend ist die Beschäftigung mit diesen Erscheinungen fast zum Reservatrecht einer bestimmten Fachwissenschaft geworden. Vom biologisch-psychologischen Standpunkt aus sind jedoch alle diese Kunstwerke malerischer, zeichnerischer, plastischer, architektonischer und dichterischer Art jeden-

falls Ausdrücke von bestimmten inneren Zuständen, die in jener Zeit eine besondere Beschaffenheit und Kraft gehabt haben müssen, um eine solche Menge von bedeutenden Kunstwerken innerhalb von ungefähr 21½ Jahrhunderten, nämlich vom Ende des 13. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts, hervorzubringen.

Naturwissenschaftlich betrachtet, führen diese Werke auf ihre Urheber zurück, und wir müssen daher, um das eigentliche Grundproblem richtig zu bezeichnen, an Stelle der Kunstwerke die Künstler im weitesten Sinne des Wortes einsetzen, d. h. also die Persönlichkeiten, aus denen diese ganze Welt von Kunstschöpfungen entstanden ist. Biologisch betrachtet, handelt es sich also um die weit über die Kunstgeschichte hinausgehende Frage, aus welchen Gründen eine so große Zahl von ausgeprägt befähigten, und zwar besonders in der Richtung der Kunstleistung talentierten Menschen in dieser relativ kurzen Spanne von Zeit, ungefähr von der Mitte des 13. bis Ende des 15. Jahrhunderts, entstanden ist.

Gehen wir von den Grundbegriffen der Ursachenforschung im Gebiet der empirischen Psychologie an die Aufgabe heran, so handelt es sich um die Unterscheidung, ob diese Häufung von Talent- und Genieäußerungen wesentlich endogenen oder exogenen Ursprung hat, oder aus einer Vereinigung beider Arten von Ursachen entspringt.

Dabei ist vor allem zu beachten, daß das Renaissancephänomen einen ausgeprägt territorialen, fast inselförmigen Typus zeigt, indem eine außerordentliche Menge von den beteiligten Persönlichkeiten in Toskana, speziell Florenz, geboren ist oder aus toskanischen Familien stammt und jedenfalls die Hauptarbeit ihres Lebens in Florenz oder, nach einer Verpflanzung aus Florenz, in der weiteren Umgebung geleistet hat. Es ist bei der Zusammenstellung der Ursprungsorte der Renaissancekünstler ganz deutlich, daß ganze Territorien von Italien bei dieser Produktion von Talenten und Genies gar nicht beteiligt sind, während in anderen Gebieten die Erscheinung wieder eingestreut, aber weniger gehäuft als in Toskana, auftritt.

Noch deutlicher wird dieser insuläre Charakter der Hervorbringung von Renaissancekünstlern bei der Vergleichung von Italien mit anderen Ländern, wo entweder eine derartige Häufung von bedeutenden Persönlichkeiten überhaupt nicht, oder wie z. B. in Spanien, in einer anderen, im besonderen Fall späteren Zeit, aufgetreten ist.

Ich schränke daher das Thema auf die Frage ein, aus welchen inneren oder äußeren Gründen diese Hochflut von begabten Menschen im Gebiet von Toskana während der obengenannten Zeit ent-

standen ist, und möchte im folgenden von diesem doppelten Gesichtspunkte aus die Möglichkeiten, die Renaissance biologisch zu erklären, zu behandeln suchen.

Gehen wir zunächst von den exogenen Ursachen aus, so könnte man in erster Linie daran denken, daß in der wunderbar schönen Umgebung von Florenz eine äußere Veranlassung dieser Kunstleistungen gelegen hat. Wer, von der Höhe von Fiesole, im Frühling Florenz in einem Blütenmeere hat liegen sehen, der kann meinen, daß eine solche Natur immer wieder von neuem künstlerische Arbeit anregen und ganze Reihen von bedeutenden Kunstleistungen auslösen müßte. Die Kunstgeschichte beweist das Gegenteil. Diese herrliche Natur allein kann niemals ohne die besondere Kraft der inneren Anlage bei einem Menschen oder einem ganzen Volke zu irgend welchen bedeutenden Kunstleistungen führen, mögen wir auch bei ihrem Anblick noch so begeistert sein. Zur Auslösung von Kunstleistungen sind diese äußeren Reize allein unzureichend.

Lehnt man diese Bedingung durch die umgebende Natur als genügende Ursache des Renaissancephänomens in unserem Sinne ab, so könnte man vor allem den Versuch machen, die Blüte der Kunst und die Entstehung der Künstler aus den äußeren sozialen Vorgängen zu erklären, die sich in Florenz vom 13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts abgespielt haben. Aber dieser heftige Kampf von Familien und Bevölkerungsgruppen, diese politischen Umgestaltungen durch Ablösung einer herrschenden Gruppe durch die andere, haben sich in vielen Städtewesen und Staaten in ganz ähnlicher Weise mit gleicher Rücksichtslosigkeit und Schärfe abgespielt wie in Florenz, ohne daß eine solche Reihe von begabten Männern entstanden wäre. Ich halte die Herleitung der Kunstgröße und der Entstehung der Künstler in Florenz aus den politischen Bedingungen dieses Gemeinwesens für völlig unmöglich, weil sich sonst die gleichen Erscheinungen in vielen anderen Orten unter der gleichen Bedingung hätten zeigen müssen. Diese exogen politische Erklärungsart des Renaissancephänomens muß daher ebenfalls abgelehnt werden.

Man könnte weiter versuchen, die Erscheinung aus sozialen Gründen eines lebhaften Verkehrs und starker wirtschaftlicher Entwicklung abzuleiten. Florenz liegt an dem Schnittpunkt der uralten Militär- und Handelsstraße, die von Rom durch Toskana über Bologna nach Norden zog, und eines anderen Handelsweges, der von Osten über den Appenin durch das Arnotal nach dem Meere führt. Sicher ist diese Lage eine Voraussetzung der bedeutenden Entwick-

lung von Florenz in verschiedenen Zeiten gewesen. Es ist aber unmöglich, hieraus die Erscheinung der Renaissance in unserem Sinne abzuleiten, da es Städte gibt, die eine ganz ähnliche Lage haben, ohne im mindesten zur Geburts- oder Sammelstätte einer großen Reihe von Künstlern zu werden.

Es gibt nun weiter eine exogene Erklärungsart, die zwar in der Gegenwart kaum gewählt werden könnte, die aber im Gedankenkreise früherer Zeiten liegen würde, und die jedenfalls der Vollständigkeit wegen bei der systematischen Erforschung der Ursachen erwähnt werden darf. Es ist dies eine kosmologische, die von der Annahme ausginge, daß in jener Zeit das ganze Erdenleben unter besonderen kosmischen Bedingungen gestanden hat, die einen generellen Einfluß auf die Keimentwicklung innerhalb des menschlichen Geschlechtes gehabt haben könnten. Der astrologischen Denkweise früherer Jahrhunderte könnte eine solche Auffassung entspringen, aber auch diese exogene Erklärungsart erscheint völlig haltlos, wenn man den erwähnten rein territorialen Charakter der Renaissance in Betracht zieht.

Somit scheinen alle exogenen Erklärungsarten, soweit sie natürliche und soziale Verhältnisse betreffen, völlig zu versagen.

Dieser Reihe von exogenen Ursachen gegenüber kann man eine zweite von endogenen aufstellen. Wer die bedeutsamen Reste der alten toskanischen Kultur kennt, besonders die alten Grabdenkmäler, ferner auch die prähistorischen Funde, die auf eine starke bildnerische Betätigung in diesem Gebiete, schon in sehr alter Zeit, deuten, wird geneigt sein, die Renaissance aus dieser alten künstlerischen Anlage des toskanischen Volkes zu erklären. Aber auch diese Auffassung ist unhaltbar, weil in diesem Falle zu erwarten wäre, daß eine solche Äußerung ursprünglich im Volke liegender Anlagen, bei dem immer noch ziemlich konstanten Bestand der Bevölkerung auf dem Lande und in den kleinen Städten, sich immer wieder von neuem wiederholen müßte, so daß Toskana eine unversiegbare Quelle von bildnerischen Talenten und Genies bis zur Gegenwart hätte sein müssen. Dies ist jedoch keineswegs der Fall, sondern die Renaissance in unserem Sinne erscheint deutlich als eine vorübergehende Periode mit enormer Häufung von Talenten.

Geht man in anthropologischer Richtung weiter, und untersucht man die Zusammensetzung des toskanischen Volkes, so ist zweifellos von größter Wichtigkeit das Eindringen von germanischen Stämmen aus dem Norden, z. B. in der Longobardenzeit, und im Sinne einer

Rassentheorie, welche eine große Menge von Kulturerscheinungen aus der Wanderung germanischer Stämme erklärt, erscheint es am einfachsten, die Renaissance als reinen Ausfluß und eine Nachwirkung dieser germanischen Einwanderung nach Italien aufzufassen. Aber auch hiergegen lassen sich zwingende Gegengründe namhaft machen. Wäre die Anschauung richtig, so müßten an den verschiedensten Stellen, z. B. da, wo die Goten bei ihren Zügen eingedrungen sind, besonders in Südwestfrankreich und Spanien, ähnliche Häufungen von künstlerischen Fähigkeiten entstanden sein, was durchaus nicht der Fall ist. Es erscheint daher ganz unmöglich, die Renaissance in der öfter beliebten Weise lediglich aus dem germanischen Blute zu erklären.

Wenn nun diese beiden anthropologischen Erklärungsarten aus toskanischer oder germanischer Abstammung versagen, so bleibt im Gebiet der endogenen Ursachen zunächst eine weitere Auffassung, die zu dem Charakter einer vorübergehenden Periode sehr gut zu passen scheint, nämlich die Erklärung aus den periodischen Erscheinungen, wie wir sie im Biologischen nicht nur bei einzelnen Personen, sondern bei bestimmten Gruppen von Individuen in übereinstimmender Weise finden.

Das klarste Beispiel solcher periodischer Schwankungen in physiologischer Beziehung bietet die periodische Blutung bei dem weiblichen Geschlecht. Eine Reihe von Beobachtungen innerhalb der Psychiatrie paßt zu dieser Betrachtungsweise. In den periodischen und besonders den sogenannten zirkulären Geistesstörungen, die oft ohne äußere Veranlagung, lediglich aus endogenen Gründen, zustande kommen, zeigt sich die Bedeutung der periodischen Schwankung innerhalb des psychopathologischen Gebiets. Auch die Untersuchung der geistigen Leistungen von Genies, unter Berücksichtigung der zeitlichen Verhältnisse und der Umgebung, hat zweifellos periodische Erscheinungen ergeben, und in neuerer Zeit ist die Anwendung dieses Grundbegriffes auf eine ganze Reihe von Erscheinungen im individuellen Leben, soweit dies auf innerer Organisation beruht, gemacht worden.

Wenn auch über die zulässigen Grenzen dieser Betrachtungsweise bisher keine völlige Sicherheit erzielt ist, so erscheint es doch erlaubt, probeweise diese Auffassung zur Beurteilung der Renaissance zu verwenden. Man könnte sich vorstellen, daß die menschlichen Keimanlagen periodisch aus endogenen Gründen eine Art Steigerung ihrer Produktionskraft erlangen, woraus sich im

persönlichen Leben der Angehörigen von bestimmten Generationen eine höhere Leistungsfähigkeit erklärt. Betrachtet man die Entstehung und den Verfall der griechischen Kunst, ferner gewisse Nachblüten, sowie die großen, besonders architektonischen, Leistungen der Karolingerzeit, so tritt darin scheinbar immer wieder ein periodischer Charakter auf, und man könnte auch die Schöpfungen oder vielmehr die Schöpfer der Renaissancezeit als Wirkung einer solchen periodischen Steigerung der Keimvalenz auffassen. Scheinbar könnte diese Erklärung naturwissenschaftlich ein Licht in das Auf- und Absteigen von künstlerischen Leistungen bringen und das ewige Entstehen und Vergehen erklären, über dessen Ursachen die Historiker trotz aller Bemühungen in vielen Fällen noch nicht klar geworden sind.

Aber gerade als Naturwissenschaftler möchte ich von einer solchen Vereinfachung der Problemstellung durchaus abraten, da sie nur eine scheinbare Erklärung gibt und sich leicht widerlegen läßt. Handelte es sich lediglich um eine solche endogene Steigerung der Keimbeschaffenheit, so wäre zu erwarten, daß sich ähnliche Erscheinungen bei allen Völkern zeigen müßten, während in bezug auf Produktion von solchen künstlerischen Qualitäten ganze Territorien, oder besser Bevölkerungen, sich dauernd steril zeigen. Die Lehre von den periodischen Schwankungen darf nie ohne weiteres auf Erscheinungen angewendet werden, die von vornherein einen auf bestimmte Gruppen beschränkten Charakter an sich tragen.

Somit versagt jede einzelne der bisher versuchten Erklärungen, und man kommt dabei leicht auf den Standpunkt des reinen Kunstenthusiasmus, der die Renaissance einfach als gegeben hinnimmt, ohne sich um die Analyse der Ursachen zu bekümmern. Trotzdem muß vom biologischen Standpunkte der Versuch immer wieder von neuem gemacht werden.

Voraussetzung hierzu ist eine genaue Erforschung der Familien, aus denen die leitenden Persönlichkeiten während dieser Zeitperiode in politischer und künstlerischer Richtung hervorgegangen sind. Für eine zusammenhängende Geschichte der Renaissancefamilien sind, infolge des ausgeprägten Interesses an Familienforschung, in der italienischen, speziell Florentiner, Literatur eine Menge von Vorarbeiten vorhanden. Es fehlen aber leider größtenteils die biologisch-psychologischen Gesichtspunkte, die bisher nur in beschränktem Maße, besonders auf die Mediceerfamilie, angewandt worden sind. Sobald man sich in die Geschichte der Renaissance

vertieft, fallen die außerordentlich zahlreichen verwandtschaftlichen Beziehungen der hervorragendsten Florentiner Familien ins Auge. Dabei sind wir bei der Analyse der genialen Künstler, speziell von Michelangelo, vom Standpunkt der Vererbungslehre noch ganz am Anfang einer Erkenntnis der Zusammensetzung der Vererbungsmassen.

Während bei Goethe, dank einer außerordentlich großen genealogischen Einzelarbeit und daran anknüpfender naturwissenschaftlicher Analyse, die Entstehung seiner genialen Natur immer verständlicher geworden ist, und auch bei Schiller sich jetzt eine Aussicht auf das Verständnis seiner komplizierten Anlage eröffnet hat, fehlt uns bei Michelangelo bisher jede Möglichkeit, sein Genie auf dem Boden der Familienforschung zu erklären. Sicher ist bisher, ganz ähnlich wie bei Goethe und Schiller, nur das eine, daß gerade die künstlerische Seite seines Wesens aus dem Mannesstamm nicht abgeleitet werden kann, während andererseits eine Erklärung aus der Beschaffenheit der Mutterfamilie noch rein hypothetisch ist. Allerdings möchte ich hier auf Grund meiner bisherigen Beschäftigung mit diesem Thema die Vermutung aussprechen, daß sich in der Ahnentafel der Mutter bei diesem Genie, ganz ähnlich wie bei Goethe, die Quellen der künstlerischen Leistung werden aufweisen lassen, aber erwiesen ist dieser Zusammenhang bisher keineswegs, und das Genie in Michelangelo steht bisher innerhalb seiner bekannten Vorfahren als eine völlig unerklärliche und bewunderungswürdige Schöpfung der Natur da.

Jedenfalls ist eine psychologische Betrachtung der bedeutenden Florentiner Familien innerhalb der Renaissancezeit für die Lösung des Problems von der größten Bedeutung, und nur auf diesem Boden kann man eine wirkliche Einsicht in die Entstehung der Renaissance im biologischen Sinne gewinnen. Immerhin lassen sich schon jetzt bei der Vergleichung dieser Familiengeschichten mit der Entwicklung der Stadt, ihrer politischen Verhältnisse und der aus dieser Zeit hervorgehenden Kunstleistungen einige Grundlinien der Entwicklung erkennen.

Die jetzige Stadt ist nur noch eine andeutende Darstellung des alten Florenz, wie es uns am Ende des 13. Jahrhunderts entgegentritt. Damals war dieses Gemeinwesen charakterisiert durch eine große Zahl von burgartigen Gebäuden und Türmen innerhalb der Stadtumwallung. Der kriegerische, auf Selbstverteidigung hinzielende Charakter dieser Bauart ist außerordentlich deutlich; die mächtige

Einzelpersönlichkeit, die nur auf die eigene Kraft vertraut, tritt uns in markanten Zügen entgegen. Wir erkennen hierin die ursprüngliche Quelle der Bauart, die in einer Reihe der jetzt noch erhaltenen Renaissancebauten, künstlerisch verschönt und ästhetisch bedeutsam, hervortritt.

Dieser alte Kriegeradel, der auf dem Bewußtsein der eigenen Kraft ruht, ist das Fundament, auf dem sich die ganze weitere Entwicklung von Florenz vollzieht. Wir kennen die furchtbaren Kämpfe, die sich aus der Befehdung der einzelnen untereinander, in der Gruppenbildung in Gestalt von Adelsparteien, im Kampf gegen das aufstrebende Bürgertum ergeben hatten, gleichgültig zu welcher Partei man sich in der geschichtlichen Betrachtung bei diesen Kämpfen schlägt. Das eine ist sicher, daß diese alten kampfgeübten Geschlechter biologisch in der Entwicklung der Florentiner Familien eine große Bedeutung haben, besonders indem sie weibliche Deszendenten an die neu aufstrebende bürgerliche Aristokratie abgeben, so daß eine Verbindung des alten und des neuen Adels geschieht.

Dabei ist die Entstehung dieses tätigen Bürgeradels aus dem Mutterboden des Handwerks unverkennbar. In Gewerkschaften und Zünften wird die, sich immer mehr Geltung schaffende, bürgerliche Arbeit organisiert und kämpft politisch gegen die dogmatische Herrschaft des alten Adels, der seine Vorrechte verteidigt und nur schrittweise von dem aufkommenden Bürgertum verdrängt wird. Es ist nun ersichtlich, wie aus dem Handwerk nicht nur kulturell, sondern auch biologisch das Kunstgewerbe hervorgeht, und wie sich durch Genialisierung der hierbei immer mehr ausgebildeten kunstgewerblichen Fähigkeiten die große Kunst entwickelt.

Dieser Zusammenhang der Kunstleistungen mit kunstgewerblichen Talenten und der Übung des bürgerlichen Handwerkes ist nicht bloß kulturell, sondern biologisch als eine Entfaltung und ein Absolutwerden von Kunstfertigkeiten zu verstehen. Diese Beziehung wird nur deshalb so oft verkannt, weil angesichts einer hohen Kunstleistung die große Bedeutung der Handfertigkeit, des wirklichen einfachen Könnens im Sinne des Handwerks, nicht genügend bewertet wird.

Die psychologische Untersuchung der großen Künstler und ihrer Leistungen zeigt, welche Rolle gerade dieses Können im elementarsten Sinne des Wortes bei ihnen spielt, und wie gerade hierauf

ihre außerordentliche geistige Ausdrucksfähigkeit, im Sinne der praktischen Kunstleistung, beruht.

Allerdings kann niemals aus einer bloßen mechanischen Kunstfertigkeit allein ein großes Kunstwerk entstehen, sondern hierzu gehört vor allem eine große Phantasie mit innerer Gestaltungskraft, die zu der Kunstfertigkeit hinzu kommen muß. Biologisch spielt jedoch zweifellos der Übergang vom Handwerk zum Kunstgewerbe und von da zur freien Kunstübung sicher eine bedeutende Rolle.

Ein solcher Prozeß hat sich innerhalb des Florentiner Bürgerturns vollzogen, wobei ich nur an die große Bedeutung des Färberberufes in Florenz erinnern will. Aus einer intensiv gesteigerten, organisatorisch zusammengefaßten bürgerlichen Arbeit geht nach schweren Kämpfen mit dem Adel eine neue bürgerliche Aristokratie hervor, die sich mit der alten durch Kreuzung verbindet, und in der Periode der Vereinigung dieser beiden Gruppen oder besser Bevölkerungsschichten, speziell durch die Abgabe von weiblichen Deszendenten aus der einen an die andere Schicht, geht höchstwahrscheinlich das hervor, was wir Renaissance im biologischen Sinne nennen.

Es ist sehr interessant, im Hinblick auf diesen Vorgang die Ahnentafeln einiger berühmter deutscher Männer, die im vergangenen Jahrhundert geboren wurden, zu vergleichen, was uns bei dem Kongreß 1912 durch die ebenso schönen als lehrreichen genealogischen Wandteppiche des Herrn Dr. A. von den Velden aus Weimar erleichtert wurde. Ich hebe in unserem Zusammenhang die Ahnentafel von Bismarck, Moltke und Zeppelin hervor. In allen drei Fällen verbinden sich Nachkommen des alten militärisch tüchtigen Landadels, in welchem eine Befestigung der Stammcharaktere durch Inzucht nicht selten ist, mit weiblichen Nachkommen aus geistig hochstehenden bürgerlichen Familien, in denen in den betreffenden Fällen zwar keine Inzucht, wohl aber eine Auslese von geistig Befähigten durch natürliche Zuchtwahl stattgefunden hat. Es handelt sich um einen vollkommen typischen Prozeß, aus welchem diese Verbindung von genialen Eigenschaften bei den genannten Männern hervorgegangen ist.

Ein ähnlicher Vorgang hat sich wahrscheinlich im größten Stil in Florenz während des 13. bis 15. Jahrhunderts abgespielt, wobei selbstverständlich auch der die obigen Beispiele ergänzende Fall in Betracht zu ziehen ist, daß männliche Mitglieder der aufstrebenden,

bürgerlich tüchtigen Geschlechter sich mit den weiblichen Nachkommen der alten Adelsgeschlechter verbinden. In beiden Beziehungen finden sich in der Geschichte der Florentiner Familien vielfache Beispiele, ebenso wie wir das heutzutage nicht selten im deutschen Bürgertum beobachten.

Diesen Vermischungsprozeß zwischen dem alten selbstherrlichen Kriegeradel und der neu aufkommenden Aristokratie der bürgerlichen Arbeit immer deutlicher herauszuarbeiten, ist eine Hauptaufgabe der auf das Renaissanceproblem gerichteten Familienforschung. Faßt man in dieser Weise als die biologische Grundlage der Renaissance die Verbindung zweier Aristokratien auf, die beide insofern natürlich sind, als sie auf besonderen Fähigkeiten, entweder kriegerischer Kraft oder bürgerlicher Arbeit, beruhen, so gewinnt eine ganze Reihe der oben genannten Umstände die Bedeutung von unterstützenden Momenten, die zwar nicht als alleinige oder wesentliche Ursache wirksam gewesen sind, aber doch zu dem Endeffekt einer außerordentlichen Steigerung geistiger Leistungen mitgewirkt haben.

Was die behandelten exogenen Momente betrifft, so kann man die Wirkung und den Widerschein der herrlichen Natur aus der Umgebung von Florenz in einer Reihe von Bildwerken der Renaissance unmittelbar erkennen. Zu der Darstellung der heiligen Familie kommt in der früheren Renaissance ganz allmählich die, oft zunächst nur durch eine Fensteröffnung hineinblickende, Natur, während später die ganze Gruppe mitten in eine natürliche Umgebung hineinversetzt wird. Die Natur kommt während der Renaissance, neben dem anfangs noch vorhandenen religiösen Inhalt, allmählich zum Bewußtsein.

Auch ist sicher, daß zwei andere der genannten exogenen Momente in vieler Beziehung den Prozeß begünstigt haben, nämlich die Entwicklung des Handels und Reichtums infolge der günstigen Lage der Stadt, und eine die architektonischen Äußerungen geradezu bedingende politische Gestaltung des Gemeinwesens.

Auch die erwähnten endogenen Momente, nämlich der Grundstock eines Volkes, das höchstwahrscheinlich seiner Abstammung nach auf die alten Bewohner von Toskana unmittelbar zurückgeht, und die Zugabe von germanischem Blut während der Völkerwanderung und im Mittelalter mag sicher die biologische Komposition sehr beeinflußt haben. Besonders ist es für den derben Kriegeradel, der sich in den Stadtburgen des alten Florenz niedergelassen

hatte, höchst wahrscheinlich, daß er vielfach germanischer Abkunft war. Aber es muß betont werden, daß gerade die bedeutenden Kunstleistungen, um deren Erklärung es sich in erster Linie handelt, aus diesem Kern eines germanischen Kriegertums sich durchaus nicht erklären, und daß diese eingewanderte Herrscherschicht, die wir an einer ganzen Reihe von Stellen in Europa finden, durchaus nicht mit besonderer Häufigkeit gerade künstlerische Fähigkeiten hervorgebracht hat.

Legt man bei der Analyse des Renaissanceproblems besonders auf die künstlerisch-bildnerischen Fähigkeiten Gewicht, so ist es vielmehr wahrscheinlich, daß die hieraus sich entwickelnde geniale Leistung aus dieser kriegstüchtigen Herrscherrasse nicht stammt, sondern aus dem aufstrebenden Florentiner Bürgertum. Dabei bleibt die Frage offen, ob es sich bei letzterem lediglich um ein bodenständiges, sozusagen endogenes Moment in Florenz gehandelt hat, oder um eine Auslese von tüchtigen und begabten Familien, die gerade in dem aufstrebenden Städtewesen von Florenz einen günstigen Boden für ihre soziale Entwicklung gefunden haben.

Daß hierbei anthropologisch durch Blutmischung mit den eingeborenen Abkömmlingen der alten toskanischen Bevölkerung eine Häufung von Anlagen zur Kunstfertigkeit entstanden ist, erscheint möglich, aber die Entwicklung der ganzen Summe von Anlagen in der Renaissancekunst ist offenbar erst aus der Verbindung der beiden genannten Aristokratieformen entstanden.

Von diesem Gesichtspunkte aus wird die Analyse von Michelangelos Natur zu einem besonders wichtigen Punkt der Renaissanceforschung. Wir sehen neben seinen genialen künstlerischen Fähigkeiten bei ihm eine Reihe von Zügen, die sich deutlich aus dem Typus der väterlichen Familie herleiten, und die sich leicht aus den angeborenen Instinkten eines Sprößlings von altem Landadel erklären lassen, die sogar als Ausdruck einer fast feudalen Lebensauffassung zu seiner künstlerischen Leistung in einem Widerspruch zu stehen scheinen. Ich erinnere hier nur an seine Neigung, sich von den Grafen von Canossa wegen einer Ähnlichkeit der Wappen abzuleiten. Michelangelo erscheint ganz ähnlich wie Goethe und Schiller als eine Doppelnatur, deren Grundbeschaffenheit sich sehr wahrscheinlich aus einem Zusammentreffen zweier ganz verschiedenen Erbmassen wird erklären lassen.

Jedenfalls bildet eine psychologisch, naturwissenschaftlich und soziologisch angefaßte Geschichte der Florentiner Familien sehr wahr-

scheinlich die Grundlage für die wirkliche Lösung des Renaissanceproblems im biologischen Sinne. —

Schon vor dieser Darstellung der Grundprobleme habe ich besonders die Florentiner Familien, die in der Renaissanceperiode von Anfang des 14. bis Ende des 15. Jahrhunderts eine Bedeutung gehabt haben, von diesem familiengeschichtlichen und biologischen Standpunkt betrachtet und bin immer mehr zu einer Bestätigung der wiedergegebenen Auffassung gelangt. Dabei bezogen sich diese Einzelstudien besonders auf drei Familien, nämlich 1. die Familie Medici, 2. die Familie Simone, aus der Michelangelo stammt, 3. auf die Familie Soldani, die unter dem Namen Bonaccorsi in der Florentiner Geistesgeschichte bekannt war, und die als Talentquelle von Bedeutung ist. Ich kann hier nur auf den ersten Punkt genauer eingehen.

Bei der Familie Medici liegt der Gang der Familiengeschichte ziemlich klar. Die sagenhafte Vorgeschichte ist sehr wahrscheinlich eine rückwärtige Verlängerung der späteren Bedeutung der Familie, wie sich das bei ursprünglich bürgerlichen Familien, die im Laufe der Geschichte zum Standesadel gelangten, sehr oft findet. Am Hofe Karls des Großen, auf dessen Umgebung viele Adelsfamilien ihre Vorfahren zurückführten, soll ein Eberhard von Medici gewesen sein. Anselm von Medici soll um 1168 dem Pabst Alexander gegen den Kaiser Friedrich II. Hilfe geleistet haben: eine Verbindung der späteren Florentiner Volksführer mit der päpstlichen Macht. Jakob von Medici soll 1030 einer der ersten Räte zu Orvieto gewesen sein: die bürgerliche Tätigkeit der Medici wird mit der Geschichte der italienischen Städte verknüpft.

Deutlicher wird die Vorgeschichte im 14. Jahrhundert. Avirard (Eberhard) von Medici wird 1314 Gonfaloniere in Florenz. Philipp von Medici stand nach Pierer in solchem Ansehen, daß die Guelfen, obgleich er bürgerlicher Herkunft war, seinen Rat gegen die Ghibellinen suchten. Hier liegt eine wesentliche Wendung in der Geschichte der Familie: Die aufsteigende Aristokratie der bürgerlichen Arbeit schiebt sich zwischen die streitenden Adelsgeschlechter und wird von diesen zu gewinnen gesucht.

Es werden dann im 14. Jahrhundert noch genannt: Johann Alamanno (etwa 1330), dessen Söhne Bartolomeo (etwa 1360) und Salvestro, der 1378 Gonfaloniere di Giustizia wurde, und sein Sohn Veri Medici, der 1393 verbannt wurde. Die Medici sind also Führer der Demokratie, d. h. der neu aufstrebenden bürgerlichen Aristokratie.

Von Anfang des 15. Jahrhunderts steigt das Ansehen und die Macht der Familie rasch, und es kommt zur Vermischung mit Frauen aus dem alten Florentiner Adel. Giovanni Medici, 1402–1408 Mitglied der Signoria, gilt als Stammvater der geschichtlich bekannten Linien des Geschlechtes. Ich setze bei der Stammfolge den einzelnen Nachkommen die Zahl der Deszendenzreihe voran. Seine Söhne (DI 1 und 2) waren Cosimo, geb. 1389, verheiratet mit Contesina de Bardi, und Lorenzo. Die Ehe des Cosimo bedeutet eine Kreuzung des aufstrebenden Bürgertums mit dem kriegerischen alten Adel. Cosimo war der Großvater Lorenzos des Prächtigen, dessen Großmutter also eine Contesina de Bardi war. In DI 2 von Giovanni finden sich als Söhne des Cosimo: 1. Giovanni, nach dem Großvater benannt, starb vor seinem Vater Cosimo; 2. Pietro I., geb. 1414, gest. 1469. Letzterer ist der Vater von DI 3 1 Lorenzo der Prachtige, geb. 1448, gest. 1492, verheiratet mit Clarissa Orsini, und DI 3 2 Giuliano, geb. 1453, ermordet 1478.

Lorenzo der Prachtige, der als Dichter in außerordentlich charakteristischer Weise hervorgetreten ist, indem er ritterliche und volkstümliche Motive verbindet, und der zugleich für die Auslese der künstlerisch und wissenschaftlich Begabten in Florenz einen entscheidenden Einfluß gehabt hat, entstammt also als Enkel der Kreuzung des neuen Florentiner Bürgeradels mit dem alten toskanischen Landadel. Er selbst war mit Clarissa Orsini verheiratet, es wiederholt sich also, wie bei dem Großvater Cosimo, die Kreuzung mit dem alten Adel. In DI 4 finden wir seine Söhne 1. Pietro II., vermählt mit Alfonsina Orsini, gest. 1503, 2. Giovanni (= Pabst Leo X.), 3. Giuliano, geb. 1478, gest. 1516. Bei DI 4 1 Pietro II. handelt es sich also um eine Verwandtenehe, da seine Frau ebenso wie seine Mutter eine geborene Orsini war. In solchen Heiraten liegt zugleich vom Standpunkte der Vererbungslehre der Grund für die charakterologische Entwicklung des Medicistammes: Dieser wird durch die Sprößlinge aus den kampflustigen alten Florentiner Adelsgeschlechtern überwuchert und in der Richtung auf Herrschsucht modifiziert. Dabei bleibt immer noch geistiges Interesse als Erbteil erhalten, es spielt aber mehr die Rolle einer Verzierung um den veränderten Stammcharakter: So wird allmählich die Geschichte der Familie Medici zur politischen Geschichte von Florenz. —

Eine ausführliche Darstellung der Familie Medici, besonders nach der 1530 erfolgten Erhebung von Alessandro Medici zum Herzog von Toskana, zu geben, liegt außerhalb des Rahmens dieses Buches.

Ein sehr charakteristischer Ausläufer des durch Kreuzung modifizierten Medicistammes war Katharina von Medici, Königin von Frankreich. Sie war eine Tochter von Lorenzo II., dem Sohne von Pietro II., entstammt also einer zweifachen Kreuzung der Medici mit der Familie Orsini, die in ihrer Ahnentafel mehrfach auftritt.

Was sich an der Medicifamilie erkennen läßt, hat sich in größtem Umfange in Florenz vom 14. Jahrhundert an abgespielt: das Aufkommen des Bürgertums unter heftigen politischen Kämpfen und seine Mischung mit dem alten Adel von Toskana. Einen Einblick in die Familien, die im politischen Leben von Florenz in dieser Zeit eine Bedeutung gehabt haben, gewährt das Buch: *Delle Eccellenze e Grandezze della Nazione Fiorentina*, von Pater Francesco Soldini, Florenz 1780, mit einem alphabetischen Verzeichnis der Florentiner Gesandten von 1340—1400.

Auf 126 Seiten werden ungefähr 5000 Persönlichkeiten genannt, die in diesen 60 Jahren von der Republik Florenz mit wichtigen Missionen in die verschiedensten Länder und Orte, vielfach zu den Herrschern von Staaten und Städten, gesandt worden sind, z. B. zum Papst, nach Arrezzo, Avignon, Bologna, Genua, Lucca, Mailand, Siena, Padua, Perugia, Pistoja, Venezia, zur Lombardei, Romagna, nach Sizilien, nach Ungarn und in andere Länder.

Durchschnittlich kommen auf ein Jahr ungefähr 83 Gesandte. Wenn man diese trockene Aufzählung durchmustert, so treten die gleichen Personen öfter hervor, die vielen einzelnen schließen sich zu Gruppen zusammen, und immer mehr treten bestimmte Familien hervor, aus denen hochbegabte Mitglieder bekannt sind. Zunächst ist dieses Verzeichnis für die Geschichte der Medici von größtem Interesse. Es ist erstaunlich, wie viele Mitglieder von ihr in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts mit wichtigen Gesandtschaften betraut wurden. Ich nenne z. B. Matteo di Neri Medici, 26. Februar 1345 (Ziel nicht genannt). Malatesta di Francesco Medici, 7. Februar 1345 nach Borgo di San Lorenzo. Michele di D. Giovanni Medici, 25. April 1346 nach S. Piero a Sieve. Matteo di Chiarissimo Medici, 25. August al Borgo. Salvestro di Alamanno Medici, 17. Februar 1347 nach San Miniato, 31. April 1357 nach Perugia. Salvestro Medici, 28. Oktober 1361 nach Pisa. Francesco Medici, 11. Mai 1356 in die Romagna. Giovanni di Conte Medici, 4. Februar 1346 nach Piemont, 12. Oktober 1356 nach Valdarno, 22. August 1358 in die Romagna (noch mehrfach ohne Angabe des Bestimmungsortes genannt), z. B. 21. Februar, 31. März 1357. Ferner finden sich: Giovanni di Tinto Medici am 30. Oktober 1351 nach Mugello. Guccio di Lapo di Bonino Medici, 27. Juni 1362 nach Scarperia. Jakopo di Francesco Medici, 31. August 1358 nach Mugello. Lapo di Coppo Medici, 27. August 1346 nach S. Piero a Sieve, 25. August, 31. Dezember 1347 und 23. Juli 1350 in die Romagna, am 30. Mai 1358 und 4. September 1360 nach Mugello. Vieri di Cambio Medici, 13. November 1378 al Papa.

Neben den Medici tritt eine ganze Reihe von anderen geschichtlich bekannten Familien bei diesen Gesandtschaften hervor, die Alamanni, Alberti,

Adimari, Albizzi, Altoviti, Ardinghelli, Bardi, Carducci, Cavalcanti, Cerchi, Corsini, Foraboschi, Frescobaldi, Macchiavelli, Mancini, Neri, Pazzi, Peruzzi, Rucellai, Ricasoli, Ricci, Rossi, Salvi, Spini, Strozzi und viele andere.

Ferner erwähne ich aus der Reihe der Gesandten vier Familien, aus denen neben Staatsmännern bedeutende Künstler hervorgegangen sind, nämlich die Bonaccorsi-Soldani, Ghiberti, Brunelleschi und Simoni, von welch letzteren Michelangelo stammt. Aus der Familie Soldani, zu der ein berühmter Bildhauer Massiliano Soldani-Benzi gehört, sind außer ihm eine große Zahl bedeutender Persönlichkeiten hervorgegangen, Schriftsteller, Philosophen und Staatsmänner. Der bekannteste von ihnen ist der Senator Jacopo Soldani, der Verfasser der Satiren und Verteidiger von Galilei. Ghiberti schuf die wunderbaren Bronzetüren am Baptisterium von Florenz, Brunelleschi wölbte die erhabene Kuppel des Domes, auf Michelangelo kann ich nur kurz hindeuten. Alle diese Familien haben zum politischen, sozialen und künstlerischen Aufbau von Florenz wesentlich beigetragen.

Von Interesse ist auch Lapucio di Guccio Bonaparte, am 30. Juni 1345 nach Cascia gesandt. Schon längst wurde behauptet, daß die väterliche Familie von Napoleon Bonaparte aus Italien stamme. Hier taucht der Name in dem Stadtadel von Florenz im 14. Jahrhundert auf. —

Die Gesandten der Republik Florenz im 14. Jahrhundert wurden also aus begabten Familien, die sich am öffentlichen Leben lebhaft beteiligten, zu bestimmten Zwecken gewählt. Noch gab es kein diplomatisches Beamtentum mit Altersversorgung, sondern es geschah von Fall zu Fall eine Auswahl der Tüchtigen zu besonderen politisch wichtigen Zwecken. Dabei waren diese Florentiner Familien aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wie z. B. die Medici und die de Bardi, vielfach untereinander und mit den sonstigen Adelsfamilien verwandt. Aus der psychischen und biologischen Verbindung des aufstrebenden Florentiner Bürgertums mit dem alten Landadel von Toskana entstand die als Renaissance bezeichnete Genieperiode.

20. Kapitel

Die alte Florentiner Familie Soldani

Den Kern der I. Auflage dieses Buches bildete die Geschichte einer bürgerlichen Familie vom 14.—20. Jahrhundert, in der die deutsche Familie Soldan, die zuerst am Anfang des 14. Jahrhunderts in Brackenheim im Zabergau in Württemberg vorkommt, behandelt worden ist.

Die im hessischen Gelehrtenlexikon von Strieder mitgeteilte

Überlieferung, wonach der erste Soldan ein kriegsgefangener türkischer Offizier war, habe ich genau untersucht und gefunden, daß eine große Zahl der Angaben in der von Strieder abgedruckten Familienurkunde tatsächlich stimmt. Die weitere Prüfung ergab, 1. daß eine ganze Reihe von Mitgliedern dieser Familie, die durch Jahrhunderte besonders in Hessen angesiedelt war, und deren Ausläufer zur Zeit weit in Deutschland und auch im Ausland, z. B. in der Schweiz, verbreitet sind, sich durch geistige Leistungen und angesehene bürgerliche Stellungen ausgezeichnet hat, 2. daß bei der Zusammenfassung der geistigen Fähigkeiten dieser Persönlichkeiten sich ein bestimmter psychischer Typ ergibt, dem sich die einzelnen Mitglieder der Familie mehr oder weniger annähern.

In der I. Auflage dieses Buches sind folgende Soldane genauer dargestellt:

I. Konradus Soldanus aus Brackenheim. Verfasser der Schrift *Evangelischer Trost wider die Verfolgung des Antichrist*, Nürnberg 1588.

II. Euricius Cordus (d. h. der Spätgeborene), der Reformationsdichter, nach C. Krause in Wirklichkeit ein Henricus Soldan. Verfasser der *Epigrammata* (1500).

III. Der Bildhauer Philipp Soldan von Frankenberg, der als Formenschnneider für die Eisenhütten des Klosters Haina tätig war und zur Zeit Philipp des Großmütigen als Bildhauer eine reiche Tätigkeit entfaltet hat. In seinen Werken kommen zuerst die Zeichen des Soldanwappens Sonne, Mond und Sterne dekorativ verarbeitet vor. Er ist von L. Bickell im Verlag von Elwert in Marburg und neuerdings in einem umfassenden Werke von Kippenberger dargestellt worden.

IV. Christian Moritz Soldan, geboren 1639, gestorben 1690, Magister und Pfarrer, er schrieb: *Konfirmandenfragen über den ganzen Katechismus*, und eine *Leichenrede auf den Landgrafen Georg II.*

V. Sein Bruder Christoph Soldan, geboren 1641, gestorben 1700, wurde 1663 Magister in Straßburg. Er war zuletzt Präzeptor und Diakonus in Großrohrheim.

VI. Johann Hartmann Soldan, Bruder des vorigen, geboren 1646, erhielt die medizinische Doktorwürde in Heidelberg am 15. Oktober 1674, schrieb eine botanische Dissertation: *de Soldana*. Wurde praktischer Arzt in Lübeck.

VII. Johann Friedrich Soldan, geboren 1721, gestorben 1799. Pfarrer zu Altenburg bei Alsfeld, theologischer Schriftsteller.

VIII. Christian Heinrich Christoph Soldan, geboren 1775, Konrektor in Nidda, später Diakonus und Lehrer. Schrieb viele pädagogische und zum Teil humanistisch-philosophische Schriften.

IX. Karl Ludwig Soldan, geboren 1766, gestorben 1836, Hofmeister in Wetzlar, später Pfarrer, zuletzt in Rüsselsheim, der Stammvater der noch lebenden Schweizer Soldane.

X. Wilhelm Gottlieb Soldan, geboren 1803, der bekannte Historiker, von dem besonders die Geschichte der Hexenprozesse zu nennen ist. Er war ein

Sohn von Karl Ludwig Soldan und älterer Bruder der nach der Schweiz ausgewanderten Friedrich Wilhelm Karl und Gustav Florentin Jakob Soldan.

XI. Georg Karl Wilhelm Soldan, geboren 1801, gestorben 1846, zuletzt Seminarlehrer und Schulrektor in Friedberg, der Großvater meiner Frau Emma geborene Schäfer, deren Mutter eine geborene Soldan, die Tochter von Georg Karl Wilhelm Soldan, war. Letzterer ist unter anderem der Verfasser des ausgezeichneten Lehrbuches der Perspektive mit vielen Zeichnungen, das jetzt noch Geltung haben kann.

XII. Friedrich Soldan, Sohn des vorigen Karl Soldan, geboren 1841, gestorben 1902, Gymnasialprofessor in Worms, der viele historische Schriften verfaßt hat.

XIII. Hans Soldan, geboren 1870 als Sohn des vorigen, früher Rechtsanwalt in Mainz, jetzt Reichsanwalt in Leipzig, der viele geschichtliche, juristische und nationalökonomische Schriften verfaßt hat.

XIV. Franz Ludwig Soldan, geboren 1842, gestorben 1905, Ministerialrat in Darmstadt, der bekannte Prähistoriker.

In der II. Auflage der Familienforschung habe ich noch genannt:

XV. Wilhelm Soldan, Sohn des vorigen, Regierungsbaumeister, besonders Wasserbautechniker, der an dem Bau der Edertalsperre wesentlich beteiligt war und zusammen mit C. Heßler „Die Waldecker Talsperre“ geschrieben hat.

Außerdem sind zu erwähnen:

XVI. Karl Soldan-Hartmann, Fabrikant und nationalökonomischer Schriftsteller in Biel in der Schweiz, ein Nachkomme des dorthin ausgewanderten Friedrich Wilhelm Karl Soldan.

XVII. Gustav Soldan, Professor in Basel, ein Nachkomme des ebenfalls nach der Schweiz ausgewanderten Gustav Florentin Jakob Soldan. Zu XVI. und XVII. vgl. meine Schrift: „Die Schweizer Soldane“, zu beziehen durch die Stiftung für Familienforschung an der Universitäts-Bibliothek in Gießen.

XVIII. George Soldan, Offizier und Militär-Schriftsteller, der unter anderem die sehr interessante Schrift „Der Mensch und die Schlacht der Zukunft“ verfaßt hat.

In der I. Auflage des vorliegenden Buches habe ich mein Urteil über die genannten Persönlichkeiten in folgender Weise zusammengefaßt.

„Wenn wir auf die dargestellte Reihe von Männern und geistigen Leistungen zurückblicken und diese Erscheinungen im Sinne der Familienforschung und Vererbungslehre betrachten, so fallen eine Anzahl von Zügen ins Auge, die in den verschiedensten Kombinationen oder auch isoliert bei den Mitgliedern dieser Familie immer wieder hervortreten und aus deren Vereinigung man einen Familientypus ableiten kann. In diesem lassen sich folgende Punkte deutlich erkennen:

1. Eine große Deutlichkeit der optischen Vorstellungen. Diese

kommt bei manchen in aktiv künstlerischer Weise durch malerische und bildnerische Betätigung zum Ausdruck. Auch in der besonderen Eigenart der literarischen Darstellung ist dieser Zug bei einer Reihe von Mitgliedern erkennbar.

Dabei ist es interessant, zu sehen, unter welchen Zeitumständen diese optisch plastische Anlage künstlerische Wendung nimmt. Es geschieht dies besonders am Anfange des 16. Jahrhunderts bei dem Bildhauer Philipp Soldan, in dessen näherer Verwandtschaft, nach dem Stammbaum, mehrfach künstlerische oder kunstgewerbliche Berufe vorgekommen sind (Goldschmiede, Maler). Aber auch in neuerer Zeit tritt diese Anlage, sogar unter ungünstigen äußeren Bedingungen, und im Gegensatz zu einem aus äußeren Gründen ergriffenen Beruf, z. B. bei dem Verfasser des Buches über Perspektive, mit der Kraft einer natürlichen Bestimmung hervor.

2. Bei mehreren Abkömmlingen zeigt sich eine ausgeprägt physikalisch-mathematische Begabung, die in Verbindung mit der großen Deutlichkeit der optischen Vorstellungen zu naturwissenschaftlichem Studium disponiert. Dabei laufen die Generationsreihen der Betreffenden so weit rückwärts in der chronologischen Reihe zusammen, daß an eine zufällige Einführung dieses Momentes durch eine einheiratende Frau kaum gedacht werden kann, und dasselbe vielmehr als Teil des Stammcharakters betrachtet werden muß, der durch Rückschlag immer wieder, trotz Hinzutritt neuer weiblicher Elemente, auftaucht.

3. Es ist bei einer relativ großen Zahl von Mitgliedern der Familie eine ausgeprägte Neigung und Anlage zu literarischer Darstellung vorhanden. In dieser zeigen sich bei einer Reihe von Mitgliedern zwei Züge vereinigt, nämlich ein beträchtlicher Reichtum an Worten und große Lebhaftigkeit der Vorstellungen, in welcher wir das zuerst behandelte psychologische Moment erkennen. Und zwar kann man die Fähigkeit, alle Einzelheiten sich außerordentlich deutlich vorzustellen, bei vielen literarischen Stichproben aus den behandelten Werken geradezu als Ursache des Wortreichtums betrachten, und das Verhältnis so auffassen, daß letzterer auf der großen Menge von Detailvorstellungen beruht. Stil und Grundanlage hängen hier sehr wahrscheinlich eng zusammen.

4. Während wir mehrere Mitglieder der Familie im 16. Jahrhundert künstlerisch in das Geschehen der Zeit eingreifen sehen, tritt im vergangenen Jahrhundert bis zur Gegenwart die Neigung zur geschichtlichen Betrachtung stark in den Vordergrund, während

bei mehreren die bildnerische Anlage immer wieder sich durchzuringen sucht.

Für die Art der geschichtlichen Darstellung gilt dasselbe, was unter 3 über die Art der literarischen Arbeit im allgemeinen gesagt worden ist. Mehrfach tritt in der Behandlung geschichtlicher Aufgaben ein topographisches und naturwissenschaftliches Verständnis ungewöhnlicher Art hervor, welches sich als Ausdruck der unter 2 hervorgehobenen Begabung erklärt. In mehreren der beschriebenen Männer vereinigen sich diese Anlagen in hervorragender Weise und ermöglichen sehr bedeutende wissenschaftliche Leistungen.

Eine besondere Richtung hat die geschichtliche Neigung in bezug auf die Geschichte der eigenen Familie genommen, mit der sich wiederholt Angehörige derselben eindringlich beschäftigt haben. Die lange Erhaltung der Stammbäume ist sehr wahrscheinlich kein Zufall, sondern eine Folge dieser Eigenart der Anlage und des Interesses.

5. Ein Gegenspiel zu dem geschichtlichen Interesse bildet der bei einer großen Zahl von Mitgliedern der Familie scharf hervortretende Individualismus. Dieser Zug hat die Familie zu der lebhaften Anteilnahme an dem Geschehen im Reformationszeitalter prädisponiert, und auch an der weiteren Entwicklung des Individualismus haben Mitglieder derselben nach Kräften mitgearbeitet. Faßt man kulturgeschichtlich die Leistungen des 18. Jahrhunderts als eine Fortsetzung der Ideen auf, welche die wesentliche Triebkraft in der humanistischen und frühreformatorischen Zeit gebildet haben, so wird das Verhältnis der im 16. Jahrhundert für die Reformation kämpfenden Mitglieder der Familie und der im 18. und 19. Jahrhundert für den Individualismus und die persönliche Freiheit eintretenden völlig klar. Die angeborene Anlage bedingt bei einer Reihe von Mitgliedern der Familie in verschiedenen Jahrhunderten eine ganz ähnliche Stellungnahme zu den zeitbewegenden Ideen und Geschehnissen.“

Wie in der II. Auflage dargestellt ist, hat sich seitdem die Soldanforschung außerordentlich erweitert. Es ist nicht mehr möglich, das große Material über diese Familie, das besonders in bezug auf die weiblichen Abkömmlinge, die in der Ahnentafel einer Reihe von bedeutenden Persönlichkeiten, z. B. bei Goethe, vorkommen, noch im Rahmen dieses Buches unterzubringen. Die Soldanstudie wird daher, bis zur Gegenwart vervollständigt und mit Rücksicht auf die internationale Verbreitung der Familie ergänzt, als gesondertes Buch im gleichen Verlag erscheinen. —

Unterdessen hat sich jedoch eine weitere, mit dieser Familiengeschichte zusammenhängende Aufgabe herausgestaltet, die sich auf die alte Florentiner Familie Soldani bezieht, die einen Namen mit gleichem Wortstamm, wie bei den deutschen Soldanen, trägt. Ich war schon etwa 1904 auf eine in Florenz gedruckte Schrift des Pater Francesco Maria Soldini über die Abstammung der Soldini gestoßen, und habe diese Schrift zuerst 1905 in der Nationalbibliothek in Florenz studiert. Dabei fand ich ein überraschend großes Material über die Familie Soldani, als deren Abzweigung die Familie Soldini erscheint. Auf meine Bitte hat dann Herr Bibliothekar Giuseppe Baccini von der Nationalbibliothek in Florenz aus dieser und den Florentiner Archiven eine große Menge von urkundlichen und literarischen Erwähnungen der Familie zusammengestellt. Dabei findet sich auch eine ganze Reihe von Abstammungstafeln über die Familien Soldani und Soldini, aus denen hervorgeht, daß nicht nur der Pater Francesco Maria Soldini, sondern auch andere Forscher sich ernstlich bemüht haben, eine Genealogie dieser Familie, aus der, wie bei den deutschen Soldanen, eine überraschende Menge von bedeutenden Persönlichkeiten hervorgegangen ist, zu schaffen. Bei diesem Studium habe ich schon damals erkannt, daß der psychische Anlagetyp der italienischen Soldani und Soldini in ganz auffallender Weise dem der deutschen Soldane gleicht, so daß man fast jedem der genannten Schriftsteller und Künstler aus dem deutschen Soldangeschlecht ein entsprechendes Mitglied der Florentiner Soldani oder Soldini zur Seite stellen kann.

Dabei muß ich ausdrücklich bemerken, daß sich ein genealogischer Zusammenhang zwischen den deutschen Soldanen und den Florentiner Soldani bisher nicht beweisen läßt. Die Soldanieri oder Soldani kommen in Florenz schon im 13. Jahrhundert vor und können keinesfalls von den deutschen Soldanen, deren erster zu Anfang des 14. Jahrhunderts in Brackenheim in Württemberg lebte, abgeleitet werden. Chronologisch betrachtet, könnte man eher daran denken, daß die deutschen Soldane von den Florentiner Soldani abstammen. Aber dies läßt sich durchaus nicht beweisen. Ich halte es vielmehr, besonders im Hinblick auf das in der II. Auflage (S. 124) weiter beigebrachte urkundliche Material, wonach der Stammvater der deutschen Soldane türkischen Geschlechts gewesen ist, und mit dem Grafen Reinhard von Württemberg, oder genauer von Magenheim, im Jahre 1304 in die Residenzstadt Brackana gekommen ist, für sehr wahrscheinlich, daß auch dieser

Teil der Familienüberlieferung, ebenso wie vieles andere, stimmt. Scheinbar sprach für eine Ableitung der deutschen Soldane von den Florentiner Soldani der Umstand, daß in der Schweiz, und zwar im Averser Tale, nicht weit von der alten Kaiserstraße über den Septimer, schon seit Jahrhunderten eine Familie Soldani vorkommt. Diese stammt jedoch, ebenso wie die ganze deutsche Bevölkerung des hochgelegenen Averser Tales, höchstwahrscheinlich aus Württemberg, und ist von der Septimerstraße aus eingewandert. Es ist also unmöglich, die deutschen Soldane, durch das Bindeglied der Soldani im Averser Tale, von den Florentiner Soldani abzuleiten. Es bleibt somit die Möglichkeit, daß die deutschen Soldane und die Florentiner Soldani eine gemeinschaftliche Urverwandtschaft haben, ohne daß sie voneinander genealogisch abhängen.

Durch diese Verneinung einer direkten genealogischen Beziehung wird jedoch von unserem Standpunkt das Interesse an den Florentiner Soldani nicht geringer, es wird nur noch mehr in psychologischer und kulturgeschichtlicher Beziehung angeregt. Wenn man vorausnimmt, was ich in dieser Studie beweisen werde, daß bei den deutschen Soldanen und den Florentiner Soldani eine überraschend gleichartige psychische Anlage vorhanden ist, die sich in ganz ähnlichen Formen und Persönlichkeiten darstellt, so ergibt sich daraus ein sehr merkwürdiges psychophysisches und kulturgeschichtliches Problem, nämlich die Frage, wie sich die gleiche Naturanlage unter so verschiedenen Bedingungen, wie sie sich einerseits in den Verhältnissen zweier kleiner deutschen Staaten (Württemberg und Hessen), andererseits in dem gewaltigen Rahmen des alten Florenz zur Renaissancezeit darstellen, entwickelt und ausgestaltet hat. Unter der Voraussetzung, daß meine Auffassung der auffallenden Gleichheit der Naturanlage richtig ist, ergibt sich hier ein kulturgeschichtliches Experiment von größter Wichtigkeit, um die Bedeutung der Umgebung, in die ein Mensch mit seiner Anlage hineingeboren wird, richtig zu erfassen.

Ich möchte daher in diesem Buche jetzt, nachdem durch die gesonderte Behandlung der Familie Soldan Raum gewonnen ist, dafür eine Studie über die Florentiner Soldani einsetzen, bei der ich seit über 20 Jahren immer weiter in das Thema Renaissance und Familienforschung eingedrungen bin. Die allgemeine Auffassung, zu der ich dabei über die Entstehung der Renaissance gelangt war, habe ich schon in der II. Auflage dieses Buches unter Verwendung eines Vortrages, den ich bei dem I. Kongreß für Familienforschung, Ver-

erbungs- und Regenerationslehre in Gießen 1912 gehalten hatte, dargestellt, und habe diesen Teil jetzt in dem vorhergehenden Kapitel über Renaissance und Familienforschung wieder aufgenommen. In der folgenden Studie zeigt sich eine große Menge von Beziehungen zur Literatur, zu den politischen und kulturgeschichtlichen Verhältnissen, sowie zu den alten Florentiner Familien, die bei der Entstehung der Florentiner Renaissance biologisch, psychologisch und sozial eine Bedeutung gehabt haben. —

Bevor ich die Geschichte der Familie Soldani darstelle, muß ich bemerken, daß meine Ausführungen noch bei der Drucklegung infolge von Raumangel sehr gekürzt und die Zitate der Belegstellen sehr eingeschränkt werden mußten. Um den Familienforschern die Möglichkeit zur Nachprüfung und zur weiteren Behandlung des vorliegenden Themas zu geben, werde ich nach Abschluß dieses Buches das außerordentlich große Material von Auszügen aus Urkunden, ferner aus der Literatur, sowie eine ganze Reihe von literarischen Werken aus der Soldani-Familie, ferner auch Stammtafeln, Bilder und andere Belege in der Stiftung für Familienforschung an der Universitätsbibliothek in Gießen zugänglich machen, die später auch meine umfangreiche Sammlung über die deutsche Soldan-Familie zur Benutzung erhalten soll, sobald das gesonderte Buch über diese Familie erschienen sein wird. Ich möchte auf diesem Wege die Möglichkeit des weiteren vergleichenden Studiums der deutschen Soldan- und der Florentiner Soldani-Familie schaffen.

I. Die Soldanieri in Florenz im 13. Jahrhundert

Aus den Florentiner Urkunden und aus Dantes Göttlicher Komödie geht mit Sicherheit hervor, daß in Florenz während des 13. Jahrhunderts die Soldanieri genannte Familie eine große Bedeutung gehabt hat und im Besitz eines turmbewehrten Hauses, nach Art der alten Florentiner Stadtburgen, gewesen ist. Ferner hatten von etwa 1300 an in Florenz zwei, zunächst durch ihre Namen verwandte, Familien eine große Bedeutung, die Soldani und Soldini. Erstere sind geschichtlich unter dem Namen Bonaccorsi bekannt und waren mit einer ganzen Reihe der in der Renaissancezeit von 1300—1500 in Florenz herrschenden Familien verwandt. Die Soldini hatten, wie wir sehen werden, mindestens bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts eine ebenso bedeutende Stellung wie die Soldani. Es erheben sich bei der Vergleichung der Urkunden und sonstigen Quellen zwei miteinander eng zusammenhängende Fragen, nämlich

1. ob die beiden Familien unter sich blutsverwandt waren,
2. ob sie von den schon im 13. Jahrhundert in Florenz auf der Höhe von Macht und Ansehen stehenden Soldanieri abstammen. Über die letztgenannten, bei denen wir den Ausgangspunkt suchen, liegt eine Reihe von Quellen vor.

1. Die Soldanieri bei Dante

Dante hat in der Göttlichen Komödie eine außerordentlich große Menge von Ereignissen und Persönlichkeiten aus der Florentiner, und weiterhin der italienischen, Geschichte dargestellt und vor seinen Richterstuhl gezogen.

Das Geschlecht der Soldanieri hat Dante an zwei Stellen erwähnt, nämlich 1. im 16. Gesang des Paradiso, in dem Cacciaguida von dem Schicksal der alten Florentiner Geschlechter redet, 2. im 32. Gesang des Inferno, in dem er die Strafe der Verräter darstellt und dabei den Gianni (Giovanni) de' Soldanier nennt.

Ich lege den folgenden Zitaten zugrunde:

1. La Commedia di Dante Alighieri. Riveduta nel Testo e Commentata da Giulio Aquaticci, Foligno, Reale Stab. F. Campitelli 1898.

2. Die in geschichtlicher Beziehung sehr inhaltreiche Ausgabe von: Dante Alighieri's Göttliche Commoedie, Metrische Übertragung von Philalethes, dem damaligen König von Sachsen. B. G. Teubner, Leipzig 1868, 3 Teile.

3. Die in bezug auf die Übersetzung vorzuziehende Ausgabe von Prof. Dr. Karl Witte. Askanischer Verlag, Berlin 1921.

Diese drei Ausgaben ergänzen sich gegenseitig sehr gut. Die in Betracht kommenden Stellen lauten:

Zu 1.: Paradies, 16. Gesang, V. 79—93:

Dem Tod ist all das Eurige verfallen,
 So wie Ihr selbst; doch birgt sich das an Dingen,
 Die lange währen, ob des Lebens Kürze.
 Und wie der Mondeshimmel durch sein Kreisen
 Den Meeresstrand bald überschwemmt, bald aufdeckt,
 So tut Fortuna mit dem Volk von Florenz.
 Drum darf, was von den hohen Florentinern
 Ich sagen werde, deren Ruf die Zeit
 Verborgen hat, dir wunderbar nicht scheinen.
 Schon sinkend, doch als hochgestellte Bürger,
 Sah ich die Ughi, Greci, Catellini,
 Filippi, Alberichi und Ormanni.
 So alt als blühend sah ich neben denen
 Vom Haus della Sanella, die dell' Arca,
 Die Soldanier, Ardinghi und Bostichi.

Zu 2.: Hölle, 32. Gesang, V. 112—123:

Darauf er: Geh' hin und, was du willst, erzähle;
Entsteigst du aber diesem Schlund, so schweige
Von dem nicht, dessen Zunge jetzt so rasch war.
Das Geld beweint er, das ihm Frankreich gab.
Ich sah, so kannst du sagen, den von Duera
Da, wo's den Sündern nicht an Kühlung mangelt.
Und fragt man dich, wer sonst noch hier gewesen,
So hast den Beccheria du zur Seite,
Dem Florenz einst die Gurgel durchgeschnitten.
Gianni de' Soldanier ist, denk' ich, weiter
Dorthin mit Ganellon und Tribaldello,
Der, als man schlief, Faenzas Tor geöffnet. —

Bei Philalethes findet sich im 16. Gesang des Paradieses, V. 79 bis 93, zu Soldanieri folgende Anmerkung (Nr. 25):

„Die Soldanieri hatten ihr betürmtes Haus im Quartiere S. Pancrazio unweit Trinità. Sie waren ein altes, reiches und mächtiges Geschlecht und hatten nächst den Lamberti das sonderbare Recht, auf einem Pferde von Metall oder Messing begraben zu werden, ein Recht, welches bei ihnen jedoch nicht, wie bei den Lamberti, auf kaiserlicher Verleihung beruhte. Die Soldanieri waren anfangs entschiedene Ghibellinen, ja in der Nähe ihres Turmes war der Sammelplatz dieser Partei im Quartier von S. Pancrazio; sie teilten auch das Schicksal derselben bei ihrer ersten Vertreibung nach Friedrichs II. Tode. Welche Rolle später die Soldanieri spielten, darüber vgl. Inferno, Gesang 32, Note 26. In Dantes Zeit finde ich die Soldanieri nicht weiter genannt. Die meisten der in dieser Terzine erwähnten Geschlechter blühten also noch im 12. Jahrhundert, und auch Dante läßt sie zu Cacciaguidas Zeit noch nicht, wie die in der vorigen Terzine gedachten, im Sinken sein.“

Die Anmerkung Nr. 26 von Philalethes zu Dantes Göttliche Komödie, I. Teil, die Hölle, 32. Gesang, V. 112—123, lautet:

„Hans Soldanier setzte sich an die Spitze der gegen Guido Novello und die Ghibellinischen Geschlechter zu den Waffen greifenden Zünfte (vgl. Gesang 13, Note 13), obgleich er selbst aus edlem Ghibellinischem Hause war. Auch Villani tadelt seine Handlungsweise in folgenden Worten: Hans Soldanier machte sich zum Haupte des Volkes, um zu größerer Macht zu gelangen (per montare in stato), ohne das Ende zu bedenken, das daraus für die Ghibellinische Partei und zu seinem eigenen Schaden folgen sollte. Und es scheint, daß dies in Florenz immer das Schicksal derjenigen gewesen ist, die sich zu Volkshäuptern aufgeworfen haben (Villani, VII, 14).

In diesen Anmerkungen sind eine Reihe von interessanten Angaben enthalten, die jedoch der Nachprüfung bedürfen. Ich hebe folgende Punkte betreffend die Soldanieri hervor:

1. Mächtiges Geschlecht, anfänglich zur ghibellinischen Partei gehörig. Später teilweise Übergang zu den Guelfen.

2. Betürmtes Haus im Quartiere di S. Pancrazio unweit S. Trinità. In der Nähe Sammelplatz der Ghibellinen.

3. Sonderbares Recht, ebenso wie die Lamberti es hatten, auf einem Pferde von Metall oder Messing begraben zu werden. Wir werden auf die Punkte 2 und 3 später eingehen, wollen jedoch zunächst feststellen, was über die Soldanieri im 13. Jahrhundert bekannt ist.

2. Die Soldanieri in Davidsohns Geschichte von Florenz

Ein umfangreiches Material, nicht nur über die allgemeinen Verhältnisse, sondern über einzelne Familien, findet sich in Davidsohns Geschichte von Florenz verarbeitet. Ich stelle daher in folgendem zusammen, was sich in den drei Bänden des Buches über die Soldanieri finden läßt. Vgl. Davidsohn Buch, Bd. 1, S. 212, 392, 468, 509, Bd. 2, S. 92, 169, 413, Bd. 3, S. 217, 400.

Ich würde diese Ausführungen von Davidsohn, die einen vorzüglichen Einblick in die alte Florentiner Geschichte, besonders die Kämpfe zwischen Ghibellinen und Guelfen, sowie zwischen dem aufkommenden Bürgeradel und dem alten nach Florenz gezogenen Landadel, gern ausführlich wiedergeben, aber der Raum des Buches erlaubt es nicht. Ich werde jedoch Abschriften dieser Belegstellen dem Material in der Stiftung für Familienforschung in Gießen beilegen.

Aus diesen Darstellungen Davidsohns geht, in Übereinstimmung mit Philaethes, folgendes hervor:

1. Die Soldanieri waren ursprünglich ein zur ghibellinischen Partei gehörendes Geschlecht, von dem sich im 13. Jahrhundert ein Teil zu den Guelfen abwandte, wobei sich mehrere als Volksführer hervortaten. Die Familie kommt durch die höheren Zünfte, denen sie angehörte, zu bedeutenden Ämtern.

2. Ihrem Beruf nach waren sie ursprünglich Kaufleute, besonders im Gebiete des Woll- und Tuchhandels.

3. Die Soldanieri gehen ohne erkennbare Grenze in die schon vor 1300 urkundlich nachweisbaren Soldani über.

4. Die Bonaccorsi sind ein durch den vererbten Vornamen hervorgehobener Zweig der Soldani.

5. Eine Trennung von Soldani und Soldini wird bei Davidsohn nicht gemacht. Sie ist höchstwahrscheinlich erst am Ende des 13. Jahrhunderts durch die Scheidung der Familie in Ghibellinen und Guelfen eingetreten.

3. Urkunden

Zu dieser Darstellung Davidsohns paßt eine Reihe der mir vorliegenden Auszüge aus Urkunden sehr gut. So heißt es z. B. im Archivio diplomatico fiorentino: „Decembre 1244: Consiglio generale e speciale della città di Firenze, adunato nel palazzo dei Soldani.“ Hier heißt schon vor der Mitte des 13. Jahrhunderts die Familie Soldani, nicht Soldanieri. Dabei ist die Jahreszahl wichtig. Die Kirche Santa Trinità, bei welcher ein Soldanipalast an anderer Stelle erwähnt wird, wurde erst 1250 gebaut. Es hat also schon vor dieser Zeit einen Palast der Soldani im Quartiere S. Pancrazio in der Nähe der später erbauten Kirche Santa Trinità gegeben.

Ferner wird z. B. erwähnt Duccius Soldani nel 1282 del Consiglio del terzo di Camollia (Bibl. publica Senese). Also auch hier lautet der Name Soldani, nicht Soldanieri.

Als Quartier der Soldanieri oder Soldani im 13. Jahrhundert wird S. Pancrazio oder die in der Nähe liegende Kirche Santa Trinità angegeben. Im 14. Jahrhundert wohnten die Soldani bei Santa Croce, die Soldini bei Santa Maria Novella. Man muß diese verschiedenen Quartiere genau beachten und die Geschichte von Florenz damit vergleichen. Den Ausgangspunkt bildet der alte Palast der Soldanieri im Quartiere S. Pancrazio, wobei mehrfach die Kirche S. Trinità als benachbart genannt wird.

Um diese Angaben richtig zu bewerten, müssen wir einen Blick auf die Baugeschichte der Stadt werfen: Den alten Kern von Florenz bildet ein römisches Kastell, in dem sich zwei bedeutende Straßen kreuzten, nämlich 1. die von Südwesten nach Nordosten ziehende römische Militärstraße nach Bologna, die Via Cassia, die bei dem heutigen Florenz in der Flucht des Ponte Vecchio den Arno überschritt und über Fiesole weiterging. Sie wurde 187 vor Christus gebaut, 90 vor Christus erhielten Florenz und Fiesole lateinisches Bürgerrecht.

2. Die von Südosten kommende Straße aus dem Arnotale zum Meere, die bei Florenz entsprechend der Richtung des Flusses, und parallel zu diesem, an seiner rechten Seite von Südosten nach Nordwesten zog. An dieser Straße lag im Westen die Kirche San Pancrazio. Der Schnittpunkt der Straßen liegt ungefähr bei dem Gebäude Or San Michele im Zentrum von Florenz.

Die Kirche San Pancrazio liegt also an einem sehr alten Straßenzug und ist selbst eine der ältesten Kirchen von Florenz. Um die Lage von Santa Trinità zu erfassen, geht man von der Via Strozzi

an dem Ende des Palazzo Strozzi auf der Via Tornabuoni, welche die nordwestliche Seite des ältesten Stadtviereckes andeutet, nach links zur Piazza San Trinità und gelangt über den Ponte San Trinità auf die linke Arnoseite. San Pancrazio liegt also außerhalb des ältesten Stadtviereckes, aber innerhalb der zweiten, späteren Stadtmauer, die an der Via de Fossi, am jetzigen Ponte Carraia, d. h. der westlichen Arnobrücke, auf den Arno traf.

Der Palast der Soldanieri lag also sehr wahrscheinlich unweit San Trinità, nahe dem Palazzo Strozzi, an der späteren Via Tornabuoni, d. h. nahe der ältesten römischen Stadtmauer. Da hier beträchtliche bauliche Änderungen geschehen sind, ist das Verschwinden des alten Soldanipalastes erklärlich. In Verinis Zeiten war noch Kunde davon vorhanden, wie dies aus dem Buch *de Illustratione urbis Florentinae* (Bd. 3, S. 89) hervorgeht.

4. Die Begräbnisstätte der Soldanieri

In dem Zitat aus den Anmerkungen des Philalethes zu Dantes Göttlicher Komödie war die Rede von der sonderbaren Begräbnisart der Soldanieri, die auf Pferden aus Metall beigesetzt wurden. Dabei ist als weiteres Beispiel auf die Lamberti verwiesen, denen dieses Recht vom Kaiser erteilt worden war. Diese Überlieferung geht durch die alte Florentiner Literatur und hat sogar bildlichen Ausdruck gefunden. P. Francesco Soldini, dem wir die Familiengeschichte der Soldini verdanken, hat seinem Buch *dell' Eccellenze e Grandezze della nazione fiorentina* ein von ihm selbst stammendes Phantasiebild dieser Begräbnisstätte, mit den Versen des Verini versehen, beigegeben (vgl. Tafel I, Figur 17).

So sonderbar diese Überlieferung erscheint, muß sie doch unbefangen geprüft werden. Die Belegstellen finden sich

1. bei Ugolino Verini in der Schrift *De illustratione urbis Florentinae*, 3. Buch, S. 52. Hier stehen die Verse, die Francesco Maria Soldini seiner Zeichnung der Begräbnisstätte der Soldanieri beigegeben hat.
2. in dem Buche *Dell' eccellenze e grandezze della nazione fiorentina* von Pater Francesco Soldini, Einleitung S. LII.
3. bei Adamello in seiner historischen Erzählung *Marietta de Ricci*, S. 828.

In übereinstimmender Weise taucht in diesen drei Belegstellen die Sage von der Bestattung der Soldanieri auf metallenen Pferden auf.

Wenn an dieser Erzählung etwas Wahres ist, so deutet sie auf ein Familienbegräbnis in einer Kirche, und zwar erinnert die ganze Beschreibung an eine Krypta mit einer besonderen Art der Auf-

Fig. 17. Grabstätte der Soldanieri.

Fig. 18. Wappen der Sextus in Florenz.

Fig. 19 u. 20. Wappen und Fähnlein der Quartiere in Florenz.

Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig.

bahrung. Da nun die Soldanieri sicher zum Quartier der Kirche San Pancrazio gehörten, so kommt diese in erster Linie als Begräbnisstätte der Familie in Betracht. Dies wäre jedoch nur möglich, wenn die Kirche San Pancrazio schon vor dem Jahre 1244, aus welchem das Vorhandensein eines Palastes der Soldanieri bezeugt ist, vorhanden war.

Es ist nun zum Vergleich interessant, daß auch in der deutschen Soldanfamilie eine zunächst sonderbar erscheinende Überlieferung über eine alte Grabkapelle bei der Sankt Johanneskirche in Brackana (= Brackenheim in Württemberg) bestand, die zunächst ganz phantastisch erschien, bis ich diese Grabkapelle tatsächlich ausgegraben habe (vgl. Familienforschung und Vererbungslehre, I. Aufl., 1907, S. 123—133, II. Aufl., 1922, S. 116—120). Es erscheint daher mindestens erlaubt, der Florentiner Sage einmal gründlich nachzugehen. Man muß dazu ältere Quellen suchen, da erfahrungsgemäß in moderner Zeit viele Überlieferungen verloren gegangen sind. In meinen Händen ist das Buch: Firenze antica e moderna illustrata Tom. I—VIII. In Firenze MDCCXCVII (1797) Presso Anton-Giuseppe Pagani, e Comp., das außerordentlich interessante Beschreibungen und eine Reihe von Kupferstichen alter Florentiner Baulichkeiten enthält. Im 7. Bande, Kap. 18, S. 213—234, wird die Chiesa di Pancrazio behandelt. Dabei wird am Anfang auf die Beschreibung der Kirche von Rosselli Bezug genommen, dessen Worte angeführt werden. Die Kirche wird als sehr alt (antichissima) bezeichnet, „wenn auch nicht die, welche man jetzt sieht, sondern die, der die jetzige gefolgt ist“. Sie war viele Jahre vor 1078 vorhanden, da sie bei der Konstruktion des zweiten Mauerringes zwischen diesem und der römischen ersten Stadtmauer eingeschlossen wurde. In der Nachbarschaft lag die Porta di San Pancrazio, die bei der ältesten Stadteinteilung von Florenz als Kennzeichen eines Stadtviertels von Bedeutung war. Die Straße von diesem Tor zur Kirche hieß in alter Zeit Borgo di San Pancrazio, dem jetzt die Via della Spada als Fortsetzung der Via Strozzi entspricht. Die Porta di San Pancrazio lag ungefähr am Schnittpunkt der jetzigen Via Tornabuoni und der Via Strozzi.

Zwischen 1236 und 1254 kam die Kirche in den Besitz des Klosters Vallombrosa, das wir bei der Darstellung des P. Fedele Soldani kennenlernen werden.

Nun wird Seite 215 des 7. Bandes des genannten Buches eine genaue Beschreibung vom Inneren der Kirche von San Pancrazio gegeben, die ich nur ungern wegen Raummangel weglasse. Es geht

4 Sommer, Familienforschung, 3. Aufl.

daraus hervor, 1. daß San Pancrazio die Begräbniskirche der Bonaccorsi Soldani war, 2. daß zwar zu Rossellis Zeiten in der sichtbaren Kirche wenige Denkmäler vorhanden waren, daß jedoch unter dieser eine verborgene und nur durch einen schmalen Gang und nur mit Licht zugängliche, unterirdische Kirche (Krypta) lag, in der sich viele alte Sandsteinwappen, aus den Wänden gerissen, an die Pfeiler gelehnt befanden. Dies stimmt in ganz auffallender Weise zu der obigen Überlegung, daß die Sage von der Soldani-Aufbahrung auf Pferden aus Metall auf eine Krypta als Begräbnisstätte deutet. Dazu kommt die Angabe, daß der Eingang zu dieser Krypta am Winkel (canto), der vom Grabmal der Bonaccorsi kommt, gelegen war, die familienhistorisch mit den Soldani identisch sind, so daß also zu Rossellis Zeit die Überlieferung von der Begräbniskirche der Soldani noch vorhanden war.

Ferner ist noch wichtig, daß hier neben dem der Ruccellai der Name der Federighi auftaucht, die, wie wir sehen werden, ein Zweig der Bonaccorsi Soldani sind. Der Weg, der von der dritten Arnobrücke (Ponte Carraia) zum nordwestlichen Ende von San Pancrazio führt, heißt jetzt noch Via de Federighi. Der Teil, der am nächsten an der Kirche liegt, heißt auf einer mir vorliegenden Karte charakteristischerweise Via delle arme (Wappenstraße), was auf das frühere Vorhandensein von alten Wappen in der Krypta der Kirche deuten könnte.

Jedenfalls war San Pancrazio das Erbbegräbnis der Bonaccorsi Soldani und der Federighi, eines Zweiges der Soldani. Dem entspricht die Tatsache, daß in der Kirche folgender Grabstein vermerkt wird: R. P. Benotti de Federighis, Episcopi Fesulani Qui vir integerrime vite summa cum laude vixit annoque M. C. C. C. C. L. defunctus est. Er starb also 1450. Das Grabmal war von Luca della Robbia. Dieser Bischof aus dem Geschlecht der Federighi wurde also noch viel später in der Kirche, die das alte Erbbegräbnis der Bonaccorsi Soldani und der Federighi enthielt, beigesetzt. Alles spricht dafür, daß, wenn die Sage überhaupt einen objektiven Inhalt hat, dieser in einer uralten Krypta unterhalb der Kirche von San Pancrazio zu suchen ist. Entsprechend dieser Vermutung hatte ich, seit meiner ersten Studie über die Soldani in Florenz im Jahre 1905, schon lange Zeit die Absicht, diese Idee an Ort und Stelle zu prüfen, die Zeitverhältnisse haben jedoch die Ausführung des Planes verhindert. Nun möchte ich in diesem Zusammenhange eine archäologische Untersuchung der Subkonstruktionen von der Kirche

San Pancrazio in Florenz, die schon lange nicht mehr als solche benutzt wird, anregen. Daß hier noch Denkmäler und Wappen vorhanden sein können, erscheint nicht ganz ausgeschlossen, wenn man den Bericht Rossellis vergleicht. Danach war der Eingang schon damals fast völlig verlegt, während sich noch alte Sandstein-Wappen in der Krypta befanden. Es wäre daher jedenfalls schwer gewesen, sie zu entfernen, da offenbar ein anderer Eingang von außen nicht vorhanden war. Es erhebt sich also hier, ebenso wie seinerzeit im Beginn meiner Studien über die deutschen Soldane, eine archäologische Aufgabe, die bei dem hohen Alter dieser Kirche vielleicht überraschende Dinge zutage fördern kann.

II. Die Soldani und Soldini im alten Florenz

Ebenso wie das Vorhandensein der Soldanieri im 13. Jahrhundert, ist das der Soldani schon vor 1300 und der Soldini ungefähr vom Jahre 1300 ab urkundlich sicher erwiesen. Dabei sind die Soldani als gleich mit der von Dante als Soldanieri bezeichneten Familie zu erachten. Weiterhin läßt sich zeigen, daß die Soldini eine gegen Ende des 13. Jahrhunderts entstandene Abzweigung aus der Familie Soldani waren.

1. und 2. Die Wappen und Quartiere der Soldani und Soldini

Nach übereinstimmenden Florentiner Urkunden zeigte das Wappen der Bonaccorsi Soldani ein schräg von rechts oben nach links unten gestelltes rotes Band mit je drei roten Rosen zu beiden Seiten im weißen Feld (*Campo d' argento, rose e bande rosse*). Mit den Urkunden stimmen die literarischen Quellen: Rosselli, *Sepoluario*, und Segaloni, *Priorista*, sowie Manni, *Il senato fiorentino* überein. Das Wappen der Soldini zeigte ein quergestelltes weißes Band im roten Feld. Die drei Rosen der Soldani fehlen dabei, dafür sind bei den Soldini, z. B. in dem Buch über die Abstammung der Familie von P. Francesco Maria Soldini, drei Muscheln vorhanden. Es stimmen also die Wappen darin überein, daß sie beide ein Band im farbigen Feld und die Farben rotweiß zeigen. Der Unterschied liegt in folgenden Punkten:

1. In der Verteilung der Farben (Soldani rotweiß, Soldini weißrot).
2. In der Stellung des roten bzw. weißen Bandes (bei den Soldani schräg, bei den Soldini quer).
3. Bei den Soldini fehlen die Rosen, dafür sind Muscheln eingesetzt.

Diese Gleichheit und Differenzierung der Wappen stimmt zu der aus anderen Gründen zu machenden Annahme, daß die Soldini ein Zweig der Soldani sind, der sich durch die leichte Änderung des Namens und Wappens von dem Hauptstamme unterschied. Der Grund für diese Trennung liegt sehr wahrscheinlich in den politischen Verhältnissen des 13. Jahrhunderts. Was das Alter der Wappen betrifft, so ist im Selpoltuario von Rosselli verzeichnet: Ser di ... Soldini 1327.

Die Wappen und Familien Soldani und Soldini sind also miteinander verwandt, haben jedoch zu dem alten Wappen der deutschen Soldane mit den Zeichen Sonne, Mond und Sterne keinerlei Beziehung.

Aus Florentiner Urkunden ergibt sich als Quartier für die Soldani: Santa Croce, Leon nero, für die Soldini: Santa Maria Novella, Leon bianco. Um diese Bezeichnungen zu verstehen, muß man sich die alten Stadteinteilungen von Florenz klarmachen. Die älteste ist entsprechend der Entstehung aus einem römischen Lager, das um eine Straßenkreuzung herumgebaut war, eine Vierteilung.

Das älteste Florenz bestand also aus vier Teilen (Quartiere), die nach den Haupttoren genannt wurden, im Norden Porta Domus, im Westen Porta San Pancrazii, im Süden Porta Burgi, im Osten Porta St. Pietro. Zu diesen Vierteln traten im 13. Jahrhundert zwei weitere Stadtteile, nämlich 1. jenseits des Arno (Ultra arnum), 2. im Osten nahe dem Arno bei der Kirche S. Piero Scheraggio. Sehr wahrscheinlich war der starke Verkehr, der von Süden und von Osten kam, der ursprüngliche Grund für die weitere Entwicklung dieser Stadtteile. So entstand aus der ursprünglichen Vierteilung eine Sechsteilung (Sextus), und zwar Sextus Portae Domus, Sextus S. Pancrazii, Sextus Portae Burgi, Sextus Portae S. Petri, Sextus S. Piero Scheraggio, Sextus Ultra arnum. Nach P. Francesco Soldini waren die Wappenbilder folgende (Tafel I, Figur 18 nach den Bildern in seinem Buche *Delle Eccellenze e Grandezze della Nazione Fiorentina*).

1. Sextus Portae Domus: Eine Kirche von der Form des Florentiner Baptisteriums, schwarzweiß im weißen Felde.
2. Sextus S. Pancrazii: Eine rote Klaue im weißen Felde.
3. Sextus Burgi: Ein schwarzer Bock im weißen Felde.
4. Sextus Portae S. Petri: Zwei miteinander verbundene Schlüssel, rot im weißen Felde.
5. Sextus S. Piero Scheraggio: Ein blaues Rad im weißen Felde.
6. Sextus Ultra arnum: Eine rote Brücke mit 3 Bogen über einem blauen Flusse im weißen Felde.

Seit der Organisation der Volkswehr in der Mitte des 13. Jahrhunderts, die sich besonders gegen Übergriffe des ghibellinischen Adels richtete, wurden in diesen Sextus 20 Kompagnien gebildet, die jede eine besondere Fahne mit einem Abzeichen, Gonfalone genannt, hatten. Der gewählte Anführer hieß Gonfaloniere. Die ganze Volkswehr stand unter dem Capitano del popolo. Von den Sextus stellten die Ultra arnum und die San Piero Scheraggio je 4, also zusammen 8, die anderen 4 je 3, also zusammen 12, im ganzen 20 Fähnlein, auf. Die Wappen der Kompagnien waren:

I. In Sextus Portae domus: 1. Ein goldener Löwe im blauen Felde. 2. Ein blauer Löwe im weißen Felde. 3. Ein grüner Drache im weißen Felde.

II. In Sextus San Pancrazii: 1. Roter Löwe im grünen Felde. 2. Roter Löwe im weißen Felde. 3. Ein weißer Löwe im blauen Felde.

III. In Sextus di Borgo S. Apostolo: 1. Eine rote Schlange im goldenen Felde. 2. Ein schwarzer Adler im weißen Felde. 3. Ein weißes Roß mit einem Gurt, auf dem sich ein rotes Kreuz befindet (Abzeichen der Fahne des Volkes), das Ganze im grünen Felde.

IV. In Sextus Portae San Piero: 1. Gekreuzte Schlüssel im goldenen Felde. 2. Oben ein roter Streifen, darunter ein weißes Feld mit Fellen von Fehen (pelli di vaji). 3. Ein Rad mit schwarzweißem Reif im roten Felde.

V. In Sextus San Piero Scheraggio: 1. Ein Feld mit weißen und schwarzen Querstreifen (3×2). 2. Ein schwarzer Löwe im weißen Felde. 3. Ein goldenes Rad im blauen Felde. 4. Ein schwarzer Stier im weißen Felde.

VI. In Sextus Ultra arnum: 1. Fünf rote Muscheln im weißen Quadrat, umgeben von blauer Einfassung. 2. Eine schwarze Peitsche im weißen Felde. 3. Eine weiße Leiter im roten Felde. 4. Ein blauer Drache im roten Felde.

In dieser Übersicht der Fähnlein (Gonfaloni) finden wir den weißen Löwen (im blauen Feld) in Sextus San Pancrazii (also im Westen der Stadt), den schwarzen Löwen (im weißen Feld) in Sextus S. Piero Scheraggio (also im Osten der Stadt, nahe dem Arno).

Nachdem die großen Kirchen Santa Croce an der Ostseite der Stadt und Santa Maria Novella im Nordwesten der Stadt gebaut waren (Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts) und die Stadt sich in diesen Richtungen erweitert hatte, wurde die Einteilung in Sextus (Sechstel) wieder von einer in Quartiere (Viertel) abgelöst. Diese hießen nach den darin befindlichen Hauptkirchen (Taf. I, Fig. 19—20 nach den Bildern in dem Buche des P. Francesco Maria Soldini, *Delle Eccellenze e Grandezze della Nazione Fiorentina*):

1. Quartiere Domus, mit dem Wappen: Domkirche im blauen Feld.

2. Quartiere Santa Maria Novella, mit dem Wappen: Goldene Sonne im blauen Feld.

3. Quartiere Santa Croce, mit dem Wappen: Rotes Kreuz mit goldenen Strahlen im weißen Feld.

4. Quartiere San Spirito (jenseits des Arno), mit dem Wappen: Taube, von oben nach unten fliegend, mit goldenen Strahlen aus dem Schnabel, im blauen Feld.

Es sind also zwei von den älteren Sextus dadurch verschwunden, daß sie auf die neuen Viertel (Quartieri) aufgeteilt wurden. Und zwar entspricht das Quartiere San Spirito der alten Sextus Ultra arnum, das Quartiere Santa Croce der Sextus San Piero Scheraggio, das Quartiere Domus der Sextus portae Domus nebst der Sextus San Piero, während Sextus San Pancrazii im Quartiere Santa Maria Novella aufgegangen ist. Somit gehörte die Kompagnie Leon nero vom Sextus San Piero Scheraggio nunmehr zum Quartiere Santa Croce, die Kompagnie Leon bianco vom Sextus San Pancrazii nunmehr zum Quartiere Santa Maria Novella. Zu ersterer gehörten die Soldani, zu letzterer die Soldini. Dies ist der Sinn der kurzen Einträge in den Urkunden:

Soldani: Quartiere Santa Croce, Leon nero.

Soldini: Quartiere Santa Maria Novella, Leon bianco.

3. Der Senator Jakopö Soldani

Einen Höhepunkt der Familie Bonaccorsi Soldani bildet der Senator Jakopo Soldani, der in seiner Zeit eine außerordentliche Bedeutung gehabt hat. Da sich die genealogischen Versuche über die ganze Familie Bonaccorsi Soldani wesentlich auf die Abstammung dieses Mannes beziehen, möchte ich ihn voranstellen, obgleich er zeitlich am Ende der Renaissanceperiode steht. Bei Manni, *Il senato fiorentino* heißt es „Jakopo di Bernardo di Giovanni Soldani, nato 1. Ottobre 1579. Dottore, aio del Prinzipe Cardinale Leopoldo di Toscana. Gentiluomo della Camera del G. Duca Ferdinando II., Senatore fiorentino anno 1637, morto 10. Aprile 1641, sepolto in S. Croce di Firenze, autore di un libro di satire stampato in Firenze.“ Jakob Soldani wurde also 1579 geboren und war mit der Familie Medici nahe verwandt, da er der Onkel des Fürstbischofs Leopold di Medici war. Diese Verwandtschaft beruht darauf, daß Jakopo Soldani als Gattin Clarice di Piero di Francesco Aldobrandini hatte, deren Schwester die Mutter des Kardinals Leopoldo di Medici war. Da auch der Großherzog Ferdinando II. zu den Mediceern gehört, ist die

Verwandtschaft Jakob Soldanis mit dem regierenden Fürsten erwiesen. Die Beziehung des Kardinals Leopold von Medici zu dem Großherzog Ferdinand II. von Medici besteht darin, daß sie Brüder waren. Jakob Soldani ist aber nicht nur äußerlich mit den Mediceern verwandt, sondern auch innerlich, er bildet einen Ausläufer des natürlichen Adels, der in der Florentiner Oberschicht der Renaissancezeit von 1300—1500 eine entscheidende Bedeutung gehabt hat.

Von seinen Werken konnte ich bisher ermitteln und zum Teil erwerben 1. *Satire di Jacopo Soldani Con annatozioni di Giuseppe Bianchini*, Firenze, Albizzini 1751, 8^o. Diese Ausgabe der Gedichte ist also erst 1751 gedruckt, über 100 Jahre nach dem Tode des Jakob Soldani (1641), aber die Satiren haben schon zu Lebzeiten des Verfassers eine weite Verbreitung bekommen und haben sehr stark gewirkt, besonders durch die Stellungnahme zu zeitgeschichtlichen Ereignissen und Persönlichkeiten. Wichtig ist, daß Jakob Soldani als Verteidiger des stark angegriffenen Galilei aufgetreten ist. Die Titel der 1751 gedruckten Satiren lauten: *Satire I: Sopra la Corte, II: Sopra l'Ipocrisia, III: Sopra la Satira, IV: Contro i Peripatetici, V: Contro il Lusso, VI: Sopra l'inconstanza degli umani desideri, VII: Contra 'l Lusso, e l'Avarizia*. In bezug auf die Manuskripte der Satiren sei auf die *Codices Magliabecchiani* hingewiesen. Die Beziehung auf Galilei ist in der vierten Satire vorhanden, die folgendermaßen beginnt:

Or che'l giorno e la notte in egual libra
stanno sulle bilance, e l'aurea chioma
più temperata il Sol dispiega e vibra usw.

Man fühlt bei diesen Versen die Anklänge an Dantes Schreibart in der Göttlichen Komödie.

In den Anmerkungen wird gesagt: *Il nostro senatore Soldani, come eccellente Filosofo e Scolare del celebratissimo Galileo, loda in questa Satira lo studio delle moderne Filosofie: e nell' istesso tempo difende quel grand' uomo da molte calunnie, dategli ingiustamente dagli emuli e dagl' ignoranti*. — Jakopo Soldani war also ein Schüler, Verehrer und Verteidiger von Galilei.

Auch von Nelli, *Vita del Galileo* 1771, wird Jakopo Soldani als Schüler von Galilei bezeichnet.

2. *Orazione in lode di Ferdinando I. Medici*, Firenze, Marescotti 1609 in 4^o. Der genaue Titel des mir vorliegenden Buches lautet: *Delle Lodi di Ferdinando Medici Granduca di Toscana, orazione di Jakopo Soldani Recitata da lui nell' Academia de gli Alte-*

rati, Il dì 25 di Giugno MDCIX. In Firenze, Appresso Cristofano Marescotti 1609.

3. Orazioni. Vedi Prose fiorentine, parte 1^a del vol. 1^o e parte 1^a del vol. 4^o. Firenze, 1716 in 4^o. Jakob Soldani wird auf dem Bilde in der Pinacotheka Bonarrotiana ausdrücklich als Orator bezeichnet.

4. Orazione in morte di Ferdinando I. (Manoscritto Magliabech.).

5. Dedicatoria al Granduca Ferdinando II. de Medici (Cod. Magliabechian.). Ferdinand II. wurde als Nachfolger von Ferdinand I. Großherzog von Toskana.

6. Lezione sopra il Brindisi recitata nella academia Fiorentina il dì 20 di Gennaio 1597 (Manoscritto nella Bibl. Marucelliana). Da Jakopo Soldani 1579 geboren ist, war er merkwürdigerweise bei dieser Vorlesung über das Brindisi in der Akademie erst 18 Jahre. Die Schrift ist 1886 von Cesare Calvi mit Anmerkungen herausgegeben worden. In diesen ist (S. 21) über das Titelwort Brindisi gesagt „Letterariamente significa un componimento di genere diti-rambico, fatto a tavola o fuori, mentre si beve all' altrui salute“. Brindisi ist also ein begeisterter Trinkspruch.

7. Trattato delle virtù morali (Manoscritto alla Magliabechiana). Jakob Soldani war also, wie dies schon in kritischer Form in den Satiren, z. B. gegen die Peripatetiker zur Erscheinung kommt, ein Moralphilosoph. —

Eine Gesamtausgabe seiner Werke wäre sehr wünschenswert, allerdings müßten in Anmerkungen die zeitgenössischen Beziehungen klargelegt werden. Jakob Soldani war einer der geistigen Führer von Florenz nach der Renaissance, und seine Worte galten viel. So findet sich bei Andrea Cavalcante eine charakteristische Erzählung di una savia risposta di Jakopo Soldani a un Senese contrario a Dante. Hier tritt er als Anhänger von Dante, wie in den Satiren als Verteidiger von Galileo auf.

An anderer Stelle wird er als Freund von Tomasso di Alessandro Segni bezeichnet und seine Unterhaltung mit diesem erwähnt (Cod. Riccardiano). Am wichtigsten ist, daß Jakob Soldani sehr befreundet mit Michelangelo dem Jüngeren war und mit diesem große Verdienste um die Einrichtung des Michelangelomuseums in Florenz hatte. In der Pinakothek dieser Galerie befindet sich ein Bild des Jakob Soldani, das als Kupferstich in der 1751 gedruckten Ausgabe der Satiren wiedergegeben ist (Taf. II, Fig. 21). Dieses Bild ist hochinteressant, besonders wegen seiner auffallenden Ähnlichkeit mit Michelangelo. Die breite mächtige Stirn mit den geschwungenen

Fig. 21. Jacobus Soldanius, Senator Florentinus.

Fig. 22. Bronzen von Massimiliano Soldani.

Fig. 23. Bronzerelief von Massimiliano Soldani.

Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig.

Augenbrauen sowie das kräftige Kinn geben dem Kopf etwas Gewaltiges und Kühnes.

Über die Abstammung und Nachkommenschaft dieses bedeutenden Mannes findet sich in den Florentiner Archiven eine Reihe von genealogischen Zusammenstellungen. Nach einer davon (*Copiato dei manoscritti Passerini cartella 190 R. Bibl. Nazionale di Firenze*) hatte er 8 Kinder, 5 Mädchen, und 3 Knaben: Filippo, Gio. Domenico und Francesco. Filippo ist bezeichnet als vescovo di Fiesole, Archiprete, Vicario generale della metropolitana fiorentina, morto 13. Agosto 1674. Filippo ist also der bekannte Bischof von Fiesole, den wir in der Verwandtschaft des Bildhauers Massimiliano Soldani wiederfinden werden. Mit ihm erlischt aber diese Linie, während der Stamm der Soldani in Wirklichkeit weiterlebte. Sein Bruder Gio. Domenico war cavaliere di San Stefano. Ob von dem dritten Bruder Pier Francesco Nachkommen vorhanden waren, ist mir unbekannt. Der Vater, Jakob Soldani, hatte einen Bruder Antonio, der als Fra (Geistlicher) und Cavaliere di Malta bezeichnet ist.

Auch die Vorfahren des Jakob Soldani und, was für uns wichtig ist, die zugehörigen Frauen sind durch mindestens vier Ahnenreihen völlig klargestellt. Sein Vater war Bernardo, gestorben 1606, dessen Gattin Ginevra di Francesco Aldobrandini, gestorben 4. Juni 1624. Jakopo Soldani stammte also aus einer Kreuzung der Familien Soldani und Aldobrandini, und heiratete wiederum eine Aldobrandini, und zwar offenbar die Tochter eines Bruders seiner Mutter, des Piero di Francesco Aldobrandini. Denkt man weiter an die Verwandtschaft mit den Medici durch die Familie Aldobrandini, so erkennt man die enge Verbindung der in jener Zeit herrschenden Familien in Florenz.

Der Vater Bernardo hatte 5 Geschwister, 3 Brüder: 1. Filippo (Testament vom 23. Juli 1617), 2. Antonio (Testament vom 15. Juni 1577) und 3. Giovanni, sowie 2 Schwestern, deren Gatten genannt sind: 1. Katharina, moglie a Filippo del Sera und 2. Lucrezia, moglie a Paolo Carnesechi. Von diesen interessiert uns besonders die Ehe Katharina Soldani und Filippo del Sera, da die Mutter von Michelangelo eine geborene del Sera war. Jakopo Soldani war also auch mit Michelangelo durch die Familie del Sera verwandt.

Der Aszent geht dann ohne Nennung von Geschwistern weiter: Bernardo di Giovanni (Moglie Lena di M. Francesco Gualterotti 1529), di Bernardo (nato 1475, also im gleichen Jahre wie Michelangelo Buonarroti, moglie Katharina di Matteo Buongianni 1502), Giovanni

(nato 1453, de Priori l'anno 1488, moglie Piera di Pancrazio Siminetti 1473).

Die Soldani waren danach in der Zeit seit Ende des 15. Jahrhunderts mit den Familien Siminetti, Buongianni, Gualterotti, del Sera, Carnesechi, Aldobrandini (mit letzteren mehrfach) verschwägert. Dabei ist besonders die Familie Siminetti interessant, aus der sehr wahrscheinlich la bella Siminetta, die von Leonardo da Vinci in seinem Bilde der Mona Lisa verklärt worden ist, stammt. Immer deutlicher zeigt sich ein Komplex alter Florentiner Familien, mit denen die Soldani in engster Verbindung stehen.

Auch die Fortsetzung des Aszentes von Jacopo Soldani bis zu Bonaccorso Soldani im 13. Jahrhundert ist aus der Sammlung Passerini ersichtlich, sie führt durch den urkundlich leicht nachweisbaren Gonfaloniere Philippozzo Soldani im Jahre 1343. In der Vorrede der Ausgabe der Satiren des Jakopo Soldani von 1751 ist über den Bischof Filippo Soldani, den Sohn des Jakopo gesagt: „In cui si spense la sua nobile Famiglia discendente da Philippozzo di Buonaccorso di Ser Soldano, Gonfaloniere di Giustizia nel MCCCXLII (1342, in der Stammtafel 1343), alla qual Dignita fecero poi corona XIII Priori nella nostra repubblica per lo Quartiere di S. Croce.“ Das Amt eines Gonfaloniere della Giustizia war ein sehr bedeutendes. Hier wird auch übereinstimmend mit den Urkunden Santa Croce als Stadtviertel, aus dem diese Wahl hervorging, genannt.

Mit dieser Angabe stimmt die Stammtafel der Sammlung Passerini. Der Aszent von dem obengenannten Giovanni, geboren 1475, geht in folgender Weise weiter: Giovanni di Bernardo (de Signori 1450, in einem anderen Blatt steht genauer: nato 1416. De Priori 1452, 1462, 1468) — di Buonaccorso (de Signori 1435, an anderer Stelle: de Priori 1435) — di Niccolo (de Signori 1375) — di Filippo, Gonfaloniere 1343 (an anderer Stelle: Gonfaloniere 1343 e ancora 1358, moglie Ginevra di Tribaldo di Rinaldo da Castello vecchio) — di Buonaccorso (1260).

Außer dieser geraden Blutlinie ist in den in der Sammlung Passerini vorliegenden Stammtafeln noch eine große Anzahl von Seitenverwandten genannt, zum Teil mit genauer Angabe des Jahres von bestimmten Ämtern, sowie der eingeheirateten Frauen. Diese genealogischen Zusammenstellungen beruhen offenbar auf umfassender Kenntnis von Urkunden, auch stimmen die in meinen Händen befindlichen Auszüge und Notizen damit durchaus überein, z. B. finde ich folgende Erwähnung eines Druckwerkes betreffend Francesco

Petrarcha: *Commento di Jacopo di Messer Poggio sopra el Triompho della Fama di Messer Francesco Petrarcha a Lorenzo di Piero di Cosimo de Medici*. Impresso in Firenze per Ser Francesco Bonaccorsi a petitione di Alexandro di Francesco Varochi cittadino Fiorentino, nel anno MCCCCLXXXV (1485). Hier ist also als Drucker und wahrscheinlich auch Verleger dieses sehr frühen Druckwerkes Francesco Bonaccorsi genannt, was zu der Stammtafel bei Passerini stimmt. Der Aszent lautet dort: Francesco (moglie Caterina —) di Bonaccorso (n. 1444) di Bernardo (nato 1416), welch letzterer in dem Aszent des Jakopo Soldani vorkommt. Auch sonst habe ich Belege für die Richtigkeit der Angaben der Stammtafel. Somit erscheint die Abstammung des Jakopo Soldani von der Familie Bonaccorsi Soldani völlig sichergestellt.

4. Der Maler Pietro Buonaccorsi Soldani

Pietro Buonaccorsi, genannt Pierino del Vaga, war 1500 in Florenz geboren und ist 1547 in Rom gestorben. Da er bei dem Maler Vaga in Florenz in der Lehre war, bekam er den Namen Pierino del Vaga, d. h. das Peterchen vom Vaga. Dieser Lehrjungenname ist an ihm hängengeblieben und von der Kunstgeschichte übernommen worden. Er war der Sohn eines der vielen Buonaccorsi, die in der Familie Soldani unter diesem erblich gebliebenen Vornamen vorkommen. Pietro war Raffaels Schüler, nach dessen Zeichnungen er in den Loggien und anderen Räumen des Vatikans Stukkaturen und Dekorationsmalereien ausführte. Sodann kam er nach Genua und zierte den Palazzo Doria mit Wandmalereien und Stukkaturen. Später war er wieder in Rom, besonders auch kunstgewerblich, tätig und schuf die Decke der Sala regia des Vatikans. Ein Ölbild von ihm hängt in den Uffizien von Florenz. Im übrigen verweise ich auf den Grundriß der Kunstgeschichte von Wilhelm Lübke, IV. Aufl., Stuttgart 1868, S. 594, worin Pietro in dem Kapitel über die bildende Kunst im 16. Jahrhundert genannt und als Lehrer von Luca Cambiasi hervorgehoben wird, — ferner auf das Handbuch der Kunstgeschichte von Rosenberg, 1902, S. 349, worin gesagt ist, daß Pierino del Vaga besonders im Palazzo Doria Hervorragendes geleistet hat. Bei ihm treten die der Bildhauerei nahestehenden kunstgewerblichen Fähigkeiten hervor, die sich in der Familie Soldani und Soldini häufig finden, und sich z. B. bei einem Mitglied der Familie in dem Schneiden von Modellen für die Florentiner Münzen ebenso gezeigt haben wie bei dem deutschen Bildhauer Philipp Soldan in dem Schnei-

den von Modellen für die Ofenplatten in den Eisenhütten des Klosters Haina in Hessen.

5. Der Historiker P. Fedele Soldani aus Poppi

Eine Gruppe der Soldani-Familie lebte in Poppi, im oberen Arnotal. Aus ihr ist ein literarisch sehr tätiger Historiker, der Pater Fedele Soldani, hervorgegangen, dessen Lebensbeschreibung ich hier geben möchte. Er war Mönch im Kloster Vallombrosa, das 1015 auf der Berghöhe des Prato magno von Giovanni Gualberto (Johann Walbert) begründet worden war. Dieser Bergzug liegt zwischen dem mittleren und dem oberen Arnotal, das bei Arezzo nach Nordwesten umbiegt, so daß man von der Berghöhe nach Westen und Osten zum Arnotal hinabsieht. Man kommt jetzt von Florenz Arno-aufwärts nach S. Ellero und fährt von hier mit der Zahnradbahn hinauf nach Saltino, von wo man in etwa 25 Minuten, auf der Höhe von fast 1000 m, das alte Kloster Vallombrosa, jetzt Forstlehranstalt, erreicht.

Nach Osten gelangt man abwärts in das obere Arnotal nach Bibbiena, weiter aufwärts im Tale nach Poppi und schließlich über Prato vecchio nach Stria. Nordöstlich hiervon zieht sich parallel dem oberen Arnotal der hohe Appenin, das Rückgrat Italiens hin, auf dessen Höhe die Sandsteinfelsen von la Verna liegen, in denen der heilige Franciscus von Assisi 1215 ein Höhlenkloster anlegte. In dieser Einöde liegt die Stätte seiner Erleuchtung, während Assisi zum Ausdruck seiner Ideen und seines Einflusses auf die Zeitgeschichte geworden ist.

In der Nähe von la Verna liegt Chiusi, wo der Vater Michelangelos Bürgermeister war, als der Sohn am 6. März 1475 in dem benachbarten Caprese im Casentino geboren wurde. — Auch befindet sich nordöstlich von Poppi das alte Kloster Camaldoli, das 1012 durch den h. Romuald begründet wurde. Poppi liegt also in einer Umgebung, die einen geschichtlich interessierten Geist außerordentlich anregen mußte.

Hier wurde Fedele Soldani etwa 1700 geboren.

Von seinen Schriften konnte ich folgende erfahren:

1. *Questioni istoriche cronologiche Vallombrosane*; in risposta al libro „*Dissertationes Camaldolenses*“. Lucca, Cappuri 1731 in 4^o. Dette 2^a parte in replica alla risposta di Guido Grandi. Von diesem Buche ist der erste Teil in meinen Händen. Es ist eine Geschichte des Klosters Vallombrosa, dem Fedele Soldani angehörte. Camaldoli ist das alte Kloster nordöstlich von Poppi.

Die Darstellung ist durch einen Disput mit dem Verfasser des Buches über Camaldoli verwickelt. Hierher gehört auch:

2. Lettera sulle cose non vere esposte dal Calogera nella dedica al Tomo IX degli Opuscoli per difendere il libro del Padre Grandi „Dissertationes Camaldolenses“ contro le questioni Vallombrosane del suddetto P. Soldani (senza data, ma Firenze, verso il 1732) in 4^o, pag. 18.

3. *Historia Monasterii S. Michaelis de Passiniano*. Lucae, Marescandolis, 1741 in folio. Passiniano liegt im Arnotale südöstlich von Florenz.

4. *Istoria di S. Pietro Igneo*. Firenze 1760 in 4^o.

5. Serie degli Atti della causa dell' identità del corpo di S. Pietro Igneo Aldobrandini, Modena, Soliani, 1766 in 4^o, piccolo pag. 8.

6. Lettera XII sul ritrovamento del corpo di S. Pietro Igneo, Firenze, 1759 in 4^o, pag. 24.

7. Ristretto della vita di S. Giovanni Gualberto. Firenze, Moücke, 1766 in 4^o in carta grande. Bezieht sich auf den Gründer des Klosters Vallombrosa.

8. Novena in onore di S. Torello da Poppi. Firenze, Stamperia arcivescovile, 1754 in 12^o, pag. 47.

9. Ristretto della vita di S. Torello da Poppi, Firenze, Moücke, 1768 in 4^o.

10. Trattato apologetico in cui si dimostra S. Torello da Poppi Eremita essere stato del ordine Vallombrosano.

11. Vita di S. Berta de Bardi Badessa di Cavriglia. Firenze, Passerini, 1730 in 8^o, pag. 59.

12. Vita del gran servo di Dio e venerabile Padre abate D. Piero Migliorotti da Poppi eremita delle Celle di Vallombrosa, Firenze, Passerini, 1730 in 4^o figurato. Opera dedicata a Papa Benedetto XIII Protettore dell' Ordine di Vallombrosa. Vi sta a fronte il ritratto del Venerabile, inciso da buon artefice.

13. Relazione dell' Immagine di Maria ss. che si venera in S. Verdiana. Firenze, 1758 in 12^o, pag. 48.

14. Difesa degli atti di S. Romolo martire stampati nel Tomo I della Storia di Passignano. Firenze, 1741 in 4^o, pag. 24.

15. Terza lettera in risposta alla scrittura intitolata „La vera istoria di s. Romolo liberata dal Dott. Pier Francesco Foggini“ (Senza data, ma Firenze 1742), in 4^o, pag. 28.

16. Ragguaglio istorico della Beta Giovanna da Signa Reomita Vallombrosana, Firenze, Viviani, 1741 in 4^o.

17. Lettera Decima sulla fondazione dei monasteri di S. Lorenzo a Colti-buono e di S. Maria a Cavriglia. Firenze, 1754 in 4^o.

18. Seconda lettera in giustificazione di alcuni fatti stampati nel 2^o tomo della storia di Passignano sopra S. Zanobi, Firenze, 1741 in 4^o, pag. 34.

19. A Benedetto XIII. papa, sonetto. Sta colla vita scritta da P. F. Soldani del Ven. D. Piero Migliorotti da Poppi, impressa in Firenze nel 1730 (vgl. Nr. 12).

Fidele hat also, wie andere Mitglieder der Familien Soldani und Soldini, auch gedichtet.

20. Storia genealogica della nobilissima Famiglia dei Sigri Conti della Gherardesca. Manoscritto nell' archivio della Famiglia. Moreni, Bibl. Tosk. T. II, pag. 349.

21. Lettera critica al Conti sul luogo della sconfitta e morte di Totila Re de' Goti. Pistoja, Bracali 1758 in 8^o.

Diese Schrift über den Ort der Niederlage von Totila ist für die persönliche Charakteristik des Verfassers wichtig. Dieser hat in seinen Fragestellungen einen ausgeprägt archäologischen Grundzug, der über die Geschichte seiner Zeit hinausgeht. Wenn man seine Schriften überblickt, so erscheint im Verhältnis zu ihrer großen Zahl der Gesichtskreis beschränkt: Die Geschichte des Klosters Vallombrosa, dem er angehörte, die Einsiedler am Appenin bei Camaldoli, die Geschichte einzelner Personen und Familien, die in seinem Gesichtskreis waren, das sind die Themata. Aber die Art der Behandlung ist von Bedeutung: Ein Zug zum Objektiven, zur Darstellung von Tatsachen, die oft erst mit großer Mühe ermittelt werden müssen, geht durch seine Arbeiten. Dabei kann es infolge der bestimmten Behauptungen über Sachen und Menschen nicht an Widerspruch fehlen, so daß er sich einen besonderen Stil von kritischen Briefen herausgebildet hat, von denen bisher wohl nur ein Teil ermittelt ist.

Fedele Soldani ähnelt in diesen Beziehungen einem Schriftsteller der deutschen Soldanfamilie, nämlich dem Historiker W. G. Soldan, dem bekannten Verfasser der Geschichte der Hexenprozesse, der u. a. eine Geschichte seiner Heimatstadt Alsfeld in Oberhessen geschrieben hat. Auch dieser hat eine Arbeit verfaßt, die merkwürdigerweise, ebenso wie die des F. Soldani über die Niederlage des Totila, einen rein topographischen Gesichtspunkt zeigt, nämlich: „Wo sind Eberhard von Franken und Giselbert von Lothringen gefallen?“ Bei beiden Männern zeigt sich eine Richtung auf das Gegenständliche und Räumliche, bei W. G. Soldan besonders in seiner Schrift über Milet, die, 1829 geschrieben, in methodischer Beziehung die archäologische Richtung der Philologie einleitet. In dieser Beziehung ähneln beide auch dem Prähistoriker Franz Ludwig Wilhelm Soldan, geboren 1842, der durch seine Limesforschungen und Ausgrabungen bekannt geworden ist (R. Sommer, Familienforschung und Vererbungslehre, I. Aufl., S. 182 und 199).

Durch seine genealogischen Interessen hat P. Fedele Soldani mit seinem Zeitgenossen P. Francesco Soldini, und gleichzeitig mit vielen der deutschen Soldane, geistige Verwandtschaft. —

Das Auftauchen eines geistig so bedeutenden Mannes wie Fedele Soldani legt die Frage nahe, was sich über die Soldani aus Poppi weiter nachweisen läßt. In den mir vorliegenden Auszügen wird unter dem Namen Soldani da Poppi, *Istorietta Genealogica della famiglia* auf Fedele Soldani: *Lettera all' abate Ottaviano Buonaccorsi*, Luca, Salari, 1751 in 4^o hingewiesen. Leider hat mir diese Schrift nicht

vorgelegen. Interessant ist es, daß sie an einen Abt Ottaviano Buonacorsi gerichtet ist, der nach diesem Namen ebenfalls ein Soldani war.

Ich bin daher auf die Auszüge aus Urkunden angewiesen. Eine Stammtafel auf Grund dieser ergibt folgenden Deszent: Soldani da Poppi: Niccolò — Soldano — Niccolò 1484 — Gio. Battista Alessandro 1511 — Francesco 1564.

Neben Niccolò 1484 stehen Bardino 1492, Fiammetta, Jakopo und Antonio Soldani. Außerdem kommt vor: Ser Bardo Soldani de Puppio commorante in popolo s. Ambrosii vende . . . Nel 1404 alla Gabella (Cod. Magliabechian.). Dieser ist der früheste nachweisbare Soldani in Poppi. Die Einwanderung aus Florenz scheint also im 14. Jahrhundert erfolgt zu sein. Im übrigen zeigen sich folgende Reihen:

1. Niccolò di Soldano di Niccolò rigattiere (das Wort rigattiere bedeutet jetzt Trödler, hat aber früher wahrscheinlich den Sinn Kaufmann gehabt).

2. Nicolaus Soldani Nicolai lanaiolis. Danach war der ältere Nikolaus im Wollhandel tätig.

3. Francesco di Gio. Battista di Niccolò Soldani. Francesco wird als Capitano und als Sohn des Capitano Gio. Battista Soldani da Poppi vom P. Fedele Soldani in der Vita del Venerabile Migliarotti genannt.

4. Bardino di Soldano di Niccolò rigattiere cittadino.

5. Von Wichtigkeit ist besonders folgende Grabschrift in S. Maria in Campo di Firenze: D. O. M. L'estremo Capitano di cavalleria, e Governatore delle armi della città di Grosseto Antonio di Bardino di Soldano di Niccolò Soldani da Poppi e cittadino Fiorentino e Pratense, Ilario suo figliuolo restaurò per i suoi discendenti l'anno 1654 (Cod. Marucelliano).

Antonio war also Offizier und dabei Florentiner Bürger.

6. Sgr. Ilario del Sgr. Capitano Antonio Soldani sposo in S. Lorenzo di Firenze (Archivio di S. Lorenzo). Ilario heiratet also in San Lorenzo in Florenz.

Da Fedele Soldani selbst in dem oben genannten Briefe eine Geschichte der Familie gegeben hat, ist es offenbar, daß er sich aus derselben ableitet. Die Soldani aus Poppi sind eine Nebenlinie der alten Florentiner Familie Soldani und kehren urkundlich zum Teil wieder nach Florenz zurück.

6. Der Bildhauer Massimiliano Soldani-Benzi

Die Soldani-Benzi, von denen noch jetzt Nachkommen in Italien vorhanden sind, leiten sich von dem Bildhauer Massimiliano Soldani ab, der kunstgeschichtlich Beachtung verdient. Er war 1658 in Montevarchi im Arnotal zwischen Florenz und Arezzo geboren, wo seine Vorfahren lebten. Seine Frau Benedetta, genannt Margherita Luisa, war die Tochter des bekannten Malers Guisto Sustermann, der als Edelmann aus Antwerpen (nobile d' Anversa) und Florentiner Bürger

bezeichnet wird. Als Jahreszahl der Verheiratung wird 1697 genannt. Nach Fagioli, *Diario* (Cod. Riccardiano) ist seine Frau schon 1703 an Blutsturz gestorben, was auf Tuberkulose der Lungen deutet. Massimiliano hat sie also 37 Jahre überlebt. Nach dem *Elogio* di Massimiliano Soldani ist er am 23. Februar 1740 gestorben. „A dì 23 Febbraio 1740 morte dello scultore Massimiliano Soldani per apoplezia in Montevarchi, portato quindi a Firenze e sepolto in S. Pier Maggiore nella tomba di sua nobilissima famiglia.“ Er ist also in S. Pier Maggiore, einer in der Nähe von Santa Croce, also im Südostteil der Stadt, gelegenen Kirche in der Familiengruft beigesetzt. Sein Sohn war Ferdinando, der, zwischen 1699 und 1703 geboren, 1743 Maria di Francesco de Cavalcanti di Siena heiratete. Die Familie gehörte also zu den vornehmen Geschlechtern von Toskana.

Über Massimiliano Soldani liegt mir eine Reihe von Auszügen vor, die sein Leben ins Licht setzen. Außerdem findet sich eine *vita* di Massimiliano Soldani scultore in T. XII, pag. 95, delle serie degli uomini più illustri nella pittura, scultura e architettura, mit einem ausgezeichneten Bilde des Künstlers. Ferner gibt es ein *Elogio* di Massimiliano Soldani.

Eine Reihe seiner Werke ist leicht zugänglich in der Sammlung des Bargello in Florenz. Der Katalog des R. Museo nazionale (Palazzo del Potestà) nennt folgende Werke von Massimiliano Soldani, bei dem als Geburtsjahr richtig 1658, als Todesjahr an mehreren Stellen falsch 1760 (statt 1740) angegeben wird.

1. Marte, con la spada nella destra, e nella sinistra lo scudo che tiene sollevato.
2. San Francesco Saverio morente, con un crocifisso sul petto e una gloria d'angeli in alto che gli portano un giglio. Bassorilievo in Bronzo.
3. Il transito di San Giuseppe: a sinistra la Vergine; a destra il Cristo; e in alto una gloria di cherubini. Altorilievo in Bronzo.
4. L'estasi di Santa Teresa. La Santa sta genuflessa sostenuta da cherubini, mentre un angelo le porge una corona di spine. In alto una gloria d'angeli. Dieses Motiv ist von M. S. in großzügiger Weise in den Bronzereliefs in der Kirche Santa Maddalena dei Pazzi weitergebildet worden.
5. Mercurio che uccide Argo. Gruppo in Bronzo.
6. Fauno in atto di camminare, avente sulle spalle un capretto. Statuetta in Bronzo.

Diese Werke bilden nur einen kleinen Ausschnitt seiner künstlerischen Arbeiten während seines 82jährigen Lebens, sie geben aber doch schon einen guten Einblick in seine Künstlerpersönlichkeit. Es zeigt sich bei ihm zunächst ein außerordentliches Können in

der Technik des Reliefs, ganz abgesehen von dem Inhalt der Darstellungen. In diesen treten zwei innere Richtungen verschiedener Art deutlich hervor.

1. Eine Neigung zur antiken Götter- und Mythenwelt in den Darstellungen von Mars und Merkur sowie des vorzüglich charakterisierten Faun.

2. Eine ekstatische Frömmigkeit in der Darstellung des heiligen Josephs und des Francesco Saverio, des Begründers eines Klosters, sowie besonders der heiligen Terese. Zwei Elemente, die in der Renaissance sich öfter in höchstem Maße vereinigt zeigen, haben bei Massimiliano Soldani Ausdruck gefunden, jedoch in der Regel in getrennten Formen, die nur durch hervorragende Technik zusammengehalten werden. Ich verweise auf Taf. III, Fig. 22—23, die den oben genannten Werken Nr. 1, 5 und 6 sowie Nr. 2 entsprechen. Außerdem war dieser Künstler ein vorzüglicher Porträtist, z. B. wird in seinem Elogium erwähnt: *Ritratto del celebre Newton fattogli in Firenze in medaglia da Massimiliano Soldani intagliato poi elegantemente nel frontispizio delle di lui composizioni latine*. Massimiliano Soldani hat also eine Porträtmedaille von Newton gemacht. Ferner sind genannt: „Medaglioni di Massimiliano Soldani coll' effigie e gli attributi del dottore Francesco Redi, disegnati e incisi. A decorazione delle opere del Redi, in edizione di Venezia 1712 in Tomi III in 4^o.“

Über den Ort seiner Tätigkeit wird im Elogium gesagt: *Luogo nella Zecca vecchia, tenuto per molti anni e per sovrana concessione, dallo scultore Massimiliano Soldani*. Er hatte also sehr wahrscheinlich seine Werkstatt in der alten Münze, die im Südosten der Stadt lag, ebenso wie San Pier Maggiore, wo er beigesetzt worden ist. Im übrigen muß er seine Wohnung in Montevarchi gehabt haben. Nach dem Elogium war die Prinzessin Violante von Bayern im Mai 1714 in Montevarchi im Hause des Bildhauers Massimiliano Soldani. Der Künstler war im Verkehr mit dem fürstlichen und geistigen Adel seiner Zeit auf der Höhe des Lebens.

So ist es erklärlich, daß seine Nobilitierung im Jahre 1693 ohne Schwierigkeit geschah. Abschrift der Adelsurkunde ist in meinen Händen. Sie stützt sich besonders auf die Abstammung des Künstlers von den Grafen Benzi, einem alten berühmten Geschlecht aus dem Gebiet vom Arezzo. Dem entsprechen die mehrfachen Stammtafeln, die mir aus den Florentiner Archiven vorliegen. Sie schwelgen geradezu in der Nennung uralter Vorfahren der Soldani-Benzi. Es zeigt sich dabei folgender Aszent, wobei zum Teil die Frauen genannt

werden (Archivio di Stato di Firenze): Massimiliano di Giovachino (Giulia di Gulio Catani da Montevarchi, 1651) di Agnolo (Maddalena dell Sergente Domenico Benzi, 1616. Hier taucht bei der Frau des Agnolo der Name Benzi zuerst auf) — Francesco (Francesca di Ser Alessandro Torcellesci, 1593) — Agnolo (Lucia di Giuliano die Mariotto della Fonte, 1555) — Baldassare (Marietta di —, 1524) — Marchionne (Benedetta di Francesco Galearsi, 1481) — Giovanni (Bartolommea di Mariano dal Borro, 1428) — Francesco di Santi di Feo, 1402) — Giovanni detto Nanni (moglie Girolama di Nicolo della Jonesta) — Maestro Betto — Ser Cante — Uberto — Benzo.

Hier sind wir wieder bei dem Namen Benzo angelangt. Und nun setzt eine Flutwelle von genealogischen Konstruktionen ein. Ein Blatt beginnt mit Ragimberto o Ramberto 1057 fioriva avanti il 1000. Dann kommt Pietro detto Benzo 1057. Die Tafel weist prachtvolle Namen, zum Teil deutlich germanischen Ursprungs auf: Teuzzone, Gherardo, Ildebrandino, Theodorico, Orlandino u. a.

Eine andere nennt bei den De Benzi zuerst Bonizo o Benzo 1035, wieder mit dem Zusatz: fioriva avanti il 1000 — Benzo o Benzzone 1083. Dann folgen Namen wie: Ildebrando, Uberto, Teuzzo, Sinibaldo, Guglielmo, Alamanno, Ildebrando, Rinieri, Ragimberto, Giovanni — bis Ende des elften Jahrhunderts. Die beigeschriebenen Zahlen stimmen z. T. mit der Reihe der Generationen durchaus nicht. In einem Jahrhundert werden z. B. fünf Generationen aufgezählt. Diese Tafeln erwecken lebhafte Bedenken und erscheinen mehr als ein Mittel, um die alte Familie Benzo in ein besonderes Licht zu rücken.

Bei dieser Sachlage fragt es sich, wie weit sich die Familie Soldani zunächst in Montevarchi zurückverfolgen läßt. Dabei tritt hervor, daß sie in den vorliegenden Urkunden vor Massimiliano stets nur Soldani, nicht Soldani-Benzi heißt, daß also der Zuname Benzi erst bei Nobilitierung des Massimiliano zu dem Stammnamen Soldani hinzugetreten ist. Es liegt mir folgender Deszent vor: Francesco — Agnolo — Giovacchino (erwähnt 1665 neben Giuseppe und Anton Maria) — Massimiliano Soldani. Dies stimmt mit den ersten vier Gliedern der am Anfang wiedergegebenen Reihe überein.

Außerdem ist genannt Alessandro di Francesco Soldani da Montevarchi in S. Pier Maggiore, 17 Marzo 1580 (Archivio di Stato di Firenze. Necrologio della Grascia, 1570). Alessandro war also ein Bruder von Agnolo, beide waren Söhne des Francesco. Ferner wird im Archivio delle Decime erwähnt: Bartolomeo di Francesco di Pompeo Soldani da Montevarchi, ferner bei Manzini da Montevarchi:

M. Maddalena di Pompeo di Giovanni Soldani, 15 Marzo 1615. Maddalena war also eine Schwester des Francesco, beider Vater hieß Pompeo.

Auch wird genannt M. Baldassare di Agnolo Soldani da Montevarchi, 1609 (Cod. Magliab.). Baldassare war also ein Bruder des Giovacchino, des Vaters von Massimiliano. Überall heißt die Familie vor Massimiliano in den Urkunden Soldani, niemals Soldani-Benzi.

Untersucht man nun den Adelsbrief genauer, so zeigt sich, daß die Ableitung von den Benzi im männlichen Stamm künstlich gemacht ist, daß vielmehr der Name der Großmutter Maddalena del Sergente Domenico Benzi von einer wohlwollenden Prüfungsbehörde benutzt ist, um den echten Soldani von den Benzi herzuleiten, was als Grund der Nobilitierung, neben den großen Verdiensten des Kandidaten, sicher wirksam erschien. In sehr geschickter Weise wird als einer der Vorfahren Giovanni detto Soldano genannt, als ob Soldano nur ein Zuname wäre. Er ist aber der wirkliche Familienname der Soldani aus Montevarchi, von denen Massimiliano stammt.

Ist dies richtig, so ist er höchstwahrscheinlich ein Blutsverwandter der Bonaccorsi Soldani, zu denen der Senator Jacopo Soldani gehört. Dies wird durch folgende wichtige Notiz bestätigt (Cod. Marucelliano): A dì 20 di Novembre 1693. Nel Magistrato supremo per relazione del Senatore Segni ebbe favorevole sentenza di nobiltà Massimiliano Soldani scultore eccellentissimo, avendo mostrato essere de' medisimi Soldani del Vescovo di Fiesole e discendente da Benzi antichissima famiglia Ghibellina di Figline, con molte belle e antichissime provanze (Salvino Salvini nel Diario). Hier wird Massimiliano ausdrücklich auf Grund seiner eigenen Angaben als Angehöriger der gleichen Soldani wie der Bischof von Fiesole bezeichnet. Dieser ist aber kein anderer als Philippo Soldani, der Sohn des berühmten Senators Jacopo Soldani. Vergleicht man damit den Aszent des Genannten, so zeigen sich zwei Giovanni, mit denen der Vorfahre des Massimiliano, Giovanni detto Soldano identisch sein könnte, nämlich Giovanni (moglie Lena di M. Francesco Gualtarotti, 1529) oder dessen Großvater Giovanni (nato 1453, de Priori l'anno 1488, moglie Piera di Brancazio Siminetti, 1473). Ob der Zusammenhang sonst schon ermittelt ist, weiß ich nicht. Als Notiz liegt mir vor: Soldani Benzi di Firenze, Storia della Famiglia in compendio. V. Adamello, Marietta de Ricci: Cap. XXXI nelle notizie (Tomo III^o, pag. 108). Leider konnte ich diese Quelle nicht erlangen.

Jedenfalls war der Bildhauer Massimiliano ein echter Soldani, während Benzi der Name der Mutter seines Vater war und bei der Nobilitierung in den Vordergrund trat. Dadurch ist jedoch vom Standpunkt der Vererbungslehre die Bedeutung dieser Kreuzung durchaus nicht verkleinert. Die Benzi sind zweifellos ein altes ghibellinisches und, nach den Vornamen, germanisches Geschlecht. In der Enkelgeneration der Ehe Soldani-Benzi tritt der bedeutende Bildhauer Massimiliano Soldani auf. Die in der Soldanifamilie erbliche optische und künstlerische Anlage bekommt anscheinend gerade durch diese Verbindung einen starken Antrieb zu genialer Leistung. Das Blut der Benzi scheint als Ferment auf die Anlage der Soldani zu wirken, die erst in der Enkelgeneration zur vollen Entfaltung kommt.

Von diesem Standpunkt ist auch die Ehe des Massimiliano Soldani mit der Tochter Benedetta des flämischen Malers Sustermann von Interesse. Ihre Mutter war nach einer Notiz eine Florentinerin. Artemisia Benedetta entstammte also einer Kreuzung eines Niederdeutschen und einer Florentinerin, ist also ebenso wie die Benzi väterlicherseits germanischer Abkunft.

Die Verbindung eines hervorragenden Bildhauers mit der Tochter eines bedeutenden Malers erweckt an sich als Naturexperiment ein großes Interesse. Ich möchte daher auch die Deszendenz kurz betrachten. Der Name Soldani-Benzi ist so charakteristisch, daß man Persönlichkeiten, die ihn führen, von vornherein mit Wahrscheinlichkeit als blutsverwandt betrachten kann. Massimilianos Sohn Ferdinand hatte nach der mir vorliegenden Stammtafel aus der Ehe mit Maria di Francesco de Cavalcanti di Siena (1743) vier Kinder: 1. Maria Teresa Virginia, geb. 10. Sept. 1746, 2. Massimiliano, geb. 14. April 1748, 3. Gio. Giuseppe Saverio, geb. 17. Mai 1749, 4. Maria Caterina, geb. 12. Juni 1750.

Literarisch sind später folgende Soldani-Benzi hervorgetreten:

1. Joannis Soldani-Benzi. Propositiones logico-metaphysicae atque physicae publice disputandae, Florentiae, Cambiagi 1767.
2. Gregorio Soldani-Benzi. Lettere agrarie scritte da un proprietario in villa ad un amico in città. Firenze, Pagani, 1788, in 4^o, pag. 60.
3. Dott. Luigi Soldani-Benzi medico condotto della Comunità di Torrita. V. Gazzetta di Firenze, 1841, n. 94, pag. 7.

Wahrscheinlich gibt es, wie in dem ganzen Soldanistamm, noch viel mehr Schriftsteller auch in diesem Zweige.

Brieflich bin ich 1907 in Zusammenhang mit meinen Studien mit Herrn Advokaten Dante Soldani-Benzi in Florenz (damals Via Maggio

Nr. 6) in Verbindung getreten, der nach seiner Mitteilung auf Grund von Familiendokumenten ein Sohn eines Sohnes von Vincenzo di Soldani di Vincenzo del Capitano Francesco Anton Serafino Soldani-Benzi ist.

Diese Reihe führt also nach genealogischer Rechnung fünf Generationen, also ungefähr 166 Jahre von der Geburt des Obengenannten, also bis etwa 1700 zurück. Ich nehme den Zusammenhang mit dem Stamme des Massimiliano Soldani als sicher an, wenn es auch zweifelhaft ist, ob der Genannte in gerader Linie von Massimiliano Soldani abstammt. Nach der Nobilitierung des Massimiliano ist der Name Soldani-Benzi offenbar auch auf seine Blutsverwandtschaft aus Montevarchi übergegangen. Nach einer Bescheinigung der Deputazione della Nobiltà von 1856 war Luigi di Giuseppe del Capitano Francesco di Messer Gregorio del Capitano Anton Francesco di Gregorio di Baldassare Soldani Benzi nato a dì 9 Luglio 1777. Hier kommt ein Capitano Anton Francesco in der vierten Ahnenreihe des Luigi vor, was auf etwa 1633, also auf die Blutsverwandten des Massimiliano in Montevarchi deutet. Dazu stimmt eine mir von Herrn Adv. Dante Soldani-Benzi gesandte Stammtafel.

7. Der Abt und Naturforscher Ambrogio Soldani

Von diesem bedeutenden Naturforscher, der als einer der ersten die geologische Vorgeschichte von Toskana aus den Versteinerungen erkannt hat, sind folgende Werke in meinen Händen:

1. Saggio orittografico ovvero Osservazioni sopra le terre Nautiche ed Ammonitiche della Toscana. Das Buch ist in Siena im Jahre 1780 gedruckt und Seiner Königlichen Hoheit Peter Leopold, Großherzog von Toskana, dediziert. Es handelt sich nach dem Titel um die geologischen Schichten, die durch Nautilusarten und Ammoniten charakterisiert sind. Der Titel hat den Zusatz: Con appendice o indice latino ragionato de' piccoli Testacci, e d'altri Fossili d'origin' marina per schiarimento dell' opera. Dieser Zusatz bezieht sich auf die umfassende Darstellung der Fossilien aus dem Gebiete von Toskana, die im Text beschrieben und in 25 prachtvollen Tafeln mit 108, in Wirklichkeit noch viel mehr Figuren vorzüglich dargestellt sind. Außer einer großen Zahl von Muschelarten und verwandten Lebewesen sind am Schlusse auch fossile Reste von Säugetieren dargestellt. Das Buch ist auch jetzt noch von großem geologischen und paläontologischen Interesse.

2. Relazione Del terremoto accaduto in Siena il dì 26 Maggio

1798. *Divisa in sei lettere*. Dal Reverendiss. P. Ab. D. Ambrogio Soldani, Professore di Mathematiche in quella Università. Danach war der Pater und Abt Ambrogio Soldani Professor der Mathematik in Siena, wo die Schrift bei Giuseppe Pazzini Carli 1798 gedruckt ist. Sie ist voll von ausgezeichneten Beobachtungen und enthält am Schlusse eine Darstellung der ganz eigenartigen atmosphärischen Erscheinungen über Siena während des Erdbebens. Sie ist ein vorzügliches Produkt wissenschaftlicher Beobachtung.

3. *Litogenesia*, d. h. die Entstehung der Steine, worin er die allgemeinen Gedanken seines großen Werkes in einem Briefe an Professor Sacchetti in Pisa zusammenfaßt. Aus dem Untertitel ist die sehr ehrenvolle Stellung, die Ambrogio Soldani in der religiösen und wissenschaftlichen Welt seiner Zeit einnahm, ersichtlich. Er war Ab. Generale dell' Ordin. Camaldolense. P. P. nell Università di Siena, Segret. dell' Accademia dei Fisiocritici, Accademico Italiano, Socio onorario dell' Accademia dei Georgofili, e della Società Colombaria.

Im übrigen konnte ich von Ambrogio Soldani noch ermitteln:

4. *Testacciographia, ac zoophytographia parva et microscopica* — Senis, Rossi 1789—1795, III volumi in folio con figure; also ein umfassendes Werk über die Paläontologie mit mikroskopischer Methode.

5. *Sopra una pioggia di Sassi accaduta il 16 Giugno 1794 in Lucignano d' Asso*. Dissertazione, Siena, Rossi in 8°.

6. *Dissertatio geologica de agro Clusentino et Valdarnensi, figurato*.

Seine Verdienste sind von Massimiliano Ricca in den beiden Schriften: 1. *Elogio del naturalista Soldani*, 2. *Sopra le opere del Dottore Ambrogio Soldani* gewürdigt worden.

Nach der Schrift seines Verwandten, Soldano Soldani, Guida alla Vallombrosa, starb Don Ambrogio Soldani im Kloster degli Angioli di Firenze als General des Ordens 1808.

Der Zusammenhang dieses bedeutenden Mannes mit den Soldani, aus denen der Senator Soldani stammt, ist nach den mir vorliegenden Abstammungstabellen mit Sicherheit anzunehmen. Seiner geistigen Beschaffenheit nach hat er die größte Ähnlichkeit mit einem Mitglied der deutschen Soldanfamilie, nämlich Dr. Karl Soldan, dem Verfasser des ausgezeichneten Lehrbuches der Perspektive.

8. Pater Francesco Maria Soldini vom Karmeliterorden, Theologe, Philosoph und Schriftsteller

Aus der Gruppe der Soldini ragt dieser auf mehreren Gebieten bedeutende Schriftsteller in charakteristischer Persönlichkeit hervor. Francesco Maria war sein Mönchname, während er weltlich Girolamo

Gaspero Maria Soldini hieß. Er ist der Verfasser des Buches: *Commentarii sopra la Discendenza dei Soldini di Firenze e di Francia dall' anno 1300 fino ai tempi presenti* — Firenze, Cambiagi 1740 in 8^o, das in Moreni, *Bibliographia Toscana*, Tomo secundo, pag. 350, erwähnt und als sehr selten bezeichnet wird. Nach dieser Familiengeschichte, Seite 90—91, war Girolamo Maria Gaspero di Girolamo di Domenico in Florenz am 28. Oktober 1733 geboren, nahm das geistliche Gewand 1751, also mit 18 Jahren, und veränderte den Namen in Francesco Maria di Santa Teresa. Genealogisch wichtig ist die Nennung der Aszentreihe: Girolamo di Girolamo (Vater), di Domenico (Großvater), was mit der in seinem Buche gegebenen Stammtafel der Soldini stimmt. Nach einer Notiz bei Melzi, *Dizionario d'opere anonime*, Tomo 2^o, pag. 285, war P. Francesco Soldini, der Karmelitermönch, lettore di Filosofia, also Lehrer der Philosophie im Seminar von Arezzo ungefähr 1770, damals etwa 37 Jahre alt, nachdem er 1751 Geistlicher geworden war. Dies ist für seine ganze schriftstellerische Arbeit von Bedeutung.

Es ist von Interesse, den Orden kurz zu betrachten, dem Francesco Maria angehörte. Der Berg Karmel (Baumgarten) liegt in Palästina und gewährte mit seinen Höhlen und Klüften von alters her den Mönchen und Einsiedlern Zuflucht. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts wurde auf ihm von Berthold, einem Kreuzfahrer aus Kalabrien, ein Orden gestiftet, der zuerst eine sehr strenge Regel hatte. 1226 wurde der Orden als Einsiedler-Brüder vom Berge Karmel päpstlich bestätigt. Nach der Vertreibung ließen sie sich im westlichen und südlichen Europa nieder. 1247 erhielten sie von Innocenz IV. eine mildere Regel und das Recht der Bettelorden mit dem Titel *Ordo beatae Mariae del monte Carmelo*. Der Orden hatte das Amt, das heilige Haus in Loreto, einem uralten Wallfahrtsort in der Provinz Ancona, zu bewachen. In diese sancta casa soll der Leib der Maria durch die Luft überführt worden sein. 1459 zerfiel der Orden in die Observanten oder Barfüßer-Karmeliter und die Konventualen oder beschuhten Karmeliter. Nach obiger Notiz über die Lehrtätigkeit von Francesco M. Soldini hat wahrscheinlich einer dieser Karmeliterorden in Arezzo eine Siedlung mit Schule gehabt. Da Soldini mit dem Zusatz versehen ist: *dei carmelitani scalzi*, so hat er zu den Barfüßern gehört. Bemerkenswert ist, daß Francesco Soldini in mehreren Stellen mit der Bezeichnung *di S. Teresa* versehen wird, was zu seiner Angabe über die Annahme des Namens Francesco Maria di Santa Teresa stimmt.

Francesco Soldini war ein außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller. Ich habe bisher außer der Familiengeschichte der Soldini folgende von ihm verfaßte Schriften verzeichnet gefunden:

1. *De anima Brutorum Commentaria*, Florentia, Cambiagi, 1766 in 8°, figurato. Ein höchst originelles und tierpsychologisch wichtiges Werk mit vielen Illustrationen.
2. (In chronologischer Reihenfolge folgt auf dieses Buch die Familiengeschichte der Soldini von 1774.)
3. *Dell' Eccellenze e Grandezze della Nazione Fiorentina*, Firenze, Vanni, 1780, 8°, figurato.
4. *Origini della pazzia d'un filosofo fiorentino* — senza data. Anonyme Streitschrift. Wird jedoch bestimmt als Werk von Fr. M. Soldini bezeichnet. Nach Melzi soll die Schrift 1770 gedruckt und gegen den P. Negro di Voghera, Professor der Kirchengeschichte am Seminar in Arezzo, gerichtet sein. Also ein Streit zwischen Philosophie und Kirchengeschichte unter Kollegen am gleichen Seminar.
5. *In morte dell' Illustrissimo e Reverendissimo Monsignore Fra Gaetano Incontri Arcivescovo di Firenze, Orazione funebre*, Firenze, Allegrini 1781 in 8°, pag. 30.
6. *Il regio Giardino di Boboli nella sua Pianta e nelle sue statue* (Illustrazione del P. Francesco Maria Soldini), Firenze, 1789 in 4°. Bei Moreni heißt es darüber: Sonovi 46 Tavole in rame contenenti le statue ed oltre la Pianta. Vi è in quest' opera molta erudizione loddove specialmente parlasi del Palazzo Pitti. Es liegt also eine illustrierte Darstellung des berühmten Palazzo Pitti und des dahinter befindlichen Boboli-Gartens mit seinen vielen Statuen vor, mit Illustrationen von Francesco Maria. Hier enthüllt sich dieser philosophische Schriftsteller als Ästhetiker und Zeichner.
7. *Versione e Commento del P. Francesco Maria Soldini dell' Illustrazione di Firenze del Verino*, also ein Kommentar zu Verinos Illustrationen von Florenz, ein Thema, das zu dem Führer durch den Palazzo Pitti und den Boboli-Garten Beziehung hat.
8. *Breve Storia a favore della Chiesa cattolica e del primo incominciamento e progresso della Religione Protestante in Inghilterra*, tradotta dal P. Francesco Maria Soldini. Siena, Pazzini 1790 in 12°. Colla dedica al Nobil Uomo Anton Maria Borgognini Patrizio Senese.
9. *Elogio istorico dell' insegne letterato Girolamo Gigli patrizio Senese* scritto dal P. Francesco Maria Soldini. Sta in fronte al Tomo I° delle opere del Gigli stampate nel 1797, Siena per Vincenzo Pazzini in 8°.

Bemerkenswert ist, daß diese beiden letzten und spätesten Schriften in Siena gedruckt sind.

Von diesen Schriften gelang es mir zu erwerben:

- I. Nr. 1: *De Anima Brutorum*.
- II. Nr. 3: *Dell' Eccellenze e Grandezze della Nazione Fiorentina*.
- III. Nr. 4: *Origini della pazzia d'un filosofo fiorentino*.

Ferner habe ich Nr. 2, die Schrift *Commentarii sopra la Discendenza dei Soldini di Firenze*, im Frühjahr 1905 in der Biblioteca

Fig. 24. Titelblatt aus De anima brutorum von P. Francesco Maria Soldini.

Fig. 25 u. 26. Tierdarstellungen aus De anima brutorum.
Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig.

Fig. 27. Initialen aus *De anima brutorum*.

Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig.

nazionale in Florenz studiert und bei der Ausarbeitung dieser III. Auflage der Familienforschung von der Biblioteca nazionale durch die Universitätsbibliothek Gießen leihweise erhalten, wofür ich meinen lebhaften Dank ausspreche.

Diese Bücher geben einen ausgezeichneten Einblick in das Schaffen dieses Mannes. Besonders tritt hervor, daß die Bücher zu 1 bis 3 und 6 sehr schön und originell illustriert sind, und daß die vielen Figuren von dem Verfasser selbst stammen. Für seine Fähigkeit zum Zeichnen spricht besonders auch die unter Nr. 6 erwähnte Schrift über den Palazzo Pitti und den Boboli-Garten.

In dem Buche über die Seele der Tiere, das lateinisch in 6 Kapiteln geschrieben ist, gibt Soldini am Schlusse ein Inhaltsverzeichnis in Form von Thesen, von denen besonders die zu Kapitel 4—6 Interesse bieten, da sie durchaus psychologischen Charakter haben.

Man kann die Bedeutung dieser Sätze nur würdigen, wenn man sie in bezug auf die Geschichte der Tierpsychologie betrachtet. Sie bilden einen völligen Gegensatz zu der mechanisch-rationalistischen Auffassung von Cartesius, in der die Tiere als Maschinen betrachtet werden, und erkennen seelisches Leben bei den Tieren in beträchtlichem Maße an. Dieses Buch hat daher eine innere Verwandtschaft mit den von mir neuerdings in der Tierpsychologie entwickelten Lehren.

Dabei ist eine kulturgeschichtlich wichtige Beziehung vorhanden. Wirklich psychologische Auffassung der Tiere ist in der Regel mit Tierfreundlichkeit verbunden, während die kartesianische Lehre das Tier als seelenlose Sache behandelt und zu einer mitleidslosen Ausnutzung dieser sogenannten Maschinen führt. Bei dem Barfüßermönch Fr. M. Soldini ist eine Tierfreundlichkeit vorhanden, die ganz an Franciscus von Assisi erinnert.

Aus dieser Grundstimmung begreift man auch die eigenartigen Tierbilder, die dem Buche von Soldini, als Werke des Verfassers, beigegeben sind. Sie stehen mit dem Text nur in losem Zusammenhang und stellen in einer phantastischen, teilweise märchenhaften Weise in verschiedenen Zusammenstellungen eine Art Tierparadies dar, in dem die sonderbarsten Geschöpfe unter sich und mit dem Menschen zusammenwohnen (vgl. Taf. IV, Figur 24—26). Diese Phantasien erinnern sehr an die sonderbaren Tiergestalten, die in der gotischen, zum Teil auch schon in der romanischen Architektur zur Darstellung gekommen sind. Köstlich sind die vom Verfasser stammenden Initialen des Buches, in denen als Gegenstück zu den

Tierbildern der lebende menschliche Körper in mannigfachen Haltungen und Bewegungen dargestellt ist. Dabei deutet das Motiv der Schlange und die Verdoppelung der Menschengestalt (Adam und Eva) ebenfalls auf das Paradies (vgl. Taf. V, Figur 27).

Das Buch (Nr. 3) *Delle Eccellenze e Grandezze della Nazione Fiorentina* enthält, außer einem Grundriß der Florentiner Geschichte, ein alphabetisches Verzeichnis der Gesandten der Florentiner Republik von 1340 bis 1400 und bildet daher kulturgeschichtlich eine sehr wichtige Fundgrube. Selbst wenn man vom strengen Standpunkt der Quellenkunde annimmt, daß darin manche Schreibfehler vorhanden sind, die bei Abschriften aus Archiven leicht entstehen können, ist das Buch gerade für Zwecke der Florentiner Familienforschung von großer Bedeutung. Eine ganze Reihe von alten Florentiner Familien, aus denen in der Renaissance und später bedeutende Männer entsprungen sind, ist darin durch mehrere Mitglieder vertreten, z. B. Medici, Simoni (Vaterfamilie Michelangelos), Aldobrandini, Ghiberti, Corsini, Macchiavelli, Brunelleschi, Strozzi, Mancini, Bonaparte und viele andere.

Auch dieses Buch ist in ganz origineller Weise illustriert. Es enthält vor allem in Form von Tafeln die Kennzeichen der Stadtteile von Florenz und die Fähnlein der verschiedenen Quartiere, so daß man sich von der Stadteinteilung ein klares Bild machen kann. Hier tauchen auch die Zeichen des Leon nero (schwarzer Löwe) und Leon bianco (weißer Löwe) auf, die mit den Kirchen Santa Croce und Santa Maria Novella in den Urkunden die Zugehörigkeit der Familien Soldani und Soldini zu diesen Quartieren andeuten (vgl. Taf. I, Figuren 19 und 20).

Außer diesen Wappentafeln aus dem alten Florenz gibt Fr. M. Soldini eine Anzahl Bilder, die an die Zeiten der großen Umzüge in Florenz erinnern, wie sie z. B. in der Mediceerzeit eine besondere Rolle gespielt haben, und deren Bedeutung für die Darstellung des Treibens am Kaiserhofe im II. Teil von Goethes *Faust* von Josef Collin nachgewiesen worden ist. So stellt Soldini z. B. den Kriegswagen dar, ferner den Wagen, der zu Ehren von St. Johann, dem Täufer, zu bestimmten Zeiten im Umzug durch die Straßen von Florenz fuhr.

Auch gibt er das Bild eines nicht mehr vorhandenen Palastes der Josinghi mit einem hohen Turm, wie sie im 13. Jahrhundert bei den Palästen der Adligen in Florenz noch häufig vorhanden waren. Am merkwürdigsten ist die Darstellung der Begräbnisstätte der von

Dante hervorgehobenen Soldanieri, die Soldini mit dem Text aus Verini darstellt (vgl. Taf. I, Figur 17).

Vergleicht man die Bücher von Fr. M. Soldini mit den beigegebenen Illustrationen, so erscheinen diese neben dem eigentlichen schriftstellerischen Text als der Ausdruck einer in Bildern und Bildphantasien dichtenden Künstlerseele. Damit hängt auch sein Stil zusammen, der einen großen Wortreichtum und öfter seltsame und drastische Ausdrücke zeigt. Dieser Punkt ist schon von seinen Kritikern hervorgehoben worden. So heißt es z. B. bei Moreni in der *Bibliographia Toscana* Tomo 2^o, pag. 350: „Lo stile del P. Francesco Maria Soldini Carmelitano è non poco affettato e strano.“ Im Zusammenhang seiner Persönlichkeit ist dieser Stil der Ausdruck starker Phantasie und Affekterreglichkeit, die sich auch in seiner heftigen Polemik zeigt. Als Ganzes betrachtet, ist die Persönlichkeit Fr. M. Soldinis eine Synthese von Eigenschaften, die sich auch bei einer Reihe von Mitgliedern der deutschen Soldan-Familie zeigen und die ich in der Darstellung des Familientypes zusammengefaßt habe.

9. Die Familiengeschichte der Soldini

In dem erwähnten Buche von P. Francesco Soldini „*Commentarii sopra la Discendenza dei Soldini di Firenze*“ ist eine Familiengeschichte seit dem Jahre etwa 1300 enthalten. Diese umfaßt also bis zum Erscheinen des Buches (1774) etwa $4\frac{3}{4}$ Jahrhunderte. Es ist dies eine ähnliche genealogische Aufgabe, als wenn jemand um 1900 seine Abstammung bis auf etwa 1425 zurückführen wollte, was bei bürgerlichen Familien meist recht schwierig ist. Die Geschichte der deutschen Soldanfamilie geht merkwürdigerweise ebenfalls, wie die der Soldini, bis auf etwa 1300 zurück. In der Regel sind so weit erstreckte Abstammungstabellen nur auf Grund von schriftlicher Familienüberlieferung möglich, da die Angaben aus Kirchenbüchern, Bürgerverzeichnissen, Grundbüchern und anderen Quellen sehr schwer zu beschaffen sind. Andererseits ist es notwendig, rein familiäre Traditionen, soweit als irgend möglich, durch Urkunden zu belegen. In dieser Weise ist der umfangreiche Stammbaum zu beurteilen, der von P. Francesco Soldini seinem Werke beigegeben ist.

Bei der Betrachtung dieser Zusammenstellung muß man zunächst den Ausgangspunkt gewinnen, in dem die Person des Verfassers identifiziert wird. Diese ist auf Grund des im Buche erwähnten Aszentes: Girolamo di Girolamo di Domenico möglich, da er vollständig zu dem Deszent im Stammbaum Nr. 32 Domenico, Nr. 41

Girolamo, Nr. 55 Girolamo stimmt. Dementsprechend ist Nr. 55 in den Bemerkungen als Sacerdote, Teologo, Filosofo, Scrittore bezeichnet, was zu dem Lebensgang und der schriftstellerischen Tätigkeit des P. Francesco M. Soldini völlig paßt. Dadurch ist zugleich für die Stammtafel eine wichtige Zeitbestimmung gewonnen. Da Girolamo = Francesco Maria 1733 geboren ist, und man durchschnittlich jede Generation bis zur Entstehung der nächsten etwa $\frac{1}{3}$ Jahrhundert = $33\frac{1}{3}$ Jahre rechnen kann, so ergibt die Betrachtung der Stammtafel folgendes. Girolamo steht trotz der das Verständnis erschwerenden Schreibweise genealogisch auf gleicher Linie mit den Personen: Nr. 45 Francesco, Nr. 53 Angelica, Nr. 46 Benedetto Antonio. Von dieser Reihe nach oben bis zu dem Stammvater Soldo gerechnet, ergeben sich 12 Ahnenreihen, so daß Soldo etwa 1300 geboren wäre. Es fragt sich, ob sich für diese Berechnung urkundliche Belege finden lassen. In den Auszügen, die ich aus den Florentiner Archiven erhalten habe, kommt das Geschwisterpaar Paolo und Cecilia di Soldo Soldini vor: Paolo und Cecilia Soldini werden 1366 und 1381 sowie 1382 erwähnt.

Zugleich bekommen wir aus den Urkunden Einblicke in den Beruf des Paolo Soldi Soldini. Die Quellen lauten:

1. Paolo Soldini, Miniatore di Libri. — De disciplinanti della misericordia in S. Maria Novella di Firenze. Paul Soldini war also Miniaturmaler und Illustrator von Büchern und hatte eine kunstgewerbliche Beschäftigung (Cod. Magliab.).

2. Paolo Soldini — 13 agosto 1366 per la presentazione di un modello della Tribuna di S. Maria de Fiore di Firenze. Paul Soldini hat sich also durch Einreichung eines Modelles der Tribuna an dem großen Werke des Aufbaues des Domes in Florenz beteiligt.

3. Paulus Soldini Merc. — nel 1381 allo squittinio, Gonfalone Leon bianco, per la maggiore (Cod. Magliab.). Hier wird 15 Jahre später Paulus Soldini als Kaufmann bezeichnet und zur Wahl im Gonfalone Leon bianco, der zur Kirche Santa Maria Novella gehörte, gestellt.

Ferner wird erwähnt:

4. 1382 (Maggio) D. Cecilia soror Pauli Soldini Populo nostro — Necrologio di S. Maria Novella (Sepoltuario del Rosselli nella Magliabechiana).

Auch die anderen Quellen hat P. Francesco M. Soldini gekannt. Er sagt in seinem Buche S. 5: „Viene rammenato similmente egli allo squittinio dell' Anno 1381, e Squittinato trovasi per la Maggiore, del

Quartiere de S. Maria Novella Gonfalone Leon bianco, con queste parole: Paulus Soldini Mercarius.“

Nach der Familiengeschichte war Paolo ein für die Sonettenpoesie begeisterter Kaufmann und hat im Stile von Petrarca gedichtet, dessen jüngerer Zeitgenosse er war. Petrarca war 1300 geboren, Paolo Soldini als Sohn des Soldo nach dieser Zeit. In der Familiengeschichte S. 5 steht eine sehr interessante Beschreibung von Paolo Soldinis Doppeltätigkeit als Kaufmann und Dichter.

Diese Beziehung zu Petrarca ist von Fr. Soldini in origineller Weise durch ein Denkmal des Dichters dargestellt, an dem geflügelte Knaben stehen, die nach dem Text unter dem Bilde die Genien der Familie Soldini darstellen, „honestissimo Poesis amore flagrantem“ (d. h. in ehrenhaftester Liebe zur Poesie erglühend), „ejuidemque Vatum Principis praeclara emulatione commendatos“ (und der hervorragenden Nacheiferung dieses Fürsten der Seher hingegeben). Wichtig ist, daß zur Zeit des Fr. Soldini der Codex mit den Gedichten des Paolo Soldini noch in der Bücherei der Familie Strozzi vorhanden war. —

Nach der Familiengeschichte des Fr. Soldini starb Paolo Soldini 1386 und wurde in St. Maria Novella begraben. Er hinterließ 2 Söhne, Francesco (Nr. 4) und Soldo (Nr. 5). Ersterer wird von Fr. Soldini als Ambasciadore bezeichnet und findet sich tatsächlich in dem Verzeichnis der Gesandten im Buche von Francesco Soldini Delle eccellenze e grandezze della Nazione Fiorentina (Francesco di Paolo Soldini, 17. Agosto 1359 in Mugello).

Hierin ist auch eine wichtige Zeitbestimmung enthalten. Francesco di Paolo war ein Vetter des Gonfaloniere Matteo di Federigo Soldini, da die Väter Paolo und Federigo Brüder waren. Nachkommen von Francesco di Paolo sind nicht verzeichnet. Es ist nun genealogisch von Interesse, daß die Deszendenzreihe Soldo — Paolo — Soldo sich im Stammbaum weiter mit den gleichen Namen: Nr. 12 Paolo, Nr. 14 Soldo, fortsetzt, so daß letzterer ein Soldo di Paolo di Soldo di Paolo di Soldo Soldini ist. Dies ist bei Beurteilung von urkundlichen Erwähnungen sehr zu beachten, um Verwechslungen zu vermeiden. Dann folgen in der Reihe bis zum Verfasser der Familiengeschichte: Alessandro di Soldo — Soldo Bartolomeo — Mariotto Bartolomeo — Domenico — Filippo — Domenico — Girolamo — Girolamo = P. Francesco M. Soldini.

In der Familiengeschichte sind noch durch Zeichen hervorgehoben: Nr. 12 Paolo di Soldo di Paolo di Soldo Soldini als Priore

della Republica, Nr. 33 Francesco di Antonio di Filippo di Domenico als Cavaliere, ferner seine Brüder: Nr. 34 Lorenzo, als Sacerdote, Nr. 36 Filippo, ebenfalls als Sacerdote, Nr. 40 Domenico als Cavaliere. Diese Generation scheint nach der verbindenden Reihe: Alessandro di Soldo — Soldo Bartolomeo — Mariotto Bartolomeo — Domenico — Filippo — Antonio (Vater der genannten Brüder) einen neuen Anstieg in der sozialen Verfassung der Familie anzudeuten. Es sind weiter durch Zeichen hervorgehoben: Nr. 45 Francesco als Cononico, Nr. 47 Francesco Felice als Uffiziale di guerra, Nr. 56 Filippo als Sacerdote, Nr. 60 Placido als Canonico.

Es haben sich also auffallend viele Mitglieder der Familie Soldini dem geistlichen Stande gewidmet, genau wie bei den deutschen Soldanen vor und nach der Reformation. Im ganzen ist ersichtlich, daß die Hauptblüte der Familie im 14. und 15. Jahrhundert, also gerade in der Zeit der Renaissance, liegt, während allerdings auch nach dieser immer wieder begabte Mitglieder derselben, wie besonders Girolamo = Francesco Maria, auftauchen. Über alle Personen dieses ausgedehnten Stammbaumes weiß Francesco Soldani einiges mitzuteilen. Sehr wahrscheinlich haben ihm, wie bei den deutschen Soldanen, familiär vererbte Stammtafeln und Personenbeschreibungen vorgelegen, die von ihm durch Archivstudien nachgeprüft und ergänzt worden sind. Nach den auf Grund der Auszüge gemachten Stichproben erscheinen seine Angaben im wesentlichen verlässlich.

Z. B. kommt in Urkunden vor: Paolo di Soldo di Paolo Soldini 1443, was zu Nr. 14 des Stammbaumes paßt und auch zeitlich stimmt. Ferner kommt 1452 ein Pierus Soldi — Pauli Soldini vor, was dafür spricht, daß Nr. 14 Soldo di Paolo einen nicht verzeichneten Sohn Piero gehabt hat.

Ein Niccolo Soldini, urkundlich 1425, kommt im Stammbaum nicht vor. Dagegen stimmt wieder Andrea Soldi Soldini 1457 genau mit dem Stammbaum: XI. Andrea, dessen Vater, VII. Soldo, ein Enkel des Federigo war.

Ein Antonio di Francesco di Alessandro di Soldo 1534 stimmt mit der Reihe Alessandro di Soldo. Antonio ist jedoch nicht verzeichnet. Er war wahrscheinlich ein Bruder von Nr. 22 Soldo Bartolomeo di Alessandro di Soldo.

Ein Stefano Soldini 1632 steht nicht im Stammbaum. Ein Domenico Soldini wird als dipintore bezeichnet, er ist wahrscheinlich = Nr. 26 Domenico. Antonio Soldini lustratore 1632 ist vielleicht der

unter Nr. 31 verzeichnete Antonio di Filippo. Tatsächlich kommt an anderer Stelle ein Antonio di Filippo vor. Der Stand: Illustrator erinnert an den Vorfahren im 14. Jahrhundert, den Miniaturmaler Paolo Soldini und an den Großvater des Antonio, den Maler Domenico. Antonio ist der Großonkel des P. Francesco M. Soldini. Das Malen und Zeichnen erweist sich also in der Familie als erbliche Eigenschaft ebenso wie bei den deutschen Soldanen.

Die urkundliche Reihe Lorenzo di Antonio di Filippo stimmt wieder völlig mit dem Stammbaum, ebenso die Erwähnung eines Filippo Soldini Priore da S. Donato, im Stammbaum unter Nr. 36 als Sacerdote bezeichnet. Dies gilt auch für Anton Francesco del Fr. Girolamo Soldini 1754, identisch mit Nr. 44. Anton Francesco di Girolamo di Antonio. Anton Francesco wird schon 1737 erwähnt. Andrea di Raffaello Soldini fehlt im Stammbaum. Dies spricht jedoch durchaus nicht gegen diesen, da das Ausfallen von einzelnen Linien bei solchen Zusammenstellungen die Regel ist. Abgesehen von nicht verzeichneten Mitgliedern der Familie, stimmen also die Urkunden ausgezeichnet mit dem Stammbaum im Buche des Francesco M. Soldini überein.

Man kann die ganze Gruppe als die Paolo Soldi Soldini bezeichnen. In ihr treten in gehäufte Weise Maler und Zeichner hervor, woraus sich die geistige Beschaffenheit des Francesco M. Soldini in wesentlichen Punkten erklärt.

10. Der Zusammenhang der Soldani und Soldini

Der Aszent von Girolamo = Francesco M. Soldini, geb. 1733, führt bei Einsetzung von 37 Jahren für jede Generation über Girolamo (Vater), geb. 1696, Domenico (1659), Filippo (1622), Domenico (1585), Mariotto Bartolomeo (1548), Soldo Bartolomeo (1511), Alessandro (1474), Soldo (1437), Paolo (1400), Soldo (1363), Paolo (1326) zu dem Stammvater Soldo Soldini. Der Name Soldini, der Anklang und Gegensatz zu Soldani zeigt, hängt an diesem Soldo. Nach obiger Rechnung, die mit der Angabe (vor 1300) von Francesco M. Soldini stimmt, muß jener etwa 1289 geboren sein. Seine Wirksamkeit fällt also in den Anfang des 14. Jahrhunderts. Dies ist die Zeit der größten geistigen und sozialen Umwälzung in Florenz. Der Stammvater Soldo gehört zum Stadtviertel der Kirche Santa Maria Novella, die von 1278 bis 1357 mit dem Kloster als Sitz der Dominikaner im toskanisch-gotischen Stil gebaut wurde. Hier hatte die Familie Soldini ihren

ständigen Sitz und ihre Begräbnisstätte. Nach den Urkunden blieb dies so bis zu dem 3. Soldo der Reihe Soldo-Paolo-Soldo-Paolo-Soldo, d. h. bis zum ersten Drittel des 15. Jahrhunderts. Dann ändert sich das Bild. Als Wohnviertel der Eltern des letzten Soldo ist bei Fr. M. Soldini noch St. Maria Novella angegeben, dann wechselt die Zugehörigkeit zu den Kirchen bei den Taufeinträgen. Offenbar hat die Familie im 15. Jahrhundert ihren Wohnsitz bei St. Maria Novella verloren.

Vergleichen wir hiermit den Aszent von dem Senator Jakob Soldani bis zu dem Bonaccorso der überlieferten Stammtafeln. Jakob Soldani war 1579 geboren. Da der Aszent in mittlerer Linie führt, d. h. die betreffenden Ahnen des Jakob Soldani im allgemeinen zu den mittleren Kindern der betreffenden Nachkommen gehören, muß man hier den Durchschnitt jeder Generation etwas geringer ansetzen als bei dem Aszent von Francesco M. Soldini. Nimmt man dafür 35 Jahre statt 37 bei dem Aszent von Francesco M. Soldini, so ergibt sich folgende Reihe: Jakob Soldani (geb. 1579), Antonio (1544), Giovanni (1509), Bernardo (geb. 1474, in Wirklichkeit 1475), Giovanni (1439), Bernardo (1404), Bonaccorso (1369), Niccolo (1334), Philippozzo (1299), Bonaccorso (1264), Bonaccorso der Stammvater (etwa 1229). Letzterer ist in der Stammtafel der Soldani mit der Jahreszahl 1260 versehen, es ist jedoch nicht gesagt, daß dies das Jahr seiner Geburt ist, es kann sich vielmehr um ein besonderes Jahr seiner Wirksamkeit handeln. Wenn er 1229 geboren war, würde er 1260 31 Jahre gewesen sein. Urkundlich steht nichts im Wege, die Familie Bonaccorsi Soldani soweit in das 13. Jahrhundert zurückzuverlegen.

Nun war der Enkel der ersten Bonaccorso, der etwa 1299 geborene Philippozzo, 1343 und nochmals 1358 Gonfaloniere, was zu obiger Zeitrechnung gut paßt. Er war nach dem Stammbaum der Soldani ein Vetter, d. h. Geschwisterkind, eines Soldo, von dem Nachkommen nicht genannt sind. Die Väter Bonaccorso (des Philippozzo) und Marino oder Masino (des Soldo) waren Brüder, Söhne des Stammvaters der Bonaccorsi Soldani. Dieser Soldo, Enkel des ersten Bonaccorso, war nach der Zeitrechnung und den anderen Umständen sehr wahrscheinlich der Stammvater der Soldi Soldini. Nach obiger Rechnung müßte dieser Soldo etwa 1289 geboren sein, was zu dem Geburtsjahr seines Vetters Philippozzo (etwa 1299) stimmt. Vor 1300 sind die Soldini nicht nachzuweisen, wohl aber die Soldani.

Die Soldini sind ausgeprägte Welfen, auch nach dem Buche des P. Franc. Soldini. Sie gehören zur Dominikanerkirche St. Maria Novella. Die Soldini treten in Florenz alsbald auf der Höhe des sozialen Lebens auf. Als Wohnviertel der Soldani wird seit dieser Zeit Santa Croce genannt. Auch hier stimmen die Zeiten. Diese Kirche des Franziskanerklosters wurde 1294 begonnen und im gotischen Stil von Arnolfo di Cambio erbaut, vollendet erst 1442. Die Soldani, die ursprünglich bei San Pancrazio in der Nähe der 1250 gebauten Kirche Santa Trinità wohnten, nehmen also im Anfang des 14. Jahrhunderts ihren ständigen Wohnsitz bei Santa Croce und haben diesen offenbar lange festgehalten.

So entsteht der eigenartige Gegensatz Soldini di Santa Maria Novella, Gonfalone Leon bianco, und Soldani di Santa Croce, Gonfalone Leon nero, nach der Einteilung der Florentiner Bürgerwehr in Fähnlein, die zu den vier durch große Kirchen ausgezeichneten Quartieren von Florenz gehörten (Taf. I, Fig. 19 und 20). Aus dieser Trennung der Familie erklären sich auch die eigentümlichen halb gleichartigen, halb gegensätzlichen Wappen.

11. Die Federighi Soldani oder Soldini

Unter diesem Namen möchte ich eine Gruppe von Soldani oder Soldini zusammenfassen, die sowohl in der Familiengeschichte von Francesco M. Soldini in Einzeldarstellungen behandelt wird, als auch aus Florentiner Urkunden über die Soldani sich nachweisen läßt. Als dritter Sohn des Stammvaters Soldo wird Federigo genannt und durch das beigedruckte Zeichen (eine Krone) als Priore della Repubblica hervorgehoben. Federigo war also ein Staatsmann, über dessen Stand und Leben Francesco M. Soldini Auskunft gibt. Danach gehörte er zur guelfischen und republikanischen Partei, die sich besonders auf angesehene Vertreter der oberen Zünfte stützte und im scharfen Gegensatz zum ghibellinischen Adel stand.

Hier tritt der Gang der Florentiner Geschichte deutlich zutage. Aus dem geistig interessierten und gebildeten Kaufmannsstand ging eine neue bürgerliche Form des Adels hervor, die zunächst mit dem Feudaladel in heftiger Fehde lag, bevor sie sich mit ihm durch gegenseitige Heiraten biologisch verband.

Als Söhne von Federigo sind bei Francesco M. Soldini Matteo und Nuccio genannt, ersterer wird als Priore, Ufficiale di guerra, ambasciadore, scrittore e Gonfaloniere bezeichnet, zeigt also eine starke Häufung von Fähigkeiten und staatlichen Ehrenstellen. Sind

diese Angaben über Federigo und seinen Sohn Matteo richtig, so müssen sie sich bei solchen hervorragenden Persönlichkeiten urkundlich nachweisen lassen. Dies ist tatsächlich der Fall. In dem Buche von P. Francesco Soldini delle Eccellenze e Grandezze findet sich im Auszug aus den amtlichen Listen folgendes: Matteo Federighi, 21. Febrajo (1347) in Chianti. — Matteo di Federigo Soldi, 21. Settembre (1359) in Valdarno. — Matteo di Federigo Soldi, 1. Giugno (1365) al Papa.

Die Enkel des Federigo, Söhne des Matteo, waren, nach Francesco M. Soldinis Buch, Soldo und Giovanni. Bei Soldo taucht also in der in Florenz üblichen Weise wieder der leitende Vorname des Geschlechtes Soldo Soldini auf. In dessen Deszendenz erscheinen wieder Matteo (als Sohn) und Federigo (als Enkel), der also den Namen seines Ur-Ur-Großvaters trägt und dadurch zeigt, daß der Name der Federighi zu seiner Zeit, d. h. etwa 1460, noch nicht vergessen war.

Als Sohn von Soldo, dem Enkel des Federigo, erscheint unter XVII Jacopo, der den gleichen Vornamen wie der berühmte Senator Jacob Soldani trägt, aber etwa 200 Jahre eher lebte. Er ist also als Jacobo di Soldo di Matteo di Federigo zu benennen. Nach Francesco M. Soldini war er einer der hervorragendsten Mitglieder der Familie, er wird als Sacerdote, Filosofo, Teologo e Scrittore bezeichnet. Aus seiner Lebensbeschreibung bei Francesco M. Soldini geht hervor, daß er neben seinen sonstigen großen Fähigkeiten ein berühmter Arzt war, der sich besonders mit der Pest beschäftigt hat, die im 15. Jahrhundert vielfach in Florenz gewütet hat. Nach Francesco Soldini, S. 39, erwähnt ihn Monaldi in seiner handschriftlichen Geschichte, die in der Bibliotheca Magliabechiana aufbewahrt ist, bei Besprechung der in den Wissenschaften ausgezeichneten Florentiner, mit großem Lob und zählt ihn zu den berühmtesten Gelehrten in der medizinischen Kunst.

Es werden als Schriften von ihm auf Grund der Angaben von Cinelli in der *Toskana letterata* genannt:

1. *Medicinae Canones*, 2. *De signis prognosticis*, 3. *De Peste opus insigne*.

Vorher hatte er schon über das gleiche Thema eine ähnliche Schrift verfaßt, die viele Jahre später (1533) durch die Presse von Bologna unter dem Titel: *Antidotarium tempore pestis* gedruckt wurde.

4. *De sanitate conservanda*.

Neben seiner Eigenschaft als Philosoph und Mediziner, wird Jacob Soldini als ausgezeichneter Theologe bezeichnet. Nach der Familiengeschichte trat er als gereifter Mann und berühmter Gelehrter in ein Kloster ein und widmete sich der Theologie. Francesco Soldini gibt ein Bild von dem ökumenischen Konzil in Florenz, das unter dem Papst Eugen IV. und Michael Palaeologus, dem griechischen Kaiser, stattfand, und an dem Jacobus Soldini als Geistlicher teilnahm. Von religiösen Schriften des Jacob Soldini werden genannt:

1. Sermones in laudem Sanctorum.
2. Postilla super Evangelia Domenicalia.
3. In Daniele Prophetam Commentaria. Gedruckt von der Presse in Venedig 1488 nach dem Tode des Verfassers (1470).

Jakob Soldini war offenbar ein sehr bedeutender Denker, der als Arzt, Philosoph und Theologe großes Ansehen genoß und bei besonderen Anlässen, wie bei dem ökumenischen Konzil, zugezogen wurde.

In bezug auf die Gruppen innerhalb der Familie gehört er zu den Federighi (Soldini), die mit ihm im 15. Jahrhundert ihren Höhepunkt und vorläufigen Abschluß erreichten. Er ähnelt auch in dieser Beziehung seinem bedeutenden Namensverwandten Jacob Soldani, bei dem sich der gleiche Vorgang um 1600 abspielt. Nachkommen von Jacopo Soldini sind bei Francesco M. Soldini nicht genannt.

Es ergibt sich, 1. daß die Federighi in Florenz im 14. und 15. Jahrhundert urkundlich vorkommen, 2. daß in Florenz dicht an der alten, später aufgelassenen Kirche San Pancrazio eine Gasse Via dei Federighi noch jetzt vorhanden ist, 3. daß San Pancrazio die älteste Begräbniskirche der Federighi, ebenso wie der Bonaccorsi Soldani, war, 4. daß in unserem Zusammenhange die Federighi, ebenso wie die Soldi Soldini, als Ausläufer der Soldani erscheinen.

Wenn hervorragende Männer, wie Federigo und Matteo, in der alten Begräbnisstätte der Soldani beigesetzt wurden, erscheint es sehr erklärlich, daß eine Gasse bei San Pancrazio den Namen dei Federighi erhalten hat. Die Federighi erscheinen also in bezug auf die Lage ihrer Begräbnisstätte, vielleicht auch ihrer Wohnpaläste, als die eigentlichen Fortsetzer der alten Soldanifamilie, während die sich trennenden Linien der Soldani und Soldini mit den halb gleichartigen, halb gegensätzlichen Wappen sich bei den Kirchen Santa Croce und Santa Maria Novella ansiedelten. Auch die Zeiten passen zu dem Gang der Familiengeschichte sehr gut. Die Trennung

der Linien hat also sehr wahrscheinlich am Ende des 13. oder im Anfang des 14. Jahrhunderts stattgefunden unter allmählicher Lösung von den Federighi, die noch einige Jahrhunderte bei der alten Kirche San Pancrazio geblieben sind.

12. Die Soldi in Italien und Frankreich

Der Vorname Soldo kommt in der Familie Soldani und Soldini gehäuft vor. In der Stammtafel des Senators Jacob Soldani aus der Collazione Passerini erscheint er im ganzen sechsmal, und zwar in folgenden Verbindungen, wobei ich von den ältesten Fällen ausgehe: 1. Soldo di Marino di Bonaccorso, 2. Soldo di Philippozzo di Marino, 3. Soldo (geb. 1417) di Bonaccorso di Niccolo, 4. Soldo di Paolo (geb. 1418) di Bonaccorso, 5. Soldo (geb. 1474) di Bernardo di Bonaccorso, 6. Soldo (geb. etwa 1544) di Gregorio di Soldo (geb. 1474).

Also bis in das 16. Jahrhundert taucht der Vorname Soldo in der Familie Soldani immer wieder auf.

Das gleiche gilt für die seit etwa 1300 beglaubigte Familie Soldini, deren Stammvater Soldo Soldini höchstwahrscheinlich der Sohn des Marino Soldani war.

Es ergeben sich hier folgende Reihen: 1. Soldo di Marino di Bonaccorso Soldani, 2. Soldo di Paolo di Soldo, 3. Soldo di Matteo di Federigo, 4. Soldo di Paolo di Soldo (scheinbar gleich Nr. 2, in Wirklichkeit Fortsetzung der Reihe von Nr. 2), 5. Soldino di Piero di Soldo, 6. Soldo di Giovanni di Piero di Piero, 7. Soldo Bartolomeo di Alessandro di Soldo.

Letzterer ist etwa 1511 geboren. Der Vorname Soldo vererbt sich also in der Familie Soldini nach den bisherigen Kenntnissen von etwa 1300 bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts, ganz ähnlich wie in der Familie Soldani. Dann wird dieser Vorname, der an der Familientradition hängt, von anderen Namen überwuchert.

Das Buch von P. Francesco Soldini heißt *Commentarii sopra la Discendenza dei Soldini di Firenze e Francia*. Es sind also Seitenlinien der Familie Soldi Soldini nach Frankreich übergegangen. In der Familiengeschichte ist dieser Vorgang aus einem Zusatz zum Stammbaum (*Albero dei Soldini di Firenze e di Francia*) aus den Worten: *E Ramo dei Soldi loro consorti*, d. h. „und der Zweig der Soldi, ihrer Verwandten“, ersichtlich.

Man muß also damit rechnen, daß in Frankreich Nachkommen mit dem Namen Soldi gelebt haben. In diesem Zusammenhange ist von Interesse, daß es in Frankreich einen bedeutenden Künstler

und Ästhetiker mit Namen Soldi gegeben hat, von dem folgende Werke in meinen Händen sind:

1. Emile Soldi, *La sculpture égyptienne*. Edition illustrée de nombreuses gravures, Editeur Ernest Leroux, Paris 1876.
2. Emile Soldi, *Les arts méconnues*. Ouvrage orné de 400 gravures, Editeur Ernest Leroux, Paris 1881.
3. Emile Soldi-Colbert de Beaulieu, *La langue sacrée. Le Temple et la Fleur (Des Pyramides au Parthenon). Le voyage de l'âme dans l'autre monde. Origine de l'art*. Librairie Achille Heymann, Paris 1899.

Dadurch wird die Erforschung der Florentiner Soldanifamilie zu einer internationalen Aufgabe, wie dies auch schon bei der deutschen Soldanfamilie geschehen ist.

13. Neuere Schriftsteller aus der Familie Soldani

Genau wie in der deutschen Soldanfamilie tauchen bei den Nachkommen der Florentiner Soldani immer wieder Persönlichkeiten besonders mit literarischen Fähigkeiten auf. So finden sich:

1. Soldano Soldani als Verfasser von *Guida alla Valombrosa, Verna et Camaldoli*, Firenze 1822, altra edizione, Firenze 1834. Also ein Führer durch das Gebiet am oberen Arnotal, das besonders den Soldani aus Poppi vertraut war. Nach einer Notiz in diesem Führer hat sich Soldano 1804 mit der Analyse des Sauerbrunnens von Chitignano beschäftigt, war also naturwissenschaftlich gebildet. Er war ein Neffe und Schüler des Naturforschers Ambrogio Soldani.
2. Professor Giovanni Soldani schrieb *Agronomia et Agricoltura moderna*, Milano, Hepli 1898. Also eine moderne Landwirtschaftslehre.
3. Dottore Gregorio Soldani, direttore spedale della misericordia a Montevarchi, der außer verschiedenen medizinischen Schriften eine philosophische über die Harmonie im Leben, Firenze 1900, geschrieben hat. Also ein philosophischer Mediziner.
4. Celestino Soldani schrieb über Elba, Palermo 1900.
5. Valentino Soldani, ein dramatischer Dichter, der Verfasser des historischen Dramas *I Ciompi*, das am Ende des 14. Jahrhunderts spielt.

Auch sonst finden sich noch Spuren von literarisch tätigen Soldani und Soldini.

Schluß

Es liegt in bezug auf die italienischen Soldani dieselbe Sachlage vor, wie in bezug auf die deutschen Soldane. Bei letzteren hat sich der genealogische Zusammenhang auch bei solchen Trägern des

Namens, die früher nicht bestimmt mit den Stammtafeln in Verbindung gebracht werden konnten, wie z. B. bei dem von Strieder erwähnten Dekan Justus Soldan in Kassel, mit der Familie, in der die Stammtafeln überliefert sind, in fortschreitender Weise herausgestellt. Es zeigt sich bei den italienischen Soldani, ebenso wie bei den deutschen Soldanen, durch eine Reihe von Jahrhunderten eine merkwürdige Stammfestigkeit.

Auch bei den jetzt lebenden italienischen Soldani ist der Zusammenhang mit der alten Florentiner Familie zum Teil sicher erwiesen, zum Teil, z. B. bei dem Dramatiker Valentino Soldani, dessen Familie aus Elba stammt, sehr wahrscheinlich. Ferner hat sich bei der Studie über die deutschen Soldane herausgestellt, daß durch weibliche Mitglieder der Soldanfamilie erbliche Anlagen aus dem Soldangeschlecht in andere Familien übertragen werden und hier, zumeist modifiziert oder auch durch Zutaten, besonders Willenscharaktere, gesteigert, in bedeutenden Persönlichkeiten zum Vorschein kommen.

Dieser Teil der Untersuchung steht bei den Florentiner Soldani fast noch völlig aus, wenn ich auch bei einigen Soldani-Töchtern die Namen der Gatten nennen konnte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Soldanistamm nicht nur durch die Träger dieses Namens in der Renaissancezeit von 13—1500 eine Bedeutung gehabt hat, sondern auch durch Einheiratung von Soldani-Töchtern in andere Familien des Bürgeradels von Florenz biologisch und psychologisch zur Wirksamkeit gekommen ist. Ferner ist anzunehmen, daß infolge der Florentiner Namengebung, mit Nennung nur der Vornamen in 2 bis 3 Generationen, bei vielen männlichen Mitgliedern der Familie der Name Soldani verlorengegangen ist.

Ein weiterer Ausbau der hier im Grundriß gegebenen Studie über die Florentiner Soldanifamilie ist zur Lösung der Aufgabe Renaissance und Familienforschung dringend notwendig und wird voraussichtlich eine Reihe von wichtigen Einblicken in das Netzwerk von familiären Beziehungen der bürgerlichen und adeligen Oberschicht in Florenz, während der beiden in bezug auf Talent und Genie so außerordentlich reichen Jahrhunderte von 1300 bis 1500, ergeben.

Diese Aufgabe läßt sich nur weiter fördern, wenn die Soldaniforschung, parallel der deutschen Soldanforschung, von den jetzt in Italien lebenden Trägern dieses Namens, in Verbindung mit wissenschaftlichen Hilfsarbeitern, aufgenommen und weitergeführt wird. Ich möchte, durch die vorliegende kurze Zusammenfassung einer über 20 Jahre durchgeführten Beschäftigung mit dem Thema, zur

Fortführung der Arbeit, besonders in den reichen Archiven und Bibliotheken von Florenz, anregen. Bei dem Vergleich mit der deutschen Soldanfamilie zeigt sich als wesentliches Resultat, im Hinblick auf das von mir aufgestellte Problem der Beziehung zwischen angeborener Anlage und Umgebung, die grundsätzlich bedeutungsvolle Erscheinung, daß die Florentiner Umwelt auf die Anlage der Soldani, die vom psychologischen Standpunkte die gleiche ist, wie die der deutschen Soldane, in außerordentlicher Weise verstärkend gewirkt hat, so daß daraus eine große Menge von bedeutenden Leistungen in der literarischen und gesellschaftlichen Geschichte von Florenz hervorgegangen ist.

21. Kapitel

Meine Abstammung

Im Zusammenhange dieses Buches möchte ich meine Abstammung vom methodischen Standpunkt behandeln und eine Reihe von Punkten hervortreten lassen, die für viele Familienforschungen typisch sind: Das anfänglich nur die Reihe bis zum Großvater umfassende Familienbewußtsein, die Unmöglichkeit, lediglich mit den Kirchenbüchern weiterzukommen, die Bedeutung der Familienurkunden, die in vielen bürgerlichen Familien mit Recht oder Unrecht vorhandene Überlieferung adeliger Abkunft, die Betrachtung von Wappenzeichen, die Untersuchung von alten Akten, die Bedeutung der Umwelt, in der die Vorfahren gelebt haben, die Beziehungen zu dem Gang der allgemeinen Geschichte von Volk und Staat, die Ausbreitung und Streuung der Familie in andere Länder, das Schicksal der Familie in Beziehung zu der vererbten Anlage, das Zusammentreffen verschiedener Anlagen aus der väterlichen und mütterlichen Familie. Alle diese Punkte müssen zur Erörterung kommen und bilden einen Beitrag zur familiengeschichtlichen Diagnostik. —

Mit den vorstehenden Worten habe ich in der 2. Auflage dieses Buches das Kapitel über meine Abstammung eingeleitet. Bei der jetzigen 3. Auflage stehe ich besonders unter der Anregung einerseits der genealogischen Zeichenlehre, andererseits des Ahnenlisten austausches, der in vielen Fällen zu einer raschen Erweiterung der Kenntnisse über die Ahnentafeln und die Sippschaft der dabei beteiligten Personen führt. Ich möchte daher bei der jetzigen Dar-

stellung hauptsächlich die Bedürfnisse des Ahnenlisten austausches im Auge behalten und dabei die von mir grundsätzlich durchgeführte naturwissenschaftlich-genealogische Bezeichnungsweise festhalten. Dazu kommt, daß seit dem ersten Druck die Kenntnis der Vorgeschichte, besonders der mütterlichen Familie, durch Erforschung der Urkunden in Ratibor in Oberschlesien sich wesentlich erweitert hat. Auch lag noch von früher her über die väterliche Familie ein beträchtliches, bisher nicht verarbeitetes Material vor.

Um alles dies übersichtlich, wenn auch kurz, zu verwenden, war eine straffere genealogische und familiengeschichtliche Gliederung notwendig. Dabei konnte eine Reihe der Beweisführungen im Hinblick auf die frühere Darstellung, z. B. die realistische Beschreibung der Familienurkunde, die Prüfung der adeligen Abkunft u. a., verkürzt oder weggelassen werden. Andererseits waren, besonders in dem Schlußkapitel „Meine Schriften und ich“, Ergänzungen notwendig.

Aus diesen Gründen entstand die folgende Darstellung und Gliederung des Stoffes.

- I. Ahnentafel.
- II. Sippschaft.
- III. Alphabetisches Verzeichnis der Familien aus der Ahnentafel und der Sippschaft.
- IV. Die Familien der Ahnentafel und einige aus der Sippschaft:
 - A. Väterlicherseits:
 1. Sommer aus Treptow a. Tollense,
 2. Grammelsdorf-Tittschow aus Pritzwalk,
 3. Gerhardt aus Pritzwalk,
 4. Meinhoff aus Pritzwalk,
 5. Rothe aus Storkow,
 6. Der norwegische und dänische Zweig der Sommer-Familie.
 - B. Mütterlicherseits:
 1. Lange aus Groß-Glogau,
 2. Krumpholz aus Ratibor,
 3. Foltek aus Gleiwitz,
 4. Cecola aus Anderge in Italien.
- V. Meine Schriften und ich.

I. Ahnentafel

Die folgende Ahnentafel ist unter Verwendung der Schreibweise, die ich in dem ersten Kapitel über genealogische Zeichenlehre entwickelt habe, zusammengestellt. Dabei sind die Personen der einzelnen Ahnenreihen A I 1—2, A II 1—4, A III 1—8, A IV 1—16, A V 1 bis 32 usw., soweit sie bekannt sind, hintereinander gedruckt, so daß jede Ahnenreihe im Zusammenhang zum Vorschein kommt. Zur genealogischen Verständigung sind hinter die einzelnen Ahnenzeichen die entsprechenden Zahlen der Ahnenbezeichnung nach Kekule von Stradonitz gesetzt. Auch sind die fehlenden Glieder der Ahnentafel

in jeder Ahnenreihe vermerkt. So erhält man am besten einen Einblick in den Aufbau der Ahnentafel zur Zeit der Zusammenstellung.

- P (= 1 n. K.) Dr. Karl Robert Sommer, Professor für Psychiatrie an der Universität Gießen, ev.,
 * am 19. XII. 1864 in Grottkau i. Schlesien,
 °° am 29. V. 1900 in Berlin mit Emmy geb. Schäfer aus Gießen, ev., * am 17. II. 1867 in Lippstadt i. W.
- A I 1 (= 2 n. K.) Karl Friedrich Adolph Sommer, Justizrat, Rechtsanwalt in Grottkau i. Schlesien, ev.,
 * am 24. X. 1824 in Parchim i. Mecklenburg,
 °° am 7. III. 1854 in Ratibor mit Anna geb. Lange,
 † am 27. VII. 1903 in Grottkau.
- A I 2 (= 3 n. K.) Anna Lange, kath.,
 * am 2. VII. 1831 in Ratibor,
 °° mit K. F. A. Sommer,
 † am 23. VII. 1872 in Ratibor.
- A II 1 (= 4 n. K.) Johann Ludwig Heinrich Sommer, Färbermeister in Pritzwalk in der Priegnitz, ev.,
 * am 29. VII. 1800 in Berlin,
 °° am 14. XI. 1823 mit Karoline Grammelsdorf in Pritzwalk,
 † im Mai 1882 in Wolmirstedt b. Magdeburg.
- A II 2 (= 5 n. K.) Henriette Karoline Grammelsdorf, ev.,
 * im April 1804,
 °° mit Johann Ludwig Heinrich Sommer,
 † im September 1841.
- A II 3 (= 6 n. K.) Friedrich Wilhelm Lange, Herzogl. Kammerdirektor in Ratibor, O.-S., ev.,
 * am 8. VI. 1781 in Groß-Glogau i. Schlesien,
 °° mit Marianne Krumpholz in Ratibor,
 † am 27. I. 1858 in Ratibor.
- A II 4 (= 7 n. K.) Marie Krumpholz, kath.,
 * am 6. IX. 1793 in Ratibor,
 °° mit Friedrich Wilhelm Lange,
 † am 12. VIII. 1876 in Ratibor.
- A III 1 (= 8 n. K.) Johann Ludwig Sommer, Knopfmachermeister in Berlin, ev.,
 * am 22. IV. 1774 in Berlin,
 °° mit Sophie Eleonore Gerhardt,
 † am 23. II. 1809 (34 Jahre 10 Monate alt) in Berlin.
- A III 2 (= 9 n. K.) Sophie Eleonore Gerhardt, ev.,
 * am 4. XII. 1776 in Pritzwalk,
 °° mit Johann Ludwig Sommer,
 † am 2. VIII. 1809 (32 Jahre 7 Monate alt).
- A III 3 (= 10 n. K.) Friedrich Wilhelm Grammelsdorf, Bürger und Kupferschmied, auch Brauer und Gastwirt in Pritzwalk, ev.,
 * ? °° am 14. V. 1802 mit der Witwe des Bierbrauers und Bäckers Schulz, Marie Dorothea geb. Tittschow (Tittschauen, Dittschow), † ?

- AIII 4 (=11 n. K.) Marie Dorothea Tittschow (Tittschau, Dittschow), ev.,
 * ? ° I. mit Schulz, II. am 14. V. 1802 mit Friedrich Wilhelm Grammelsdorf,
 † am 27. I. 1849 in Pritzwalk.
- AIII 5 (=12 n. K.) Samuel David Lange, Kämmerer und Senator in Groß-Glogau i. Schlesien, ev.,
 * 1741 (Ort unbekannt), ° mit Johanne Marianne Fröhlich,
 † 1799 (im 58. Jahre) in Groß-Glogau.
- AIII 6 (=13 n. K.) Johanne Marianne Fröhlich,
 * etwa 1751 (Ort unbekannt), ° mit Samuel David Lange,
 † 1801 (im 50. Lebensjahre) in Groß-Glogau.
- AIII 7 (=14 n. K.) Philipp Krumpholz, Schnupftabakfabrikant in Ratibor, genannt Psiholz, kath.,
 * ? ° mit Josepha Foltek aus Gleiwitz,
 † am 8. I. 1789 in Ratibor, 69 Jahre alt.
- AIII 8 (=15 n. K.) Josepha Foltek aus Gleiwitz, kath.,
 * ? ° mit Philipp Krumpholz, † ?
- AIV 1 (=16 n. K.) Friedrich Wilhelm Sommer, Kanonier, später Barbier, dann Chirurg und Hausbesitzer in Berlin, ev.,
 * am 15. II. 1742 in Treptow a. Tollense i. Pommern.
 ° am 6. IV. 1746 mit Anna Dorothea Rothe,
 † am 9. IV. 1799 in Berlin.
- AIV 2 (=17 n. K.) Anna Dorothea Rothe, ev.,
 * am 10. X. 1735 in Storkow,
 ° mit Friedrich Wilhelm Sommer,
 † am 9. I. 1800 in Berlin.
- AIV 3 (=18 n. K.) Christian Ludwig Gerhardt, Bürger und Knopfmacher, ev.,
 * am 13. XII. 1739 in Pritzwalk,
 ° mit Katharina Elisabeth Meinhoff am 7. IV. 1769,
 † am 21. II. 1819 (79 Jahre alt) in Pritzwalk.
- AIV 4 (=19 n. K.) Katharina Elisabeth Meinhoff, ev.,
 * am 23. III. 1744 in Pritzwalk,
 ° mit Christian Ludwig Gerhardt am 7. IV. 1769,
 † hat beim Tode ihres Mannes noch gelebt, ist aber nachdem nicht im Sterberegister aufzufinden.
- AIV 5—12 unbekannt.
- AIV13 (=28 n. K.) Franz Psiholz = Krumpholz, Schnupftabakfabrikant in Ratibor, kath.,
 * wann ? ° mit Marianne Riedelin aus Ratibor,
 † 8. I. 1789.
- AIV14 (=29 n. K.) Marianne geb. Riedelin aus Ratibor.
- AIV15 (=30 n. K.) Johann Franz Foltek, Bürgermeister in Gleiwitz.
- AIV16 (=31 n. K.) unbekannt.
- A V 1 (=32 n. K.) Abraham Ludwig Sommer, Stadtsekretär, später Bürgermeister in Treptow a. Tollense i. Pommern, ev.,
 * am ? ° I. mit ? II. mit ? † 1749 in Treptow.

- A V 2 (=33 n. K.) Zweite Frau von Abraham Ludwig Sommer, Name unbekannt,
 * etwa 1722,
 † 20. VII. 1772, 50 Jahre alt, in Treptow a. T.
- A V 3 (=34 n. K.) Hans Michel Rothe, Bürger und Tuchscherer in Storkow, ev.,
 * ? ° I. ? II. in Storkow am 29. XII. 1730, † in Storkow am 3. VII. 1741.
- A V 4 (=35 n. K.) Elisabeth Jenicke, ev.,
 * ? ° mit Hans Michel Rothe,
 † in Storkow 8. XII. 1748.
- A V 5 (=36 n. K.) Johann Gustav Gerhardt, Bürger und Schuhmacher, ev.,
 * in Pritzwalk am 29. VIII. 1711,
 ° 21. XI. 1738 mit Eva Stavenau's,
 † daselbst am 30. VIII. 1772.
- A V 6 (=37 n. K.) Eva Stavenau's, ev.,
 * 11. V. 1712 in Pritzwalk,
 ° 21. XI. 1738 mit Johann Gustav Gerhardt,
 † am 3. III. 1785 in Pritzwalk.
- A V 7 (=38 n. K.) Johann Ernst Meinhoff, Bürger und Kupferschmied, ev.,
 * ?
 ° mit Katharina Wasmuth's in Pritzwalk 23. XI. 1742,
 † ?
- A V 8 (=39 n. K.) Katharina Wasmuth's,
 * am 16. I. 1703 in Pritzwalk,
 ° am 23. XI. 1742,
 † ?
- A V 9–24 unbekannt.
- A V 25 (=56 n. K.) Christian Psiholz = Krumpholz, Schnupftabakfabrikant in Ratibor, erwähnt 1687.
- A V 26 (=57 n. K.) Sawatzkin (Zawadski),
 * ? ° mit Christian Psiholz, † ?
- A V 27–32 unbekannt.
- AVI 1–8 unbekannt.
- AVI 9 (=72 n. K.) Hans Jürgen Gerhardt, ev.,
 * ? ° mit Elisabeth Rossow,
 † 18. I. 1739 in Pritzwalk.
- AVI 10 (=73 n. K.) Elisabeth Rossow, ev.,
 * ? ° mit Hans Jürgen Gerhardt,
 † 10. X. 1734 in Pritzwalk.
- AVI 11 (=74 n. K.) Jürgen Stavenau's, Bürger und Tuchmacher in Pritzwalk, ev.,
 * 24. XI. 1673, ° mit Katharina Hagenau,
 † 19. VII. 1742 in Pritzwalk.
- AVI 12 (=75 n. K.) Katharina Hagenau, ev.,
 * ? ° mit Jürgen Stavenau's,
 † am 12. XII. 1745 in Pritzwalk.
- AVI 13 (=76 n. K.) Meinhoff,
 * ? † ? (Meinhoff ist in Pritzwalk nicht weiter aufzufinden).

- AVI14 (=77 n. K.) Frau Meinhoff * ? † ?
 AVI15 (=78 n. K.) Niklas Wasmuth's, Bürger und Tuchmacher in Pritzwalk, ev.,
 * 6. XII. 1681 in Pritzwalk,
 ° 10. XI. 1705 mit Margarethe Boehme,
 † 8. X. 1758 daselbst.
 AVI16 (=79 n. K.) Margarethe Böhme, ev.,
 * ?
 ° 10. XI. 1705 mit Niklas Wasmuth's,
 † 26. XII. 1760.
 AVI17—32 unbekannt.

II. Sippschaft

Die Sippschaft ist in der folgenden Zusammenstellung in der Weise dargestellt, daß zunächst für jede Person der Ahnentafel die Geschwister und, soweit als möglich, deren Ehegatten festgestellt sind. Die Nachkommen dieser Ehepaare gehören zur Sippschaft der in der Ahnentafel genannten Personen. Eine schematische Darstellung der Sippschaft nach Crzellitzer ist kaum möglich, wenn man mehr als drei Ahnenreihen zusammenstellt. Für die Zwecke der Familienforschung ist es notwendig, die Sippschaft auch für höhere Ahnenreihen soweit als möglich zu berücksichtigen. Geht man von den Geschwistern der in der Ahnentafel verzeichneten Personen aus, so schließt sich die Sippschaft, die in Form von Deszendenztafeln geschrieben werden kann, leicht an. Man kann dann einzelne Familien der Sippschaft herausgreifen und in eindeutiger Weise bezeichnen.

1. Geschwister von P. = Robert Sommer, geb. 19. XII. 1864:
 Heinrich, geb. 17. VII. 1855, gest. 3. XI. 1902.
 Hans, geb. 28. V. 1857, gest. 27. IV. 1886.
 Margarete, geb. 30. VII. 1858, z. Z. verw. Frau Oberst Wilke-Dörfurt.
 Max, geb. 2. IV. 1860, gest. 10. III. 1879.
 Fritz, geb. 1862, gest. Dezember 1862, $\frac{3}{4}$ Jahr alt.
 Hieraus ergibt sich die Sippschaft Sommer—Wilke-Dörfurt.
2. Geschwister des Vaters Karl Friedrich Adolf Sommer (AI1), geb. am 24. X. 1824, gest. 27. VII. 1903:
 Luise Henriette, geb. 7. VI. 1826, gest. 10. XI. 1894, verheiratet mit Theodor Voges, geb. 22. VIII. 1822 in Strausberg i. d. Mark.
 Marie Eleonore, geb. 25. III. 1828, gest. 3. III. 1829.
 Ludwig Heinrich, geb. 19. III. 1830, Färber in Mühlhausen in Thüringen (Sohn erster Ehe Karl, Färber in Mühlhausen), Frau zweiter Ehe Anna geb. Helmboldt.
 Wilhelm, geb. 20. XI. 1831, Kaufmann in Meyenburg in der Ostprienitz, gest. 17. II. 1914, 83 Jahre alt.

- Klara Auguste, geb. 11. VIII. 1833, gest. 22. VIII. 1833.
 Gustav Sommer, geb. 2. I. 1835, unverheiratet, gestorben als Soldat im nordamerikanischen Kriege.
 Karoline (Lina), geb. 17. II. 1836, verh. mit Fritz Wenkebach aus Erxleben, Gärtner, gest. in Wolmirstedt.
 Adolf, geb. 23. VI. 1837, in hohem Alter in Mühlhausen in Thüringen gestorben.
 Robert, geb. 30. X. 1838, gest. als Baumeister in Hermsdorf unter dem Kynast.
 Agnes, geb. 12. I. 1840, verheiratet mit Eduard Alscher, Berlin.
 Wilhelmine (Minna), geb. 14. II. 1841, verheiratet mit K. Schneider, Berlin.

Hieraus ergibt sich die Sippschaft Sommer-Voges-Wenkebach-
 Alscher-Schneider.

3. Geschwister der Mutter (A I 2) Anna geb. Lange:
 Wilhelm, geb. 27. V. 1813.
 Eduard, geb. 17. XI. 1815.
 Gustav, geb. 2. X. 1816.
 Marie und Agnes, geb. 6. XII. 1818 als Zwillinge, Marie verh. Kutzora,
 Agnes verh. Albrecht.
 Josephine, geb. 3. IX. 1819, verh. Hübner.
 Franz, geb. 8. VIII. 1820.
 Friedrich, geb. 25. III. 1822.
 Hedwig, geb. 2. IX. 1824.
 Viktor, geb. 3. X. 1827.
 Jenny, geb. 27. XII. 1832.

Hieraus ergibt sich die Sippschaft Sommer-Lange-Kutzora-Albrecht-
 Hübner.

4. Geschwister von Johann Ludwig Heinrich Sommer (A II 1), geb. 29. VII. 1800:
 Ernst Friedrich Wilhelm, geb. 11. VI. 1802, gest. 20. VI. 1802.
 Sophie Wilhelmine Henriette, geb. 20. IV. 1805, gest. 12. V. 1805.
 Sophia Eleonora, geb. 30. VIII. 1807, gest. 11. IX. 1807.
 5. Geschwister von Karoline Grammelsdorf (A II 2):
 7 Geschwister, Namen unbekannt.
 6. Geschwister von Friedrich Wilhelm Lange (A II 3):
 Charlotte Wilhelmine Marianne, geb. 1772, verh. mit Pastor Johann David Pfeffer.
 Ernst August Samuel, geb. 30. IV. 1775.
 Karl Ernst August, geb. 17. IV. 1779.
 (Friedrich Wilhelm Samuel, geb. 8. VI. 1781, mein Großvater mütterlicherseits.)
 Karl David Osswald, geb. 23. XI. 1783.
 Ludwig Ferdinand Emanuel, geb. 1787.
 Gottlieb Osswald Ferdinand, geb. 27. II. 1789, gest. 8. VIII. 1792 an Blattern.

Hieraus ergibt sich die Sippschaft Lange-Pfeffer.

7. Geschwister von Marie geb. Krumpholz (A II 4):

Eine Schwester verheiratet an Rittergutsbesitzer von Poremsky in Stuzienna bei Ratibor.

Hieraus ergibt sich die Sippschaft Lange-Krumpholz-von Poremsky.

8. Geschwister von Johann Ludwig Sommer (A III 1), geb. 22. IV. 1774, verh. 19. IV. 1795 mit Marie Luise Koch, geb. 28. II. 1764:

Christian Friedrich Wilhelm, getauft 17. I. 1768.

Anna Dorothea Sophia, geb. 26. I. 1770.

Carl Friedrich August, geb. 5. III. 1772, verh. am 31. III. 1799 mit Caroline Sophie Wilhelmine André.

Marie Dorothea Charlotte, geb. 18. IX. 1776.

Gottlob Heinrich, geb. 8. V. 1778, verh. mit Karoline geb. Wolf aus Pritzwalk.

Hieraus ergibt sich die Sippschaft Sommer-Koch-André-Wolf.

9. Geschwister von Sophie Eleonore Gerhardt (A III 2) unbekannt.

10. Geschwister von Friedrich Grammelsdorf (A III 3) unbekannt.

11. Geschwister von Marie Dorothea Tittschow (A III 4) unbekannt.

12. Geschwister von Samuel David Lange (A III 5) in Groß-Glogau unbekannt.

13. Geschwister von Marianne Fröhlich (A III 6) unbekannt.

14. Geschwister von Philipp Krumpholz (A III 7) unbekannt.

15. Geschwister von Josepha Foltek (A III 8). Schwester Marie verheiratet an Bernhard Cecola (den älteren).

16. Geschwister von Friedrich Wilhelm Sommer (A IV 1): Stiefbruder aus I. Ehe des Vaters: Ernst Peter Josua Ludwig, getauft 4. VIII. 1735 in Treptow a. T.

17. Geschwister von Anna geb. Rothe (A IV 2) unbekannt.

III. Alphabetisches Verzeichnis der Familien aus der Ahnentafel und der Sippschaft

Bei dem Ahnenlisten austausch, der von Herrn Landgerichtsdirektor Dr. Förster mit großem Erfolg organisiert ist, werden die Familien jeder Ahnentafel in alphabetischer Reihenfolge genannt, wobei jede Person ihre Nummer nach der Bezeichnungsweise von Kekule hat. Im vorliegenden Buche habe ich grundsätzlich, und auch bei der Darstellung meiner Ahnentafel, die naturwissenschaftliche Bezeichnungsweise angewendet, die in dem Kapitel über genealogische Zeichenlehre beschrieben ist. Andererseits ist ein alphabetisches Verzeichnis der Familien der Ahnentafel sehr zweckmäßig und muß der letzteren zugefügt werden. Dabei ist es notwendig, bei jeder Familie im Sinne der erwähnten Zeichenlehre zu vermerken, bis zu welcher Person in der Ahnentafel der bisher bekannte Aszent in der betreffenden Familie geht. Durch Vergleich der zu verschiedenen Zeiten angelegten Verzeichnisse läßt sich dann

leicht erkennen, welche Fortschritte die Erforschung der einzelnen Familien in der Ahnentafel unterdessen gemacht hat.

Außerdem ist es wünschenswert, daß in dem alphabetischen Verzeichnis auch die Familien der Sippschaft vermerkt werden, die ja in der Ahnentafel nicht vorkommen. Dabei ist es notwendig, auszudrücken, zu welcher Person der Ahnentafel die Sippschaft gehört. Nach diesen Grundsätzen ist das folgende Verzeichnis zusammengestellt, in dem A die Ahnenreihe, die lateinische Zahl die Nummer der Ahnenreihe, die arabische Zahl die betreffende Person innerhalb der Ahnenreihe, ferner S die Sippschaft bedeutet, mit dem Zusatz des Ahnenzeichens der Person, zu der die Sippschaft gehört.

Albrecht S. zu A I 2 Lange.	Mejlaender (norwegisch) S. zu A III 1.
Alscher S. zu A I 1 Sommer.	Pfeffer S. zu A II 3 Lange.
Andersen (dänisch) S. zu A III 1.	von Poremsky S. zu A II 4 Krump-
André S. zu A III 1.	holz.
Böhme A VI 16.	Riedelin A IV 14.
Cecola S. zu A III 8.	Rossow A VI 10.
Edler (norwegisch) S. zu A III 1.	Rothe A IV 2 bis A V 3.
Eriksen (norwegisch) S. zu A III 1.	Sawatzkin (Zawadzki) A V 26.
Foltek A III 8 bis A IV 15.	Schneider S. zu A I 1 Sommer.
Friis (dänisch) S. zu A III 1.	Schweder (norwegisch) S. zu A III 1.
Fröhlich A III 6.	Solberg (norwegisch) S. zu A III 1.
Gerhardt A III 2 bis A VI 9.	Sommer A I 1 bis A V 1.
Grammelsdorf A II 2 bis A III 3.	Stavenau's A V 6 bis A VI 11.
Hagenau A VI 12.	Tittschow (Tittschau, Dittschow)
Henriksen (norwegisch) S. zu A III 1.	A III 4 bis A IV 7.
Hübner S. zu A I 2 Lange.	Voges S. zu A I 1 Sommer.
Jenicke A V 4.	Wassmuth's A V 8 bis A VI 15.
Koch S. zu A III 1 Sommer.	von Wengersky, Graf, S. zu Cecola-
Knudsen (dänisch) S. zu A III 1.	Foltek A III 8.
Kromphardt (dänisch) S. zu A III 1.	Wenkebach S. zu A I 1 Sommer.
Krumpholz A II 4 bis A V 25.	Wilke-Dörfurt S. zu P. = R. Sommer.
Kutzora S. zu A I 2 Lange.	von Windheim S. zu Cecola-Foltek
Lange A I 2 bis A III 5.	A III 8.
Meinhoff A IV 4 bis A V 7.	Wolf S. zu A III 1 Sommer.

IV. Die Familien der Ahnentafel und einige aus der Sippschaft

A. Väterlicherseits

1. Die Familie Sommer aus Treptow a. Tollense

A I 1. Der Rechtsanwalt Carl Friedrich Adolph Sommer in Grottkau in Schlesien.

Mein Vater Carl Friedrich Adolph Sommer war am 24. Oktober 1824 als 1. Kind seiner Eltern in Parchim in Mecklenburg geboren,

ist jedoch wie seine Geschwister in Pritzwalk in der Priegnitz aufgewachsen, wo sein Vater Johann Ludwig Heinrich Sommer eine Färberei hatte. Die Familie war evangelisch. Trotz des mäßigen Einkommens aus dem Geschäft durfte mein Vater als ältester Sohn das Joachimstalsche Gymnasium in Berlin beziehen, wo seine Großeltern gelebt hatten und wo noch Verwandte aus der Sommerfamilie vorhanden waren. Er ist wohl zwischen 1838—1842 in dieser ausgezeichneten Schule gewesen. Das große Interesse meines Vaters an guten Unterrichtsmethoden, das sich besonders in seinem Urteil über Schulpforta äußerte, und aus dem sich erklärt, daß er später drei seiner Söhne in Schlesien das Gymnasium in Jauer besuchen ließ, hängt wahrscheinlich eng mit den Einflüssen des genannten Gymnasiums zusammen.

Nach dem Abiturientenexamen studierte er Jura in Halle und Berlin, während die Zeitgeschichte sich schon zu den Ereignissen der Jahre 1848/49 wendete. Er war meines Wissens nicht selbst Burschschafter, lebte aber in ihrem Geiste und hatte wahrscheinlich nahe Beziehungen zu den Burschenschaften in Halle und Jena. Aus seinem Nachlaß besitze ich eine ganze Reihe von Porträtzeichnungen seiner Freunde aus jener Zeit mit persönlichen Dedikationen, wie sie in Korporationen und Freundesgruppen bei deutschen Studenten üblich sind. Die genauere Erforschung der Personen dieser Bilder würde vermutlich in einen Kreis von Männern führen, die den Idealen der deutschen Demokratie angehangen haben, die damals vergeblich hoffte, durch freiwilligen Zusammenschluß ein deutsches Reich zu schaffen. —

Nach seinem ersten juristischen Examen bemühte sich mein Vater, wie ich aus seinen hinterlassenen Papieren gesehen habe, bei den schlechten Einkommensverhältnissen der Familie, eine bezahlte Beschäftigung als Referendar zu bekommen, aber sein Antrag wurde in einer Weise, die deutlich den Stempel der Bureaukratie trägt, von dem preußischen Ministerium mit dem Hinweis abgelehnt, daß bezahlte Stellen für ihn nur in der Subalternlaufbahn vorhanden seien. So mußte der bittere Kampf um den Lebenskreis der akademischen Bildung weitergehen. Schließlich kam mein Vater als Assessor an das Gericht in Ratibor in Oberschlesien, wo sein Leben sich entscheidend wandte. Nach Mitteilung eines juristischen Freundes meines Vaters war dieser als Hilfsrichter in Ratibor bei einem politischen Prozeß beteiligt, der sich gegen einen Anhänger demokratischer Ideen richtete. Dieser wurde von dem Gericht frei-

Fig. 28. Anna Sommer geb. Lange.

Fig. 29. Karl Friedrich Adolph Sommer.

Fig. 30. Karl Robert Sommer.

Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig.

Fig. 33. Bernhard Cecola II.

Fig. 31. Marianne Lange geb. Krumpholz.

Fig. 32. Agnes Albrecht geb. Lange.

Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig.

gesprachen, was der preußischen Regierung in politischer Beziehung unbequem war, so daß die Richter, darunter mein Vater, mißliebig wurden.

Auch in familiärer Beziehung bekam sein Leben in Ratibor die entscheidende Wendung. Er verheiratete sich mit Anna Lange, der Tochter des herzoglich Ratibor'schen Kammerdirektors Lange und seiner Frau geb. Krumpholz. Meine Mutter war katholisch, ging also mit meinem Vater eine sogenannte Mischehe ein. Das gleiche Verhältnis lag bei ihren Eltern vor, da ihr Vater, Lange, evangelisch, ihre Mutter, geb. Krumpholz, katholisch war. Es handelt sich um einen nicht sehr häufigen, aber in Oberschlesien im gewissen Sinne typischen Vorgang, indem aus anderen Teilen des preußischen Staates eingewanderte Beamte und Juristen evangelischer Konfession Frauen aus einheimischen katholischen Familien nehmen. Bei meinen Vorfahren tritt das in zwei Generationen ein. Zur Gründung des eigenen Hausstandes suchte mein Vater nun eine selbständige Stellung als Rechtsanwalt und Notar in Schlesien, wobei ihm seine politisch bedingte Mißliebigkeit bei der preußischen Regierung sehr hinderlich war. Erst bei der 13. Bewerbung gelang es ihm schließlich, in Grottkau in Schlesien als Rechtsanwalt und Notar zugelassen zu werden. Nach der Verheiratung übte er hier seit 1854 die juristische Praxis aus.

Die in Grottkau geborenen Kinder dieser Ehe waren:

1. Heinrich, geb. 17. Juli 1855, gest. 1899,
2. Hans, geb. 28. Mai 1857, gest. 24. April 1886,
3. Margarethe, geb. 30. Juli 1858, zur Zeit verw. Frau Oberst Wilke-Dörfurt,
4. Max, geb. 2. April 1860, gest. 10. März 1879,
5. Fritz, geb. 1862, gest. Dez. 1862, alt $\frac{3}{4}$ Jahr,
6. Robert, geb. 19. Dezember 1864.

Die Eltern und ich sind auf der Tafel VI in den Figuren 28—30 dargestellt.

Es war zwischen den Eltern in paritätischer Weise ausgemacht, daß Knaben nach dem Vater evangelisch, Mädchen nach der Mutter katholisch werden sollten. Die katholische Kirche war aber bei der großen Überzahl der Knaben, die übrigens anscheinend ein Erbteil der väterlichen Familie ist, von vornherein im Nachteil.

Meine Mutter starb schon 1872 in meinem 8. Lebensjahre, so daß sich meine Jugenderinnerungen größtenteils auf den Vater beziehen, um so mehr, als ich fortschreitend mehr Verständnis für seine geistige Art und Arbeit bekam. Von verschiedenen Seiten,

auch von Männern seines Faches, ist er mir als hervorragender Jurist bezeichnet worden, dessen Wirkungskreis in der schlesischen Landstadt zu klein sei. Aber mein Vater verstand es, seine Tätigkeit weit über diesen Kreis auszudehnen, so daß er vielfach an den Gerichten in Neiße und Brieg zu tun hatte. Von Beruf Jurist, hatte er einen ausgeprägt naturwissenschaftlichen Verstand und einen klaren Blick für das Wirkliche und Notwendige. Dies kam ihm bei vielen Aufgaben seiner notariellen Praxis sehr zustatten, zunächst bei der Beurteilung der Verhältnisse auf den schlesischen Ritter- und Bauerngütern. Immer mehr bekam er bei den Parteien den Ruf eines Friedensrichters, der verwickelte Prozeßstreitigkeiten durch zweckmäßige Vergleiche zu beiderseitiger Zufriedenheit auflöste. Dies galt besonders z. B. für die vielfachen Verträge bei der Übergabe von Gütern, sowie bei Testamenten, ferner für die in Schlesien bei den zahlreichen Wasserläufen, z. B. im Gebiet der Neiße, häufigen Mühlen- und Wehrprozesse, die oft schon sehr lange Zeit unentschieden verfochten wurden. Mit sicherem Sinn für das Tatsächliche und Zweckmäßige brachte er in diesem schwierigen Gebiet Vergleiche zustande, die sich völlig bewährten, so daß solche Aufgaben sich für ihn in weitem Umkreise vermehrten. Obgleich er im Jahre 1900 schon 76 Jahre alt war, behielt er bei Einführung des bürgerlichen Gesetzbuches seine ausgedehnte Praxis, besonders am Landgericht in Brieg, bei. Er hatte sich in das neue Gesetzbuch durch eingehendes Studium trotz seines Alters völlig eingearbeitet. — Die Bändigung des protestantischen Demokraten in der meist katholischen kleinen Stadt war also der preußischen Regierung nicht gelungen. Auch in politischer Beziehung war mein Vater lange Zeit tätig, er war in einer Wahlperiode zwischen 1860 und 1866 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. Den wesentlichen Gang der politischen Entwicklung in der preußischen Geschichte von 1864 bis 1871 hat er mitgemacht. Was die alte deutsche Demokratie durch einen freiwilligen und friedlichen Entschluß der Nation vergeblich zu erreichen suchte, wurde durch Bismarcks Politik im Kampfe errungen: ein geeinigtes deutsches Reich. Mein Vater schloß sich, wie viele Demokraten nach 1866, der damaligen nationalliberalen Partei an, die es damals mit ihrem Doppelnamen ernst nahm. Im Gang der Ereignisse (nach 1871) rückte er, seinen demokratischen Grundanschauungen gemäß, soweit ich dies rückblickend beurteilen kann, wieder mehr nach links.

Sein Charakterbild ist das eines unermüdlichen geistigen Ar-

beiters, auch in seinen täglichen Gewohnheiten. Als Frühaufsteher machte er, nach einer kalten Abreibung des Körpers, einen Spaziergang und arbeitete dann mit kurzer Mittagspause ununterbrochen bis abends, und zwar am Stehpult. Bemerkenswert war bei ihm das Fehlen von Ablenkbarkeit. Wir Kinder konnten uns tosend bis in sein Arbeitszimmer jagen, ohne daß er gestört wurde. Er war völlig konzentriert. Fragte ich ihn dabei etwas, so schrieb er seinen Satz zu Ende und antwortete dann auf die Frage, die er genau behalten hatte. — Erholung fand er regelmäßig abends durch das von ihm sehr geschätzte Billardkegelspiel, für das er eine besondere Geschicklichkeit hatte, und in dem sich für ihn alles vereinigte, was jetzt durch Turnen, Spiel und Sport bezeichnet wird. Ferner war er bei den Jagden auf den umliegenden Gütern ein gern gesehener Gast, da er als Schütze scharfen Blick und sichere Hand hatte. Im übrigen wurde seine starke Arbeit jährlich durch eine größere Reise während des vierwöchigen Urlaubes unterbrochen, wobei er, abgesehen von einigen Fahrten in die nordischen Länder, fast immer nach dem damals noch wenig besuchten Tirol ging. Die Vorbereitung dazu wurde sehr sorgfältig betrieben, so daß er ein besonderer Kenner dieses Landes wurde. In seinem Nachlaß habe ich eine große Zahl von österreichischen Generalstabskarten von Tirol gefunden, mit denen er sich ausgerüstet hatte. Auch kleinere Wanderungen in dem schlesischen Gebirge, besonders in den Bergen hinter Neiße und in der Grafschaft Glatz, liebte er sehr und nahm mich dabei so oft als möglich mit. Dabei wurde mir der Vater immer mehr zum Freunde. Seine Lebensführung war außerordentlich sparsam und einfach, während er auf die Erziehung der Kinder große Kosten verwendete. Im allgemeinen schweigsam, hatte er die Fähigkeit des kurzen, klaren Ausdrucks, was besonders in seinen gerichtlichen Schriftsätzen hervortrat. Nach Mitteilung ihm befreundeter Juristen war seine scharfe Feder besonders in Berufungssachen, wenn er meinte, daß ein falsches Urteil ergangen sei, gefürchtet. Einige Male hatte er durch solche etwas derbe Schriftsätze Schwierigkeiten bei den Gerichtsbehörden. Manche von seinen treffenden Urteilen und Bemerkungen wurden in ihm befreundeten Juristenkreisen öfters zum Scherz erzählt. Im übrigen hat er sich meines Wissens schriftstellerisch nicht betätigt, obgleich er die Gabe des Ausdrucks in hohem Maße besaß. Er war ganz auf die Durchführung seiner gerichtlichen und notariellen Arbeit eingestellt. Äußere Ehren und Titel zu erwerben, zeigte er wenig Anlage und Neigung, er hatte die trotzige Selbständigkeit der geistigen

Arbeiter. Durch den Titel „Justizrat“ war er ungenügend bezeichnet, nach seiner Tätigkeit hätte er eher den Namen „Friedensrichter“ verdient.

So hat er bei mäßiger Lebensweise in steter Arbeit ein hohes Alter erreicht. Noch am Abend vor seinem Tode stand er arbeitend am Stehpult. Er starb am 27. Juli 1903 im 79. Lebensjahr an einem Schlaganfall und liegt in Grottkau begraben. Von der Familie meines Vaters habe ich nur seinen Vater Johann Ludwig Heinrich Sommer aus Pritzwalk und meinen Onkel Robert Sommer, aus Hermsdorf unter dem Kynast in Schlesien, gekannt, — weitere Kunde über seine Familie habe ich erst im Laufe dieser Studie erhalten.

Mein Onkel Robert Sommer lebte in Hermsdorf unter dem Kynast im Riesengebirge. Als Gymnasiast war ich häufig in den Ferien bei ihm und bin ihm geistig sehr nahegetreten. Er zeigte in seiner ganzen Art den Charakter des Mannes mit selbsterworbenem Wissen. Als Sohn armer Eltern hatte er zeitig von der Schule abgehen müssen, um einen praktischen Beruf zu ergreifen. Er wurde darauf, nach Erzählungen in der Familie, Feuerwerker beim Militär, ging dann zum Baufach und arbeitete in diesem in Hermsdorf. Für mich bot er immer ein Musterbeispiel für eine unter großen Schwierigkeiten erworbene Bildung. Er war unverheiratet und lebte vollständig in seinem eigenartigen Ideenkreise, in welchem er seine Umgebung zweifellos überragte. Er betrieb die Mathematik als Liebhaberei, hatte sich eine Anzahl mathematischer Lehrbücher angeschafft und in diesen selbständig, auf Grund seiner ursprünglich sicher geringen Schulkenntnisse, weitergearbeitet. Für mich war es auch noch als Oberprimaner eines guten schlesischen Gymnasiums zweifellos, daß er mir in diesem Gebiet überlegen war. Bei meinen Ferienbesuchen in seinem bescheidenen Hause in Hermsdorf war es für ihn eine Art von Sport, mir schwierige Aufgaben, z. B. trigonometrischer Art, vorzulegen, was ich entsprechend erwiderte. Im übrigen beschränkte sich die Bücherei des nicht sehr günstig gestellten Mannes auf eine vollständige Reuter-Ausgabe und ein Konversationslexikon. Was dieser Büchersammlung an Ausdehnung fehlte, wurde von dem Besitzer durch die Eindringlichkeit des Studiums im gewissen Sinne ersetzt. Robert Sommer kannte tatsächlich jede Szene aus Reuters Schriften mit allen Nebenumständen und lebte vollständig in dieser reichen Vorstellungswelt, in der sich ernste Lebensauffassung mit Humor verbunden zeigt. Ebenso beherrschte mein Pate das große Bildungsmaterial seines Konversationslexikons in außerordentlicher

Weise, und zwar nicht nur im Sinne eines reinen Gedächtnisstoffes, sondern als Quelle eines vergleichenden Wissens, das er zum Verständnis der Dinge, die ihm im Leben und aus Zeitungen entgegentraten, heranholte. Ich war oft erstaunt, in welcher gründlichen Weise er irgend ein Thema aus den politischen Ereignissen, auf Grund dieses Wissens und seiner ausgezeichneten Beobachtungsgabe, verfolgte.

Meine Kenntnis der väterlichen Familie war also eine sehr geringe, da mein Vater in seiner schweigsamen Weise fast nie über seine Verwandten redete, und ich damals noch gar nicht an familien-geschichtliche Dinge dachte. Erst aus seinem Nachlaß habe ich gesehen, daß er mehrfache Beziehungen zu seinen Geschwistern und deren Kindern gehabt hat. Nennen hören habe ich ihn nach meiner Erinnerung nur noch die Brüder Ludwig Heinrich und Wilhelm Sommer, sowie die Familie Voges, d. h. die seiner Schwester Luise. Erst neuerdings hatte ich nach dem Tode von Wilhelm Sommer, der 1914 83 Jahre alt in Meyenburg starb, infolge der Erbschaft Gelegenheit, wenigstens einen Zug dieses Mannes wahrzunehmen. Ich ließ mir seine hinterlassenen Bücher schicken und fand dabei eine ganze Sammlung von alten und neueren Bibeln, Gesangbüchern, Katechismen, ungefähr seit dem Jahre 1700, also ein deutliches evangelisch-religiöses Interesse, im übrigen einen Roman unter dem Titel *Ini von Voß* mit charakteristischer Beschaffenheit: Es handelt sich darin um die Idee des lenkbaren Luftschiffes mit Hilfe der Ab-richtung von Tieren, indem vor den Ballon abgerichtete Adler gespannt werden. Nachdem ich mich lange Zeit lebhaft einerseits für Luftschiffahrt und Flugprobleme, andererseits für Tierpsychologie interessiert habe, hatte ich für diese sonderbare Auslese aus der Romanliteratur volles Verständnis. Jedenfalls beweist schon diese kleine Bücherei, daß Wilhelm Sommer neben seinem Beruf noch andere geistige Interessen gehabt hat. Aus seinem Nachlaß stammt auch eine alte eichene, mit kunstvollen Beschlägen verzierte Truhe mit der Jahreszahl 1742 und den Buchstaben C. E. S., die wahrscheinlich aus der Familie Sommer herrührt.

A II 1. Johann Ludwig Heinrich Sommer.

Mein Großvater väterlicherseits war Johann Ludwig Heinrich Sommer, geb. 29 Juli 1800 in Berlin, gest. im Mai 1882 in Wolmirstedt bei Magdeburg. Er war mit Caroline geb. Grammelsdorf, geb. im April 1804, gest. im September 1841, verheiratet.

Die 12 Kinder dieses Ehepaares, das lange Zeit in Pritzwalk in der Priegnitz lebte, sind in der Übersicht der Sippschaft (Seite 268) verzeichnet.

Es waren also 6 Knaben und 6 Mädchen. Aus dem Verzeichnis und der weiteren Deszendenztafel ergibt sich, daß der überwiegende Teil der Nachkommen des Johann Ludwig Heinrich Sommer sich im Handwerker- und Kaufmannsstand, also im mittleren Bürger-tum, befunden hat. Mein Großvater Johann Ludwig Heinrich Sommer war Färber, gehörte also auch zum Handwerkerstand. Es hat sich jedoch zu meiner Überraschung aus mehreren Urkunden herausgestellt, daß derselbe vorher studiert hat, und zwar Chemie. Seine Eltern waren jedoch früh gestorben, und mein Großvater wurde offenbar durch die ungünstigen Vermögensverhältnisse gezwungen, sein akademisches Studium aufzugeben und sich zu einem praktischen Handwerk, als Färber, zu wenden. Das, was bei ihm mißlungen ist, nämlich der Aufstieg in einen akademischen Beruf, hat später bei meinem Vater, allerdings mit großer Mühe und vielen Entbehrungen, zum Erfolg geführt, indem er als einziger von den 6 Söhnen studieren konnte. Der Grund für diesen Gang der Familiengeschichte lag nach allem, was ich über die Geschwister meines Vaters weiß, nicht in Mangel an Begabung, sondern in der schlechten Vermögenslage der Familie, die es unbedingt notwendig machte, daß die Söhne, außer dem ältesten, meinem Vater, möglichst bald erwerbsfähig wurden. Mein Großvater Johann Ludwig Heinrich Sommer war trotz seiner bescheidenen Lebensstellung geistig sehr angeregt und erscheint mir in meinen Kindheitserinnerungen als ein sehr lebhafter und tätiger alter Mann, der durch weite Reisen, die er als junger Mensch gemacht hatte, gebildet war. Er war sehr wahrscheinlich mit außerordentlich bescheidenen Mitteln, vermutlich mit Hilfe von Handarbeit, bis Belgrad gekommen, und hatte sich eine große Menge von praktischen Kenntnissen angeeignet. Er beurteilte Völker und Staaten von größeren Gesichtspunkten, als man sie im allgemeinen in seiner sozialen Schicht findet. Er war während meiner Kindheit öfter in unserem Hause in Grottkau und erzählte mir, dem Enkel, gern und viel von seinen Reisen. Ich erinnere mich, daß mir die Äußerungen des alten, aber geistig und körperlich sehr rüstigen Mannes immer den Eindruck des politischen Weitblickes gemacht haben. Körperlich hatte er mit den blaugrauen Augen, dem breiten Gesicht und dem damals schon weißen Vollbart einen ausgeprägten niederdeutschen Typus.

A III 1. Johann Ludwig Sommer.

Lange Zeit hat sich bei mir die Kenntnis meiner väterlichen Vorfahren, wie in sehr vielen Familien, auf Vater und Großvater beschränkt. Durch Anfrage bei dem Pfarramt der Marienkirche in Berlin, in der mein Großvater getauft war, konnte ich noch feststellen, daß mein Urgroßvater Johann Ludwig Sommer, Seidenknopfmacher, Bürger und Stadtdeputierter in Berlin war, am Neuen Markt Nr. 12 wohnte und am 23. II. 1809, alt 34 Jahr 10 Monate, am hitzigen Fieber gestorben ist, ferner, daß seine Frau Sophia Eleonore geb. Gerhardt am 2. VIII. 1809, also kaum $\frac{1}{2}$ Jahr nach ihrem Gatten, alt 32 Jahr 7 Monate, an Entzündungsfieber gestorben ist, sowie daß aus dieser Ehe 4 Kinder stammen, nämlich Johann Ludwig Heinrich, geb. 29. VII. 1800, mein Großvater, — Ernst Friedrich Wilhelm Sommer, geb. 11. VI. 1802, gest. 8. VII. 1806 an Scharlach und Nervenfieber, Sophie Wilhelmine Henriette, geb. 20. IV. 1805 und Sophie Eleonora, geb. 30. VIII. 1807.

Aber darüber hinaus versagte jeder Versuch, Klarheit über die Vorgeschichte der Familie zu bekommen, und während ich schon im Laufe meiner Studien von der Untersuchung einzelner geistiger Funktionen zur Analyse der Gesamtanlage und dadurch zur Familienforschung gelangt war, war meine eigene Familiengeschichte ganz dunkel. Erst durch die persönliche Bekanntschaft mit einer Nichte meines Vaters, Frau Minna Schuster, geb. Voges, geb. 17. V. 1851, einer Tochter von Luise Sommer verh. Voges, bekam dies Suchen eine andere Wendung. Frau Minna Schuster lebte als Witwe des Kunstschlossermeisters Voges, geb. 26. XII. 1840, gest. 28. VIII. 1902, in Strahlau bei Berlin. Gelegentlich eines Vortrages, den ich in Berlin hielt, lernte ich sie kennen und erfuhr dabei folgendes:

1. daß mein Großvater oft bei einer Cousine, verh. Müller, in ihrem Haus an der Fischerbrücke in Berlin verkehrt hatte,

2. daß bei deren Enkelin, Frau Seiffert geb. Müller, in Berlin ein Stammbaum erhalten sein sollte. Diese Angaben haben sich völlig bestätigt, so daß nun der Weg zur weiteren Erforschung der Familie Sommer gegeben war. Von Frau Seiffert in Berlin erhielt ich zuerst eine Abschrift, später das Original der Familienurkunde, die von Berlin nach Treptow an der Tollense, also aus der Mark Brandenburg nach Pommern, führte und weitere Aufklärung gebracht hat.

Die Urkunde besteht aus schriftlichen Einträgen, die von Christian Friedrich Wilhelm Sommer, geboren in Berlin am 13. Januar

1768, und seinen Kindern in einem evangelischen Andachtsbuch gemacht worden sind. Als Geschwister desselben sind verzeichnet: 1. Anna Dorothea, geb. am 25. Januar 1770, gest. am 23. April 1771, 2. Karl Friedrich August, geb. am 4. März 1772, gest. am 23. September 1831, 3. Johann Ludwig, geb. am 22. April 1774, gestorben an Nervenfieber am 23. Februar 1809. Dies ist mein Urgroßvater, 4. Marie Dorothea Charlotte, geb. am 18. September 1776, gestorben an der roten Ruhr 1778, 5. Gottlob Heinrich, geb. am 9. Mai 1779, gestorben an Brustkrankheit am 20. Februar 1812. Da die beiden Schwestern ganz jung gestorben sind, waren in der Familie 4 Brüder vorhanden, von denen Johann Ludwig mein Urgroßvater war.

Zugleich sind in der Urkunde als Eltern genannt Friedrich Wilhelm Sommer (AIV 1 von mir), geb. am 15. Februar 1742, gestorben an Wassersucht am 9. April 1799, und als Mutter Anna Dorothea, geb. Rothe (AIV 2 von mir), geboren in Storkow am 10. Oktober 1735, getraut am 6. April 1766, gestorben an Abzehrung am 9. Januar 1800. Die Anfrage bei dem evangelischen Pfarramt in Treptow a. d. Tollense ergab die Bestätigung dieser Urkunde, da Friedrich Wilhelm Sommer am 19. Februar 1743 als Sohn des Bürgermeisters Abraham Ludwig Sommer getauft worden ist.

Dadurch ergab sich nach vielfachem, sehr mühevолlem Suchen in den Kirchenbüchern plötzlich eine weitgehende Aufklärung über meine väterliche Familie. Dabei wurde die mündliche Überlieferung, daß die Familie aus Pommern stammt, vollständig bestätigt. Hier möchte ich zunächst die Züge hervorheben, die den Familienkreis meines Urgroßvaters ins Licht setzen. Auch Christian Friedrich Wilhelm Sommer war, wie mein Urgroßvater, Seidenknopfmacher. Das evangelische Andachtsbuch, in dem die Familienurkunde steht, „das güldene Schatzkästlein der Kinder Gottes“ von Karl Heinrich von Bogatzky, 33. Auflage, Halle 1792, ist ihm nach dem Eintrag von dem Knopfmachergesellen Staack aus Braunschweig 1794 geschenkt worden. Auch die anderen beiden Brüder, Karl Friedrich August und Gottlob Heinrich waren Posamentiere. Dies war also geradezu der Familienberuf.

C. F. W. Sommer hatte vier Kinder: 1. Friederike Luise, geb. am 1. Dezember 1796, verheiratete Müller, die Großmutter von Frau Seiffert, geborene Müller, der ich die Familienurkunde verdanke. 2. Johann Friedrich Wilhelm, geb. am 21. Oktober 1799, der Stammvater der dänischen Sommerfamilie. 3. Ein Sohn, geb. am 7. Januar 1801, gest. am 9. Januar 1801. 4. Johann Ludwig, geb.

am 5. Juni 1803, gest. am 15. Juni 1803. Unter den Taufpaten sind erwähnt Herr Rothe als Großvater, Karl Sommer (= Karl Friedrich August Sommer) als Posamentiergeselle, Ludwig (Johann Ludwig) Sommer als Knopfmacher-Geselle, später -Meister, sowie Heinrich (Gottlob Heinrich) Sommer, der jüngste Bruder, ferner Monsieur Wilhelm Gerhard, Knopfmacher, der Schwiegervater von Johann Ludwig Sommer, dessen Frau Eleonore geb. Gerhard aus Pritzwalk war. Ferner kommen vor: Madame Sommer geb. Gerhard, Jungfer André, später Madame Sommer geb. André, die Frau des Karl Friedrich August Sommer, sowie der Schwager Koch, der Bruder von Frau C. F. W. Sommer geb. Koch. Ferner ist bei den Taufen von 1796 und 1805 Madame Meinhoff genannt, bei der Taufe von 1803 Amalie Meinhoff. Die Mutter von Eleonore Gerhard, verheiratete Johann Ludwig Sommer, war eine geborene Meinhoff. Sodann tritt 1805 eine Madame Wolf aus Pritzwalk auf. Dies ist der Name der Frau Caroline des Gottlob Heinrich Sommer, später in Strausberg.

Bei diesen vier Taufen war also der ganze Familienkreis durch Paten vertreten, und zwar waren diese Mitglieder der Familie Sommer alle Knopfmacher (Posamentiere). Auch die anderen Paten sind aus ähnlichen Berufskreisen. Herr Meinhoff war Knopfmachermeister, Herr Peschke Seidenknopfmachermeister, Herr Nauck Seidenwürkermeister, Herr Froh Pantoffelmachermeister. Das Knopfmacher- und Posamentiergewerbe tritt in der Urkunde als eine Art Familienberuf in den Vordergrund, der sich weiter bei dem norwegischen und dänischen Zweige der Familie bestätigt hat. Es lag wahrscheinlich eine besondere Neigung und Anlage zur eigentlichen Handarbeit zugrunde, so daß sich dieser Beruf, verstärkt durch persönliche Beziehungen, in der Familie häuft.

Die Angaben der Urkunde sind durch umfangreiche Prüfungen der Kirchenbücher der Georgen-, Nikolai- und Marienkirche in Berlin, sowie des Kirchenbuches von Storkow in der Mark völlig bestätigt und durch Untersuchung der Kirchenbücher von Pritzwalk in bezug auf die Familien Gerhard und Meinhoff sehr erweitert worden. Diese Forschungen sind von Herrn Pfarrer Fischer in Neukölln, der genealogisch ausgezeichnet bewandert ist, und dem ich dafür lebhaften Dank schulde, durchgeführt worden.

Aus der Urkunde ergibt sich eine enge Beziehung meines Urgroßvaters zu einem ausgedehnten Familienkreise. Durch den rasch aufeinander folgenden Tod des Johann Ludwig Sommer und seiner Frau Eleonore geborene Gerhard im Jahre 1809 wurde dieses glückliche

Zusammenleben jäh unterbrochen. Mein Großvater Johann Ludwig Heinrich Sommer kam als Waise zu den Großeltern Gerhard nach Pritzwalk.

A IV 1. Friedrich Wilhelm Sommer.

Da Fr. W. Sommer 1742 geboren war, sein Vater 1749 in Treptow starb und sein erstes Kind 1768 in der St. Georgenkirche in Berlin getauft ist, muß er zwischen etwa 1750 und 1766 nach Berlin gekommen sein. Es ist wahrscheinlich, daß das Einkommen seines Vaters als Bürgermeister von Treptow an der Tollense während der schlesischen Kriege bei dem Verfall der Stadt recht mäßig war. Dazu kam, daß der Bürgermeister Sommer schon 1749 starb und den Sohn im Alter von 7 Jahren hinterließ. Es ist also anzunehmen, daß dessen militärische Laufbahn frühzeitig und von ganz unten begonnen hat. Er wird als Kanonier bezeichnet. Bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges 1756 war er etwa 14 Jahre, am Schluß desselben 21 Jahre alt. Jedenfalls hat Fr. W. Sommer den Siebenjährigen Krieg erlebt, sehr wahrscheinlich in den letzten Jahren desselben als Soldat im Felde. Bei der St. Georgenkirche waren damals, wie auch später unter den Preußenkönigen, Kasernen. Der Wohnsitz bei der St. Georgenkirche paßt also zu dem militärischen Beruf des Fr. W. Sommer.

Im Buche der Hauseigentümer von Berlin aus dem Jahre 1799 ist sein Name auf Seite 52 als Besitzer des Hauses Nr. 5 am Holzmarkt mit dem Zusatz „Invalide“, d. h. in unserem Sinne wohl „ausgedienter Militär“, verzeichnet. Der unterdessen verschwundene Holzmarkt lag vor dem Strahlauer Tor an der Holzmarktstraße. Auch die Lage des Hauses, das man sich bei der damaligen Beschaffenheit dieser Vorstadt wohl recht einfach denken muß, wird aus dem alten Hausbesitzerbuch, das die Namen direkt an einem Grundriß der Straßen verzeichnet, erklärlich. Aus der Darstellung Seite 53 geht hervor, daß dicht dabei die frühere Kaserne der reitenden Artillerie am Holzmarkt lag. Hier wohnte, nachdem er als Kanonier ausgedient hatte, der Nachkomme des Treptower Bürgermeisters, später dicht an der Stätte seiner militärdienstlichen Tätigkeit. Alle seine Kinder sind dementsprechend in der Kirche zu St. Georg getauft.

Um die Stammfolge im Sinne eines Familienschicksals zu verstehen, müssen wir einige allgemeine Betrachtungen über die vorkommenden Örtlichkeiten und die Zeitverhältnisse anstellen.

Von Pommern ging eine uralte Handelsstraße zur Spree nach Berlin-Köln, wo sie den Fluß überschritt und weiter in südlicher Richtung nach Mitteldeutschland zog. Köln lag auf dem linken Ufer, Berlin auf dem rechten Ufer der Spree, die Verbindung der Ufer geschah durch die älteste Brücke, wo jetzt noch die Reste von Alt-Berlin erkennbar sind. Die ersten Kirchen an diesem uralten Straßenzug waren St. Nikolai in Berlin und St. Petri in Köln, von denen die erstgenannte noch ursprüngliche Züge aufweist, während die letztere in jetziger Gestalt nach dem großen Brande von 1809 neuere Gestalt bekommen hat. Nicht weit von der St. Nikolaikirche in Alt-Berlin lag das Franziskanerkloster, aus welchem nach der Aufhebung das Gymnasium zum grauen Kloster hervorgegangen ist.

Die Marienkirche liegt in Alt-Berlin nördlich von der St. Nikolauskirche dicht am Neuen Markt, an dem die Familie meines Urgroßvaters wohnte. Sie ist eine der ältesten neben der Nikolauskirche und der Klosterkirche. Als Jahr ihrer Erbauung wird in dem Bildersammelwerk von Lange (1850) das Jahr 1292 angegeben. Der Turm in seiner jetzigen Gestalt stammt erst vom Jahre 1789. Das Innere der Kirche wurde 1818 erneuert unter Schonung des Altertümlichen. Im 18. Jahrhundert bildete der Neue Markt den Kern von Alt-Berlin, wie dies z. B. in dem Sammelwerk von Lange ausführlich dargestellt ist. Hier heißt es: „Die wohlhabendsten Kaufleute jener Zeit hatten hier ihre Häuser; am Markt und in den nächsten Straßen, Spandauerstraße, Königstraße, Poststraße, Klosterstraße. Dort wohnte damals der solide Reichtum der Produktenhändler . . .“

An der nordöstlichen Seite von Alt-Berlin lag jenseits des Wallgrabens die Georgenkirche, in der Gegend, wo der Name der Prenzlauer Straße die Richtung des Verkehrs über Prenzlau, d. h. nach Pommern, andeutet.

In diesem Gebiet von Alt-Berlin spielt sich die Geschichte der Familie Sommer im 18. Jahrhundert ab. Dabei ist die Beziehung zu dem Wohnort des Stammvaters in Treptow an der Tollense in Pommern durch den Wohnsitz des Sohnes Friedrich Wilhelm, der 1742 in Treptow geboren war, deutlich gegeben. Seine Kinder sind alle in St. Georg getauft. Von seinen 4 Söhnen sind 3, nämlich Friedrich Wilhelm 1795, Johann Ludwig, mein Urgroßvater, 1798 und Karl Friedrich August 1799 in St. Nikolai getraut. Mein Urgroßvater und seine Frau geb. Gerhardt wohnten am Neuen Markt, und ihre Kinder, darunter mein Großvater, sind in St. Marien getauft. Mein Vater war, wahrscheinlich im Zusammenhang mit der Familiengeschichte,

zuerst auf dem Gymnasium zum grauen Kloster nahe der St. Nikolai-kirche. Die Familie hat also in Alt-Berlin den Aufstieg des preußischen Staates unter Friedrich dem Großen, den Stillstand unter seinen Nachfolgern und seinen Fall am Anfang des vorigen Jahrhunderts erlebt. Während der Besetzung von Berlin durch die Franzosen versinkt auch das Glück der Familie meiner Vorfahren.

Jedenfalls war Alt-Berlin der eigentliche Sitz der Sommer-Familie.

AV 1. Abraham Ludwig Sommer in Treptow an der Tollense.

Nach den Urkunden der Stadt Treptow a. d. Tollense, deren Kenntnis ich Herrn Bürgermeister Dr. Hasse verdanke, kam A. L. Sommer im Jahre 1734 als Stadtsekretär nach Treptow a. d. Tollense, wurde 1738 Richter und 1745 Bürgermeister der Stadt, seine Tätigkeit bis zu dem am 18. IX. 1749 erfolgten Tode umfaßt also 15 Jahre. Um das Leben dieses Mannes, dessen Bild aus den Akten der Stadt Treptow sehr charakteristisch hervortritt, zu verstehen, müssen wir uns mit dem Schauplatz und den Zeitverhältnissen genauer vertraut machen. In der Schrift „Zur Geschichte der Stadt Treptow a. d. Tollense“¹⁾ findet sich darüber (S. 12) folgendes:

„Durch den Stockholmer Frieden nach Beendigung des Nordischen Krieges fiel 1720 Vorpommern bis zur Peene, also auch Treptow, an Preußen. Hundert Jahre lang, während des Dreißigjährigen Krieges und unter der schwedischen Herrschaft hatte die Stadt sehr viel gelitten; die Finanzen waren zerrüttet, der äußere Schmuck dahin. Auf einer noch vorhandenen Ansicht der Stadt vom Jahre 1734 fehlt bereits die pyramidalische Spitze des St. Petri-Kirchturms, ebenso die Spitze des Turmes der Heiligen Geistkirche und des Turmes am Mühlentor. Die St. Nikolaikirche ist nicht mehr vorhanden, und das Rathaus ist nur noch eine Ruine. Auch das Schulhaus war gänzlich verfallen und es mußte ein solches neu erbaut werden, wozu vom König Friedrich Wilhelm I. 1737 eine Beihilfe von 150 Talern und das nötige Bauholz bewilligt wurde.

Die Stadt war damals nur verhältnismäßig gering bevölkert; sie zählte 1740 nur 1611 Einwohner, welche nicht imstande waren, dem Stadtsäckel aufzuhelfen. Um die Schulden der Kämmerei abzumindern, schritt man deshalb im Jahre 1743 dazu, die teils bis zu 22 Fuß hohen Wälle abzutragen und in Gärten umzuwandeln, welche dann den Bürgern verkauft wurden.

Wie kläglich es um die städtischen Finanzen und die Verwaltung aussah, ergeben die Verhandlungen über den Wiederaufbau des Rathauses. Schon 1721 hatten Bürgermeister und Rat, wie aus einem vorläufigen Bescheide der kgl. Kommissariatskanzlei zu Stargard hervorgeht, um Beihilfe zur Reparatur „des vorsorglich niederfallenden Rathauses“ gebeten, und 1725 wurde beschlossen, weil das Rathaus dem gänzlichen Einfall drohte, die Dachziegel und

¹⁾ Aus der Druckerei von Ahlert in Treptow a. Toll.

Sparrhölzer abzuheben. Im Jahre 1744 ist in einer Verfügung der Kriegs- und Domänenkammer bereits davon die Rede, daß auf dem Platze, wo ehemals das alte Rathaus gestanden, ein Kornmagazin mit Montierungskammer gebaut werden solle. Das Rathaus mußte also damals schon ganz abgebrochen gewesen sein, während es 1734 noch als Ruine vorhanden war. Dieses zweite Rathaus Treptows hat mithin vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zum ersten Drittel des 18. Jahrhunderts, also etwa 250 Jahre, gestanden.

Nach vielfachen Verhandlungen wandte sich der Magistrat im Jahre 1746 mit einer Petition an den König Friedrich II., welcher sich damals zu Rheinsberg befand. Es wurde darin u. a. vorgestellt, daß die Kämmeri so mittellos sei, daß das infolge der Kriege ruinierte und abgebrochene Rathaus nicht wieder habe aufgebaut werden können und deshalb seit vielen Jahren ein Privathaus zur Abhaltung der Ratstage und Aufbewahrung des Stadtarchivs habe benutzt werden müssen, und der Antrag ging dahin, zur Erbauung des Rathauses eine Kollekte durch das Königreich zusammenzulegen, auch das erforderliche Bauholz aus königlicher Heide zu bewilligen. Mit dieser Petition wurde der Syndikus Wittler abgesandt, und der Major Chassot, der mit seiner Eskadron hier in Garnison gelegen hatte und sich gegenwärtig im Gefolge des Königs befand, um Fürsprache gebeten. Der Erfolg war die Hergabe freien Bauholzes und eine Beihilfe von 300 Talern, und so kam denn endlich im Jahre 1748 der Bau des Rathauses von Fachwerk und des bereits 1868 abgebrochenen Magazingebäudes zustande.“

Gerade während der hier behandelten Zeit hat mein Stammvater von 1734—1749 in dieser Stadt gewirkt, da er 1734 Stadtsekretär wurde und 1749 dort als Bürgermeister gestorben ist. Bei einem Besuch der Stadt im Jahre 1912 sah ich mehrere alte, interessante Ziegelbauten, besonders das Berliner Tor. Treptow liegt an einer alten Straße zwischen Berlin und Stralsund, etwas nördlich von Neubrandenburg, und hat in alter Zeit, trotz der obigen trostlosen Schilderung, sicher eine gewisse militärische und kommerzielle Bedeutung in diesem Teile von Pommern, an der Durchgangsstraße von Berlin nach Norden zur See, gehabt.

Es läßt sich in den Akten genau verfolgen, wie mein Vorfahre Stadtsekretär, Richter und Bürgermeister von Treptow geworden ist. Dabei ergeben sich eine ganze Reihe von Einblicken in die Zeitverhältnisse, bei denen es sich in Pommern um die allmähliche Durchdringung mit preußischem Einfluß unter der Regierung von Friedr. Wilhelm I. und Friedrich II. gehandelt hat, und es tritt merkwürdigerweise die Figur des geschichtlich wohlbekannten Kanzlers von Grumbkow mit in den Gesichtskreis.

In bezug auf die Anstellung meines Stammvaters als Stadtsekretär liegen Akten vor, die ich in der II. Auflage dieses Buches genauer behandelt habe.

In diesen Akten interessiert uns zunächst die Person des Kanzlers von Grumbkow und sein sehr energisches Eintreten für meinen Stammvater. Sein erster Brief aus Kartelow an den Magistrat von Treptow ist schon am 2. April, also vor dem offiziellen Schreiben der Domänenkammer vom 7. April 1734 abgefaßt, die weiteren aus Stettin vom 17. und 24. April zeigen seine zuerst zornige, dann freundliche Reaktion auf das Verhalten des Magistrats. Ferner kommt für die Familiengeschichte in Betracht, daß Clempenow, der Ort, von dem aus Abraham Ludwig Sommer im Jahre 1734 das Schreiben an den Magistrat von Treptow richtete, und der etwas nördlich von dieser Stadt liegt, eine Domäne war, die zur Domänenkammer in Stettin gehörte. Faßt man diese Tatsache ins Auge und bringt sie mit der Empfehlung durch den Kanzler von Grumbkow in Verbindung, so wird es wahrscheinlich, daß A. L. Sommer, bei seiner Bewerbung um die Sekretärstelle bei der Gemeinde Treptow a. d. Tollense, schon vorher im kgl. preuß. Staatsdienst, vielleicht bei der Domäne in Clempenow, war. Leider sind die Kirchenbücher von Golchen, wozu Clempenow gehört, aus jener Zeit verbrannt. Sicher ist, daß A. L. Sommer von dem Kanzler von Grumbkow lebhaft empfohlen wurde, und der ganze Vorgang erscheint als Teil eines allgemeinen Prozesses, nämlich des Eindringens preußischen Beamtentums in die Gemeindeverwaltung der früher schwedischen Landesteile.

In einem Punkte der oben zitierten Chronik der Stadt Treptow treffen wir noch auf eine geschichtlich bekannte Persönlichkeit, nämlich auf die des Major Chasot, der in der Geschichte von Pommern ehrenvoll erwähnt ist. Der Major Chasot, der in den schlesischen Kriegen sich großen Ruhm erworben hat, war also Kommandeur der in Treptow liegenden Schwadron, und es ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, daß als Patin des am 19. Febr. 1743 getauften Fr. W. Sommer die Frau eines Offiziers auftritt, der wohl zu der Schwadron des Major Chasot gehört hat. Bei diesen Beziehungen ist es erklärlich, daß der Major Chasot, der unterdessen die Gnade seines Königs erlangt hatte, von seiten des Bürgermeisters A. L. Sommer zum Vermittler bei dem König gemacht worden ist, als es sich im Jahre 1746 um den Wiederaufbau des Treptower Rathauses handelte. Diese Vermittlung war, wie die Chronik angibt, von Erfolg, da eine Landeskollekte für diesen Zweck gestattet und außerdem Holz aus den Domänen frei geliefert wurde.

Hier tritt nun die Gestalt des großen Königs selbst im Hinter-

grunde dieser Familiengeschichte hervor. Nach der Chronik war er damals in Rheinsberg; da die ersten beiden schlesischen Kriege in den Jahren 1740 und 1744 stattgefunden haben, so trifft die Zeitangabe auf die Zeit nach Abschluß des zweiten schlesischen Krieges zu. Hier erkennen wir die zeit- und weltgeschichtliche Umgebung, in der sich die hauptsächliche Wirksamkeit meines Stammvaters abspielt. Die Ereignisse des gewaltigen Kampfes, den der große Friedrich um die Zukunft von Preußen führte, bildet die Umwelt dieses Lebens, der Wiederaufbau einer durch die Kriegsereignisse der vorhergehenden Jahrzehnte stark geschädigten Stadt war anscheinend die Lebensaufgabe meines Stammvaters.

Über dessen weitere Entwicklung in Treptow geben die dortigen Akten Auskunft. Es ist zunächst ersichtlich, in welcher Weise A. L. Sommer neben seinem Amte als Stadtsekretär zum Richter wurde. Auch diese Akten habe ich in der II. Auflage dieses Buches ausführlich behandelt, da sie geschichtliches Interesse bieten. Hier möchte ich nur einige Punkte hervorheben.

Es liegt ein Abkommen meines Stammvaters mit dem Richter Lütke mann wegen Übernahme von dessen Richteramt vor.

Unter dem Namen Lütke mann befindet sich sein Siegel mit den Anfangsbuchstaben. Unter dem Namen des Sekretärs Sommer das seine. Dies ist oval. Im oberen Teil befindet sich halbkreisförmig die Inschrift: „Avec l'aide de dieu“. Das a ist aus dem Siegel herausgesprungen, jedoch jedenfalls zu ergänzen. Unter dem mittleren Teil der Schrift befindet sich eine Sonne mit Strahlen, darunter in pyramidenförmigem Aufbau eine Zeichnung, die nur zum Teil deutlich erkennbar ist. Rechts unten befindet sich deutlich die Figur eines Mannes mit kurzer Jacke, das linke Bein nach vorn, das rechte nach rückwärts gestellt, die Arme gehoben. Links vor ihm befinden sich im Siegel mehrere Wülste, die Garben darstellen können. Vielleicht soll ein Bauer erntend dargestellt sein. Die Pyramide ist mit einer Art Krone mit drei zipfelartigen Ausläufern bedeckt. Die über der Krone befindliche Sonne, eventuell auch die Garben, legen den Gedanken nahe, daß es sich um ein sogenanntes redendes Wappen in bezug auf den Namen Sommer handelt.

Ferner sind in diesen Urkunden für die Familiengeschichte zwei Punkte von Wichtigkeit:

1. A. L. Sommer begründet seine Eingabe im Jahre 1738 damit: „weil bereits ins 5te Jahr allhier Stadtsekretarius gewesen und bei dem sehr schlechten Gehalt nicht soviel erwerben können, daß ich meine heranwachsende Familie zu ernähren vermögendt gewesen usw. ...“ Nach dem Kirchenbuch von Treptow ist später seine Witwe im Jahre 1772, über 50 Jahre alt, gestorben, war also 1722 geboren. Sie muß sonach im Jahre 1734, als A. L. Sommer sein

Amt als Stadtsekretär antrat, erst 12 Jahre alt gewesen sein und im Jahre 1738, als er seine Eingabe wegen des Richteramtes schrieb, erst 16 Jahr, kann also unmöglich als Mutter der im Jahre 1738 als heranwachsend bezeichneten Familie gelten. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die im Jahre 1772 verstorbene Witwe die zweite Frau des A. L. Sommer gewesen ist. Dazu stimmt auch der Umstand, daß in dem Kirchenbuche von Treptow noch ein am 4. August 1735 getaufter Sohn Ernst Peter Josua Ludwig verzeichnet ist. Die 1738 erwähnte heranwachsende Familie ist also sehr wahrscheinlich schon vor Antritt seines Amtes in Treptow in einem anderen Ort geboren, und es war weiter zu prüfen, ob sich in den Kirchenbüchern des Ortes Clempenow bei Treptow weitere Notizen über die Familie finden lassen. Leider hat dieser Weg nicht zum Ziele geführt. Clempenow gehört zur Pfarrei Golchen, deren Kirchenbücher aus jener Zeit bei einem Brande vernichtet worden sind.

Jedenfalls muß damit gerechnet werden, daß Friedr. Wilh. Sommer Stiefgeschwister vom gleichen Vater gehabt hat.

2. Die Übernahme des Richteramtes durch A. L. Sommer beweist, daß er rechtskundig war, also Jurisprudenz studiert hat.

Nachdem A. L. Sommer im Jahre 1734 Stadtsekretär, im Jahre 1738 Stadtrichter geworden war, wurde er 1744 zum Bürgermeister gewählt. Auch hierüber sind Akten vorhanden.

Jedenfalls ist durch diesen Aktenbefund die Gestalt meines Stammvaters in ziemlich klares Licht gesetzt worden. Er steht durch seinen Amtsantritt als Stadtsekretär, die Übernahme des Richteramtes und seine Tätigkeit als Bürgermeister in enger Beziehung mit dem Preußentum unter Friedrich Wilhelm I. und besonders Friedrich dem Großen, der damals noch nicht der Alte Fritz, sondern der jugendliche Herrscher war, der durch den Kampf gegen Österreich und die Erwerbung neuer Gebietsteile in den ersten beiden schlesischen Kriegen die Grundlage für die Großmacht eines im deutschen Sinne tätigen Preußens schuf. —

Für die Familiengeschichte wäre es nun von großer Bedeutung, die Abstammung des Mannes zu ermitteln, dessen nahe Beziehungen zu dem Kanzler von Grumbkow zwar nicht sicher, aber doch mit einiger Wahrscheinlichkeit, darauf deuten, daß er oder seine Familie schon irgend welche Verdienste um die Interessen des preußischen Staates sich erworben hatte. Der einzige Fingerzeig, den ich für die weiteren Ermittlungen hatte, bestand darin, daß aus der Übernahme des Richteramtes geschlossen werden kann, daß er Juris-

prudenz studiert hat. Ich habe daher für die Zeit von 1700 an die Matrikeln einer Reihe der damaligen deutschen Universitäten, soweit sie im Druck vorliegen, auf Studenten mit Namen Sommer durchgesehen. Nachdem ich in den Matrikeln von Halle, Frankfurt a. O. und anderen Universitäten keine Spur gefunden hatte, die irgendwie durch Namen oder Herkunft eine Beziehung zu dem A. L. Sommer aufwies, fand ich schließlich in der Matrikel von Jena einen Eintrag vom 5. Oktober 1728, der zum Ausgangspunkt für weitere Klärstellungen werden kann. Er bezieht sich auf einen Studenten A. L. Sommer aus Danzig. Dem entspricht ein mir von Herrn Dr. W. Polthier in Greifswald mitgeteilter Eintrag aus Rostock, wonach dort im Juli 1726 ein Abraham Ludwig Sommer aus Danzig immatrikuliert worden ist. Auf dieser Spur wendete ich mich an die Kirchenbehörde von Danzig, konnte jedoch nichts Bestimmtes ermitteln. Somit war es auf diesem Wege nicht möglich, die Abkunft des A. L. Sommer klarzustellen.

Eine weitere Spur liegt vielleicht in dem Wappensiegel, das A. L. Sommer bei dem Vergleich mit dem Richter Lütke mann benutzt hat.

Nach einer Mitteilung meiner Blutsverwandten Frau Minna Schuster geb. Voges soll in der Familie Sommer die Überlieferung adeliger Abkunft aus einer Familie von Sommerfeld bestanden haben. Es wird danach behauptet, daß der Vater des Friedrich Wilhelm Sommer seinen Adel wegen seines bürgerlichen Berufs abgelegt hat. Bei der Nachprüfung der Stammtafel hat sich herausgestellt, daß jedenfalls der Vater des 1799 geborenen Friedrich Wilhelm Sommer, nämlich der 1768 in Berlin geborene Christian Friedrich Wilhelm, sowie dessen Vater Fr. Wilhelm, geboren in Treptow a. d. Toll. am 15. Februar 1742, keinesfalls adelig gewesen sind. Es könnte sich nur darum handeln, daß die Angabe sich auf den Vater des 1742 geborenen Friedrich Wilhelm Sommer bezieht, also auf den Richter Sommer in Treptow, dessen Wappen wir oben besprochen haben. Vielleicht kann die Untersuchung des oben beschriebenen Wappensiegels und die weitere Untersuchung über die Herkunft des Richters Sommer Licht in diese bisher unentschiedene Frage bringen. Faßt man die ganze Reihe bis zur Gegenwart ins Auge, so ist sicher, daß einschließlich meiner Person 6 Generationen in bürgerlichen Berufen tätig gewesen sind, und daß sich seit dem Richter Sommer in der ganzen umfangreichen Abkunft keine Person adeligen Standes findet.

2. Die Familien Grammelsdorf und Tittschow aus Pritzwalk

Henriette Caroline Grammelsdorf (A II 2), geboren in Pritzwalk am 11. IV. 1804, gestorben daselbst am 11. IX. 1841, verheiratet in Pritzwalk am 14. XI. 1823 mit Johann Ludwig Heinrich Sommer, war die Tochter von Friedrich Wilhelm Grammelsdorf (A III 3). Dieser war Bürger und Kupferschmied, auch Brauer und Gastwirt in Pritzwalk. Er wohnte bei der Verheiratung seiner Tochter 1823 in Pritzwalk, Marktstraße. Deren Ehegatte Johann Ludwig Heinrich Sommer war im Jahre 1809, nach dem rasch aufeinander folgenden Tode beider Eltern, im Alter von 9 Jahren Waise geworden und nach Pritzwalk zu den Großeltern mütterlicherseits (Christian Ludwig Gerhardt und Katharina Elisabeth geb. Meinhoff) gekommen. Mein Großvater Johann Ludwig Heinrich Sommer, der 1800 in Berlin geboren war, ist also vom 9. Lebensjahre an in Pritzwalk aufgewachsen und hat dort die Henriette Caroline Grammelsdorf geheiratet. Aus dieser Ehe sind in Pritzwalk 11 Kinder geboren, vorher das erste, mein Vater, in Parchim in Mecklenburg, und zwar sind diese 12 Kinder bei einer Lebensdauer der Mutter von 37 Jahren (geb. 1804, gest. 1841) zur Welt gekommen.

Maria Dorothea Tittschow, auch Dittschow oder Tittschau in Pritzwalk (A III 4), war die Frau von Friedrich Wilhelm Grammelsdorf. Wo sie geboren wurde, ist unbekannt. Sie starb in Pritzwalk am 27. I. 1849. Sie war in erster Ehe mit dem Bierbrauer und Bäcker Schulz in Pritzwalk verheiratet und vermählte sich als Witwe des Genannten am 14. V. 1802 mit Friedrich Wilhelm Grammelsdorf. Nach einer Familienüberlieferung soll sie, nachdem sie dem zweiten Manne 8 Kinder geboren hatte, von diesem geschieden worden sein. Meine Großmutter, Henriette Caroline Grammelsdorf, muß demnach noch 7 Geschwister gehabt haben. Sie ist 2 Jahre nach der Eheschließung der Eltern geboren. Obgleich die Marie Dorothea Tittschow in beiden Ehen in Pritzwalk lebte, ist bisher nicht sicher, daß sie aus Pritzwalk stammt. Auch nach der Scheidung von dem zweiten Ehemanne muß sie mit den Kindern in Pritzwalk gelebt haben.

3. Die Familie Gerhardt aus Pritzwalk

Sophie Eleonore Gerhardt (A III 2), die Frau des Johann Ludwig Sommer (A III 1), stammt aus Pritzwalk. Die Familie läßt sich in Pritzwalk über Christian Ludwig Gerhardt (A IV 3), Johann Gustav Gerhard (A V 5) bis zu Hans Jürgen Gerhardt (A VI 9) in Pritzwalk zurückverfolgen. Es war eine mindestens durch 3 Generationen in

Pritzwalk ansässige Handwerker- und Bürgerfamilie. Durch einheiratende Frauen sind sie mit den Pritzwalker Familien Meinhoff und Stavenau's verwandt. Woher die Elisabeth Rossow (A VI 10), die Frau des Hans Jürgen Gerhardt (A VI 9), und die Katharina Hagenau (A VI 12), die Frau des Bürgers und Tuchmachers Jürgen Stavenau's (A VI 11) stammten, ist nicht ersichtlich, wahrscheinlich auch aus Pritzwalk.

In der Familie Gerhardt hat sich eine Familiensage bis zur Gegenwart erhalten, die zu ihrem Handwerkerstande in einem eigenartigen Gegensatz steht. Ein Marschall Gerard de Reneval soll etwa 1840 in Paris gestorben sein und ein großes Vermögen hinterlassen haben. Er soll ein Verwandter der Familie Gerhardt in Pritzwalk gewesen sein, aber die Familienakten der Gerhardts, aus denen dies hervorging, seien bei dem Brande von Pritzwalk am 1. November 1821 verlorengegangen. Da infolgedessen der Nachweis unmöglich war, gingen die Berliner Gerhardts Nachkommen leer aus.

Ferner sagt die Überlieferung, daß die Gerhardts von französischen Flüchtlingen (Refugiés) abstammen, die bei der Pariser Bluthochzeit in der Bartholomäusnacht geflohen seien. Als Datum wird der 24. August angegeben, aber keine Jahreszahl. Tatsächlich war die Bartholomäusnacht, bei der die in Paris versammelten Hugenotten auf Anstiften der Maria von Medici größtenteils ermordet wurden, am 24. August 1572. Danach müßten die Gerhardts oder Gérards gegen Ende des 16. Jahrhunderts nach Deutschland gekommen sein.

In bezug auf den Marschall Gérard ergibt sich, was den Erzählern dieser Sage sicher, ebenso wie mir bis vor kurzer Zeit, unbekannt war, daß tatsächlich ein Marschall von Frankreich, Etienne Maurice Gérard, bis Mitte des 19. Jahrhunderts in Paris gelebt hat. Er war am 4. April 1773 in Damvilliers (Maas) geboren. Er kämpfte 1794 in der Nordarmee bei Fleurus, wurde Offizier und Adjutant Bernadottes und machte den Feldzug am Rhein und in Italien mit. 1798 machte er den Feldzug in der Vendé und als Oberst die Schlacht bei Austerlitz mit, war im Feldzug von 1806 Brigadegeneral und trat in der Schlacht bei Wagram und dann in Spanien hervor. 1812 trug er zur Einnahme von Smolensk wesentlich bei, wofür er die Grafenwürde erhielt. 1813 war er an Napoleons Sieg bei Bautzen hauptsächlich beteiligt und erhielt das Kommando über das 11. Armeekorps. Auch bei Leipzig, La Rothière, Montereau, später bei Ligny und Wavre kämpfte er ruhmvoll mit. Nach dieser Tätigkeit als General begann er 1822 seine politische Laufbahn, indem er als Deputierter in die Kammer gewählt wurde, wo er zur liberalen Opposition gehörte. Nach der Juli-Revolution wurde er von Ludwig Philipp zum Kriegsminister und Marschall ernannt. 1831 führte er die Armee den Belgiern gegen Holland zu Hilfe und erzwang am 27. XII. 1832 die Übergabe der Zitadelle von Antwerpen. 1834 wurde er nochmals Kriegsminister, 1835 Großkanzler der Ehrenlegion und

1838 Oberbefehlshaber der Nationalgarde. 1842 legte er wegen völliger Erblindung sein Amt nieder und starb am 17. April 1852 in Paris. 1855 wurde ihm in der Heimat Damvilliers, 1856 in Paris ein Denkmal errichtet.

Wenn die Überlieferung richtig ist, so zeigt sich bei der Pritzwalker Handwerkerfamilie Gerhardt eine Beziehung zu einer ganz anderen gesellschaftlichen Gruppe. Allerdings ist es bei der Form der Namen nicht ausgeschlossen, daß der Franzose Gérard von den deutschen Gerhardts abstammt. Andererseits könnte die behauptete Beziehung zu den Refugiés für das umgekehrte Verhältnis sprechen. Daß der Familienkreis meines Urgroßvaters Johann Ludwig Sommer in Berlin, dessen Frau eine geborene Gerhardt war, nahe Beziehungen zu der französischen Kolonie in Berlin gehabt hat, ist sehr wahrscheinlich. Z. B. stammt meines Wissens die Frau des Karl Friedrich August Sommer, des Bruders meines Urgroßvaters, eine geborene André, aus einer Familie, die zur französischen Kolonie in Berlin gehörte. Vielleicht lassen sich bei Nachkommen aus diesem Kreis noch Spuren der Gerhardtschen Familiensage finden. Jedenfalls scheint die Familie Gerhardt eine geistig hochstehende und gesellschaftlich aufstrebende gewesen zu sein.

Ein weibliches Mitglied derselben hat nach Mitteilung einer Cousine meines Vaters gedichtet, und zwar in ernster religiöser Lyrik. Da mir bisher unklar war, woher meine dichterische Neigung kommt, hat mich diese Mitteilung über die Familie Gerhardt besonders interessiert, da Paul Gerhard ein bedeutender geistlicher Liederdichter des 17. Jahrhunderts war. Scheinbar spricht für einen Zusammenhang der Umstand, daß Paul Gerhard 1657 Diakonus an der Nikolaikirche in Berlin war, in der mein Urgroßvater und zwei seiner Brüder etwa 100 Jahre später getraut worden sind, aber nachweisen läßt sich der Zusammenhang bisher nicht. Paul Gerhard war am 12. März 1607 in Gräfenhainichen im damaligen Sachsen, in der Nähe von Merseburg, geboren, wurde 1651 Probst zu Mittenwalde in der Mark, 1657 Diakonus an der Nikolaikirche in Berlin, sodann, nach seiner Verweisung aus Brandenburg 1666, im Jahre 1669 Archidiakonus in Lübben, wozu ihn der Herzog Christian von Sachsen-Merseburg ernannte.

Bemerkenswert ist die große Menge geistig bedeutender Träger dieses Namens, nämlich der lutherische Theologe Johann Gerhard, geboren am 17. Oktober 1582 in Quedlinburg, der Dichter Wilhelm Gerhard, geboren am 29. November 1780 in Weimar, der ebenso wie Paul Gerhard ein hervorragender Liederdichter war, wenn auch ent-

sprechend anderen Zeitverhältnissen mit anderer Grundstimmung, ferner der Archäologe Eduard Gerhard, geboren am 29. November 1795, sodann der Maler Eduard Gerhard, geboren am 29. April 1813 in Erfurt, dessen Bilder, z. B. die aus Granada, eine packende Stimmung zeigen, ferner in neuerer Zeit der Chemiker Karl Friedrich Gerhardt, geboren am 21. August 1816 in Straßburg, der Offizier und Dichter Dagobert von Gerhard, genannt Gerhardt von Amyntor, den ich in Potsdam gekannt habe, der Mathematiker Karl Immanuel Gerhard, geboren am 2. Dezember 1816, schließlich der Mediziner Karl Gerhard, geboren am 5. Mai 1833 in Speyer, von dem ich in Berlin in der inneren Klinik unterrichtet worden bin.

Es zeigt sich eine ganz auffallende Häufung von geistig bedeutenden Menschen mit dem gleichen Namen. Der Unterschied der Schreibweise Gerhardt und Gerhard ist an sich, wie die wechselnde Schreibweise auch der Pritzwalker Familie zeigt, bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts gleichgültig. Erst später tritt eine Erstarrung der Schreibweise bei diesen und anderen Namen ein. Genealogische Zusammenhänge lassen sich zwischen den genannten und den Pritzwalker Gerhards bisher nicht erkennen, aber es liegt hier zweifellos eine interessante genealogische und psychologische Aufgabe vor, deren Lösung möglicherweise sehr merkwürdige Zusammenhänge aufdecken würde. Nachdem ich bei meinen Soldanstudien, die in der ersten und zweiten Auflage dieses Buches veröffentlicht sind, die fast völlige Bestätigung einer scheinbar sehr sonderbaren Familienüberlieferung erlebt habe, halte ich auch bei der Gerhardschen Familiensage ihre Richtigkeit mindestens für möglich.

4. Die Familie Meinhoff aus Pritzwalk

Katharina Elisabeth Meinhoff (A IV 4), die Frau des Christian Ludwig Gerhardt (A IV 3), war geboren in Pritzwalk am 4. XII. 1776. Deren Vater Johann Ernst Meinhoff war Bürger und Kupferschmied in Pritzwalk. Seine Vorfahren ließen sich bisher in Pritzwalk nicht auffinden. Seine Frau Katharine Wasmuth's (A V 8), geboren in Pritzwalk am 16. I. 1703, war die Tochter des Bürgers und Tuchmachers Niklas Wasmuth's, geb. am 6. XII. 1681. In diesem ganzen Teil meiner Ahnentafel, die mit Sophie Eleonore Gerhardt (A III 2) aus Pritzwalk beginnt, findet sich eine bodenständige Gruppe von Handwerkern und Bürgern. Als Berufe kommen vor: Tuchmacher, Kupferschmied, Schuhmacher, Knopfmacher, lauter Berufe, zu denen handwerkliche Fähigkeit gehört.

Die Familie Meinhoff kommt auch in der Sippschaft der Berliner Familie Kühn vor, aus welcher Herr Geh. Kommerzienrat Kühn stammt. Nach dem mir vorliegenden gedruckten Stammbaum der Familie Kühn (der erste Kühn war 1640 in Neu-Ruppin) war dessen Enkel Karl Kühn Papierhändler, geb. am 4. VI. 1782, gest. ?, verheiratet in Berlin mit Susanne Meinhoff, Tochter des Stadtrates Meinhoff, der sehr wahrscheinlich mit den Pritzwalker Meinhoff zusammenhängt.

5. Die Familie Rothe aus Storkow

Anna Rothe (A IV 2), geboren in Storkow am 10. X. 1735, wurde die Frau des Friedrich Wilhelm Sommer (A IV 1), geboren in Treptow a. d. Tollense am 15. II. 1742. Sie starb an Abzehrung am 9. I. 1800, also im gleichen Jahre, in dem ihr Enkel, Johann Ludwig Heinrich Sommer, mein Großvater, in Berlin geboren wurde. Die Stadt Storkow liegt in der Mark Brandenburg, nordöstlich von Berlin, am Dolgen-See und am Storkowschen Floß-Kanal, der die beiden Flüsse Spree und Warthe miteinander verbindet. Es hat jetzt über 2000 Einwohner und ist durch Schuhmacherei, Seilerei, Tuchweberei, Fischerei und Schifffahrt gewerblich tätig. Schon im 18. Jahrhundert waren die Anfänge dieser Berufe vorhanden. Aus dieser gewerblich tätigen Umgebung stammt die Anna Rothe. Ihr Vater Hans Michael Rothe (A V 3) war Tuchscherer, ihre Mutter war Dorothea geb. Jenicke. Nach den Ermittlungen von Herrn Pfarrer Fischer in Neukölln gab es in Storkow viele Rothes. Dadurch ist die genauere Feststellung der weiteren Vorfahren erschwert.

6. Der norwegische und dänische Zweig der Sommerfamilie

In dem Kreise der Alt-Berliner Sommerfamilie, die aus der erwähnten Urkunde ersichtlich geworden ist, zeigt sich als Familienberuf das Posamentierhandwerk, d. h. die Seidenknopfmacherei, die alle vier Söhne des fridericianischen Kanoniers, späteren Chirurgus und Hausbesitzers, Friedrich Wilhelm Sommer, ausübten. Christian Friedrich Wilhelm Sommer, geb. am 17. I. 1768, Carl Friedrich August, geb. am 5. III. 1772, Johann Ludwig, geb. am 21. IV. 1774, waren Bürger und Seidenknopfmachermeister in Berlin und hatten Frauen aus Familien von gleichen oder verwandten Berufen (Koch und Gerhardt Seidenknopfmachermeister, André Woll- und Garnhändler).

Auch der vierte und jüngste Sohn Gottlob Heinrich, geb. am 8. V. 1778, war Knopfmachermeister in Strausberg in der Mark, dessen Frau Karoline eine geborene Wolf aus Pritzwalk war. Von dem ersten Sohn stammen die dänischen, von dem letzten (IV.) die norwegischen Sommer ab.

Christian Friedrich Wilhelm hatte 4 Kinder, 1. Friderike Loyse, geb. am 1. XII. 1796, verh. Müller in Berlin, 2. Johann Friedrich Wilhelm, geb. am 21. X. 1799, der zum Stammvater der dänischen Sommerfamilie wurde, sowie zwei jung gestorbene Kinder. Gottlob Heinrich Sommer hatte 3 Kinder, einen totgeborenen und einen jung gestorbenen Sohn, ferner einen dritten Sohn Friedrich August Heinrich, geb. 14. VI. 1809, von dem die norwegische Sommerfamilie abzuleiten ist. Letzterer war also 10 Jahre jünger als sein Vetter, Friedrich Wilhelm Sommer, der nach Dänemark ging. Durch beide wird das Handwerk der Familie Sommer, die Seidenknopfmacherei, in die beiden nordischen Länder übertragen und bei den Nachkommen weitergepflegt. Dabei ging Friedrich Wilhelm voran nach Kopenhagen, wo er sesshaft wurde, der Vetter Friedrich August Heinrich folgte, und gelangte weiter nach Christiania. Sein Reisepaß ist in Berlin am 17. X. 1834 ausgestellt, er passierte Pritzwalk, die Heimat der Mutter, am 20. X. 1834, Travemünde am 12. VI. 1835, Kopenhagen, wo der Vetter wohnte, am 17. VI. 1835. Er gelangte dann nach Christiania, wo er den Bürgerbrief am 4. VII. 1837 erhielt, ein Posamentiergeschäft errichtete und sich verheiratete. Es ergeben sich folgende Abstammungstabeln, die ich nach den in dem Kapitel über genealogische Zeichenlehre aufgestellten Grundsätzen schreibe. Dabei wird zuerst die Generation der Deszendenz angegeben: DI, DII, DIII. Für DI werden große lateinische Buchstaben, für DII arabische Zahlen, für DIII kleine lateinische Buchstaben angewendet. Daraus ergibt sich die Stellung der einzelnen Personen in der Deszendenz mit völliger Sicherheit.

Die norwegische Sommerfamilie

Der nach Norwegen eingewanderte Stammvater war:

Friedrich August Heinrich Sommer,

* am 14. VI. 1809 in Strausberg in der Mark Brandenburg,

† am 5. I. 1863 als Posamentier in Christiania,

∞ mit Erika Georgine Edler aus Drontheim,

* am 27. I. 1821,

† am 28. VI. 1870.

Abstammungstafel:

Nr.	D I	D II	D III	
1	A			Gustav Heinrich Sommer, Posamentier, * 29. III. 1839, ∞ mit Hedda geb. Henriksen 16. VII. 1862
2		1		Anne Erika Sommer, * 19. V. 1885
3		2		Lilly Maria, * 9. IV. 1887
4		3		Hedwig Gustava, * 5. IV. 1889, ∞ mit Iver Steen Thomle Mejlaender, Polizeiinspektor in Drontheim
5			a	Sonja Hedwig Mejlaender, * 10. IV. 1916 in Christiania
6		4		Peter Heinrich Gustav, * 21. II. 1892, Posamentier
7	B			Friedrich Wilhelm Sommer, Kapitän, * 18. XII. 1840, † 17. VII. 1897, ∞ mit Frau Luise geb. Schweder, * 25. X. 1854
8		1		Wilhelmine Augusta, * 2. XI. 1873, † 6. IX. 1897
9		2		Ragnhild Louise, * 22. XI. 1876, ∞ mit Bankbuchhalter Joergen Eriksen
10			a	Alf Sommer, * 10. VII. 1897
11			b	Leif, * 23. II. 1898
12			c	Fine Pedro, * 19. XI. 1902
13		3		Fanny Erika, * 14. V. 1880
14	C			HermannAlbertJulius Sommer, Bankbuchhalter, * 25. I. 1844
15	D			Marie Catherine, * 2. XI. 1845, † 28. V. 1913, ∞ mit C. M. Solberg, Holzbildhauer, * 17. II. 1832, † 14. VI. 1890
16		1		Peter Frederik Solberg, * 22. II. 1872 in Asker bei Christiania
17			a	Hilga Friderika Marie, * 18. IX. 1908 in Asker bei Christiania
18		2		Olaf Ragnwald Solberg, * 31. X. 1878
19		3		Sigurd, Missionar im Zululand, ∞ mit Frau Edle, Tochter von Nils Landmark, Zollinspektor
20			a	Else Marie Solberg
21			b	Sigrid Landmark Solberg
22			c	Karl Frederik Solberg
23			d	Nils Landmark Solberg
24			e	Helga Erika Solberg
25			f	Olaf Ragnwald Solberg
26	E			Mathilde Charlotte Georgine Sommer, Posamentiere in Drontheim, * 18. I. 1848, † 20. III. 1926
27	F			Petra Emilie, Telegraphistin, * 14. II. 1853, † 25. I. 1905 in Drammen

Es ergibt sich daraus die deutsch-norwegische Sippschaft Sommer-Henriksen-Mejlaender-Schweder-Solberg. Der Stammvater Friedrich August Heinrich war der Sohn von Gottlob Heinrich Sommer, dem Bruder meines Urgroßvaters (A III 1) Johann Ludwig Sommer. Deren Vater war Friedrich Wilhelm Sommer, geb. am 15. II. 1742 in Treptow a. d. Tollense. Letzterer war also der Großvater des nach Norwegen ausgewanderten Friedrich August Heinrich Sommer.

Meine Cousine, Lilly Maria Sommer (vgl. Abstammungstafel D II: A 2) hat mir auf meine Bitte eine ganze Reihe von Bildern der norwegischen Sommerfamilie beschafft, die ich leider hier nicht wiedergeben kann, obgleich sie in bezug auf den Gang der Familienähnlichkeit höchst interessant sind. Lilly Maria zeigt ebenso wie mein Vater in der Gesichtsbildung einen ausgeprägt dinarischen Typ, der offenbar eingestreut, nicht als regelmäßige Erscheinung, in der Familie Sommer vorkommt.

Die dänische Sommerfamilie

Der nach Dänemark ausgewanderte Stammvater war Friedrich Wilhelm Sommer, geb. am 21. X. 1799 in Berlin, als Sohn von Christian Friedrich Wilhelm Sommer, geb. am 15. II. 1768 in Berlin.

Abstammungstafel

Nr.	D I	D II	D III	
1	A			Eduard Sommer, * , † etwa 1910, Posamentier in Kopenhagen, Gothersgade 9, ^{oo}
2		1		Paul Sommer, Posamentier, *
3			a	Helga Sommer, * etwa 1895
4			b	Asker Sommer, *
5		2		Anna Sommer, ^{oo} Kromphardt
6			a	Knud Kromphardt, verh. Gutspächter auf Langeland
7			b	Ellen, ^{oo} Friis
8			c	Nina, ^{oo} mit Hall Andersen
9	B			Petra Sommer, * ^{oo} Knudsen
10			a	Henrik Knudsen
11			b	Niels Knudsen, Tischler
12			c	Karoline Knudsen, Lehrerin, lebt in Kopenhagen
13	C			Emilie Sommer, gestorben in Kopenhagen

Hieraus ergibt sich die deutsch-dänische Sippschaft Sommer-Kromphardt-Friis-Andersen-Knudsen. Der Stammvater Friedrich Wilhelm Sommer war der Sohn von Christian Friedrich Wilhelm Sommer, geb. am 15. II. 1768 in Berlin, einem Bruder meines Urgroßvaters (A III 1) Johann Ludwig Sommer. Deren Vater war Friedrich Wilhelm Sommer, geb. 15. II. 1742 in Treptow a. d. Tollense. Letzterer, der in meiner Ahnentafel unter A IV 1 vorkommt, ist der gemeinsame Ahne der norwegischen und dänischen Sommerfamilie sowie meiner väterlichen Familie.

Es hat sich herausgestellt, daß die norwegische Gruppe der Familie mit der dänischen noch Beziehungen hat. Olaf Solberg aus Kristiania hat seine Ferien bei dem Gutspächter Kromphardt auf Langeland verlebt, dessen Mutter eine Schwester des Paul Sommer in Kopenhagen war, also eine Enkelin des Friedrich Wilhelm Sommer, geboren 1799 in Berlin.

Auch mein Vater hatte zu diesen nordischen Zweigen der Familie zweifellos noch Beziehungen und hat diese Verwandten gelegentlich bei Reisen aufgesucht. Überblicken wir die Verbreitung der Familie, so erstreckt sich diese von Pommern und Brandenburg am Ende des 18. Jahrhunderts nach Norden und hat in Norwegen und Dänemark eine ganze Reihe von Blutsverwandten. Es liegt sozusagen in unserer Familie, das Zusammenhalten der germanischen Staaten zu betonen. Ich habe diese verwandtschaftlichen Beziehungen erst aufgefunden, lange nachdem ich, besonders bei einer Reise durch Norwegen, Schweden und Dänemark, den Gedanken eines politischen Zusammenschlusses der germanischen Völker in lebhafter Weise erfaßt und entwickelt hatte.

B. Mütterlicherseits

1. Die Familie Lange in Ratibor

A II 3. Der herzogliche Kammerdirektor Friedrich Wilhelm Lange in Ratibor in Schlesien und seine Familie.

Meine Mutter Anna Sommer geborene Lange wurde am 2. Juli 1831 geboren, war also 7 Jahre jünger als mein Vater. Sie war die Tochter des herzoglichen Kammerdirektors Friedrich Wilhelm Lange in Ratibor und seiner Frau Marie geborene Krumpholz. Ihre Konfession war wie die ihrer Mutter katholisch, während ihr Vater evangelisch war. Sie verheiratete sich mit meinem Vater 1854, worauf der Hausstand in Grottkau in Schlesien begründet wurde.

Da ich als jüngstes von 6 Kindern am 19. Dezember 1864 geboren bin und meine Mutter schon am 2. August 1872 in Ratibor gestorben ist, war ich bei ihrem Tode noch nicht 8 Jahr, so daß ich nur wenige, aber sehr tief haftende Erinnerungen an sie habe. Sie war wegen Lungentuberkulose mehrmals in Bad Ems und erlag dieser Krankheit nach 18jähriger Ehe im Alter von 41 Jahren. Das Bild, das ich von ihr bewahre, ist das einer liebevollen, vornehmen und stillen Frau mit aufrechtem Gang. Sie hatte dunkles Haar und blaue Augen, was sich auf meinen ebenfalls an Tuberkulose gestorbenen Bruder Hans vererbt hat. Es fehlt mir bei ihr jede Erinnerung an Bettlägerigkeit wegen Krankheit, ich kann mir sie immer nur als neben mir gehend, während sie mich an der rechten Hand führt, vorstellen.

Über die Familie Lange, der meine Mutter entstammt, hat deren Bruder, mein Onkel Viktor Lange, Kanzleirat in Ratibor, etwa 1900 eine Chronik geschrieben, aus der ich folgendes wiedergebe:

„I. Mein Vater, der am 27. Jan. 1853 zu Schloß Ratibor verstorbene Herzogl. Kammerdirektor und Königl. Justizrat Friedr. Wilh. Lange, ist zu Groß-Glogau am 8. Juni 1781, evangel. Konfession, als Sohn des daselbst verstorbenen Kammerers und Senators Samuel David Lange und dessen daselbst verstorbenen Ehefrau Johanna Marianne geb. Frölich geboren. Von den Geschwistern meines Vaters ist mir nur bekannt, daß ein Bruder in Lissa als Pastor verstorben ist. Mein Vater wurde 1810 oder 1811 mit dem Titel als Kanzler zur Aufhebung der Klöster im Kreise Ratibor berufen. Nach mehrjähriger Erledigung dieses Geschäftes wurde er vom regierenden Landgrafen Viktor von Hessen-Rothenburg auf der Herrschaft Ratibor, welche als Allodialbesitz dem Landgrafen gehörte, zuerst als Justizarius des Gerichtsamtes zu Schloß Ratibor und im Jahre 1823 als Kammerdirektor angestellt. Als die Herrschaft Ratibor durch Schenkung des Landgrafen an den Prinzen Viktor Schillingsfürst zu Corwey übergegangen war, verblieb er in seiner Stellung als herzoglicher Kammerdirektor bis zu seinem Tode. Der Prinz Viktor wurde vom König von Preußen zum Herzog von Ratibor erhoben, und mein Vater gehörte während der Minorität des nunmehrigen Herzogs Viktor von Ratibor zu dessen Verwaltungskuratorium.

II. Meine Mutter, Marie geb. Krumpholz, katholischer Konfession, war die Tochter des zu Ratibor verstorbenen Kaufmanns und Schnupftabakfabrikanten Krumpholz, daselbst am 6. September 1793 geboren und am 12. August 1876 zu Ratibor verstorben. Vornamen deren Vaters und Mutter sind mir nicht bekannt. Eine Schwester meiner Mutter war an den Rittergutsbesitzer von Poremsky zu Stodzien bei Ratibor verheiratet. Drei Brüder (der Mutter) machten den Feldzug 1813—1815 mit, in welchem einer blieb. Nach Beendigung des Krieges wurde ein Bruder namens Friedrich Krumpholz bei der Saline in Wiliczka und der andere namens Philipp als Steuerbeamter in der Provinz Posen angestellt, letzterer war unverheiratet. Frau und Kinder des ersteren sind mir unbekannt. Beide sind sehr lange tot. Von den Kindern der von Poremskyschen Eheleute lebt nur noch eine Tochter, die jetzt ver-

witwete Hüttendirektor Ottilie Lange zu Breslau, Frau meines zu Breslau verstorbenen Bruders, Hüttendirektors Gustav Lange.

III. Meine Eltern hatten 12 Kinder, und zwar:

1. Wilhelm, geb. 27. V. 1813, 2. Eduard, geb. 17. XI. 1815, 3. Gustav, geb. 2. X. 1816, 4. Marie und 5. Agnes, geb. 6. XII. 1817 als Zwillinge, 6. Josephine, geb. 3. IX. 1819, 7. Franz, geb. 8. VIII. 1820, 8. Friedr. geb. 25. III. 1822, 9. Hedwig, geb. 2. IX. 1824, 10. Viktor, geb. 3. X. 1827, 11. Anna, geb. 2. VII. 1831, 12. Jenny, geb. 27. XII. 1832.

Sämtliche Kinder sind katholisch erzogen, die Knaben aber evangelisch getauft worden.“

Auf der Tafel VII sind dargestellt in Figur 31 meine Großmutter Marianne Lange geb. Krumpholz, in Figur 33 ihr Vetter Bernhard Cecola II, ihre Mütter waren Schwestern geb. Foltek aus Gleiwitz, in Figur 32 ihre Tochter Agnes, verh. Albrecht, eine Schwester meiner Mutter.

Mein mütterlicher Großvater Lange war nach dieser Chronik am 8. Juni 1781 als Sohn des Kämmerers Samuel David Lange in Groß-Glogau geboren und war wie sein Vater evangelischer Konfession. Seine Frau Marie geborene Krumpholz war katholisch. Es lag also eine Mischehe vor, in welcher die Knaben nach der Konfession des Vaters evangelisch, die Mädchen nach der der Mutter katholisch getauft wurden. Nach Angabe meines Onkels Viktor sind jedoch alle Kinder nach der Konfession der Mutter katholisch erzogen worden. Auch bei meinen Eltern liegt eine Mischehe vor, da mein Vater evangelisch, meine Mutter Anna Lange katholisch getauft und erzogen war. Auch in dieser Ehe sind die Knaben evangelisch und das einzige Mädchen katholisch getauft. Hier macht sich jedoch ein umgekehrtes Verhältnis der beiden konfessionellen Momente geltend, indem nicht nur die Knaben evangelisch erzogen wurden, sondern auch meine Schwester Margarete zwar katholisch getauft, aber evangelisch konfirmiert ist.

Im Vordergrund der mütterlichen Familientradition steht die Gestalt des Herzoglichen Kammerdirektors und Kgl. Justizrats Friedrich Wilhelm Lange, der nach allen mir zugekommenen Nachrichten ein geistig hochbegabter Mann mit großen organisatorischen Fähigkeiten war und als Verwaltungsjurist eine in ihrer Selbständigkeit sehr bemerkenswerte Stellung und Aufgabe hatte. Er wohnte mit seiner Familie in dem alten herzoglichen Schloß in Ratibor. Der Umstand, daß in diesem in mehreren Räumen, jedenfalls infolge der selbständigen Gerichtsbarkeit, auch Gefangene untergebracht waren, spielt in unserer Familienüberlieferung aus Ratibor eine schauerlich-romantische Rolle.

Von den Geschwistern meiner Mutter habe ich nur an Marie,

Fritz, Jenny und Viktor genauere Erinnerungen. Marie war an den Mühlenbesitzer Kutzora in Rengersdorf in der Grafschaft Glatz verheiratet. Dort in der Weidenmühle war ich als Knabe oft zu Besuch. Sie war eine kluge und sorgsame Frau mit Sinn für Humor. Fritz war ein hochgewachsener, imponierender Mann mit lebhafter Ausdrucksweise und großer Unternehmungslust. Nachdem er sich in Breslau zeitig, der Absicht nach, zur Ruhe gesetzt hatte, war er vermöge seines angeborenen Tätigkeitstriebes bald wieder in einer Reihe von Ehrenämtern und Unternehmungen beschäftigt.

Jenny lebte mit Viktor zusammen, beide unverheiratet in Ratibor, wo ich als Kind eine Zeitlang untergebracht war. Auch später, während meiner Tätigkeit als Assistenzarzt in Rybnik, kam ich öfter nach Ratibor. Jenny hatte eine lebhafte Phantasie mit sprudelndem Humor, war sehr unterhaltend und konnte eine ganze Gesellschaft in kurzer Zeit in muntere Stimmung bringen. Sie hatte einen angeborenen Optimismus auf dem Boden heiterer Tätigkeit. Sie ähnelte hierin am meisten dem Bruder Fritz, und ich vermute, daß ihr Temperament von ihrem Vater Friedrich Wilhelm Lange stammt. —

Viktor hatte eine Rückgratverkrümmung, sehr wahrscheinlich infolge tuberkulöser Wirbelerkrankung in der Kindheit, war daher im Gegensatz zu seinen meist hochgewachsenen Geschwistern klein geblieben. Er war Kanzleirat in Ratibor. Geistig war er sehr rege, lebhaft, hatte dabei ausgeprägte ästhetische Neigungen und Freude an kleinen Erfindungen. Bei ihm tritt wieder die tuberkulöse Anlage hervor, der meine Mutter und mein Bruder Hans zum Opfer fiel. Es fragt sich, woher diese in der Familie stammt. — Fasse ich meine Eindrücke und die Erzählungen über die anderen Geschwister meiner Mutter zusammen, so scheinen dabei zwei Typen hervorzutreten, nämlich einerseits ein körperlich rüstiger mit unermüdlicher Tätigkeit und Unternehmungslust, andererseits ein nachdenklich sensibler, der wohl zum Teil körperlich bedingt war. Gemeinsam war offenbar mehreren der Geschwister Phantasie, Humor und ästhetisches Interesse.

Wie sich diese Eigenschaften vom Standpunkt der Vererbungslehre mit den beiden Eltern in Verbindung bringen lassen, bleibt vorläufig unklar. Leider war es mir ganz unmöglich, Weiteres über die Mutter Marianne geborene Krumpholz zu ermitteln. Ein von ihr erhaltenes Bild zeigt sie als alte Dame mit klugem Gesicht und klarem Blick. Der Name ist rein deutsch, aber es waren verwandtschaftliche Beziehungen zu oberschlesischen Familien mit polnischem

Namen vorhanden. Der Mann der Schwester meiner Großmutter war der Rittergutsbesitzer von Poremsbky. Außerdem lebt in meinen Ratiborer Erinnerungen ein Onkel Cecola. Blutsverwandtschaft mit Familien polnischen Namens läßt sich bisher nicht nachweisen. Leider hat das katholische Pfarramt in Ratibor auf mehrere Anfragen meinerseits überhaupt nicht geantwortet. Unterdessen habe ich von anderer Seite erfahren, daß die Pfarrei, zu der mein Großvater als herzoglicher Beamter gehörte, wahrscheinlich Studzienna bei Ratibor war. —

A III 5. Der Kämmerer und Senator Samuel David Lange in Groß-Glogau, † 1799.

Vom Standpunkt der Familienforschung ergab sich zunächst die Aufgabe, die Angaben meines Onkels Viktor Lange über die Abstammung meines Großvaters Friedrich Wilhelm Lange nachzuprüfen. Ich erhielt aus Groß-Glogau in Schlesien folgende Mitteilung, wodurch die Angabe der Familienchronik zweifellos bestätigt ist: Am 8. Juni 1781 ist dem Kämmerer Samuel David Lange und seiner Frau Johanne Marianne geb. Frölich ein Sohn, Friedrich Wilhelm Samuel, geboren, der mein mütterlicher Großvater ist. Die soziale Stellung des Urgroßvaters, der nach dem Kirchenbuch Stadtkämmerer und Forstkommissarius, nach der Familienchronik Kämmerer und Senator war, scheint sehr günstig gewesen zu sein. Darauf deuten auch die als Paten der Kinder auftretenden Personen: Kriegs- und Domänenrat von Reibnitz, Amtsrat David von Hartmann, Kriegsräthin Marie Elisabeth Boehm, Kreiskalkulator Gottl. Wilhelmi, Kammerkalkulator Rittner, Domänenkassierer Zachariz, die Ratsleute Tannenberg und Jäckel. Es ist die Umwelt des an der Staats- und Kommunalverwaltung beteiligten Bürgertums, in der mein Großvater Fr. W. Lange aufgewachsen ist. Als sein Vater im 58. Lebensjahr 1799 starb, war der Sohn Friedrich Wilhelm 18 Jahre alt. Zwei Jahre darauf starb die Mutter im 50. Jahre. Friedrich Wilhelm hat nach dem Kirchenbuche von Groß-Glogau folgende Geschwister gehabt:

1. Ernst August Samuel, geb. 30. IV. 1775.
2. Karl Ernst August, geb. 17. IV. 1779.
3. (Friedrich Wilhelm Samuel, geb. 8. VI. 1781, mein Großvater mütterlicherseits).
4. Karl David Oßwald, geb. 23. XI. 1783.
5. Ludwig Ferdinand Emanuel, geb. 1787.
6. Gottlieb Oswald Ferdinand, geb. 27. II. 1789, gest. 8. VIII. 1792 an Blattern.

Außerdem haben diese in Groß-Glogau geborenen Knaben noch eine Schwester gehabt, Charlotte Wilhelmine Marianne, die 1796 im Alter von

24 Jahren mit dem Johann David Pfeffer, Pastor in Lerchenborn, getraut wurde, also 1772 geboren sein muß. Jedenfalls waren die Eltern damals noch nicht in Groß-Glogau. Da die Mutter, als sie im Jahre 1801 starb, 50 Jahre alt war, ist sie 1751 geboren, sie war also bei der Geburt der Tochter im Jahre 1772 21 Jahre alt, ihr Ehemann, Samuel David Lange, der 1799 im Alter von 58 Jahren starb, also 1741 geboren war, 31 Jahre alt. Bei der Deszendenz fällt das starke Überwiegen der Knaben gegenüber den Mädchen (6:1) auf. Allerdings fehlen Nachrichten über Geburten in den Jahren 1773—1774.

Woher das Ehepaar Samuel David Lange und seine Frau Johanne Marianne geborene Frölich nach Groß-Glogau gekommen ist, bleibt noch unklar. Sehr wahrscheinlich war die Haupttätigkeit des Gatten eine staatliche als Kämmerer und Forstkommissarius. Er gehört also ebenso wie mein väterlicher Ahne, der Bürgermeister A. L. Sommer in Treptow a. d. Toll., zu dem altpreußischen Beamtentum unter Friedrich dem Großen. Unter den Taufpaten der in Groß-Glogau geborenen Söhne finden sich anscheinend keine Verwandten von seiten der Familien Lange und Frölich, was ebenfalls dafür spricht, daß das Ehepaar von auswärts nach Groß-Glogau gekommen ist, wie dies bei einem staatlichen Beamten leicht erklärlich erscheint. Bemerkenswert ist, daß die Namen Lange und Frölich, ersterer in Ratibor, letzterer in Gleiwitz, schon im 18. Jahrhundert vorkommen.

2. Die Familie Krumpholz in Ratibor

Meine Großmutter (AII 4), Marie Lange geb. Krumpholz, war die Tochter des Kaufmannes und Schnupftabakfabrikanten Philipp Krumpholz (AIII 7) in Ratibor. Die Familie Krumpholz ist mit der Geschichte des Kaufmannsstandes und besonders der Schnupftabakfabrikation in Ratibor in engster Weise verknüpft. Die Schnupftabakfabrik ist später in den Besitz der Familie Doms übergegangen, die neue Firma hat jedoch in ihren Anfangsjahren beim Verkauf von Schnupftabak den alten Namen Krumpholz nach der Methode der Buchstaben Zahlenreihen benutzt, und zwar K=1, R=2, U=3, M=4, P=5, H=6, O=7, L=8, Z=9. Dabei bedeuteten die großen Buchstaben Mark-, die kleinen Buchstaben Pfennigpreise, z. B. KM = 14 Mark, ru = 23 Pfennig, KR rp = 12 Mark und 25 Pfennig. Es liegt eine Verwendung von Buchstaben als Zeichen vor, wie dies schon in den kabalistischen Geheimschriften des 16. Jahrhunderts geschehen ist. Dabei ist die Neunzahl der Buchstaben des Namens verwendet. Es ergibt sich, daß der Name tatsächlich Krumpholz oder Krumbholz war.

Dies ist für die Familiengeschichte von Wichtigkeit, da in den

Ratiborer Urkunden nicht der Name Krumpholz, sondern der sonderbare Name Psiholz, auch Psiholz, sogar Boschiholz vorkommt, also in sehr wechselnder Schreibweise, während an der Gleichheit mit den Tabakfabrikanten Krumpholz kein Zweifel sein kann. Psiholz war offenbar ursprünglich ein Spitzname, in bezug auf die Wirkung des Schnupftabaks. Aus dem Spitznamen ist der Name der Firma geworden, während kein Zweifel sein kann, daß der eigentliche Familienname Krumpholz war. Aus den Ratiborer Urkunden ergibt sich folgender Aszent:

A III 7. Philipp Krumpholz, dessen Frau Josepha geb. Foltek aus Gleiwitz war.

A IV 13. Franz Psiholz, seine Frau war Marianne geb. Riedelin.

A V 25. Christian Psiholz, dessen Frau nach einem Aktenstück vom 4. VII. 1687 Martha Magdalena geb. Sawatzkin war.

Der Name Zawadski ist jetzt noch in Oberschlesien oft vertreten. Da Christian schon Psiholz genannt wird, muß er schon damals eine Schnupftabakfabrikation betrieben haben, die sich also in der Familie mindestens in drei Generationen vererbt hat.

In den Besitz des Rokokohauses am Ring in Ratibor kam die Familie Krumpholz (= Psiholz) durch Abtretung von seiten des Johann De Angelis am 30. V. 1758. Die De Angelis gehören, wie die Galli, Skotti, Toskani, Bordollo, Cecola, zu den italienischen Familien, die in Ratibor eingewandert sind und in der Geschichte der Kaufmannschaft von Ratibor eine große Bedeutung haben. Die Familien Psiholz und De Angelis waren verschwägert. Die Frau des Franz Psiholz, Marianne geborene Riedelin, war Recht-Geschwisterkind zu Johann De Angelis. Dessen Bruder Wilhelm war Dechant in Ratibor von 1717 bis 23. IX. 1743. Der Vater dieser beiden hieß Wilhelm De Angelis. Die Verwandtschaft der Marianne Psiholz geborene Riedelin mit den De Angelis muß, mit ein Drittel Wahrscheinlichkeit, so gewesen sein, daß eine Schwester des ersten Wilhelm De Angelis, also eine geborene De Angelis, die Mutter der Marianne Riedelin war. Ließe sich dies genealogisch sicher beweisen, so wäre in meiner Ahnentafel A V 28 eine geborene De Angelis, also italienischer Abkunft, aber bewiesen ist dies bisher nicht.

Die älteste nachweisbare Erwähnung der Familie Krumpholz in Ratibor ist die des Christian Psiholz vom 4. VII. 1687. Woher die Familie stammt, ist nicht ersichtlich. Bei den vielfachen Beziehungen des Ratiborer Kaufmannstandes einerseits zu Gleiwitz in Oberschlesien, andererseits zu den mährischen Städten Troppau, Olmütz

und Brünn ist besonders in diesen beiden Richtungen zu suchen. Durch Herrn Justizrat Kockerols in Koblenz wurde ich auf eine Familie gleichen Namens in Mähren aufmerksam gemacht, nachdem ich schon vorher durch einen merkwürdigen Zufall mit einem Rechtsanwalt dieses Namens in Olmütz in Beziehung getreten war. Ich hatte nämlich in der Paulskirche in Frankfurt ein von demselben gestiftetes Bild der Nationalversammlung in der Paulskirche gesehen und an den Stifter geschrieben. Aus den Mitteilungen von Fräulein Rosa Krumpholz in Bonn, gebürtig aus Wien, mit der ich durch Herrn Justizrat Kockerols in Koblenz in Verbindung gebracht worden war, geht hervor, daß Mitglieder der Familie Krumpholz in Mähren in sehr angesehener Stellung gewesen sind. Es läßt sich jedoch bisher ein genealogischer Zusammenhang nicht nachweisen. Einzelne psychische Ähnlichkeiten, die z. B. zwischen Jenny Lange, der Schwester meiner Mutter, und Fräulein Rosa Krumpholz unverkennbar sind, reichen nicht aus, um den Schluß auf einen Familienzusammenhang zu begründen.

Ich habe aber auch sonst nach den Feststellungen des Herrn Lehrer Slawik in Ratibor Grund zu der Annahme, daß der alte Sitz der Familie Krumpholz in Mähren und dem früheren österreichischen Schlesien ist, von wo aus Mitglieder der Familie in die benachbarten Gebiete des späteren preußischen Schlesiens, besonders nach Ratibor und in die Grafschaft Glatz, eingewandert sind. Jedenfalls hat die Familie Krumpholz in der Geschichte von Ratibor als Handels- und Fabrikstadt eine große Bedeutung gehabt.

3. Die Familie Foltek aus Gleiwitz

Die Familie Foltek aus Gleiwitz taucht in meiner Ahnentafel zuerst bei Josepha Foltek (A III 8), Frau des Philipp Krumpholz (A III 7), auf. Eine Schwester der Josepha Foltek, Maria Foltek, war die Frau des aus Italien eingewanderten Bernhard Cecola I., dessen Sohn Bernhard Cecola II., Kommerzienrat, Geschwisterkind meiner Großmutter Marie geb. Krumpholz war. Durch die Feststellung, daß die beiden Schwestern, Josepha verheiratete Philipp Krumpholz und Maria verheiratete Bernhard Cecola, aus Gleiwitz stammten, hat sich die Erforschung der Familie Foltek in Gleiwitz mit Hilfe von Herrn Lehrer Slawik in Ratibor ergeben. Als Ratsherrmann in Gleiwitz wird 1738 Johann Foltek genannt, als Bürgermeister von Gleiwitz am 9. I. 1741 Johann Franz Foltek. 1743 war im Magistrat von Gleiwitz Konsul dirigens Johann Franz Foltek. Am

12. XII. 1766 ist Franz Foltek, Tuchhändler, gestorben, der vorher 9 Jahre Ratsmann und 15 Jahre Bürgermeister gewesen war. Es handelt sich bei den vier Erwähnungen sehr wahrscheinlich um die gleiche Person, und zwar um den Vater der beiden Schwestern Josepha und Maria Foltek. Es heirateten also die beiden zusammenarbeitenden Ratiborer Kaufleute Philipp Krumpholz und Bernhard Cecola, welch letzterer 20 Jahre lang „Handlungskompagnon“ bei Psiholz = Krumpholz war, die beiden Schwestern Foltek aus Gleiwitz. Genealogisch ist der Nachweis, daß Johann Franz Foltek der Vater von Josepha und Maria war, nicht bestimmt erbracht, aber dieser Zusammenhang ist sehr wahrscheinlich. Vermutlich haben die beiden noch eine Schwester Antonie gehabt. In Gleiwitz starb am 4. X. 1812 nach 62jähriger Dienstzeit, 90 Jahre alt, der Stadtdirektor Martin Elzner, dessen Frau Antonie, geborene Foltek, am 31. X. 1810 gestorben ist.

Nachdem ich mich mehrere Jahrzehnte triebartig mit städtischen Angelegenheiten befaßt hatte, war es mir schon interessant, daß mein Stammvater väterlicherseits, Abraham Ludwig Sommer, Bürgermeister in Treptow a. d. Toll., und der Stammvater mütterlicherseits, Samuel David Lange, Kämmerer und Senator in Groß-Glogau war. Nun stellt sich heraus, daß die Folteks eine alte Gleiwitzer Familie sind, in denen die Bürgermeistertätigkeit geradezu erblich gewesen ist. In der Reihe der Bürgermeister von Gleiwitz, die urkundlich mit 1616 beginnen, wurden folgende mit Namen Foltek gefunden: 1628 Johann Foltek, 1644—52 Mathias Foltek, 1661 als Prokonsules, die miteinander wechselten, Johann Ludwig Fröhlich und Melchior Alex. (Aloys) Foltek, 1662, 1664 und 1665 Melchior Alex. oder nur Melchior Foltek, 1689 Morczin (= Martin) Foltek, 1696—97 Paul Alfons Foltek, 1702 Paul Foltek, 1729—1746 Johann Franz Foltek. Ebenso ist unter den Ratsmännern von 1628 ab eine ganze Reihe von Folteks, zum Teil die gleichen wie bei den Bürgermeistern, z. B. 1655 Melchior Aloys Foltek, 1738 Johann Foltek, gleich Johann Franz Foltek genannt.

Auch sonst sind Urkunden über diese Familie, zum Teil von geschichtlichem Interesse, ermittelt worden. In die Amtszeit des Johann Franz Foltek fallen die ersten beiden schlesischen Kriege. Am 22. XII. 1740 richtete das kaiserliche Oberamt in Breslau unter anderem an die Stände der Oppeln-Ratiborer Fürstentümer ein Schreiben, worin es dieselben erinnert, die dem Hause Österreich jederzeit erwiesene Treue auch der nunmehr regierenden Maria Theresia zu erzeigen.

Deshalb wurden die vier Landstände der Fürstentümer zu einem großen Landesausschuß nach Oppeln einberufen. Am 9. I. 1741 erschienen dort 9 vom Herren-, 5 vom Prälaten-, 15 vom Ritter- und 6 vom Bürgerstande, darunter der Bürgermeister von Gleiwitz, Johann Franz Foltek. Nach Abschluß der Friedenspräliminarien des ersten schlesischen Krieges wurden die oberschlesischen Landstände in das Schloß Tost zum 9. XII. 1742 zu einem Landesausschuß berufen, dem auch der Gleiwitzer Bürgermeister Johann Franz Foltek beiwohnte. Die Stadt Gleiwitz trat aber auch direkt mit dem neuen Herrscher von Schlesien, Friedrich dem Großen, in Beziehung, nachdem am 25. II. 1743 der Kriegsrat von Götz von Leobschütz aus den Gleiwitzer Magistrat aufgefordert hatte, zwei Mitglieder zum 20. III. zur Breslauer Messe zu entsenden, um dem König Aufwartung zu machen. Es wurden vom Gleiwitzer Magistrat am 7. III. die nach Neiße zur Erbhuldigung deputierten Personen, darunter der Amtsbürgermeister Johann Franz Foltek, dahin entsendet, um den zur Messe dort anwesenden König Friedrich um Schutz und Hilfe für die verarmte Stadt zu bitten. Das am 23. XI. 1744 der Stadt erteilte Privilegium zweier neuer Jahrmärkte und eines Wollmarktes, ist wohl das Resultat dieser Abordnung gewesen.

Der Gleiwitzer Bürgermeister Foltek hat weiterhin im Landesausschuß zu Cosel bei wesentlichen Entscheidungen mitgewirkt. Franz Foltek ist am 27. XII. 1766 gestorben, „in der Blüte seiner Jahre“. Er war nach dem Zeugnis des Magistrats „stets darauf bedacht, die Tuchmanufaktur in Flor zu machen. Er war der beste Menschenfreund, besaß gute und vollkommene Kenntnisse in der Tuchmanufaktur und hat hier angezogenen fremden Tuchmachern mit Wollvorschuß und sonst unter die Arme gegriffen.“ Die Familie Foltek war katholisch und hat sich durch Stiftungen für Stadt und religiöse Genossenschaften in Gleiwitz verdient gemacht. Bemerkenswert ist, daß mit der Familie Foltek unter den Bürgermeistern von Gleiwitz auch eine Familie Fröhlich vorkommt. Dies ist der Name der Frau meines Stammvaters Lange (A III 5) und gibt vielleicht einen Fingerzeig für die weitere Untersuchung.

4. Die Familie Cecola in Ratibor

Die Familie Cecola in Ratibor kommt zwar nicht in meiner Ahnentafel vor, sie spielt jedoch in den Erinnerungen meiner Mutter eine große Rolle und gehört zur Sippschaft der Familien Lange und Krumpholz. Philipp Krumpholz (A III 7 von mir) und Bernhard

Cecola hatten 2 Schwestern, Josepha und Marie Foltek aus Gleiwitz, als Ehefrauen. Meine Großmutter Marie Lange geborene Krumpholz und der Kommerzienrat Bernhard Cecola, der Sohn des ersten Bernhard Cecola, waren also Geschwisterkinder durch die beiden Mütter. Für die nahe Beziehung der beiden Familien spricht der Umstand, daß sich ein gerahmtes Bild (Figur 33) des Onkels Cecola im Nachlaß meiner Mutter befand, das mit den in Ratibor noch vorhandenen Bildern des Kommerzienrates Bernhard Cecola übereinstimmt.

In meinem Auftrag hat Herr Lehrer Slawik in Ratibor Forschungen über die Familie Cecola angestellt. Es befinden sich dort 3 Denkmäler dieser Familie, 1. das Grabdenkmal des ersten Bernhard Cecola, als Rest eines alten Friedhofes am Zwinger, auf einem freien Platz, 2. eine Grabkapelle für den zweiten Bernhard Cecola, den Kommerzienrat, den Vetter meiner Großmutter, auf dem Friedhof an der Troppauer Straße, 3. das Stammhaus der Familie Cecola am Ring in Ratibor, jetzt im Besitz der Familie Ackermann.

In diesen Denkmälern zeigt sich ein Stück Ratiborer Geschichte, so daß ich bei der Darstellung der Familie hiervon ausgehen will.

Zu 1. Die Inschrift auf dem Denkmal für den ersten Bernhard Cecola lautet: „Hier ruht der Kaufmann Bernhard Cecola, geboren zu Anderge in Italien, den 2. Januar 1737, gestorben hierselbst den 5. Januar 1820, und dessen Ehegattin Marie geb. Folteck aus Gleiwitz, gestorben den 25. März 1825 in einem Alter von 64 Jahren.“ Bernhard Cecola I. gehörte also zu den eingewanderten italienischen Kaufleuten, die im 18. Jahrhundert Handel und Wandel in Ratibor in Fluß brachten, wie z. B. die Familien Galli, Bordollo, Toscani, Scotti, De Angelis u. a. Bernhard Cecola stammte aus Anderge = Andergia in Italien. Darüber schreibt Herr Lehrer Slawik in Ratibor folgendes:

„Südlich vom St. Bernhard-Paß, etwa 13–15 km entfernt, liegt ein kleines Dörfchen Andergia in dem berühmten Messocco-Tal. Letzteres Tal ist benannt nach einer alten und zerstörten Burg Misox im Flußtal der Moesa. Diese Burgruine soll die Wiege der Grafen Monsox sein, derer sich die Geschichte schon um 933 erinnert. Der erste Graf soll ein Mitstreiter Heinrich des Voglers gewesen sein. Der größte Teil jener Talbewohner im Messocco-Tal spricht italienisch, ein anderer Teil aber auch deutsch. Früher wanderte eben der Mann aus dem Messocco-Tal aus als Maler oder Glaser nach Belgien und Frankreich, noch früher auch als Kaminfeger nach Österreich oder als Kaufmann nach Deutschland. Mag sein, daß Übervölkerung, Kriegsfolgen und nicht zuletzt Wanderlust auch den Bernhard Cecola I, geboren zu Andergia im Messocco-Tal, bewogen haben, sich eine neue Heimat zu suchen. Mag sein, daß diese Auswanderer, auch die Toscani-Familie und viele andere, zum

Andenken an ihren Heimatberg den Erstgeborenen den Vornamen Bernhard beilegen. Denn es tritt bei allen 10 Kaufmannsfamilien in Ratibor, die aus Italien eingewandert sind, in Erscheinung, daß der Vorname Bernhard in jedem Geschlecht vorkommt.“

In Ratibor war Bernhard Cecola Handlungskompagnon bei Philipp Psiholz = Krumpholz. Die Frauen der beiden waren die Schwestern Josepha und Marie Foltek aus Gleiwitz. Von Philipp Krumpholz erstand Bernhard Cecola das Grundstück am Ring mit dem Gebäude, das nunmehr zum Stammhaus der Cecola wurde.

Das Ehepaar Bernhard Cecola hatte von 1787 bis 1799 neun Kinder, von denen Bernhard II., geboren am 25. Mai 1799, der jüngste war. Der junge Bernhard diente als Husar bei der Landwehr-Kavallerie in Ratibor und wurde am 9. XI. 1821 vereidigt. Nach dreijähriger Militärzeit erhielt er den Bürgerbrief. Nach den vorliegenden Urkunden hat er sich um die Organisation des Kaufmannstandes in Ratibor außerordentliche Verdienste erworben, z. B. liegt mir die Urkunde für das von den Handlungsdienern zu Ratibor errichtete Institut 1822, sowie ein gedruckter Entwurf für dieses Institut vor. Unter den Namen der Gönner aus der Kaufmannschaft findet sich Bernhard Cecola (Porträt auf Tafel VII, Figur 33).

Der Kommerzienrat Bernhard Cecola war nicht nur als Organisator des Kaufmannstandes angesehen, sondern schuf in seinem Hause am Ring in Ratibor einen geistigen Mittelpunkt. Der Klaviervirtuose Franz Liszt unterhielt während seines Aufenthaltes in Ratibor einen freundschaftlichen Verkehr mit dem Kaufmann, späterem Kommerzienrat Bernhard Cecola II. Im ersten Stockwerk des Cecolaschen Kaufhauses befand sich ein großer Saal, in welchem Liszt in Anwesenheit einer großen Gesellschaft, die durch den Gastgeber Cecola eingeladen war, 1846 öfter eine Abendmusik veranstaltete. Der Musikpartner von Liszt war der musikalisch tüchtige Hauptlehrer a. D. Zaruba, früher Schulleiter in Slawikau, der im Ruhestande in Ratibor wohnte. Von den Musikabenden des Franz Liszt bei Cecola besteht eine photographische Aufnahme, das Bild soll im Besitz eines Breslauer Herrn sein.

Zu 2. Die Familienverhältnisse des Bernhard Cecola sind zum Teil aus den Inschriften in der Grabkapelle auf dem alten Friedhof in Ratibor ersichtlich. Die Gruft ist aus roten Ziegelsteinen in gotischem Stil gebaut. Die Inschriften sind in Goldschrift auf weißem Marmor. Hier ruhen der Kommerzienrat Bernhard Cecola, geb. am 5. V. 1799, gest. am 20. IX. 1855, sowie seine Schwester Luise Flögel,

geb. Cecola, geb. den 29. XII. 1792, gest. den 25. V. 1846, ferner die Kommerzienrätin Antonie Cecola, geb. Schwenzner, geb. am 6. IX. 1810, gest. am 14. XII. 1883. Ferner finden sich Tafeln für folgende Kinder des Ehepaares Cecola: 1. Bernhard III., genannt von Waltier, geb. am 6. IX. 1829, gest. am 28. X. 1871, und seine Tochter Hildegard Cecola von Waltier, geboren zu Travening am 14. X. 1861, gestorben zu Ratibor am 19. I. 1890. 2. Richard Cecola, geb. am 13. III. 1836, gest. am 28. I. 1838.

Außerdem befindet sich in der Gruft eine Tafel für Egon von Windheim, geb. am 10. VII. 1858, gest. am 8. VI. 1865. Letzterer war ein Sohn des Staatsanwaltes von Windheim in Ratibor und seiner Frau Wally geb. Cecola. Diese war als zweites Kind nach Bernhard III. und vor Richard 1830 geboren. Eine Tochter des Bernhard III. und seiner Frau geb. von Waltier war mit dem Grafen von Wengersky auf Pschow, Kreis Rybnik, verheiratet, der im Jahre 1916 starb. Seine Gattin, geb. Cecola von Waltier, folgte ihm 1921.

Der jüngste Sohn des zweiten Bernhard Cecola, Franz Cecola, war der letzte Inhaber des Stammhauses der Familie Cecola am Ring in Ratibor. Franz Cecola war eine schneidige und intelligente Erscheinung, von lebhaftem Wesen aber leichtsinniger Natur, die das elterliche Erbe so gefährdete, daß 1875 diese Besitzung mit dem Geschäft, das Spezerei- und Schnittwaren führte, versteigert werden mußte. Es ging später in den Besitz der Familie Ackermann über, der es jetzt noch gehört. Franz Cecola ist 1877 gestorben. Damit scheint auch der Name Cecola erloschen zu sein. Biologisch lebt jedoch der zweite Bernhard Cecola und seine Mutter geb. Foltek in den Nachkommen des Grafen von Wengersky weiter.

Der Rittmeister a. D. Bernhard Cecola III., der von Ober-Glogau nach Ratibor verzog, starb hier am 28. X. 1871 und liegt, ebenso wie eine seiner Töchter, Hildegard, in der Gruftkapelle auf dem Friedhof an der Troppauer Straße begraben. Seine Kinder waren: 1. Hildegard Antonie Helene Pauline Marie, geb. am 14. X. 1861, 2. Antonie Elfriede Katharina Anselma Marie, geb. am 25. XI. 1863, 3. Elfriede Katharina Wally Maria Fanny, geb. am 16. IV. 1865. Eine der letzten beiden, wahrscheinlich Elfriede Wally als Patenkind, wohnte bei ihrer Tante Wally von Windheim geborene Cecola und wurde die Frau des Grafen von Wengersky. Ich war als Kind mehrfach zu Besuch in Ratibor und dabei öfter bei der Familie von Windheim.

Zu 3. Das Stammhaus der Familie Cecola am Ring in Ratibor

ist ein schönes und in Ratibor das einzige Werk der Rokokozeit. In den Besitz der Familie ist es dadurch gekommen, daß Bernhard Cecola I., der aus Italien eingewandert und 20 Jahre Handlungskompagnon bei Psiholz war, das Grundstück von letzterem am 2. III. 1782 erstand. In den Besitz der Familie Psiholz war es, wie schon bemerkt, dadurch gekommen, daß Johann De Angelis es am 30. V. 1758 an den Franz Psiholz, den Vater des Philipp Psiholz, abgetreten hatte. Das Haus blieb also, da die De Angelis mit den Psiholz und letztere mit den Cecola verschwägert waren, im Familienkreis. Es ist erst durch Franz Cecola, den jüngsten Sohn des Kommerzienrates Bernhard Cecola II., in andere Hände gekommen. Dieser verkaufte das Grundstück am 28. VI. 1875 an zwei Kaufleute, worauf es 1880 in die Hände der Familie Ackermann kam, der es mit einem Kolonialwaren-, Delikatessen- und Zigarrengeschäft noch jetzt gehört. Jedenfalls ist dieses interessante Gebäude mit den Namen Cecola, Psiholz und De Angelis eng verknüpft.

V. Meine Schriften und ich

Als jüngster Sohn des Rechtsanwalts Karl Friedrich Adolph Sommer und seiner Frau Anna geborene Lange wurde ich am 19. Dez. 1864 in Grottkau in Schlesien geboren. Grottkau ist eine kleine schlesische Landstadt von ungefähr 4500 Einwohnern und liegt zwischen Brieg und Neiße in dem noch rein deutschen Teile von Oberschlesien. Die Umgebung von Grottkau zeigt den mittelschlesischen Charakter mit Wasserläufen, Baumgruppen und Wald. — Ein Vorgang aus früher Jugend haftet noch jetzt mit größter Deutlichkeit in mir. Ich gehe an der Hand meiner Mutter an ihrer rechten Seite in einem Kaffeegarten in der Richtung des Ausganges. Da springt uns ein Bursche entgegen und ruft „Napoleon ist gefangen“. Es war also sehr wahrscheinlich am 2. September 1870, als ich gegen 6 Jahre alt war. Die Heftigkeit des Ausrufes erregte bei mir lebhaftes Staunen und Interesse, so daß ich diesen Eindruck nie vergessen habe. Vom 6. Jahre an besuchte ich die evangelische Volksschule in Grottkau und denke an den ausgezeichneten Unterricht des Hauptlehrers Jurok dankbar zurück. Besonders interessierten mich die Anfangsgründe der Geometrie, wobei meine räumliche Vorstellungskraft zuerst erwachte, auch hatte ich merkwürdigerweise schon hier Gelegenheit, zu unterrichten. Jurok verwandte nämlich einige Knaben aus den oberen Klassen bei Fehlen von Lehrkräften in den Unter-

richtsstunden, um den Schülern der untersten Klasse vertretungsweise Unterricht zu erteilen. Ich könnte jetzt noch in der Schule in Grottkau genau die Stelle bezeichnen, wo ich diese erste pädagogische Tätigkeit ausgeübt habe. Privatunterricht in Latein, Griechisch und anderen Fächern, die für den Übergang zum Gymnasium notwendig waren, gab der Pater Grundey, der bei uns ein sehr strenges Regiment führte. Das von ihm den Eltern berechnete Schulgeld war, wie ich später erfuhr, außerordentlich gering. Er trieb diesen Unterricht aus angeborener Neigung mit sehr straffer Pädagogik. Mit dieser Vorbereitung trat ich im Herbst 1876 in die Quarta des Gymnasiums in Jauer in Schlesien ein, wo vorher schon meine Brüder Hans und Max gewesen waren. Das Gymnasium in Jauer, unter Leitung des sehr geachteten Philologen Direktor Volckmann, hatte damals in Schlesien einen großen Ruf, was meinen Vater veranlaßt hatte, seine Söhne, statt auf nähergelegene Schulen, dorthin zu bringen. Die Gymnasialklassen machte ich unter den Ersten in den einzelnen Klassen durch, kann aber nicht behaupten, daß ich in den unteren Klassen irgendwie besonders auf den Unterricht reagiert hätte. Von der Persönlichkeit eines pedantischen und kleinlichen Lehrers in der Tertia fühlte ich mich gehemmt und abgestoßen. Erst in der Sekunda erwachte bei dem Unterricht im Deutschen durch Oberlehrer Armbruster ein lebhaftes Interesse. Auch im physikalischen und mathematischen Unterricht von Oberlehrer Noss reagierte ich stark. Für den lateinischen Stil der damals noch üblichen Aufsätze fehlte mir jede Anlage, während ich die deutschen Aufsatzthematika von Armbruster mit lebhafter Hingabe bearbeitete. Im Griechischen wurde mir durch den feinsinnigen Unterricht des Lehrers Lilie besonders Homer nahegebracht. — Schon als Knabe hatte ich eine ausgesprochene Vorliebe für die See, und es stand bei mir fest, Seemann zu werden, ein Gedanke, dem mein Vater nicht widersprach, und den er eher förderte. Meine Gymnasialzeit sollte also dadurch ihr Ende erreichen, daß ich mit dem Reifezeugnis zur Prima Ostern 1881 nach Kiel fuhr, um dort das Eintrittsexamen als Kadett in der Marineschule zu machen. Vorher wohnte ich eine Reihe von Tagen in dieser und hatte Gelegenheit zu Bootsausflügen nach dem damaligen Schulschiff im Kieler Hafen. Unterdessen ergab die Untersuchung meiner Augen, daß meine Einstellung wegen einer leichten Kurzsichtigkeit zweifelhaft war. Trotzdem machte ich das Eintrittsexamen mit, wurde jedoch schließlich bei der nochmaligen Untersuchung wegen der Kurzsichtigkeit abgewiesen. Damit war

meine Laufbahn zur See vorläufig beendet, und ich kehrte auf das Gymnasium in Jauer zurück. Mein Plan war nun, Arzt zu werden, um die Seereisen zu machen, die ich nicht als Seeoffizier machen konnte. Die Neigung zum Reisen und Wandern spielte bei dieser neuen Berufswahl eine wesentliche Rolle, andererseits zeigte sich bei mir schon damals öfter das Bestreben, zu helfen und die Ursachen von Krankheiten zu erkennen. Der neue Lebensplan war also von vornherein aus mehreren Motiven entstanden. Unterdessen gewann ich bei dem Unterricht in der Prima, besonders bei Armbruster und Volckmann, in psychologischer, ästhetischer und geschichtlicher Richtung immer mehr Interesse und Selbsttätigkeit. Hierzu gab die in Jauer damals übliche Behandlung selbstgewählter Themata im deutschen und lateinischen Aufsatz, neben den in der Schule gestellten Aufgaben, mehrfach Gelegenheit. Bei Armbruster kam ich immer mehr in den Gedankenkreis von Herder, Goethe und Schiller. Im lateinischen Unterricht verlegte ich mich auf die Schriften von Tacitus, und konnte diese allmählich immer besser im Urtext lesen, was allerdings meinen schon früher schlechten lateinischen Stil verdarb, da ich in lateinischen Aufsätzen eine Art Taciteischen Telegrammstil anwandte, in dem durch wenige Worte ein tiefer Inhalt ausgedrückt werden sollte. — Eine Gruppe von ungefähr 7 Schülern in der damaligen Prima folgte diesen über den gewöhnlichen Rahmen des Schulunterrichtes hinausgehenden Anregungen willig und arbeitete selbsttätig mit, die anderen ließen diesen Unterricht an sich abgleiten. Sehr wesentliche Anregungen habe ich durch Volckmann im Religionsunterricht erhalten, den er, ebenfalls mehr im Sinne eines Universitätsunterrichtes, in der Prima vom Standpunkt der Dogmengeschichte erteilte. Während ich früher bei meiner Unfähigkeit, Wortreihen automatisch auswendig zu lernen, wegen Mangel bei dem Aufsagen, in Religion mittelmäßig gewesen war, erwachte im Unterricht bei Volckmann bei mir ein lebhaftes Interesse an religionsgeschichtlichen und religionspsychologischen Fragen, das mich bis zur Gegenwart begleitet hat. Unter diesen Anregungen machte ich Ostern 1883 das Abiturientenexamen mit Erlaß des mündlichen und bezog die Universität Freiburg i. Br., um Psychologie und Medizin zu studieren.

Mein weiteres Leben möchte ich um die Punkte gruppieren, die ich auch der Einteilung der Schriften zugrunde gelegt habe.

1. Psychologie und Ästhetik

Das Interesse an Psychologie und Ästhetik reicht bei mir bis weit in die Gymnasiastenzeit in Jauer zurück. Es trat dabei von vornherein in einer experimentellen Art zutage, indem ich das Zustandekommen von Sinneseindrücken und Vorstellungen bei mir beobachtete und die subjektiven Vorgänge mit dem objektiv Vorhandenen zu vergleichen suchte. Ein ganz charakteristischer Vorfall dieser Art ist mir aus der Zeit in Jauer, wahrscheinlich aus der Quartanerzeit, also aus dem 13. Jahr, in Erinnerung geblieben. Bei einem Wege entlang einer Hecke tauchte plötzlich der Kopf eines mir bekannten Menschen über dieser auf. Dieser an sich bedeutungslose Vorfall regte in mir folgende Gedankenkette an: Ich stellte mir in dem Moment, als der Kopf sichtbar wurde, den ganzen Menschen hinter der Hecke stehend vor, während optische Eindrücke nur von dem über der Hecke befindlichen Kopf an mein Auge gelangen konnten. Blitzartig begriff ich in diesem Augenblick, daß ich zu dem bloßen Sinneseindruck subjektive Zutaten im Sinne der Ergänzung gemacht hatte. Dieser Vorgang erschien mir höchst merkwürdig, und in der Richtung dieses Gedankenganges liegt eine ganze Menge von Beobachtungen, die ich seitdem gemacht habe.

Es soll dies nur ein Beispiel dafür sein, daß das Interesse an den psychologischen Vorgängen, besonders im Gebiet der Sinnesempfindungen, bei mir ganz bodenständig auftrat, im Anfang ohne jede Beeinflussung von außen in dieser Beziehung. Eine Verstärkung durch den Schulunterricht bekam diese natürliche Neigung erst später in der Obersekunda und Prima in dem deutschen Unterricht unseres originellen Lehrers Armbruster, zum Teil auch in dem Lateinunterricht des Philologen Volckmann. Die hauptsächliche Förderung in dieser Richtung verdanke ich dem genannten Oberlehrer Armbruster, der im deutschen Unterricht in der Prima vor allem Herder, Goethe und Schiller behandelte. Auch regten seine Aufsatzthematika, die ich mit lebhafter Hingabe bearbeitete, mich außerordentlich in dieser Beziehung an. Der psychologische Inhalt der Sturm- und Drangperiode und der klassischen Literatur wurde mir auf diesem Wege schon in der Gymnasiastenzeit sehr lebhaft, und auf dieser Grundlage baute sich mein weiteres Interesse an psychologischen und ästhetischen Dingen während der Studienzeit auf.

Als ich daher im Sommer 1883 nach Freiburg i. Br. kam, meinem Abiturientenzeugnis nach, um Medizin zu studieren, war es für mich selbstverständlich, daß ich mich gleichzeitig, was da-

mals an der Universität Freiburg ging, in der philosophischen Fakultät einschreiben ließ. Allerdings beschränkte sich das philosophische Studium auf das Hören bei dem Philosophen Riehl und eine Reihe von öffentlichen Vorlesungen geschichtlichen Inhalts. Im übrigen ging ich auf Grund der vom Gymnasium mitgebrachten Vorstellungskomplexe beim Treiben der Philosophie meine eigenen Wege. Vor allem trat dabei die Neigung hervor, die Philosophen im Original zu lesen und sie nicht nur in der abgeblaßten Form von Schriften über sie kennenzulernen. Selbstverständlich war diese Art des Studiums regellos, ich hatte jedoch, trotz der sonderbaren Auswahl im einzelnen, die richtige Absicht, von dem philosophischen Zustand bei Herder psychologiegeschichtlich rückwärts zu gehen. So war ich u. a. zur Verwunderung eines Freiburger Bibliothekars, der mir die Bücher aushändigte, auf Spinoza gekommen, dessen Philosophie ich psychologisch zu verstehen suchte. Ich war also schon damals ganz auf die psychologische Betrachtung der Philosophen und ihrer Systeme eingestellt. Jedoch war dieses Studium nicht systematisch und bildete nur einzelne Unterbrechungen mit geistiger Vertiefung in dem wechselvollen Treiben eines ersten Semesters in der herrlichen Umgebung von Freiburg. Bei vielfachen Fußwegen in die Berge, mit Vorliebe auf den Blauen bei Freiburg, oder auch bei weiteren Touren trieb ich praktische Ästhetik, jedoch immer mit dem Unterton des psychologisch Interessierten und einer von Hypochondrie völlig freien Selbstbeobachtung. Am Schlusse dieses Sommersemesters reiste ich über den Bodensee nach Vorarlberg und gelangte über den Schröcken, am Widderstein vorbei, nach Oberstdorf im Allgäu, wo ich meinen Vater traf. — Bei dem Freiburger Aufenthalt war das Studium der Medizin, dem ich mich als Lebensberuf widmen wollte, im Rückstand geblieben. Außer einem ungewöhnlich langweiligen Kolleg über Osteologie habe ich von dieser Stätte medizinischer Wissenschaft damals wenige Eindrücke bekommen. Nur ist mir eine Überzeugung aus meinem ersten medizinischen Semester geblieben, daß die Anatomie ohne gleichzeitige physiologische Auffassung nur eine halbe Wissenschaft ist, und daß die Funktionslehre bei dem Unterricht in den Vordergrund gestellt werden muß.

Mit diesem negativen Eindruck meines ersten medizinischen Unterrichts und einer Reihe von lebhaften, aber unzusammenhängenden Interessen in psychologischer und ästhetischer Beziehung ging ich im 2. Semester (Winter 1883/84) nach Leipzig. Hier erwachten

bei mir in den Vorlesungen von Wundt alle psychologischen Interessen und bekamen eine klare Richtung auf die experimentelle Psychologie. Gleichzeitig erhielt durch die physiologischen Vorlesungen von Ludwig, besonders durch seine Darstellung der Sinnesphysiologie, mein medizinisches Studium eine entsprechende Richtung. Immer mehr begriff ich die Psychophysiologie als Ziel meines Lebens. Vorher hatte ich öfter Zweifel, ob das zum Teil ganz heterogene Studium von medizinisch-körperlichen und ästhetisch-psychologischen Dingen sich irgendwie werde vereinigen lassen. Erst durch Ludwig wurde ich im medizinischen Gebiet auf die Bahn gelenkt, der ich auch unter dem Einfluß von Wundt, entsprechend meinen natürlichen Neigungen, folgen wollte. — Nach Bestehen des Physikums im Frühjahr 1885 mußte ich zunächst als Freiwilliger $\frac{1}{2}$ Jahr unter der Waffe dienen, hatte jedoch keine Neigung, dies bei einem Regiment in Leipzig zu tun, sondern wählte, im Zusammenhang mit meinen psychologisch-ästhetischen Neigungen und den vom Gymnasium in Jauer stammenden Interessen an Herder und Goethe, — Weimar. Offiziell blieb ich dabei in Leipzig immatrikuliert und belegte dort in der üblichen Weise ein nie von mir gehörtes Kolleg. Unterdessen vertiefte ich mich in Weimar neben der militärischen Ausbildung in den Geist und die Persönlichkeiten der klassischen Zeit. Zu diesem Zwecke hatte ich mich zwischen der Kaserne, die auf der Höhe am rechten Ilmufer steht, und dem Fluß, in nächster Nähe des alten Musaeusgartens, eingemietet, und konnte besonders das Goethehäuschen im Ilmpark in wenigen Minuten erreichen. In dem Garten bei dieser durch Goetheerinnerungen geheiligten Stätte habe ich viele Stunden zugebracht und kannte bald jeden Weg, jede Baumgruppe und alle die Anlagen, die unter Goethes Einfluß im Park gemacht worden sind. Es war ein Kolleg über die Ästhetik unserer Klassiker aus erster Quelle. Auch in der Stadt am linken Ufer der Ilm kannte ich bald alle Häuser und Plätze, die für die Lebensführung von Goethe und seinen Weimarer Zeitgenossen von Bedeutung gewesen sind. — Sodann bekam ich Gelegenheit, bei langen Wanderungen im Thüringer Wald besonders den Rennsteig kennenzulernen, was mich für mein ganzes späteres Leben in bezug auf das Studium der prähistorischen Straßen stark beeinflußt hat.

Mit diesen lebhaften Eindrücken aus der Zeit von Sturm und Drang und der späteren Klassik ging ich im Herbst 1885 nach Berlin, um, wie in Leipzig, Medizin und Psychologie weiter zu studieren. Was jedoch in Freiburg und Leipzig ohne weiteres möglich gewesen

war, ging an der Universität Berlin nicht. Man wollte mich nur in einer Fakultät immatrikulieren, und so ließ ich mich denn als Mediziner einschreiben, studierte jedoch daneben nach Herzenslust Philosophie und Psychologie bei Dilthey, Zeller und Heinrich von Stein. Die stärksten Anregungen erhielt ich von dem Letztgenannten in seinem Kolleg über „Geschichte der Philosophie“. Heinrich von Stein, dessen Buch „Zur Entstehung der neueren Ästhetik“ anerkannt ist, und der durch die Schrift „Helden und Welt“ als Schriftsteller gleichwertig neben Gobineau getreten ist, stellte in der Geschichte der Philosophie die Persönlichkeiten der einzelnen Philosophen in den Vordergrund, entwickelte ihre Charakterbilder, wobei ihre philosophischen Lehrmeinungen und psychologischen Anschauungen als wichtige Teile ihres geistigen Gesamtcharakters erschienen. Er gab nicht nur eine Analyse des Inhaltes der philosophischen Werke, sondern vollzog dann eine neue Synthese des Systems als geistigen Ausdruck der philosophischen Persönlichkeit. Diese geschichtlich-psychologische Auffassung und Darstellungsart zog nicht nur mich, sondern einen ganzen Kreis von Schülern lebhaft an, so daß sich besonders in einem von Heinrich von Stein abgehaltenen Colloquium im Laufe der nächsten Semester in Berlin eine kleine Gemeinde von begeisterten Schülern um ihn bildete.

Dabei ging die große Verehrung, die Heinrich von Stein schon längst für Richard Wagner hatte, und die ihn als Hauslehrer von Siegfried Wagner in Richard Wagners Haus Wanfried in Bayreuth geführt hatte, auf uns über. Zu diesem Kreise gehörte auch Richard Elster aus Braunschweig, der Beziehungen zu der Familie Curtius hatte, in die ich dadurch eingeführt wurde. Im Zusammensein einerseits mit Heinrich von Stein, andererseits im Kreise von Curtius, habe ich viele psychologische und ästhetische Anregungen bekommen. Unter dem Einfluß von Heinrich von Stein beschäftigte ich mich im Winter 1885 mit einer Preisarbeit über Lockes Verhältnis zu Descartes, die von der philosophischen Fakultät in Berlin auf Veranlassung von Dilthey gestellt worden war, — ohne meinem Lehrer etwas von dieser Beschäftigung zu sagen, da ich ein abratendes Verhalten von seiner Seite mit Rücksicht auf meine medizinischen Berufsstudien erwartete. Als Heinrich von Stein später wirklich etwas davon erfuhr, hatte ich die Arbeit schon fertig und bei der philosophischen Fakultät eingereicht. Meine Vermutung war richtig. Heinrich von Stein hatte in seiner Gewissenhaftigkeit offenbar Bedenken, mich von dem medizinischen Fachstudium abgelenkt zu haben. Um so herzlicher

war seine Freude, als ich bei der Leibniz-Feier 1886 von der philosophischen Fakultät unter mehreren Bewerbern wirklich den Preis erhielt. Entsprechend der schon in Freiburg angewendeten Methode, möglichst die Originale zu lesen, hatte ich mich alsbald an die Schriften von Cartesius begeben, dessen Latein ich ziemlich rasch geläufig lesen lernte. Indem ich die geschichtlich-psychologische Analyse meines Lehrers Heinrich von Stein auf Descartes' Schriften anwendete, erkannte ich bald die grundlegenden psychologischen Vorgänge und fand die gesuchte Beziehung zu den scheinbar so verschiedenen Lehren des Empiristen Locke. Allmählich schloß sich dadurch eine Reihe von Gliedern, die ich auf diesem Wege kennenlernte, mit anderen Studien von philosophischen Originalen zu einer psychologisch-geschichtlichen Kette zusammen, die von dem mir wohlvertrauten Herderschen Gedankenkomplex nach rückwärts bis zu Descartes und darüber hinaus reichte. Dies war die Grundlage, auf der ich später nach meinem medizinischen Staatsexamen an die Bearbeitung einer Preisaufgabe der Akademie der Wissenschaften für die von Miloszewski-Stiftung ging, aus der mein Buch „Grundzüge einer Geschichte der deutschen Psychologie und Ästhetik von Wolff-Baumgarten bis Kant-Schiller“ (erschieden in Würzburg bei Stahel 1891) hervorgegangen ist. Alle die psychologischen und ästhetischen Ansätze zur Behandlung des Komplexes Herder-Goethe-Schiller seit meiner Primanerzeit bis zum Schluß meiner Studienzeit in Berlin, sind in diesem Buche verarbeitet. Die nahen Beziehungen zu Heinrich von Stein, die im letzten Jahre vor seinem Tode zur vertrauten Aussprache führten, brachten mich auch in nähere Beziehungen zu Bayreuth. In der Studentenschaft von Berlin wurde der akademische Richard-Wagner-Verein begründet, in dem sich ein reges geistiges Leben in Vorträgen und Studium der Werke Richard Wagners abspielte. 1886 ging ich nebst mehreren Freunden aus diesem Kreise, mit dem als Preis meiner Arbeit erhaltenen Betrag, zum erstenmal nach Bayreuth, um den Parsifal zu erleben. Dort kam ich in Beziehung zu Hans von Wolzogen, in dessen Bayreuther Blättern mein erster philosophisch-ästhetischer Aufsatz „Die französische Revolution und der deutsche Idealismus“ erschienen ist. In dem erweiterten Kreise des Richard-Wagner-Vereins in Berlin habe ich mehrfach Vorträge, einmal über den psychologischen Zusammenhang in Wagners Tristan, das andere Mal über die Theorie des Ausdruckes im Musikdrama, gehalten. Auch mußte ich meinem verehrten Lehrer Heinrich von Stein nach seinem so früh erfolgten

Tode eine Gedächtnisrede im engeren Kreise halten. Der weitere Gang meiner psychologischen Entwicklung wird sich aus der Darstellung der anderen Gruppen von Schriften ergeben.

2. Psychiatrie

Nachdem ich bei dem Studium in Leipzig unter dem Einflusse von Wundt und Ludwig die Psycho-Physiologie als Lebensziel erkannt hatte, kam ich bei der Fortsetzung meiner medizinischen und psychologischen Studien in Berlin seit Wintersemester 1885 immer mehr auf den Plan, Psychiater zu werden, in der Hoffnung, in diesem Fache meine psycho-physiologischen Interessen zur Wirkung bringen zu können. Bei dieser Wendung auf einen bestimmten praktischen Beruf innerhalb des medizinischen Gebietes hat vielleicht ein starker psychiatrischer Eindruck, den ich schon in meiner Primanerzeit in Jauer gehabt habe, mitgewirkt. Vorher war ich mit psychiatrischen Dingen weder in noch außerhalb meiner Familie in Berührung gekommen, so daß mir frühere Einflüsse nach dieser Richtung hin ausgeschlossen erscheinen. Als Primaner in Jauer verkehrte ich viel mit einem dichterisch sehr beanlagten Freunde, der damals geisteskrank wurde. Infolge unseres engen Verkehrs konnte ich jedes Zeichen seiner sich immer mehr steigenden Erregung beobachten und war Zeuge der Vorgänge, die schließlich zu seiner Verbringung in eine Anstalt führten. Von dem Direktor der Schule, Volckmann, wurde ich über den ganzen Verlauf verhört, und habe dabei zum erstenmal eine Darstellung der Symptome einer ausbrechenden Geisteskrankheit auf Grund eigener Anschauung gegeben. Auch später hat mich das Schicksal dieses Freundes, der nach einer Reihe von Monaten aus der Anstalt entlassen wurde, lebhaft beschäftigt. Ich kann nicht behaupten, daß dieser Vorgang mit Bewußtsein für mich zum Motiv meiner Berufswahl geworden ist, halte jedoch einen nachhaltigen Einfluß für möglich, nachdem ich erst einmal auf die Beobachtung psycho-pathologischer Symptome hingelenkt war. Jedenfalls stand schon in den ersten Semestern meines Berliner Studiums für mich der Plan fest, Psychiater zu werden. Dabei hat auch der Einfluß des Berliner Psychiaters Mendel eingewirkt, dessen Kolleg über forensische Psychiatrie ich mit zahlreichen anderen Studenten verschiedener Fakultäten hörte. Auf meine Bitte gab mir Mendel ein Thema, mit dem ich mich in den Ferien in der schlesischen Anstalt in Brieg beschäftigen wollte, und zwar bezog sich dasselbe auf die Sinnestäuschungen im Gebiet des Gemeingefühls. Tatsächlich

bekam ich während der Ferien in dieser Anstalt die Erlaubnis, mich mit einer Anzahl von Geisteskranken, und zwar infolge der Art des Themas besonders mit Paranoikern und Halluzinanten, zu beschäftigen. Es war dies die ursprünglichste und wirksamste Form eines klinischen Unterrichtes.

So suchte ich denn immer mehr in der Psychiatrie eine Vereinigung meiner medizinischen und psychologischen Interessen. Dabei zeigte sich zunächst ein zeitweilig stärkeres Hervortreten der rein medizinischen oder der psychologischen Neigungen, jedoch immer mit dem verbindenden Gedanken, daß ich in der Psychiatrie versuchen wollte, diese zum Teil ganz verschiedenartigen Studien zu vereinigen. Besonders zog mich die streng methodische, mechanisch-physikalische Diagnostik an, die ich bei dem inneren Kliniker Gerhardt und seinem damaligen Assistenten Friedrich Müller lernte. Hier kamen meine ausgeprägten mechanischen Neigungen zum Vorschein, und es erregte schon damals mein lebhaftes Interesse, lediglich aus dem objektiven Befund ohne Kenntnis der Vorgeschichte zu diagnostizieren, und letztere dann im Hinblick auf den objektiven Befund zu entwickeln. Dagegen machte sich bei mir gegen die mehr rhetorische Vortragsweise von Herrn v. Leyden eine ausgeprägte Ablehnung bemerkbar. Die völlige Verschiedenheit dieser beiden Examinatoren, Gerhardt und v. Leyden, führte öfter im Staatsexamen zu ganz verschiedenen Beurteilungen der Kandidaten. Außer der Klinik von Gerhardt interessierte mich damals das pathologisch-anatomische Kolleg von Virchow mit am stärksten, da es meiner objektiv-mechanistischen Denkweise entsprach. Alle Sonderbarkeiten und Eigenwilligkeiten dieses Lehrers wurden durch eine ausgezeichnete Diagnostik bei der Betrachtung pathologisch-anatomischer Präparate aufgewogen. Diese objektiv-mechanistische Betrachtungsweise wurde bei mir weiter durch die klinischen Vorlesungen des Chirurgen von Bergmann, sowie der Gynäkologen und Geburtshelfer Gusserow und Schröder verstärkt. Dabei lernte ich in Schröder einen hervorragenden Lehrer ärztlicher Ethik kennen, der z. B. die Indikationen für gynäkologische und geburtshelferische Eingriffe mit größter Gewissenhaftigkeit abwog. Einen bedeutenden Eindruck habe ich auch von Robert Koch erhalten, ohne daß ich auf seine Vorträge innerlich besonders reagierte. Immer war es bei meinem medizinischen Studium die strenge Methodik der mechanisch-physikalischen Untersuchung, die mich, vermöge meiner mechanischen Anlagen, interessierte.

Zum Abschluß meiner psychologischen und medizinischen Studien in Berlin machte ich im Sommer 1887 das philosophische Doktor-examen auf Grund der Preisarbeit über Lockes Verhältnis zu Descartes, sodann im Jahre 1887—1888 das medizinische Staatsexamen in Berlin. Für das philosophische Doktorexamen hatte ich als Hauptfach Philosophie mit den Examinatoren Dilthey und Zeller, als Nebenfächer Chemie und Physik mit den Examinatoren A. W. von Hofmann und von Helmholtz gewählt. Dieses Doktorexamen unter persönlicher Berührung mit diesen vier geistig hochbegabten Männern bleibt mir unvergeßlich, besonders die Prüfung bei Helmholtz. Dieser hatte mich bei meinem Besuche mit folgenden Worten angedet: „Sie sind ein Mediziner und haben eine philosophische Doktorarbeit gemacht. Was wollen Sie geprüft sein?“ Meine Antwort lautete: „Physiologische Optik,“ da ich sein Buch infolge meiner psychophysiologischen Einstellung mit Begeisterung gelesen hatte. Mein medizinisches Staatsexamen zog sich in der damals in Berlin öfter gepflogenen Weise sehr lange hin, da die Kandidaten zwischen den einzelnen Fächern lange Pausen machten. Es dauerte nach meiner Erinnerung, ohne daß ich in einer Station durchgefallen wäre, vom November 1887 bis Juli 1888. Auf die Darstellung mancher charakteristischer Vorgänge während des Examens bei Gerhardt, von Leyden und Virchow muß ich hier verzichten.

Zunächst mußte nun der zweite Teil der Militärpflicht erledigt werden, nachdem ich 1885 in Weimar als Unterlazarettgehilfe der Reserve entlassen war. Ich meldete mich bei dem sächsischen Korps in Dresden in der Hoffnung, nach Leipzig zu kommen, wurde jedoch zunächst auf die Festung Königstein an der Elbe als Unterarzt kommandiert. Diese Festungszeit hat mir eine Reihe von, auch psychologisch interessanten, Eindrücken und Erinnerungen geboten. Damals fing ich an, unter Benutzung von Literatur aus Universitätsbibliotheken, die Preisarbeit der Akademie der Wissenschaften aus der Geschichte der deutschen Psychologie und Ästhetik zu bearbeiten. Nach einigen Wochen wurde ich auf meine Bitte nach Leipzig zu dem Regiment 134 versetzt und nach einiger Zeit zur chirurgischen Station des Garnisonlazarettes kommandiert. Während dieser Zeit in Leipzig war ich den Stabsärzten Basüner und Düms, denen ich beiden eine freundliche Erinnerung bewahre, unterstellt. Die weitere militärärztliche Laufbahn von Düms ist bekannt. Er war damals Leiter der chirurgischen Abteilung und als solcher mein Vorgesetzter, der mir eine ziemlich selbständige Tätigkeit unter seiner Aufsicht

gewährte. Mein Interesse an der Chirurgie, das sich später in dem Mittelgebiet zwischen Neurologie und Chirurgie vielfach betätigt hat, ist damals zur raschen Entwicklung gekommen. Gleichzeitig bekam ich Gelegenheit, während meiner dienstfreien Stunden im Laboratorium von Wundt zu arbeiten, und habe mich damals zusammen mit dem Amerikaner Skripture, der sich später durch seine phonographischen Arbeiten ausgezeichnet hat, und Kirschmann, der später als Professor nach Toronto in Nordamerika ging, mit einer Arbeit über den Zeitsinn beschäftigt. Dieses Thema hat mich seitdem, wenn auch in anderer Weise, andauernd interessiert, und meine Studien zur Kontrolle der Zeitmessung, also über die objektive Seite des Zeitsinnes, hängen mehrfach damit zusammen. Auch sonst bekam ich mit dem Kreise der Wundtschen Schüler, besonders mit Külpe, dessen Freundschaft mir bis zu seinem Tode treugeblieben ist, nahe Beziehung. Die psychophysiologischen Ideen, die ich schon bei meinem früheren Studium in Leipzig aufgenommen hatte, wurden durch die Laboratoriumsarbeiten bei Wundt weiter verstärkt.

Mit diesen wissenschaftlich tiefgehenden Eindrücken trat ich am 1. April 1889 eine Stellung als Assistenzarzt an der schlesischen Provinzialirrenanstalt in Rybnik an. Vorher hatte ich mich zur Einstellung in eine schlesische Anstalt dem Landeshauptmann von Schlesien zur Verfügung gestellt. Der Direktor der Anstalt war Dr. Zander, durch dessen Erfahrungen über das koloniale System bei der Behandlung von Geisteskranken ich in indirekte Beziehung zu seinem Lehrer Paetz in Alt-Scherbitz trat. An beide denke ich in kollegialer Gesinnung zurück. Ich wohnte in einem Vorwerk, der Rudamühle, mit einigen Pflegern und ungefähr 40 ruhigen Geisteskranken, mit denen wir kolonisatorische Arbeiten in dem Tal der Ruda machten. Im übrigen hatte ich die Männerwachabteilung und die unruhige Frauenabteilung zu versorgen. Diese Zeit bedeutet meine praktische Schule in der Psychiatrie und war die unbedingte Voraussetzung für die später in Würzburg und Gießen geleistete praktisch-klinische Arbeit.

Neben dieser Einarbeitung in die psychiatrische Praxis war ich im stillen weiter mit der Akademiearbeit beschäftigt. Es war jedoch außerordentlich schwierig, die umfangreiche Literatur, die ich zu der Bearbeitung des Themas brauchte, von Rybnik aus in den verschiedenen Bibliotheken aufzusuchen und zu erhalten. Wenn ich die Arbeit fertigstellen wollte, war ein mehrmonatiger Aufenthalt

an einer großen Bibliothek, am besten in Berlin, notwendig. Ich nahm daher unter Stellung eines Vertreters von Januar 1890 an Urlaub und stellte in Berlin die Akademiearbeit fertig. Durch diese Arbeit gelangte ich jedoch immer mehr in das psychologische und psychophysiologische Gebiet, so daß ich auf die Rückkehr in den praktischen Betrieb der Provinzialirrenanstalt Rybnik verzichtete. Zunächst machte ich darauf die militärärztliche Übung zum Assistenzarzt in Dresden, wobei ich an das Militärlazarett kommandiert war. Unterdessen führte meine Bewerbung um eine Assistentenstelle an der psychiatrischen Klinik in Würzburg bei Prof. Rieger zum Erfolg, so daß ich am 1. Juli 1890 dort als Assistenzarzt eintrat, am gleichen Tage, an dem ich von der Akademie der Wissenschaften in Berlin auf meine Arbeit und einen später eingesandten zusammenfassenden Nachtrag den 2. Preis der v. Miloszewskischen Stiftung erhielt. Im Laufe des nächsten Jahres war ich neben der Assistententätigkeit mit der Drucklegung dieser Arbeit beschäftigt, die unter dem Titel „Grundzüge einer Geschichte der deutschen Psychologie und Ästhetik von Wolff-Baumgarten bis Kant-Schiller“ mit 50 Schlußthesen im Verlag von Stahel in Würzburg 1892 erschien. Vorläufig war an eine Fortsetzung dieser Studien nicht zu denken, da mich die Praxis der Klinik als einzigen Assistenten sehr in Anspruch nahm. Wir befanden uns mit der Klinik in einem Provisorium in der Rot-Kreuz-Straße in Würzburg, nachdem Prof. Rieger die Verlegung der Irrenabteilung des Juliushospitals mit großer Mühe durchgesetzt hatte.

Bau und Einrichtung waren sehr einfach. Die Männerabteilung befand sich in einer früheren mechanischen Werkstätte über den Laboratorien. Als Frauenabteilung war ein kleiner Pavillon gebaut, für den übrigen Betrieb diente ein schon vorher vorhandenes Wohnhaus. Was mit diesen einfachen Mitteln in bezug auf praktische Arbeit geleistet werden konnte, ist mir nach langjähriger Arbeit, zuerst in der neuerbauten psychiatrischen Klinik in Würzburg, sodann in der von mir ausgebauten psychiatrischen Klinik in Gießen, immer noch erstaunlich. In jenem Provisorium ist eine Pionierarbeit geleistet worden, deren Erfahrungen in vielen Punkten bei dem Neubau der psychiatrischen Kliniken in Würzburg und Gießen zugrunde gelegt werden konnten. Dabei bedingte die Stellung als einziger Assistent einerseits starke Überlastung, andererseits eine große Selbständigkeit, für deren Gewährung ich meinem Chef und Lehrer Rieger sehr dankbar bin.

Meine praktische Tätigkeit und die psychologischen Studien

wollte ich ursprünglich in Würzburg in der Weise vereinigen, daß ich mich in der philosophischen Fakultät habilitierte und dabei Assistenzarzt an der Klinik blieb. Es ergaben sich jedoch immer mehr Beziehungen zwischen den klinisch-diagnostischen Aufgaben und der Psychophysiologie, so daß ich mich schließlich im Juli 1892 in der medizinischen Fakultät für Psychiatrie habilitierte. Vorher hatte ich in Würzburg für eine Dissertation über Sömmerrings Lehre vom Sitz der Seele, die mit den Studien meiner Akademiarbeit zusammenhing, die medizinische Doktorwürde erlangt. Innerhalb der klinischen Psychiatrie interessierten mich von vornherein alle Probleme, bei denen es sich um motorische Erscheinungen und Ausdrucksbewegungen handelte. Schon in Rybnik hatte ich, allerdings vergebliche, Versuche nach dieser Richtung durch Pulsschreibungen bei Geisteskranken gemacht. Nun trat bei mir durch die Verbindung von psychologischen und mechanisch-motorischen Gesichtspunkten als erstes das Katatonieproblem ins Bewußtsein. Es folgte in Würzburg der Ausbau der psychiatrischen Klinik nach Riegers Plänen, wobei ich in manchen Punkten wenigstens beratend und zum Teil ausführend tätig sein konnte.

Als Assistent Riegers hatte ich vielfach Gelegenheit, ihn, beim Praktizieren mit den Studenten, zu vertreten. Hierbei bildete ich mir immer mehr eine induktive Methode heraus, um die Studenten von der gründlichen Beobachtung der Einzelsymptome allmählich zur richtigen Diagnose zu leiten. Aus dieser praktisch-klinischen Unterrichtstätigkeit ist die Diagnostik der Geisteskrankheiten entstanden, in der bewußtermaßen die Methode der Induktion angewendet ist, und die in bezug auf ihre Grundlagen schon ganz auf dem Boden des Positivismus steht. Meine Dozententätigkeit bestand im wesentlichen aus öffentlichen Vorlesungen allgemein psychologisch-medizinischen Inhaltes und aus Kursen, in denen ich die induktive Methode im Gebiete der Geistes- und Nervenkrankheiten durchzuführen suchte. Nach verhältnismäßig kurzer Dozententätigkeit wurde ich 1894 von der medizinischen Fakultät der Universität Innsbruck, zusammen mit v. Monakow in Zürich, an erster Stelle als Nachfolger Antons vorgeschlagen. Bei der Naturforscherversammlung in Wien wurde ich in das österreichische Unterrichtsministerium bestellt, und bei mündlicher Verhandlung wurde mir die Professur in Innsbruck angetragen mit dem Hinzufügen, daß nur die allerhöchste Entscheidung, d. h. die Bestätigung durch den Kaiser, noch ausstünde. Ich war also nach deutschen Begriffen berufen und konnte

auch nach Meinung meines Lehrers Rieger jeden Augenblick die Ernennung erwarten. Unter diesen Umständen war meine weitere Tätigkeit an der Klinik in Würzburg so unsicher, daß ich Urlaub nahm und die Zeit zu diagnostischen Studien an der Heidelberger Klinik verwendete. Aber die erwartete Ernennung kam nicht, sondern der an zweiter Stelle vorgeschlagene Herr Dr. K. M., Assistent bei v. Krafft-Ebing, wurde ernannt, ohne daß ich irgendwie eine Erklärung dieses Entschlusses von seiten des österreichischen Ministeriums erhalten habe. Es war dies mein erster Einblick in die geistige Beschaffenheit der Regierungskreise des damaligen österreichischen Staates.

Immerhin bahnte mir der Innsbrucker Vorschlag in Verbindung mit der unterdessen erschienenen Diagnostik der Geisteskrankheiten den Weg zu der Berufung an die im Bau begriffene Klinik in Gießen, wohin ich zum 1. April 1895 berufen wurde. Die mir gestellte Aufgabe war eine außerordentlich interessante, aber schwierige. Es handelte sich darum, eine schon im Bau begriffene Klinik, deren Pläne neben guten Absichten eine Reihe von Fehlern enthielten, zu einem einheitlichen Ganzen auszugestalten. Hierbei konnte ich die Ideen, die sich mir bei dem praktisch-klinischen Unterricht in Würzburg und dem Bau der dortigen Klinik für die weitere Entwicklung klinischer Bauten gebildet hatten, zur Durchführung bringen. Auf die Einzelheiten kann ich hier nicht eingehen. Sie sind aus dem Buche meines damaligen Assistenten, Dr. Dannemann, „Die psychiatrische Klinik in Gießen“, Verlag von Springer, Berlin, ersichtlich. Seitdem habe ich über 30 Jahre an dem Ausbau und der weiteren Entwicklung der Klinik gearbeitet. Die wissenschaftlichen Resultate liegen in Gestalt der später zusammengestellten Schriften vor.

3. Psychophysiologie und Individualpsychologie

Nach meiner persönlichen Vorgeschichte habe ich schon seit meiner Studentenzeit die Psychophysiologie und Psychophysik als Lebensaufgabe betrachtet. Dabei ergab sich die Doppelaufgabe, einerseits die psychischen Zustände, andererseits die mechanischen und physikalisch-chemischen Vorgänge, die sie begleiten, und mit denen sie in Wechselwirkung stehen, methodisch zu erforschen. Hierbei kam mir der Doppelcharakter meiner Anlage, nämlich einerseits der Sinn für Mechanik, den ich als Erbteil aus der väterlichen Familie betrachte, andererseits das ausgeprägte psychologische Interesse, das ich vorwiegend aus der mütterlichen Familie ableite, zu-

statten. Es ist erklärlich, daß das Problem der Ausdrucksbewegungen bei mir immer mehr in den Vordergrund trat, und daß ich versuchte, es nach beiden Seiten, der psychologischen und mechanischen, zu fassen. Nach den ersten tastenden Versuchen, die ich schon in Rybnik in bezug auf die Pulsvorgänge gemacht hatte, und den klinischen Studien über das Spannungsirresein, ging ich direkt auf das Ziel einer Darstellung und Messung der Ausdrucksbewegungen, und zwar von vornherein mit der doppelten Beziehung auf das normale und pathologische Seelenleben, aus. Dabei gab die dreidimensionale Anschauungsweise, die sich bei mir schon seit der Jugend bemerklich gemacht hatte, den Ausschlag. Die räumliche Auffassung gehört bei mir zu den Denkformen, die meine ganze Lebensführung durchdringen. Ich suchte daher von vornherein die Registrierung der Ausdrucksbewegungen in dreidimensionaler Weise zu gestalten und löste dieses Erfindungsproblem zunächst in bezug auf die Bewegungen der Finger. Die eigentliche Grundidee hatte ich schon in Würzburg gefaßt, aber die technische Ausführung geschah erst in Gießen, als ich die technischen Hilfsmittel der von mir eingerichteten Klinik zur Verfügung hatte. Schon vorher hatte ich in Würzburg ein mechanisch-technisches Problem aus dem Gebiete der Reflexschreibung, und zwar ebenfalls vom psychophysiologischen Standpunkte, zu lösen gesucht, woraus der sogenannte Reflexmultiplikator hervorgegangen ist. Hierbei hatte ich noch eine Beziehung zu bestimmten motorischen Studien meines Lehrers Rieger, aber mein Gesichtspunkt war von vornherein ein psychophysiologischer, indem ich das Ziel ins Auge faßte, die psychisch bedingten Änderungen der Reflexvorgänge zu registrieren und zu messen, um einen Einblick in die psychischen Einflüsse auf reflektorische Vorgänge zu gewinnen. Das, was hier noch indirekt aus der veränderten Form der Reflexkurven abgelesen werden konnte, wollte ich durch die Methoden zur Registrierung direkt fassen. Diese Studien und Erfindungen bilden eine zusammenhängende psychotechnische Reihe, die sich durch meine ganze bisherige Gießener Tätigkeit fortgesetzt hat. Ich gebe hier nur kurz die Muskelgruppen, Gliedabschnitte und Systeme an, an denen ich die Grundaufgabe der psychophysiologischen Darstellung zu lösen gesucht habe.

A. Direkte Messung von Ausdrucksbewegungen.

1. Dreidimensionale Darstellung der Bewegungen der Hände.
2. Dreidimensionale Darstellung der Bewegungen der Beine.
3. Darstellung der Bewegungen der Stirnmuskeln.

4. Registrierung der Atembewegungen mit gleichzeitiger Schreibung der kostalen und abdominalen Atmung.
5. Messung von Ausdrucksbewegungen in Licht- und Farbenerscheinungen, zuerst demonstriert bei dem Kongreß für experimentelle Psychologie 1904 in Gießen.
6. Umsetzung des Pulses in Töne.
7. Messung der vasomotorischen Vorgänge an der Haut.
8. Studium der elektrischen Vorgänge an der Haut im Hinblick auf psychophysische Erscheinungen.
- B. Messung von psychophysiologischen Vorgängen aus der Veränderung von Reflexen:
 1. Registrierung des Kniephänomens mit gleichzeitiger Messung von Reiz und Wirkung.
 2. Untersuchung der Lichtreaktion der Pupillen mit gleichzeitiger Messung von Reiz und Wirkung.

Diese psychophysiologischen Methoden, zu deren Ausbildung eine ganze Reihe von technischen Erfindungen nötig waren, sind von mir vielfach zur Lösung der Aufgaben aus der normalen und pathologischen Psychologie verwendet worden und haben im Gebiete der Psychiatrie zu diagnostischen, teilweise auch therapeutischen Zwecken gedient. Diese Reihe von Arbeiten geht daher unmittelbar in die Gruppe Psychiatrie über und ergänzt diese.

Bei meinen psychiatrischen Beobachtungen war ich von vornherein auf das weitumfassende Gebiet der empirischen Psychologie eingestellt. Die Vorgeschichte dieser hatte ich besonders im Zusammenhang meines Buches über Geschichte der deutschen Psychologie und Ästhetik studiert. Der Grund, weshalb die empirische Psychologie im 18. Jahrhundert, trotz vielfacher richtiger Ansätze, nicht vorwärts kommen konnte und daher leicht durch die Kantsche Philosophie verdrängt wurde, lag darin, daß sie 1. mit einem falschen Begriff des Individuellen verknüpft war und daher eine rein individualpsychologische Wendung genommen hatte, 2. daß die damalige Methodik zu mittelmäßig war, um eindeutige Resultate zu erhalten. Bei der Reform der Individualpsychologie kam es hauptsächlich darauf an, 1. geeignete Methoden zu schaffen, die für eine vergleichende Untersuchung der Normalen, Nervösen und Geisteskranken geeignet waren, 2. das Gesetzmäßige in den Reaktionen des Einzelindividuums zu untersuchen. Die Lösung dieser beiden Aufgaben war durch die vorher angegebenen psychophysiologischen Methoden im Zusammenhang mit den sonst vorhandenen psychophysischen Apparaten ermöglicht, und ich habe mich dieser Aufgabe im Zusammenhang eines während meiner Gießener Lehrtätigkeit

gelesenen Kollegs über experimentelle Psychologie und Psychiatrie dauernd gewidmet. Dieses Kolleg ist in der langen Zeit stets von zahlreichen Hörern aus den 4 Fakultäten besucht gewesen, und ich glaube, viele von diesen Studenten, für ihr weiteres Leben in den praktischen Berufen, zur methodischen Auffassung und Untersuchung psychischer Vorgänge sowohl in individueller als auch in sozial-psychologischer Richtung angeleitet zu haben.

Seit meiner Berufung nach Gießen hatte ich andauernd an der Verbesserung der Untersuchungsmethoden gearbeitet und habe diese Studien 1899 in dem Lehrbuche der psychopathologischen Untersuchungsmethoden zusammengefaßt. In diesem ist die kombinierte Messung von Reiz und Wirkung unter Berücksichtigung der Zeit grundsätzlich auf das Studium der Psychiatrie angewendet und dadurch die Psychophysiologie zur Grundlage der Psychiatrie gemacht worden. Dieses Buch bildet einen Ausgangspunkt für eine lange Kette von Studien, die sich auf verschiedene praktische Gebiete erstrecken. Diese Bestrebungen gelangten, in Verbindung mit Georg Elias Müller in Göttingen und Schumann in Frankfurt, zu dem 1. Kongreß für experimentelle Psychologie, der 1904 in Gießen stattfand und der zur Gründung der Gesellschaft für experimentelle Psychologie führte. Von dieser veranstaltet, haben unterdessen weitere Kongresse gleicher Art in Würzburg (1906), Frankfurt a. M. (1908), Innsbruck (1910), Berlin (1912), Göttingen (1914), Marburg (1921), Leipzig (1923), München (1925) stattgefunden. Der nächste (X.) wird im April 1927 in Bonn abgehalten.

Die Anwendung der experimentell-psychologischen Methodik auf die praktischen Gebiete geschah bei einer Reihe von internationalen Kursen in meiner Klinik in Gießen, und zwar mit Rücksicht auf das Gebiet des angeborenen Schwachsinn und der Hilfsschulen 1906, auf forensische Psychiatrie und Kriminalpsychologie 1907 und 1909, Familienforschung und Vererbungslehre 1908 und 1912. Mit dem 2. Kurs dieser Art im Sommer 1912 war ein Kongreß verbunden, bei dem ein Zusammenwirken von Genealogen und Historikern, Naturwissenschaftlern und Medizinern, besonders Psychiatern, stattfand.

Meine Schriften und die Kurse bilden also einen zusammenhängenden Komplex, in dessen Mitte die psychophysiologische Methodenlehre steht. Mit Hilfe dieser gelangte ich von der Untersuchung der psychischen Grundfunktionen zur Untersuchung der angeborenen Anlage, die den Gegenstand der Familienforschung bildet.

4. Kriminalpsychologie

In der psychiatrischen Klinik zu Würzburg hatte ich zuerst Gelegenheit, Angeschuldigte, die zur Beobachtung ihres Geisteszustandes in die Klinik aufgenommen waren, zu sehen. Unter dem Einfluß meines Vaters hatte ich mich schon früher für juristische Dinge, wenn auch mehr von dem mir naheliegenden psychologischen Standpunkte aus, interessiert, und es mag damit zusammenhängen, daß ich von vornherein bei meinen forensisch-psychiatrischen Beobachtungen mich in die rechtliche Seite der Frage mehr vertiefte, als es sonst bei forensischen Gutachten der Fall sein mag. Ich begann schon damals, die Strafgesetzbücher, besonders die der deutschen Bundesstaaten, vergleichend zu studieren. Aus diesem Doppelstudium, einerseits des Juristischen, andererseits des Forensisch-Psychiatrischen, ging das Referat über Kriminalpsychologie bei der deutschen Psychiaterversammlung des Jahres 1894 in Dresden hervor. Ich mußte jedoch die Erfahrung machen, daß diese Vertiefung in die rechtliche und gesetzgeberische Seite der Sache vom gerichtlichen und psychiatrischen Standpunkt, bei einer Anzahl von Psychiatern älterer Richtung wenig Beifall fand. Ich hielt daher nach meiner Berufung nach Gießen das schon im Druck erschienene Referat zurück, um erst auf dem Boden einer umfassenden Erfahrung das Thema von neuem wieder aufzunehmen. In Gießen trat sehr bald eine große Menge von forensischen Aufgaben an mich heran, da nicht nur Angeschuldigte nach § 81 der StPO. von allen drei Landgerichten des hessischen Staates, Darmstadt, Mainz und Gießen, zur Beobachtung in die Klinik eingewiesen wurden, sondern auch zahlreiche Fälle aus den Strafanstalten des Landes in die Klinik zur Begutachtung gelangten. Aus diesen umfangreichen Arbeiten ist das Buch über Kriminalpsychologie und strafrechtliche Psychopathologie entstanden, das den Kern der weiteren Entwicklung gebildet hat. Immer mehr trat die Aufgabe einer methodisch-psychophysiologischen Analyse der rechtbrechenden Individuen in den Vordergrund und damit zugleich ein wichtiger Teil der Sozialpsychologie. Auch sind in diesem Buche schon vielfache Ausführungen mit vergleichender Analyse der Anlagen vorhanden. In praktischer Beziehung wurde allmählich die Überlastung durch Gutachten so stark, daß, wenn ich wissenschaftlich weiterarbeiten wollte, eine Organisation dieses Faches an der Klinik notwendig erschien. Im Zusammenhang hiermit habe ich für den damaligen Oberarzt der Klinik, Dr. Dannemann, nach seiner Habilitation einen Lehrauftrag für forensische Psychiatrie

beantragt und erhalten. Nach dieser Entlastung von den rein praktischen Aufgaben, konnte ich an der wissenschaftlichen Entwicklung dieses Gebietes weiterarbeiten. Vorher hatte sich schon seit dem internationalen Kongreß für Medizin in Rom im Jahre 1896 eine nähere Beziehung zu Lombroso herausgebildet. Bei der Kritik seiner Lehren unterschied ich die anatomische Form des Delinquente nato von der allgemeinen Frage, ob und inwieweit endogene Momente der Anlage Verbrechen bedingen. Im Jahre 1906 wurde im Zusammenhang dieser wissenschaftlichen Erörterungen bei dem internationalen Kongreß für Kriminalanthropologie in Turin nach meinem Vortrag von der Versammlung der Beschluß gefaßt, den nächsten internationalen Kongreß in Deutschland abzuhalten und mich mit der Organisation zu betrauen. In der weiteren Entwicklung der Sache wurde dieser Kongreß von Aschaffenburg und mir in Köln a. Rh. 1911 abgehalten und hat für die weitere Ausbildung dieser Richtung, soweit sie auf methodischer Erfahrung beruht, wesentlich beigetragen.

Seit mehreren Jahren habe ich den Unterricht in der gerichtlichen Psychologie und Psychiatrie an der Universität Gießen wieder übernommen.

5. Familienforschung und Vererbungslehre

Eine Beschäftigung mit Familienforschung ist bei mir durch Erziehung und familiäre Vorstellungskomplexe in keiner Weise vorgebildet. Nach dem frühen Tode meiner Mutter, bei welchem ich etwa 8 Jahre alt war, bin ich mir vielfach selbst überlassen gewesen und von meinem Vater zur Selbständigkeit, z. B. kleinen Reisen, angeleitet worden. Der Ausgangspunkt meiner Familienforschungen liegt also nicht im Interesse an der eigenen Abstammung, an die ich erst sehr spät im Laufe meiner Forschungen gedacht habe, sondern 1. in den psychiatrischen Erfahrungen über Heredität, die ich in meinem Berufe machte, 2. in dem schon lange vorhandenen Interesse an der geistigen Beschaffenheit unserer Klassiker, besonders von Goethe, 3. in dem Entwicklungsgang meiner experimental-psychologischen Studien, bei denen ich immer mehr auf die angeborene Anlage als eigentliche Ursache der persönlichen Reaktionsweise kam, 4. in der naturwissenschaftlichen Richtung, die mich auf die allgemeinen Vererbungserscheinungen führte, 5. in der eindringlichen Beschäftigung mit der Familie Soldan, auf deren Überlieferung ich durch meine Frau, deren Mutter eine geborene Soldan ist, gekommen war (vgl. die I. und II. Auflage).

Mein Buch über Familienforschung ist aus der Vereinigung und gegenseitigen Verstärkung dieser verschiedenen Motive entstanden und ging von vornherein über den Rahmen einer persönlichen Familienforschung in naturwissenschaftlich-psychologischer Richtung hinaus. Der weitere Gang der Entwicklung ist aus meinen Schriften ersichtlich. Vor allem ergaben sich bei der Fortsetzung die Studien über die Entstehung des Genies bei Goethe, Schiller, Friedrich dem Großen und anderen deutschen Männern, ferner die Untersuchung der Renaissance vom Standpunkt der Familienforschung, schließlich die zusammenfassende Darstellung der Familienähnlichkeit (erschieden im Verlag der Urania in Wien).

6. Tierpsychologie

Meine tierpsychologischen Studien beruhen auf einer schon sehr zeitig bei mir aufgetretenen Neigung, Tiere, besonders in Bewegung, zu beobachten. Ich war also von vornherein ganz auf die Beschäftigung mit lebenden Tieren eingestellt. Erst später ist, besonders im Zusammenhang mit meinem medizinischen Studium, auch das Interesse an der Bauart, vor allem des Schädels, des Gehirns und der Extremitäten, wach geworden. Neue Anregungen erhielt ich für diese Beobachtungen aus der experimentellen Psychologie. Im Vordergrund stand aber immer die sorgfältige Beobachtung lebender Tiere, nicht nur von Haustieren, sondern auch von Tieren in der freien Natur und in zoologischen Gärten.

Ich glaube für tierpsychologische Beobachtungen und Tierfreundlichkeit erblich veranlagt zu sein, da sich ähnliche Interessen bei meinem Vater, sowie dem Großvater mütterlicherseits, ferner auch bei einer Schwester meiner Mutter und bei meiner eigenen Schwester gezeigt haben. Trotzdem habe ich früher nie daran gedacht, über diese Dinge jemals etwas zu schreiben, sondern bin erst durch den Streit über das Denken der Tiere, besonders über das Rechnen bei Pferden, in die literarische Auseinandersetzung hineingezogen worden. Dabei beruhte meine Auffassung von vornherein auf einer fast dreißigjährigen Beschäftigung mit Tieren. Allmählich erkannte ich immer mehr die inneren Beziehungen zwischen Tierpsychologie und Psychiatrie in bezug auf die angeborene Anlage, sowie die psychischen und psychopathischen Grundsymptome. So ist mein Buch über Tierpsychologie, nebst einer Reihe von Aufsätzen über dieses Gebiet, auf Grund einer jahrzehntelangen Entwicklung allmählich entstanden.

7. Sozialpsychologie und psychische Hygiene

Auf die Untersuchung der Sozialerscheinungen bin ich von psychologischen und psychopathologischen Ausgangspunkten gekommen. Die Betrachtung der einzelnen Persönlichkeiten führt notwendigerweise zur Psychologie zusammengehöriger Menschen, sowie der Berufe und Stände, schließlich auch des Staates weiter. Schon als Student in Berlin habe ich mich z. B. mit der Psychologie der politischen Parteien, ferner auch des Preußischen Staates beschäftigt. Auch erregten die gleichartigen Gruppen von Angehörigen bestimmter Berufe mein Interesse. Diese Richtung wurde in meinem psychiatrischen Beruf verstärkt, so daß mir allmählich immer mehr das Problem einer Sozial-Psychologie und -Psychopathologie ins Bewußtsein trat. Dabei erschien mir die Behandlung der Ermüdung von diesem Standpunkt immer dringlicher, wobei ich sie von vornherein als eine Massenerscheinung auffaßte, die organisatorisch bekämpft werden mußte. Hieraus sind die Arbeiten über öffentliche Schlaf- und Ruhehallen zur Bekämpfung der Ermüdung als Massenerscheinung hervorgegangen. Nach vielen vergeblichen Bemühungen wurde zum erstenmal 1911 bei der Hygieneausstellung in Dresden eine öffentliche Schlaf- und Ruhehalle nach meinem Plan gebaut und von den Besuchern der Ausstellung außerordentlich stark benutzt. Die Widerstände gegen die allgemeine Einführung dieser sozialen Einrichtung liegen in dem organisierten Erwerbsleben und in der Gleichgültigkeit der staatlichen und städtischen Behörden, die in der Regel träge ihren gewohnheitsmäßigen Gang gehen und nur allmählich zur Sozialorganisation angeregt werden können.

Außer dieser im Grunde psychopathologischen Behandlung von Massenerscheinungen, habe ich mich fortlaufend mit Sozialpsychologie beschäftigt, und diese in meinem Kolleg über experimentelle Psychologie und auch in sonstigen Arbeiten behandelt. Ein Produkt auf diesem Wege ist die Schrift über „Krieg und Seelenleben“, die 1916 im Verlag von Otto Nemnich in München erschienen ist und besonders bei Kriegsteilnehmern weite Verbreitung gefunden hat. In dieser Richtung liegt auch ein 1919 in Gießen gehaltener Vortrag über die Psychologie der Revolution, ferner vielfache Studien über die Psychologie der Bureaucratie, die ich auf Grund umfangreicher Erfahrungen darstellen möchte, wenn ich in meinem weiteren Leben Zeit dazu finde.

Zu den praktischen Aufgaben bin ich, auf Grund der Beschäftigung mit der Psychologie und der Psychophysik des Sportes,

in der Schrift über die körperliche Erziehung der deutschen Studentenschaft zurückgekehrt, in der die Zwecke der körperlichen Erziehung vom individual- und sozialpsychologischen Standpunkt entwickelt sind. In den letzten Jahren haben sich meine Bestrebungen immer mehr zu einer systematischen Organisation der psychischen Hygiene gewendet.

8. Universität und Stadt Gießen

Mein lebhaftes Interesse an städtischen Angelegenheiten ist vielleicht mit durch den Einfluß meines Vaters bedingt, der sich in der kleinen schlesischen Stadt Grottkau vielfach in sozialen Dingen mit vieler Arbeit, z. B. im Vorstand der dortigen Sparkasse, betätigt hat. Ich bin jedoch immer mehr zu der Auffassung gekommen, daß der Grund meiner triebartigen Beschäftigung mit kommunalen Angelegenheiten wesentlich auf angeborener Anlage beruht, und bin geneigt, nicht nur bei meinem väterlichen Stammvater, dem Bürgermeister Sommer in Treptow a. d. Tollense, sondern auch bei den mütterlichen Vorfahren, dem Senator Lange in Groß-Glogau und bei meinem Großvater, dem Herzogl. Kammerdirektor Lange in Ratibor, die hereditären Ursachen von dieser Betätigung zu finden, die mir außerordentlich viel Mühe gemacht hat. Dabei traten mir immer mehr bestimmte Grundideen ins Bewußtsein, nämlich 1. das Ziel einer richtigen technischen Installation und architektonischen Entwicklung der Städte unter Berücksichtigung der sozialhygienischen und volkswirtschaftlichen Momente, 2. die erweiterte Idee des Ausdruckes, in dem Sinne, daß eine Stadtanlage die äußere Form eines geistigen Inhaltes darstellen soll.

Von diesen Gesichtspunkten habe ich an der Entwicklung der Stadt und des Gemeinwesens in Gießen lebhaften Anteil genommen. Den Anfang bildete die 1899 erschienene Broschüre zur Verbesserung der Gießener Eisenbahnverhältnisse, an die sich eine ganze Kette von Erörterungen geschlossen hat. (Im übrigen vgl. das Schriftenverzeichnis.) 1911 wurde ich mit beträchtlicher Stimmenzahl zum Stadtverordneten gewählt und gehörte auch nach den Neuwahlen, die infolge der Revolution vorgenommen wurden, dieser Körperschaft an. An einer Reihe von Bauten in und bei Gießen bin ich in bezug auf Vorbereitung, Entwurf und Plan beteiligt gewesen. Ich nenne, außer der psychiatrischen Klinik, die Heil- und Pflegeanstalt und die Siechenanstalt bei Gießen. Ferner möchte ich meine Tätigkeit bei der Beschaffung einer ständigen Kunstsammlung unter

Herrichtung geeigneter Räume in dem sogenannten neuen Schloß erwähnen. Hervorheben möchte ich noch die mühevollen Erhaltung des im Verfall begriffenen alten Liebig-Laboratoriums sowie die Begründung des Liebig-Museums und der gleichnamigen Gesellschaft.

Vor allem bin ich um die guten Beziehungen zwischen Stadt und Universität Gießen bemüht gewesen, kann jedoch hier auf Einzelheiten nicht eingehen. Besonders während meines Rektorates vom 1. X. 14 bis 1. X. 15, also in den ersten beiden Kriegsjahren, hatte ich Gelegenheit, eine Reihe von baulichen und organisatorischen Aufgaben für die Universität in Angriff zu nehmen. Ich nenne die Schaffung eines akademischen Turn- und Spielplatzes, der nach 12jähriger Arbeit jetzt seiner Vollendung entgegengeht, ferner die neue Anlage vor der Universität mit Rücksicht auf Ruhe und Bewegung der Studenten in den Pausen des Unterrichts, ferner den Studentengarten zwischen Aula und Bismarckstraße, schließlich die Überweisung und spätere Stiftung eines etwa 5000 qm umfassenden Gartengeländes am Gleiberger Weg für die Angehörigen der Universität. Auch sonst denke ich gern an das Rektoratsjahr mit seinen lebhaften Beziehungen zu den im Felde stehenden Studenten zurück. Es war eine schwierige, aber sehr lohnende Aufgabe, das Schiff der Gießener Hochschule durch die Wogen und Klippen dieser ersten Kriegszeit hindurchzuführen.

In den letzten Jahren habe ich mit meiner Frau eine Stiftung für Familienforschung an der Universitätsbibliothek in Gießen gemacht.

9. Dichtungen

Es gehört zur Vollständigkeit vom Gesichtspunkt dieser Studie, daß ich hier mehrere dichterische Arbeiten erwähne und ihre Entstehung kurz angebe. Es handelt sich dabei nicht um Literaturgeschichte, sondern um Persönlichkeitsanalyse.

Auf schlesischen Schulen ist das Versemachen sehr verbreitet, und es ist leicht verständlich, daß immer wieder schlesische Dichterschulen auftreten, von denen nur ein Teil literaturgeschichtlich behandelt ist. Auf dem Gymnasium in Jauer war mit mir in der Prima ein ganzer Kreis von poetisch angeregten jungen Leuten. Diese Neigung betätigte sich hauptsächlich in Lyrik, aber auch die Dramatik war in sehr eigenartiger Weise vertreten, indem wir nach Verteilung von Rollen, die einen Typus darstellten, extemporierend spielten, so daß jeder die Berechtigung hatte, zu einem ihm passenden Augenblick in den Gang des Dramas einzugreifen. Diese sonderbare Art der

dramatischen Erfindung hat sich bisher auf unseren Bühnen noch keinen Eingang verschafft. Sie war jedoch für Spieler und Zuschauer sehr anregend und wird vielleicht doch noch einmal aufkommen. Auch sonst wurde das Extemporieren, besonders in Versen, eifrig geübt. Mit einem meiner Freunde, Gustav Schneider, später Privatlehrer in Breslau, hatte ich jahrelang einen Postkartenverkehr in Sonetten. Meine Gedichte sind fast alle ungedruckt und befinden sich in der Obhut meiner Frau. Von einzelnen Gedichten, z. B. den zu Anfang des Krieges entstandenen, sind Sonderdrucke vorhanden. Während meines Rektorates gab ich ein Gießener Universitätsbilderbuch mit Versen heraus und sandte es an die im Felde stehenden Studierenden. Auch regten mich die Ereignisse des Krieges, besonders der Abfall und die Kriegserklärung Italiens an, eine ganze Reihe von Sonetten, in denen Eindrücke aus Italien, besonders aus dem Kreise der Renaissancemenschen, dargestellt waren, zu ergänzen und herauszugeben.

Zur Eröffnung des Liebig-Museums wurde am 26. III. 20 die von mir verfaßte „Chemische Hexenküche“ aufgeführt. Der Erfolg ermutigte mich, eine große Menge von Eindrücken aus und nach der Revolutionszeit in der Komödie „Die Goldmacher“ darzustellen, in der die Figur des Chemikers aus der „Hexenküche“ als Goldmacher mitten in die politische und soziale Gegenwart gestellt ist.

Schriftenverzeichnis

In der II. Auflage dieses Buches habe ich zu der vorstehenden Lebensbeschreibung ein ausführliches Schriftenverzeichnis mit Angabe der Quellen gegeben. Um Raum zu gewinnen, nenne ich in dieser III. Auflage nur die Hauptwerke sowie die selbständig erschienenen Schriften, und möchte im übrigen nur die Arbeitsrichtungen und Themata hervorheben. Neu sind die Gruppen Tierpsychologie und psychische Hygiene, mit denen ich mich in den letzten Jahren lebhaft beschäftigt habe. Allerdings sind die Anfänge dieser Arbeitsrichtungen schon aus dem früheren Schriftenverzeichnis deutlich erkennbar.

1. Psychologie und Ästhetik

1. Grundzüge einer Geschichte der deutschen Psychologie und Ästhetik von Wolff-Baumgarten bis Kant-Schiller. 1892, Verlag von J. A. Barth, Leipzig.
2. Lockes Verhältnis zu Descartes. Philosophische Dissertation. Ausführlich im Verlag von Meyer und Müller, Berlin 1887.

3. Die Entstehung der mechanischen Schule in der Heilkunde am Ausgang des 17. Jahrhunderts. Verlag von F. C. W. Vogel, Leipzig 1889.
4. Sömmerrings Lehre vom Sitz der Seele. Medizinische Dissertation. Würzburg 1891.

2. Psychiatrie und allgemeine Medizin

1. Diagnostik der Geisteskrankheiten. Verlag von Urban & Schwarzenberg, Berlin und Wien 1894, 2. Auflage 1901.
2. Beiträge zur psychiatrischen Klinik. Verlag von Urban & Schwarzenberg, Berlin und Wien 1902, Heft 1—4.
3. Klinik für psychische und nervöse Krankheiten. Verlag von C. Marhold, Halle 1907—1918, Band 1—10. — Im übrigen Aufsätze über:

a) Praktische Psychiatrie:

Die Ausführung des Griesingerschen Programms. — Die Wärterfrage. — Staat und Kirche in der praktischen Irrenpflege. — Zur Eröffnung der psychiatrischen Klinik an der Landes-Universität Gießen. — Die Frequenz der psychiatrischen Klinik der Universität Gießen. — Kliniken für psychische und nervöse Krankheiten. — Errichtung einer Nervenheilstätte im Großherzogtum Hessen. — Die Errichtung einer Siechenanstalt für die Provinz Oberhessen. — Zur Reform des Irrenwesens. — Eine psychiatrische Abteilung des Reichsgesundheitsamtes. — Die Einrichtung von Krankenanstalten als therapeutisches Mittel. — Psychiatrie und Soziologie. — Irrenanstalten und persönliche Freiheit u. a.

b) Klinische und experimental-psychologische Arbeiten.

Ein seltener Fall von Sprachstörung. — Über das Begriffszentrum. — Zur Psychologie der Sprache. — Die Dyslexie als funktionelle Störung. — Zur Lehre von der Hemmung geistiger Vorgänge. — Die Beziehung der experimentellen Psychologie zur praktischen Medizin, insbesondere zur Psychiatrie. — Die klinische Untersuchung der Geisteskrankheiten. — Paranoia. — Angeborener Schwachsinn bei drei mit der gleichen Abnormität behafteten Geschwistern. — Die Beziehung von morphologischen Abnormitäten zu den endogenen Nerven- und Geisteskrankheiten. — Zur klinischen Diagnostik von Schädelabnormitäten. — Porenzephalie und zerebrale Kinderlähmung. — Die Mechanik der Hirntumoren. — Zur psychopathologischen Nomenklatur. — Die verschiedenen Formen der Idiotie vom Standpunkt der Therapie und Prophylaxe. — Individualpsychologie und Psychiatrie. — Die Klassifikation der Psychosen. — Zur Diagnostik und Therapie der psychischen und nervösen Krankheiten. — Beispiele für die Verwendung von Metallfedern zur Korrektur von Haltungen und Bewegungen, besonders bei Kriegsverletzten. — Depressionszustände und ihre Behandlung. — Beseitigung funktioneller Taubheit, besonders bei Soldaten, durch eine experimental-psychologische Methode. — Epilepsie und Krieg.

c) Technische Methodik:

Über stereoskopische Porträtaufnahmen bei Geisteskrankheiten. — Angewandte Photographie in Wissenschaft und Technik. — Zur Verbesserung der elektromedizinischen Methodik. — Zur Verbesserung der elektromedizinischen Diagnostik und Therapie. — Die Stabilisierungsmethode mit Messung des Körperwiderstandes bei der galvanischen Behandlung. — Elektrische Therapie mit der Stabilisierungsmethode. — Elektrochemische Therapie.

d) Kurse:

Ein Kurs der medizinischen Psychologie mit Bezug auf Behandlung und Untersuchung der angeboren Schwachsinnigen. — Bericht über den Kurs der Elektrodiagnostik und Elektrotherapie, besonders für Militärärzte.

3. Psychophysiologie und Individualpsychologie

Lehrbuch der psychopathologischen Untersuchungsmethoden. Verlag von Urban & Schwarzenberg, Berlin und Wien 1899.

Außerdem viele Aufsätze zur Untersuchung feinerer Ausdrucksbewegungen:

Dreidimensionale Analyse der Ausdrucksbewegungen. — Ein neuer Apparat zur Untersuchung des Zitterns an den Händen. — Haltung und Ermüdung bei Normalen und verschiedenen Formen von Nerven- und Geisteskrankheiten. — Die psychophysiologische Wirkung des Alkohols. — Ergebnisse der dreidimensionalen Analyse von Bewegungsstörungen bei Nerven- und Geisteskrankheiten. — Darstellung von Ausdrucksbewegungen in Licht- und Farbenerscheinungen. — Die Umsetzung des Pulses in Töne. — Die Messung der Zeit bei psychophysischen Versuchen. — Demonstration des verbesserten Pupillenmeßapparates mit Messung von Reiz und Wirkung. — Die elektrischen Vorgänge an der menschlichen Haut. — Die scheinbaren elektrischen Ladungen des menschlichen Körpers. — Elektromotorische Wirkungen der Finger. — Lichterscheinungen nach Reibung der menschlichen Haut mit Glühlampen. — Die Natur der elektrischen Vorgänge an der Haut, besonders der Finger. — Das Gehen auf dem Wasser. — Ein Experiment über Termineingebung. — Untersuchung eines Gedankenlesers. — Zur Kontrolle der Medien im Gebiet des Okkultismus und Spiritismus. — Die Kausalitätsvorstellung und ihre Störungen. — Zur Untersuchung des optischen Gedächtnisses. — Die psychologische Messung der Brauchbarkeit für bestimmte Berufe. — Zur Psychophysiologie der körperlichen Erziehung.

4. Kriminalpsychologie und forensische Psychiatrie

Kriminalpsychologie und strafrechtliche Psychopathologie auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Verlag von J. A. Barth, Leipzig 1904. Übersetzt ins Italienische von Dr. Mario Ponzio in Turin 1909, übersetzt ins Russische 1911. — Im übrigen Aufsätze und Berichte:

Die Kriminalpsychologie. Referat. Dresden 1894. — Die Anwendung neuer Untersuchungsmethoden in der Kriminalanthropologie. Vortrag bei dem 4. Kongreß für Kriminalanthropologie in Turin 1906. — Der Stand der Kriminalpsychologie. Referat auf dem Kongreß für Kriminalanthropologie in Köln 1911. — Der Stand der Kriminalanthropologie 1912. — Aufsätze und Nachruf über Lombroso. — Die Forschungen zur Psychologie der Aussage. — Die Psychologie der Aussage in der gerichtlichen Praxis. — Die Stellung der forensischen Psychiatrie. — Irrenärzte und Richter. — Die Tätigkeit des medizinischen, insbesondere des psychiatrischen Sachverständigen vor Gericht. — Zur forensischen Beurteilung der Erblichkeit von morphologischen Abnormalitäten und der Papillarlinien der Finger. — Ausschluß der Strafe infolge von geistiger Störung, nach dem Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch. — Strafrechtsreform. — Vergleich der deutschen und österreichischen Strafgesetzbücher sowie der Vorentwürfe für die neuen Strafgesetzbücher in

Sommer, Familienforschung, 3. Aufl.

22

Deutschland und Österreich vom psychiatrischen Standpunkt. — Die psychiatrischen Begriffe der Strafgesetzbücher und Vorentwürfe Deutschlands und Österreichs, 1912.

5. Familienforschung und Vererbungslehre

1. Familienforschung und Vererbungslehre, 1. Auflage 1907, 2. Auflage 1922. Verlag von J. A. Barth.
2. Goethes Wetzlarer Verwandtschaft. Verlag von J. A. Barth, 1908.
3. Goethe im Lichte der Vererbungslehre. Verlag von J. A. Barth, 1908.
4. Bericht über den 2. Kurs mit Kongreß für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre in Gießen vom 9.—13. April 1912. Verlag von C. Marhold, Halle 1912.
5. Italienische Übersetzung des Vortrages über Renaissance und Regeneration, von Dr. Mario Ponzio in Turin, 1914.
6. Über Familienähnlichkeit. Verlag der Urania, Wien 1914.
7. Die Schweizer Soldan-Familien. Herausgegeben von der Soldanstiftung, im Verlag von O. Kindt Witwe, Gießen.
8. 16 Schemata zu einem Ehe- und Familienbuch. Herausgegeben von der Soldanstiftung, im Verlag von O. Kindt Witwe, Gießen.

Außerdem Vorträge und Aufsätze:

Die Familie von Schillers Mutter. — Friedrich der Große vom Standpunkt der Vererbungslehre. — Friedrichs des Großen militärische Begabung. — Genealogie und Vererbungslehre vom psychiatrischen Standpunkt. — Bemerkungen zu einem Fall von vererbter Sechsfingerigkeit. — Genealogische Zeichenlehre. — Ein Reichsinstitut für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre. — Organisation und Aufgaben eines deutschen Instituts für Familienforschung und Vererbungslehre. — Organisation der regenerativen Bestrebungen. — Die germanische Völkerfamilie. — Zur stammesgeschichtlichen Gliederung des deutschen Reiches.

6. Tierpsychologie

Tierpsychologie. Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig 1925.

Außerdem Aufsätze:

Anfangsunterricht bei den Elberfelder Pferden. — Referat über Tierpsychologie und Psychiatrie bei der südwestdeutschen Psychiaterversammlung in Karlsruhe 1920. — Der Zug der Wildgänse am 6. Oktober 1925. — Niststätten von Hornissen und Wespen. — Dohlen- und Krähenzüge.

7. Sozialpsychologie und psychische Hygiene

1. Öffentliche Schlaf- und Ruhehallen. Verlag von C. Marhold, Halle a. S. 1912.
2. Krieg und Seelenleben. Verlag von O. Nemnich, Leipzig-München 1916.
3. Die körperliche Erziehung der deutschen Studentenschaft. Verlag von J. A. Barth, 1916. — Im übrigen Aufsätze über:

Krieg und Seelenleben. — Öffentliche Schlaf- und Ruhehallen. — Organisation der psychischen Hygiene in Deutschland. — Die Bedeutung der Volksbäder für die psychische Hygiene. — Zur Psychologie des Krieges und der Erfindungen. — Die soziale Organisation der Erfindertätigkeit. — Plan eines

deutschen Erfindungsinstituts. — Anlage und Erziehung. — Der geistige Zustand unserer Feinde. — Das europäische Gewissen.

8. Universität und Stadt Gießen

Zur Verbesserung der Gießener Eisenbahnverhältnisse. Verlag der Brühl'schen Druckerei, Gießen 1899. — Im übrigen Aufsätze über:

Die Gestaltung der Bahnanlagen und des Stadtteils am Bahnhof in Gießen. — Die Gießener Verkehrsverhältnisse. — Die Linien der elektrischen Bahn in Gießen. — Die Gewinnung der Lahn für die Stadt Gießen. — Gießen und die Hinterlandbahn. — Die Erschließung des Vogelsberges durch eine elektrische Bahn Gießen—Taufstein—Fulda. — Ein Weser-Fulda-Lahn-Rhein-Kanal. — Die Gießener Kunstsammlung 1918. — Universität und Stadt Gießen. — Liebig-Museum in Gießen. — Ein Medizinerheim der Universität Gießen. — Zur Geschichte der medizinischen Fakultät der Universität Gießen. — Frankfurt und die Nachbaruniversitäten. — Die medizinischen Institute und Kliniken der Landes-Universität Gießen 1914. — Die Organisation des hessischen Medizinalwesens. — Zur Organisation der Zahngesundheitspflege. — Die Kriegstätigkeit der Landes-Universität Gießen. — Die Teilnahme von Angehörigen der Universität Gießen am Kriege. — Der Robert-Sommer-Garten der Universität Gießen. — Urkunde der Robert-und-Emmy-Sommer-Stiftung für die Universität Gießen. — Die Gartenanlagen bei der Universität Gießen. — Der Turn- und Spielplatz der Universität Gießen.

9. Dichtungen

1. Wiedergeburt, deutsche Sonette aus Italien, 1. Teil 1915, 2. Teil 1916.
2. Gießener Universitäts-Bilderbuch, Liebesgabe für die im Felde stehenden Angehörigen der Universität Gießen.
3. Die chemische Hexenküche, Festspiel zur Eröffnung des Liebig-Museums in Gießen am 26. März 1920.
4. Die Goldmacher, eine Komödie. Verlag von O. Kindt Witwe, Gießen 1921. Im übrigen Gedichte (größtenteils ungedruckt).

Selbstanalyse vom Standpunkte der Psychologie und Vererbungslehre

Aus der vorhergehenden Darstellung ist ersichtlich, daß die Psychophysiologie im Sinne einer doppelten Beschäftigung einerseits mit den psychologischen, andererseits mit den mechanischen und physikalisch-chemischen Begleiterscheinungen des Psychischen den eigentlichen Kern meiner Lebensarbeit bildet. Von diesem zentralen Standpunkt aus ging meine Arbeit radienartig in die verschiedenen Gebiete der normalen, pathologischen, kriminellen und genialen Anlage, wobei einerseits die individuellen, andererseits die kollektivistischen Erscheinungen behandelt wurden. Die doppelte Richtung des Interesses ist in meiner Abstammung vorgebildet. In der väterlichen Familie ist eine ausgeprägte mecha-

nisch-mathematische Anlage erblich, aus der das Bestreben entspringt, Maß und Zahl auf die verwickelten Erscheinungen des Lebens anzuwenden. Die Einstellung auf das Psychische, besonders auch auf das Ästhetische, ist in dem Familiencharakter der Mutter vorgebildet. Auch in anderer Beziehung liegt eine Synthese von väterlichen und mütterlichen Anlagen vor. Von der Mutterseite eine sensitive und ästhetische, beeinflussbare Gemütsbeschaffenheit, von der väterlichen Seite eine große Zähigkeit im Festhalten bestimmter Pläne trotz mühevollster Arbeit.

Ebenso ist in körperlicher Beziehung diese Doppelanlage zu erkennen.

Im übrigen möchte ich folgende einzelne Punkte hervorheben:

1. Seit meiner Kindheit tritt der Raumsinn in mehrfachen Neigungen und Tätigkeiten stark hervor. Schon während der Gymnasiastenzeit hatte ich bei Ausflügen lebhaftes Interesse, auch in mir unbekanntem Gelände Wege zu finden, was sich später immer mehr entwickelt hat. Auf weiten Reisen war mir dieser Ortssinn oft nützlich. Er beruht nach meiner Erfahrung im wesentlichen auf andauernder Aufmerksamkeit mit Einfügung der Örtlichkeiten in ein Raumsystem. Diese Anlage ist ausgeprägt dreidimensional. Sie brachte mich zu einer topographischen Auffassung der Umgebung, die mich seit Jahrzehnten u. a. zu einem Studium der prähistorischen Straßen (Rennsteige u. a.) geführt hat. Ferner entspringt aus dem Raumsinn das Interesse an Bauten und Architektur, die ich stets vom Standpunkte der Raumverwendung aufgefaßt habe. Das bauliche Interesse konnte ich nicht nur bei der Errichtung und Entwicklung der psychiatrischen Klinik in Gießen, sondern über die Grenzen meines Faches hinaus vielfach betätigen. Aus dem Raumsinn entspringt auch die Grundidee der dreidimensionalen Darstellung von Ausdrucksbewegungen, die ich bei meinen psychophysiologischen Apparaten in methodische Formen gebracht habe.

Dieser Raumsinn ist offenbar ein Erbteil aus der väterlichen Familie, da er sich in übereinstimmender Weise bei meinem Vater und seinem Bruder Robert, sowie bei meinem Großvater Sommer gezeigt hat. Auch deutet die starke Beschäftigung des Stammvaters A. L. Sommer in Treptow an der Tollense mit dem Wiederaufbau der Stadt wahrscheinlich auf die gleiche Grundlage. Es scheint also in dieser Beziehung eine Stammfestigkeit in der Familie Sommer zu bestehen. Von Interesse ist hierbei der ausgesprochene Familienberuf als Posamentier, der seit dem 18. Jahrhundert durch mehrere

Generationen geht und durch Ausläufer der Familie nach Norwegen und Dänemark übertragen wurde. Es gehörte zu diesem, unterdessen größtenteils durch Maschinenfabrikation abgelösten Beruf, eine Handfertigkeit und Geschicklichkeit der Bewegung in dem kleinen Raum des herzustellenden Objektes. Da sich die Psychologie der Berufe noch in der Entwicklung befindet, möchte ich in meinem Falle auf die Beziehung von Anlage und Familienberuf hinweisen.

2. Meine wissenschaftlichen Bestrebungen richten sich auf die wahrheitsgetreue Darstellung der Tatbestände, besonders im Gebiete der Psychiatrie. Sie sind also in ausgeprägter Weise positivistisch und methodisch, wie dies besonders in dem Lehrbuch der psychopathologischen Untersuchungsmethoden und bei deren weiterer Anwendung hervortritt. Man kann diese Richtung als wissenschaftlichen Verismus bezeichnen. Die von mir angegebenen Methoden bezwecken sämtlich eine einwandfreie Darstellung von Erscheinungen besonders im psychologischen Gebiete. Auch diese Denkweise bringe ich mit dem Stammcharakter der väterlichen Familie in Beziehung, da ich sie bei meinem Vater in entsprechender Weise beobachtet habe.

3. Neben dieser Neigung zur Objektivierung des Gegebenen und zur Sichtbarmachung vorher unklarer Erscheinungen habe ich bei mir schon während der Gymnasiastzeit in Jauer eine Neigung zum Erfinden wahrgenommen, die sich bei meiner Weiterentwicklung besonders auf das Gebiet der Psychophysik erstreckt hat. Dieser Zug ist bei mir auch in vielen anderen Beziehungen und Lebensverhältnissen hervorgetreten. Z. B. habe ich bei der Einrichtung der psychiatrischen Klinik in Gießen eine ganze Menge von technischen Erfindungen gemacht und angewendet, die dann mehrfach von anderer Seite nachgeahmt worden sind. Diese Neigung tritt auch in Punkten hervor, die mit meinem Fach gar nichts zu tun haben, so daß ich dabei eine angeborene Denkrichtung annehmen muß. Familiengeschichtlich deutet hierbei bisher alles, was ich über meine Mutterfamilie weiß, auf diese. Zum Erfinden gehört neben der genauesten Beobachtung des Gegebenen Phantasie, die über das zur Zeit Wirkliche hinausgeht. Allerdings ist eine exakte Beobachtung des Wirklichen Voraussetzung zum Erfinden einer brauchbaren Neuerung.

4. Parallel mit der Neigung zum Erfinden geht die zum Experimentieren, die, in einem gewissen Gegensatz zu der zum Teil begrifflich-dogmatischen Schulerziehung, bei mir schon frühzeitig auf-

trat und durch die naturwissenschaftliche und psychiatrische Beschäftigung immer mehr Nahrung erhielt. Auch hier geht der Grundzug des Experimentierens mit dem Zweck, mittels bestimmter Fragestellungen und methodischer Anordnung Einblick in unklare Erscheinungen zu erhalten, in meinem Leben weit über die Grenze des Faches hinaus und kann nicht durch dieses bedingt sein, wenn er auch dadurch gesteigert ist. Ich fasse diese Neigung als eine Synthese der unter 2 und 3 genannten Eigenschaften auf, da es sich beim Experiment vielfach darum handelt, auf dem Boden genauester Beobachtung neue Tatsachen herauszustellen, die vorher nur mit Hilfe der Phantasie vermutet werden konnten.

5. Neben den wissenschaftlichen Bestrebungen ist bei mir schon seit langer Zeit ein Interesse an organisatorischen Aufgaben, besonders bei dem Bau und der Einrichtung meiner Klinik, sowie im Städtewesen stark hervorgetreten. Ich habe diese vielfach mühevollen Arbeiten auf mich genommen, weil ich auf die Wahrnehmung bestimmter Zustände lebhaft reagierte und bei der Äußerung meiner Meinung immer mehr in die städtischen Angelegenheiten hineingezogen wurde. Dabei trat besonders das Interesse an baulichen Angelegenheiten hervor. Vom Standpunkte der Familienforschung läßt sich dieser Zug einerseits mit der sozialen Tätigkeit meines Vaters und dessen Stammvaters, des Bürgermeisters A. L. Sommer in Treptow an der Tollense, andererseits mit dem Familientypus des Großvaters Lange in Ratibor und des Kämmerers Lange in Groß-Glogau in Verbindung setzen. Von diesen Vorfahren habe ich erst Kenntnis bekommen, nachdem ich mich schon zwei Jahrzehnte sehr lebhaft mit organisatorischen und baulichen Angelegenheiten beschäftigt hatte.

6. Seit langen Jahren ist bei mir eine Freude am Unterrichten vorhanden gewesen, die merkwürdigerweise bis in die Knabenzeit in der Volksschule in Grottkau zurückgeht. Auch aus meiner Gymnasiastenzeit sind mir Ansätze dazu gegenwärtig. Den Grundstock meiner Bücherei habe ich von dem Geld erworben, das ich als Primaner in Jauer durch Stundengeben verdiente. Während der Dozentenzeit in Würzburg kam diese Neigung zur weiteren Entwicklung. Immer mehr suchte ich eine induktive, auf genauester Untersuchung beruhende Methode auszubilden. Hieraus sind meine Bücher über Diagnostik und Methodenlehre entstanden. In diesem Sinne habe ich die angehenden Ärzte in der psychiatrischen Klinik unterrichtet und einen Kreis von tüchtigen Mitarbeitern

gesammelt, deren Anhänglichkeit der beste Lohn für diese Bemühungen ist.

In den Familien Sommer und Lange sind bisher Mitglieder im Lehrer-, besonders Universitätslehrerstand, nicht hervorgetreten. Ich führe jedoch diese Neigung zum Unterrichten auf ein Zusammenreffen von Eigenschaften aus beiden Familien zurück, nämlich auf die methodische Art aus der Vaterfamilie und auf die Leichtigkeit des sprachlichen Ausdruckes aus der Mutterfamilie.

7. Ebenso wie zum Unterricht habe ich eine starke Neigung zur ärztlichen Tätigkeit im eigentlichen Sinne neben den organisatorischen Aufgaben meines Faches. Dabei bildete stets eine oft recht mühevollen und zeitraubende Diagnostik den Ausgangspunkt der Therapie. Die Psychophysiologie erscheint mir als der eigentliche Kern der nervenärztlichen Tätigkeit. Nur durch eine völlig gleichwertige Beachtung der körperlichen und psychischen Erscheinungen kann dieses Gebiet gefördert werden.

Auch Ärzte sind aus den Familien Sommer und Lange, nach den bisherigen Kenntnissen darüber, vor mir nicht hervorgegangen. Es handelt sich also um einen neuauftauchenden Beruf. Dieser ist auf dem Boden entgegengesetzter, einerseits vom Vater, andererseits von der Mutter stammender Anlagen, bei mir aus dem Bestreben hervorgegangen, mechanische und psychologische Interessen bei der wissenschaftlichen und ärztlichen Tätigkeit als Psychiater zu vereinigen.

Ich konnte hier nur eine Reihe von Eigenschaften herausheben, die zur Erklärung der vorstehend genannten Arbeiten dienen. Eine vollständige Selbstanalyse, die z. B. auch die Gefühls- und Charaktereigenschaften berühren müßte, gehört nicht in den Rahmen dieses Buches. — Das vorstehende Kapitel über meine Abstammung soll vor allem als methodisches Beispiel für die Familienforschung in den Fällen dienen, bei denen nicht, wie in der Soldan-Familie, eine durch lange Generationen schriftlich festgehaltene Familienüberlieferung besteht. Ferner ist es ein Beitrag zur Lehre von der Synthese geistiger Eigenschaften auf dem Boden der Vererbung. Zugleich bildet diese Darstellung des Lebens und der Schriften einen Rechenschaftsbericht über meine nun mehr als 30jährige Tätigkeit als Professor an der Universität Gießen.

II. Teil

Rassen- und Stammeslehre

22. Kapitel

Familie und Rasse

Die Untersuchung der menschlichen Rassen trifft auf zwei Schwierigkeiten, die von vornherein in diesem Gebiet immer im Auge behalten werden müssen, nämlich:

1. Es hat sich die Sprache als brauchbares Kennzeichen der Rassenzugehörigkeit nicht erwiesen, so daß es unmöglich ist, aus der Sprache eines Volkes ohne weiteres auf seine Rassenzugehörigkeit zu schließen.

2. Es sind die natürlichen Volkszusammenhänge durch Staatenbildungen sehr häufig völlig zerrissen, so daß letztere zwar meist ein bestimmtes Rassenelement als ursprünglichen Kern haben, aber der daraus hervorgewachsene Staat sehr verschiedene Rassengruppen umfaßt. Bei manchen geschichtlichen Verschiebungen von Sprachgrenzen ist ersichtlich, daß das zweite Moment die Ursache des ersten bilden kann, indem ein Rassenelement unter der Herrschaft eines anderen seine ursprüngliche Sprache verlieren kann. Andererseits kommt es oft vor, daß besonders numerisch schwache Eroberervölker die Sprache der Besiegten annehmen und staatlich zugrunde gehen, während sie anthropologisch noch deutlich nachweisbar sind. Dies trifft u. a. für germanische Stämme zu, die in Italien, Frankreich und Spanien eingedrungen sind. Durch diese Umstände wird die Untersuchung von Rassenfragen außerordentlich erschwert.

Die Rassenlehre, der mit Recht in der Gegenwart eine große Bedeutung beigemessen wird, bedarf daher der Ergänzung durch eine methodische Untersuchung bestimmter Generationsreihen, deren Glied das einzelne Individuum darstellt. Will man das Rassenproblem in Angriff nehmen, so gibt es zwei Methoden, nämlich

einerseits die Statistik betreffend bestimmte Merkmale, andererseits die Untersuchung von Merkmalen innerhalb einer Generationsreihe. Die erstere untersucht gewissermaßen den Querschnitt eines Volkes, die zweite einen Längsschnitt der einzelnen Generationsreihen, deren Mitglieder ein Volk oder eine Rasse bilden. Die beiden Methoden sind sich nicht feindlich, sondern ergänzen sich gegenseitig. Eine einwandfreie Rassenlehre kann nur aus der Anwendung beider hervorgehen.

Dabei ist die familiengeschichtliche Methode besonders geeignet, die Frage nach der Rassenmischung ins klare zu bringen. Betrachtet man die Rassenlehre in der Gegenwart, so stellt sich heraus, das dieselbe bei dem Ausgehen von der Hypothese mehrerer Urrassen fortwährend zu dem Mittel greifen muß, die empirisch vorhandenen Völker als Mischrassen aufzufassen, da eine wesentliche Übereinstimmung der Merkmale aller Mitglieder eines Volkes nicht vorliegt. Die historische Möglichkeit, ja sogar öfter auch die Nachweisbarkeit solcher Mischungen ist entschieden gegeben. So kann man z. B. im Südwesten von Deutschland den romanischen und französischen, gewöhnlich keltisch genannten Einschlag in der germanischen Rasse, im Osten den slawischen deutlich erkennen, oft sogar auch an Personen, die in vielen Beziehungen den germanischen Grundtypus aufweisen. Hierbei kann man ohne den Begriff der Rassenmischung nicht auskommen. Das gleiche gilt für asiatische Völker, z. B. für die Japaner, bei denen das nördliche Element der Ainos mit dem südlichen, das mit den Malaien verwandt ist, vielfache Mischungen eingegangen ist.

Die Theorie der Rassenmischungen ist an sich sehr glaubhaft; eine Art experimenteller Beweis dafür kann jedoch nur aus der Geschichte einzelner Familien geliefert werden, die aus der Mischung von sicher heterogenen Rassenelementen entstanden sind. Es erhebt sich hierbei die Frage, in welcher Weise sich die verschiedenen Eigenschaften der Ureltern vererben, ob ein Rassen- bzw. Generationselement das andere überwiegt, wie die Verteilung der physischen und psychischen Eigenschaften sich bei den Kindern vollzieht, ob die Eigenschaften isoliert vererbt werden oder Synthesen mit dem anderen Element eingehen, in welcher Weise das eine Rassenelement in der Generationsreihe wirkt, wenn durch die Heiraten der Abkömmlinge das andere Element numerisch verstärkt wird.

Wenden wir diese Fragestellung nicht nur auf eine Genera-

tionsreihe, sondern auf die große Menge von Familien, die einen Volkskörper zusammensetzen, an, so ist ersichtlich, daß sich die Aufgabe zu dem allgemeinen Problem der Rassenmischung erweitert, und daß dieses wesentlich durch Studium einzelner Familien gelöst werden kann. Dabei stellt sich heraus, daß zwischen dem engen Begriff der Familie und dem sehr weiten der Rasse eine Anzahl von Verbänden denkbar sind, die genetisch nichts anderes darstellen als den Ausdruck einer gewissen Gleichartigkeit der Beanlagung infolge von gleicher oder ähnlicher Blutmischung.

Im modernen Staat ist der ursprüngliche Zusammenhang der Blutsverwandtschaft sehr gelockert und führt rechtlich nur noch in wenigen Paragraphen der Gesetzgebung (z. B. im Erbrecht, ferner im Strafgesetzbuch) ein verkümmertes Dasein. Allerdings gibt es in den Kulturstaaten noch eine Reihe von Familienverbänden, die sich in Deutschland gerade in den letzten Jahrzehnten sehr vermehrt haben. Jedenfalls spielt aber die Blutsverwandtschaft im modernen Staat eine ganz geringe Rolle, während sie ursprünglich wahrscheinlich die Grundlage war, auf welcher sich weitere Verbände aufbauten.

Immerhin ist es für die Psychophysiologie eines Volkes noch jetzt von größter Bedeutung, ob es kleinere Gruppen umfaßt, die infolge von bestimmter Blutmischung eine besondere Zusammensetzung von Eigenschaften zeigen. Besonders für die deutsche Geschichte ist die unterschiedliche Beschaffenheit der Stämme von größter Bedeutung gewesen. Daß diese ursprünglich auf Rassenmischung, im speziellen Fall auf einem Einschlag fremden Blutes in die germanische Rasse beruht, erscheint anthropologisch und historisch zweifellos. Bei der zentralen Lage Deutschlands in Europa und seinen geschichtlichen Schicksalen ist dieses Eindringen fremder Rassenelemente leicht erklärlich. Diese sind jedoch in den einzelnen deutschen Stämmen zum Teil so assimiliert, haben sich mit dem ursprünglichen germanischen Typus, unter Modifikation und Zutat einiger Merkmale, so verbunden, daß es unrichtig ist, dieselben noch als etwas Fremdartiges zu betrachten. Der zur Zeit vorhandene bzw. in Bildung begriffene deutsche Nationalcharakter zeigt eine Synthese germanischer Elemente mit ursprünglich fremden.

Trotz Mangel an rechtlicher Stellung der Blutsverwandtschaft im engeren Sinne der „Sippe“, macht sich das Moment der gruppenweise ähnlichen Beanlagung noch lebhaft bemerkbar. Der Unterschied der deutschen Stämme beruht also im wesentlichen auf dem

ursprünglich fremden Einschlag, den das germanische Element an verschiedenen Stellen erhalten hat. Will man diesen Verhältnissen wissenschaftlich nachgehen, so ist die Durchforschung einzelner Familien von bekannter Rassenmischung das sicherste Mittel. —

Um die Entstehung von Stämmen und Völkern auf dem Boden der Familien zu begreifen, muß man im Zusammenhang mit der neueren Familienforschung die Erscheinungen des sogenannten Ahnenverlustes, h. h. der Ahnengleichheit, betrachten. Stellt man die Ahnentafel schematisch auf, so enthält sie, wie schon bemerkt, in der elterlichen Generation $2^1 = 2$ Personen, in der großelterlichen $2^2 = 4$, in der 3. $2^3 = 8$, in der 4. $2^4 = 16$ usf. bis zur x ten Reihe gleich 2^x . Die Zahl der direkten Aszendenten einer Person ist also z. B. in der 9. Ahnenreihe $2^9 = 512$, in der 18. Ahnenreihe $2^{18} = 262144$.

Rechnet man nun als durchschnittliche Lebensdauer einer Generation bis zum Beginn der nächsten $\frac{1}{3}$ Jahrhundert, so umfassen drei Ahnenreihen ungefähr 100 Jahre. Danach würde die Zahl der Ahnen eines jetzt lebenden Menschen um das Jahr 1800 ungefähr $2^3 = 8$, um das Jahr 1700 $2^6 = 64$, um das Jahr 1600 $2^9 = 512$, um das Jahr 1300 $2^{18} = 262144$ betragen. Geht man von der jetzigen Bevölkerungszahl bestimmter Territorien aus, so gelangt man durch Summierung der für eine bestimmte Zeit errechneten Zahlen zu ganz riesigen Bevölkerungsziffern, die tatsächlich nicht bestanden haben können. Diese Erscheinung läßt sich nur so erklären, daß in den Ahnenreihen, die zu einem weiter zurückliegenden Jahrhundert gehören, eine große Zahl von Personen doppelt oder mehrfach auftreten müssen.

Diese theoretische Überlegung über den Ahnenverlust bei Stämmen und Völkern hat zuerst eine sichere Grundlage besonders bei der Untersuchung der Ahnentafeln fürstlicher Personen gefunden, bei denen der Ahnenverlust eine außerordentlich häufige Erscheinung ist. Dabei ist, wie schon dargestellt, zu beachten, daß, wenn z. B. in der x ten Reihe nur eine Person doppelt auftritt, dieser Ahnenverlust in den weiter rückwärts gelegenen Reihen sich nach dem gleichen mathematischen Gesetz steigert, welches auch der Konstruktion der Ahnenreihen zugrunde liegt. Es ist ersichtlich, daß man infolgedessen bei weiter zurückliegenden Reihen enorm große Ahnenverluste erhält.

Die gleiche Erscheinung wie bei den fürstlichen Familien hat sich nun überall da ergeben, wo man eine bodenständige Bevölke-

rung, wie zum Teil die Bauernbevölkerung von Orten, die vom Verkehr abliegen, auf ihre Herkunft untersucht hat. Z. B. zeigt sich in den hessischen Dörfern, die ich von diesem Standpunkt betrachtet habe, die eigentümliche Erscheinung, daß öfter der gleiche, und manchmal an sich sehr seltene, Familienname in außerordentlicher Häufung, und zwar nach hessischer Sitte mit der Zutat einer bestimmten Nummer immer wiederkehrt. Für das Studium der Bevölkerung in bestimmten Distrikten, die Bodenständigkeit der Bevölkerung vorausgesetzt, ist es vielfach von größtem Interesse, dieser Namensgebung nachzugehen, und es ist mir in einem bestimmten psychiatrischen Fall¹⁾, bei dem es sich um einen in den Einzelheiten ungewöhnlich schrecklichen Akt von Familienmord und Selbstmord gehandelt hat, gelungen, die Ausbreitung dieser Familie in den Dörfern entlang einer uralten hessischen Verkehrsstraße festzustellen. Dabei sind die ursprünglichen Zentren der Familienansiedlung jetzt noch deutlich zu erkennen.

Bleiben solche Bauernfamilien seßhaft, so findet in den Dörfern allmählich ein solcher Grad von Ahnenverlust und Inzucht statt, daß man vielfach auf die Insassen einzelner Dörfer wegen ihrer besonderen Eigentümlichkeiten ohne weiteres den Begriff des Stammes anwenden kann. Sehr lehrreiche Beispiele für diesen Vorgang finden sich vielfach in Kolonistensiedlungen, bei denen durch Tradition eine Abschließung gegen andere Volksstämme erfolgt, so daß schließlich mit der Sicherheit eines Vererbungsexperimentes die Ausbildung eines besonderen Stammes erfolgt. Diese Erscheinung ist besonders bei solchen Völkern von größter Bedeutung, deren Staatsorganisation die Einteilung in Stämme zugrunde liegt. Hier bieten sich die interessantesten Aufgaben für die Vererbungs- und Rassenforschung. Jedenfalls ist eine sorgfältige Untersuchung des Ahnenverlustes und der Inzucht eines entstehenden Volkes von größter Bedeutung für die Familien- und Rassenforschung, besonders zur Erklärung der Rassenmerkmale, die im Grunde auf erblich gewordenen Familienähnlichkeiten beruhen.

Während man bei der Untersuchung der Ahnentafel, unter Berücksichtigung der Inzucht, die Entstehung von gleichartigen Rassenmerkmalen begreifen, also qualitativ verstehen lernt, läßt sich aus der Untersuchung der Abstammungstabeln die quantitative Entstehung

¹⁾ Psychiatrische Untersuchung eines Falles von Mord und Selbstmord, mit Studien über Familiengeschichte und Erbllichkeit. Vgl. Klinik für psychische und nervöse Krankheiten, 1900, Bd. I, Heft 1, S. 6.

von Völkern herleiten. Nimmt man an, daß bei den Abkömmlingen eines Ehepaars von jedem Elternpaar drei Kinder abstammen, und daß diese sich im gleichen Durchschnitt weiter fortpflanzen, wobei wir männliche und weibliche Deszendenten zusammen veranschlagen, so ergeben sich als Zahlen in DI $3^1 = 3$, in DII $3^2 = 9$, in DIII $3^3 = 27$, in DIV $3^4 = 81$, in DV $3^5 = 243$, in DVI $3^6 = 729$. Man gelangt also, da es sich hier um 3 als Grundzahl handelt, in der Ahnentafel dagegen nur um 2, in der Abstammungstafel zu noch viel höheren Zahlen als bei der Ahnentafel in den einander entsprechenden Reihen.

Der Wert dieser Überlegung wird scheinbar durch die Annahme entwertet, daß bei Mangel an blutsverwandten Ehen der Typus der ursprünglichen Familie sich in wenigen Generationen ändern müßte. Dies ist jedoch nicht der Fall. In der von mir genauer behandelten Familie Soldan läßt sich auch ohne Heirat von Blutsverwandten ein ganz außerordentliches Festhalten des Familientypes durch eine lange Reihe von Generationen, besonders in geistiger und vor allem künstlerischer Beziehung nachweisen.

Das gleiche liegt in bezug auf andere Eigenschaften, besonders die Kriegstüchtigkeit, in einer von mir untersuchten hessischen Bauernfamilie vor¹⁾. Und ähnliches hat sich mir vielfach auch ohne weitergehende Untersuchung aufgedrängt. Diese Konstanz des männlichen Stammes, auch nach Zwischenschaltung von Anlagen aus anderen Familien, die von mütterlicher Seite hereingebracht worden sind, ist eine außerordentlich wichtige und bisher in der Vererbungslehre viel zu wenig behandelte Erscheinung, die für die Entstehung von Völkern, auch ohne das Moment der Inzucht, von größter Bedeutung ist²⁾. Allerdings kann man die Hypothese bilden, daß die merkwürdige Konstanz des männlichen Stammes vielleicht doch ursprünglich auf Inzucht beruht, die trotz der Amphimixis, d. h. regellosen Verbindung mit nicht blutsverwandten weiblichen Geschöpfen, in einer langen Reihe von späteren Generationen immer wieder nachwirkt.

Jedenfalls kann man von einem Elternpaar, auch wenn keine Blutsverwandtenehen stattfinden, im Laufe mehrerer Generationen ein großer Stamm von Nachkommen entstehen, die im wesentlichen den Typus der männlichen Abstammungsreihe des Stammvaters

¹⁾ Kriegstüchtigkeit als erbliche Eigenschaft. Vgl. Krieg und Seelenleben, Verlag von O. Nemnich, München, S. 22.

²⁾ Vgl. Bericht über den Kongreß für Familienforschung usw., 1912, S. 13.

aufweisen. Somit wird aus den Verhältnissen der Deszendenzreihen die quantitative Erweiterung eines Stammelternpaars zu einem Stamme und weiterhin zu einem Volk oder einer Rasse verständlich.

Um die Entstehung von Stämmen und Rassen aus der Familie im biologischen Sinne zu verstehen, ist es vor allem notwendig, bei den sogenannten Naturvölkern die Formen des Familien- oder, im weiteren Sinne, Geschlechtslebens zu studieren. Diese Aufgabe hat besonders R. Thurnwald in bezug auf die Völker der Südseeinseln behandelt, wobei sich biologische, religiöse und staatsrechtliche Momente verbinden. Die Ausführungen von Thurnwald haben vielfach Beziehung zu unserem Thema, so daß ich auf sie und seine sonstige Schriften hinweisen möchte.

Seitdem ich in der zweiten Auflage dieses Buches die vorstehende Darstellung gegeben habe, 1922, hat die Rassenkunde, besonders durch die Bücher von Günther, Kaup u. a. einen außerordentlichen Aufschwung genommen, und es ist bei der Neuauflage des Buches unbedingt notwendig, dazu Stellung zu nehmen. Dabei machen sich zwei Schwierigkeiten bemerklich, nämlich erstens beruhen die aufgestellten Rassen in der Regel nur auf der statistischen Methode, indem bestimmte morphologische und sonstige körperliche Eigenschaften, z. B. die Hautfarbe, festgestellt und aus der Zusammenfassung von Eigenschaften Typen gebildet werden, zweitens hat der Begriff der Rasse auf dieser statistischen Grundlage vielfach eine solche Erweiterung erfahren, daß er schließlich nichts anderes mehr bedeutet, als das Vorhandensein einer Summe von gleichartigen Eigenschaften, die vom genealogischen Standpunkt auf Inzucht beruhen. Dadurch geht er jedoch ohne klare Grenzen in die Begriffe der Nation, des Stammes und der durch Inzucht verengten Familie über, so daß sich der Grundbegriff der Rasse völlig verflüchtet.

Das Wort Rasse hängt nach Kluge mit dem arabischen „râs = Kopf, Ursprung“ zusammen und kann daher im eigentlichen Sinne nur auf die ursprünglichen Elemente des Menschengeschlechts angewendet werden. Will man sich über die Grundfragen klar werden, so muß man zu dem engeren Begriff der Rasse zurückkehren und zunächst untersuchen, welche Vorstellungen man sich über die menschlichen Urrassen bilden kann. In diesem Sinne verstehe ich die Aufgabe in dem vorliegenden Buche. Wer sich für die große Fülle von völkerkundlichen Erscheinungen interessiert, sei auf die Lehrbücher der Anthropologie und die damit zusammenhängende Lite-

ratur, z. B. die von Richard Thurnwald herausgegebenen Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie, hingewiesen.

Hier möchte ich auf dem Boden, den ich durch mein unterdessen erschienenenes Buch über Tierpsychologie gewonnen habe, nur die Grundfragen, vor allem die Entstehung und das Schicksal der weißen Rasse darstellen. Dabei ist es erforderlich, eine Reihe von Punkten zu erörtern, deren Klarstellung zum Verständnis der Entwicklung vom Tier zum Menschen und vom Urmenschen bis zur Gegenwart unbedingt notwendig ist, nämlich die Abstammungslehre und das Verhältnis der menschlichen und tierischen Anlage, die Frage der Urrassen und die Entstehung der weißen Rasse, ferner die Wanderungen der letzteren und die Rassenkunde Europas. Nur bei einer umfassenden Berücksichtigung der natürlichen, geologischen und geographischen Bedingungen, unter denen sich die Menschwerdung und die weitere Entwicklung der menschlichen Urrassen vollzogen hat, kann man ein Verständnis für den Zustand der jetzt vorhandenen Rassen und Völker gewinnen.

23. Kapitel

Menschliche und tierische Anlage

Nach dem Erscheinen der zweiten Auflage des vorliegenden Buches habe ich auf Grund langjähriger Beobachtungen die psychophysiologische Beschaffenheit der Tiere und die Entwicklung der Tiere bis zum Menschen in einem Buche über Tierpsychologie dargestellt. In diesem Zusammenhang bietet vom Standpunkt der Familienforschung die Vergleichung der menschlichen und tierischen Anlage lebhaftes Interesse.

Das bisherige Studium der Anlagetypen, wie es in den ersten beiden Auflagen dieses Buches betrieben war, und seitdem in ausgedehntem Maße behandelt worden ist, muß durch ein vergleichendes Studium der tierischen Anlage ergänzt werden. Ich habe diesen Gedanken besonders in dem Kapitel über die vergleichende Pathologie des Hydrocephalus internus, d. h. der Hirnhöhlenwassersucht, die beim Menschen und bestimmten Säugetier- und Vogelarten in ganz übereinstimmender Weise auftritt, an einem anatomischen Musterbeispiel durchgeführt. Ferner habe ich in dem Abschnitt „Vergleichende Psychopathologie bei Menschen und Tieren“ gezeigt, daß

eine Reihe von wichtigen Elementarerscheinungen im Gebiet der menschlichen Geisteskrankheiten, psychologische und psychopathologische Wurzeln in der psychophysischen Organisation der Tiere haben. Dabei sind besonders der Krampf, die Muskelspannungssymptome, wie sie bei der Katatonie, sowie bei schweren Nervenkrankheiten, z. B. bei Schüttellähmung, und nach Gehirnentzündung durch Grippe, hervortreten, ferner die Verwirrtheit, die sowohl bei Menschen wie bei Tieren zu beobachten ist, ferner Affektstörungen, Sinnestäuschungen und Wahnideen, sowie die psychogenen Störungen, die sich durch gesteigerte Wirksamkeit von Vorstellungen kennzeichnen, behandelt worden.

Ich kann mich in dieser psychiatrischen Beziehung hier nicht wiederholen und muß auf die Ausführungen in dem genannten Buche verweisen. Jedenfalls deuten alle diese Beobachtungen über eine vergleichende Psychopathologie bei Menschen und Tieren darauf hin, daß ein zusammenfassendes Studium der menschlichen und tierischen Anlage unbedingt notwendig ist. Ich möchte daher hier wenigstens die Punkte namhaft machen, die vom Standpunkt der Familienforschung bei der Vergleichung von Menschen und Tieren besonders wichtig sind.

I. Die Betrachtung des menschlichen Schädels und Gehirns muß durch ein vergleichendes Studium nicht nur bei den höheren Säugetierarten, sondern bei den Wirbeltieren im allgemeinen ergänzt werden. Die morphologischen Unterschiede der menschlichen Rassen beruhen zum Teil auf Veränderungen der Schädelgestalt, die, im Verhältnis zu den großen Unterschieden der Gestalt bei den Säugetieren, als außerordentlich gering erscheinen und ihren eigentlichen Sinn erst durch die Beziehung auf die Gehirnentwicklung erhalten. In dieser Richtung ist besonders die Langköpfigkeit, die sich bei der sogenannten nordischen Rasse findet, von großem Interesse. Sie beruht nämlich, wie sich bei vergleichend anatomischem Studium zeigt, hauptsächlich auf dem Schädelwachstum an der Naht zwischen Stirnbein und Seitenwandbein. Infolgedessen rückt in der Schädelgestalt der Stirnteil und die Nasenwurzel mehr nach vorn, so daß hieraus der Typus der nordischen Rasse entsteht. Dieser bildet dadurch einen Gegensatz einerseits zu der rückwärts fliehenden Stirn bei primitiven Menschenrassen, die sich im pathologischen Gebiet öfter noch bei Mikrocephalie (Kleinköpfigkeit) zeigt, andererseits zu der Rundköpfigkeit.

Der wesentliche Grund der Langköpfigkeit der nordischen Rasse

liegt also in einem gesteigerten Wachstum des Schädels an der sogenannten Koronarnaht zwischen Stirn- und Scheitelbein, und zwar ist dieses Wachstum bedingt durch die stärkere Ausbildung des Gehirns, das, wie die vergleichend anatomische Betrachtung lehrt, vom Stirnteil des Großhirns aus im Bogen nach oben und rückwärts wächst. Dadurch wird, wie man aus dem Vergleich der Gehirne von Amphibien, Vögeln und Säugetieren erkennen kann, das Kleinhirn immer mehr von dem nach rückwärts wachsenden Großhirn bedeckt. In der Pathologie des Gehirns zeigen sich Naturexperimente als Beweis für diese Auffassung. Wenn im embryonalen Leben Entzündungsherde im Großhirn entstehen, so bleibt die Entwicklung des Großhirns zurück und, infolge der Verkürzung des Großhirns, wird das Kleinhirn wieder von oben ersichtlich, genau wie bei primitiven Formen der Wirbeltiere. Ich verweise hierbei auf die Gehirnbilder von Menschen, sowie von anderen Arten der Säugetiere, ferner auch von Vögeln, Amphibien, Reptilien und Fischen auf den Tafeln bei S. 32 und 176 meiner Tierpsychologie. Das vergleichende Studium der Schädelknochen und der Schädelnähte im Hinblick auf die Gehirnentwicklung muß die Grundlage der Rassenlehre bilden, soweit diese auf der Morphologie des Schädels beruht.

Im engsten Zusammenhang hiermit steht die Betrachtung des Gesichtsskelettes, das mehrfach als Kriterium in der Rassenlehre verwendet wird. Hier sind es vor allem drei morphologische Gebilde, die in der Rassenkunde hervorgehoben werden, nämlich 1. die Jochbögen des Gesichts, 2. die Beschaffenheit der Nasenwurzel, sowie des knöchernen und knorpeligen Teiles der Nase, 3. die Stellung der Augenlidspalten, die auf der Bauart der Augenhöhlen beruht.

Zu 1. Die Jochbögen sind der vorspringende Teil des Jochbeines (*Os zygomaticum*). Dieses ist ein wichtiger Schaltknochen zwischen Schädel- und Gesichtsskelett und bedingt durch die Art seiner Entwicklung ganz wesentlich die Form des Gesichts (schmal oder breit). Bei der mongolischen Rasse sind die Jochbeine besonders stark entwickelt, was ihren Angehörigen in Verbindung mit der Schiefstellung der Lidspalten ein ganz charakteristisches Aussehen gibt. Das Jochbein hat auch bei der Betrachtung von Tierschädeln eine ganz besondere Bedeutung. Wenn man die Unterschiede dieses Knochens bei der mongolischen und den nicht mongolischen Rassen betrachtet, so erscheinen sie, im Verhältnis zu den großen Unterschieden des entsprechenden Knochens bei verschiedenen Säugetierarten, außerordentlich geringfügig.

Zu 2. Der Bau der Nase wird in der menschlichen Anthropologie vielfach als Rassenkriterium verwendet. Besonders wird die geradlinige oder leicht bogenförmige Gestaltung der Nase in bezug auf die Stirn bei dem griechischen Profil hervorgehoben. Ferner wird eine hakenförmig vorspringende Nase als Kriterium der dinarischen Rasse betrachtet. Will man diese Nasenformen verstehen, so muß man von der vergleichenden Anatomie der Nasenbeine ausgehen und besonders die Beziehung zu den Stirnbeinen beachten. Die Nasenbeine sind nämlich durch eine kleine Naht mit dem vordersten, mittleren Teil der Stirnbeine verbunden, oder besser von ihnen durch eine Wachstumszone getrennt. Die Form der Nase ist demnach wesentlich durch das Wachstum an der Naht zwischen Stirnbein und Nasenbein bedingt. Ist dieser Prozeß zu gering, oder vorzeitig unterbrochen, so entsteht eine tiefliegende, eingesunkene Nasenwurzel, wie wir sie von manchen Formen der Idiotie kennen. Ist das Wachstum an dieser für die Gesichtsbildung höchst wichtigen Naht stärker, so wird die Nasenwurzel gewissermaßen ausgefüllt, tritt stärker hervor und bildet eine Brücke zwischen Schädel und Gesichtsskelett, wie wir sie bei der nordischen Rasse in Verbindung mit Langköpfigkeit finden.

Es ist für die Entstehung der sogenannten nordischen Rasse von größter Bedeutung, daß sich zwei Kriterien derselben, Langköpfigkeit und brückenartige Erhebung der Nasenwurzel, auf Wachstumsvorgänge am hinteren und vorderen Teil der gleichen Knochen, nämlich der beiden Stirnbeine zurückführen lassen. Ich bemerke schon jetzt, daß von diesem Standpunkt die Nasenform der dinarischen Rasse sich als, oft bis zur Karikatur und an die Grenze des Pathologischen gehende, Steigerung dieses Wachstumsprozesses an der Naht zwischen Nasen- und Stirnbein am einfachsten erklären läßt. Klarheit über diese Fragen kann man nur durch eine vergleichende Anatomie der Gehirn- und Schädelknochen, einerseits bei den verschiedenen Menschenrassen, andererseits bei Menschen und Tieren erlangen.

II. Außer den besonderen Verhältnissen des Schädels wird in der Rassenkunde häufig die allgemeine Bauart des Körpers als Kennzeichen benutzt. Auch in dieser Beziehung ist ein Vergleich der Verhältnisse bei Menschen und Tieren, besonders bei Säugetieren erforderlich. Ein Grundfehler besteht häufig darin, daß die Bauart der Knochen an sich als vererbt aufgefaßt wird. Dies ist scheinbar dadurch gerechtfertigt, daß es tatsächlich Familien und Rassen gibt, in denen eine besonders große oder besonders kleine

Bauart als erbliche Erscheinung auftritt. Die Volkskunde hat erkannt, daß es tatsächlich Riesen- und Zwerggeschlechter in Völkern und Familien gibt. Vom Standpunkt der Familienforschung sind diese Tatsachen nicht überraschend, da man vielfach in Familien kleine oder große Bauart auftreten sieht und nach unserer Auffassung bei den Völkern im Grunde die gleichen Vererbungsvorgänge sich abspielen, wie jetzt noch in einzelnen Familien.

Aber trotzdem ist der Schluß aus diesen Erscheinungen, daß die Bauart an sich vererbt wird, falsch, da, wie aus den pathologischen Beobachtungen hervorgeht, das Knochenwachstum von der Wirksamkeit bestimmter sogenannter endokriner Drüsen abhängt. Das eigentliche Vererbungsmoment liegt also nicht im Knochensystem, sondern in der Beschaffenheit bestimmter drüsiger Organe, welche die Entwicklung der Knochen anregen. Ganz geringe Veränderungen einer Drüsenfunktion können schon sehr bedeutende Änderungen im Knochenwachstum veranlassen. Das Knochenwachstum ist also biologisch in viel höherem Grade veränderlich, als man dies bei einer mechanischen Betrachtung der resultierenden Formen des Knochenbaues denken könnte. Tatsächlich ist der Knochenbau bei vielen Tierarten in außerordentlich weitem Maße veränderlich, man denke nur an die erstaunlichen Unterschiede in der Größe der einzelnen Hunderassen, die besser als Abarten bezeichnet werden. Dementsprechend muß man sich in der menschlichen Rassenkunde sehr vor der Auffassung hüten, als ob große oder kleine Bauart ganz ursprüngliche Kriterien von bestimmten Rassen wären. Es kommt hierbei besonders die Frage in Betracht, ob die Drüsenfunktionen, die der Bauart zugrunde liegen, durch äußere Momente, z. B. klimatischer, toxischer und infektiöser Art verändert werden können, so daß daraus indirekt eine Änderung der Bauart, z. B. im Sinne besonderer Größe, hervorgehen kann. Diese Frage ist, besonders auf Grund der pathologischen Beobachtungen über Zwergwuchs und Kretinismus, entschieden zu bejahen. Man muß also in der Rassenlehre bei der Verwendung der äußerlich auffallenden Bauart des Knochensystems, im Sinne einer unveränderlichen und schon ursprünglich vorhandenen Eigenschaft, recht vorsichtig sein.

III. Außer der Bauart des Schädels und des ganzen Knochengerüsts muß besonders die Anlage des gesamten Nervensystems bei Menschen und Tieren im Hinblick auf die Rassenkunde vergleichend studiert werden. In dem Buche über Tierpsychologie habe ich dieses Thema dargestellt. Die Anlage des menschlichen Nerven-

systems deutet, wenn man von der Entwicklung des Großhirns ab-
sieht, auf biologisch viel weitere Zusammenhänge, als sie durch die
Beziehung auf die Wirbeltiere, und die bei diesen vollzogene Ent-
wicklung des Großhirns, gegeben sind. Im menschlichen Nerven-
system sind uralte biologische Einrichtungen, durch die Großhirn-
entwicklung bei den Säugetieren, gewissermaßen verdeckt. Sie sind
jedoch noch latent vorhanden und können unter bestimmten Um-
ständen, z. B. bei pathologischen Vorgängen oder experimental-
psychologischen Versuchen, wie z. B. bei der Hypnose, wieder zur
Wirksamkeit gebracht werden. Dabei handelt es sich besonders um
sehr merkwürdige Zusammenhänge zwischen der Oberfläche der Haut
und bestimmten verwickelten Bewegungsmechanismen, die ursprüng-
lich eine besondere biologische Bedeutung gehabt haben. Ich habe
unter Erweiterung des bisherigen Reflexbegriffes diese Beziehungen
zwischen Reizflächen und Bewegungsantrieben, mit denen schon bei
den Tieren Vorstellungen verknüpft sind, unter dem Begriff der
Reizbewegungssysteme dargestellt (vgl. Festschrift für Professor
Rossolimo). Vom Standpunkt der Rassenkunde ist dabei zu beachten,
in welchem Grade die aus der biologischen Vorgeschichte des
Menschengeschlechtes vorhandenen uralten Reizbewegungssysteme
durch die Großhirnentwicklung gebremst und sonst beeinflusst sind.
In der Rassenlehre muß man psychophysiologisch die Frage in den
Vordergrund stellen, ob und wie weit sich die einzelnen Menschen-
rassen über den ursprünglichen tierischen Zustand erhoben haben.

IV. Von großer Bedeutung für die Rassenkunde ist eine ver-
gleichende Betrachtung der Haut und ihrer Anhängsel, Haare,
Nägel usw., in bezug auf Menschen und Tiere. Dabei kommt vor
allem die Pigmentierung dieser Gebilde in Betracht. Da die Säuge-
tiere behaart sind, muß, wenn man die Menschenrassen aus ihnen
herleitet, angenommen werden, daß die Urmenschen bei der Ent-
stehung aus der Reihe der Säugetiere ebenfalls behaart gewesen sind.
Es ist eine der ersten Fragen der Urgeschichte, aus welchen Gründen
die Urmenschen dieses Haarkleid verloren haben. Dabei ist dieser
Ausdruck eigentlich zu weitgehend, da die Menschen in der Regel
noch Kopf- und Barthaare haben und auch an anderen Körperstellen
noch Reste der früheren Behaarung aufweisen. Dieses Moment hat
als sekundäres Geschlechtsmerkmal eine Bedeutung, tritt jedoch
auch sonst in ganz merkwürdigen Abarten und Streuungen auf. Als
Arzt habe ich vielfach Gelegenheit gehabt, Anomalien der Behaarung
von ganz merkwürdiger Form und Ausdehnung zu beobachten. Dabei

ist es sicher, daß diese verhüllten Behaarungen in vielen Fällen erblich sind, ebenso wie die erwähnten Verschiedenheiten der Bauart.

Wie die Urmenschen die Behaarung fortschreitend verloren haben, und aus welchen Gründen sie sich gerade an bestimmten Stellen erhalten hat, ist noch sehr unklar. Dabei ist zu beachten, daß die Haut selbst unter dem Haarkleid bei Tieren in der Regel weiß, d. h. pigmentlos, ist. Wenn also eine Tierart das Haarkleid verliert, so hat sie in der Regel nicht eine pigmentierte, sondern eine weiße Haut.

Ein sehr merkwürdiges Experiment dieser Art habe ich an einem kleinen Javaaffen machen können, den ich nunmehr schon über 2 Jahre in einem geeigneten Raume der von mir geleiteten Klinik bewahrt und beobachtet habe. Das Tier war im Herbst 1924 angekommen. Da die Dampfheizung nicht den ganzen Tag in Tätigkeit war, schuf ich in den Zwischenzeiten Ersatz durch eine Wärmelampe, die in Entfernung von etwa einem Meter außerhalb des Käfigs aufgestellt wurde. Dies behagte dem Tierchen sehr, und es hockte mit Vorliebe in dem Kegel der Wärmestrahlen auf dem nächst gelegenen Querbalken im Käfig. Nun merkten wir jedoch mit wachsendem Staunen, daß der Affe an den dieser Wärmequelle zugekehrten Teilen des Körpers, nämlich der Brust und dem Gesicht, sich allmählich die Haare ausriß, so daß er an diesen Stellen eine vollkommen nackte Haut zeigte. Dabei trat eine sonderbare Menschenähnlichkeit mit dem Charakter der Karikatur hervor. Wir waren nunmehr sehr gespannt, wie das Experiment im Sommer, als die Lampe nicht mehr in Tätigkeit war, sich entwickeln würde. Ich hatte außen am Hause einen zweiten großen vergitterten Stall anlegen und diesen durch ein Fensterchen mit dem Innenstall verbinden lassen, so daß der Affe beliebig heraus und herein konnte. Nun hat sich herausgestellt, daß nach Ausschaltung der Wärmelampe, die einen Ersatz für ein brennendes Feuer darstellt, bei dem häufigen Aufenthalt in der freien Luft die Haare von neuem gewachsen sind, am Gesicht des Tieres sogar auffallend stark. Ein weiteres Experiment habe ich im nächsten Winter gemacht, indem die Wärmelampe überhaupt nicht mehr angesteckt wurde. Das Tier hat sich so akklimatisiert, daß es bis nach Mitte Dezember häufig ins Freie gegangen ist. Erst bei der schweren Kälte gegen Weihnachten haben wir das Fenster geschlossen gehalten. Bisher ist das Ausreißen der Haare bei dem Tier nicht wieder eingetreten, so daß ich die frühere Enthaarung als eine reaktive Handlung auf das Wärmegefühl an der Haut auffasse. Selbstverständlich kann man diese Beobachtung nicht ohne weiteres als eine Erklärung für den Haarverlust bei dem Übergang vom Tier zum Menschen, etwa als Folge des durch viele Generationen durchgeführten Lebens am Lagerfeuer in den ältesten Wohnhöhlen, auffassen. Man könnte sich jedoch eine Verstärkung dieses von außen kommenden Momentes durch Auswahl bei der Fortpflanzung hypothetisch denken.

Ich möchte durch diese Beobachtung zunächst nur die Frage in den Vordergrund rücken, wie die fortschreitende Enthaarung bei den

Urmenschen zustande gekommen ist, und wie sich die jetzt noch zu beobachtenden häufigen Anomalien in bezug auf die Behaarung erklären.

In diesem Zusammenhang müssen wir noch die Pigmentierung der Haut bei den Menschenrassen betrachten. Es wird dabei in der Regel Pigment und Kolorit verwechselt. Unter letzterem verstehe ich den Farbeneindruck, den die Haut eines Menschen macht (z. B. weiß, gelb, braun, rot, schwarz), aber dieses Kolorit entsteht nicht nur durch ein Moment, speziell das Pigment, sondern durch mehrere. Das eigentliche Pigment besteht aus farbigen Körnern in bestimmten Zellen der Epidermis, und zwar in den sogenannten Basalzellen derselben. Auch bei der sogenannten weißen Rasse enthalten diese Zellen etwas Pigment, jedoch in viel geringerem Maße, als besonders bei der schwarzen Rasse. Neben diesem Pigment kommen jedoch als Ursache des Kolorits noch zwei Momente in Betracht, nämlich erstens die Beschaffenheit der oberflächlichsten, der sogenannten Hornschicht der Haut, die ebenfalls an sich einen Farbenton geben kann, zweitens das Durchscheinen des Blutes aus der Bindegewebsschicht unterhalb der pigmenthaltigen Basalzellen. Welche große Bedeutung dieses Durchscheinen des Blutes für die Gesichtsfarbe haben kann, läßt sich am besten bei den eigentümlichen vasomotorischen Störungen erkennen, die bei Nervösen öfter auftreten. Wenn hier die Blutfarbe z. B. durch Zusammenziehung der Blutgefäße ausgeschaltet wird, kommt das eigentliche Pigment der Epidermis viel mehr zur Wirksamkeit, und man erkennt dann viel leichter, ob viel oder wenig Pigment in einer Haut vorhanden ist.

Das gleiche gilt für die Färbung der meist von Kleidern bedeckten Hautstellen. Viele Angehörige der weißen Rasse, die sehr wenig Pigment haben, zeigen an solchen Stellen eine eigenartige bläulich-weiße Farbe, die damit zusammenhängt, daß das venöse Blut durch die mit wenig Pigment versehenen Basalzellen der Epidermis durchschimmert. Es ist also völlig falsch, im Gebiet der Rassenkunde den Farbenton, z. B. bei den Indianern, ohne weiteres auf die Farbe des Pigments in den Basalzellen zurückzuführen, vielmehr ist das Kolorit das Resultat aus dem Zusammenwirken der drei genannten Momente, nämlich von außen nach innen gerechnet: 1. der Beschaffenheit der Hornschicht der Epidermis, 2. der Menge des Pigments in den Basalzellen, 3. der mehr oder weniger durchschimmernden Blutfarbe, wobei das rote arterielle und das blaue venöse Blut unterschieden werden muß.

Dabei gibt es individuelle Erscheinungen, z. B. venöse Beschaffenheit mit blauroter Verfärbung bestimmter Hautstellen, z. B. an den Wangen oder an der Nase, was ebenfalls in vielen Fällen erblich auftritt. Jedenfalls muß eine umfassende Rassenkunde die Verhältnisse der Färbung und Pigmentierung bei Menschen und Tieren, im weiteren Sinne sogar auch bei den Pflanzen, in Betracht ziehen.

V. Blutuntersuchung. Von großer Bedeutung ist neuerdings die Blutuntersuchung für die Rassenlehre geworden. Schon längst war im Gebiet der Psychiatrie und Nervenkrankheiten ersichtlich, daß aus der Blutuntersuchung ganz neue Erkenntnisse hervorgehen können. Dazu kamen die praktischen Erfahrungen mit der Bluttransfusion, bei der manchmal ganz merkwürdige Störungen auftraten, die sich nur aus der Annahme erklären ließen, daß die Blutbeschaffenheit, besonders die Gerinnbarkeit des Blutes, bei verschiedenen Menschen Besonderheiten aufweist, die sich, bei Untersuchung von vielen Personen, zu bestimmten Gruppen zusammenschließen. Landsteiner kam zu der Auffassung, daß sich alle Menschen in vier Blutgruppen einordnen lassen, und machte die Annahme, daß es in bezug auf die Gerinnbarkeit zwei verschiedene Blutkörpercheneigenschaften gibt. Er nahm also zwei isoagglutinable Substanzen A und B an. Diese Substanzen können einzeln oder gemeinsam vorkommen oder aber beide gleichzeitig fehlen. Bezeichnet man das gleichzeitige Fehlen von A und B mit 0, so gibt es vier Möglichkeiten:

1. Bluteigenschaft	0 — Gruppe	I
2. „	A — „	II
3. „	B — „	III
4. „	A + B — „	IV.

Die Blutgruppe 0 (I) ist durch die Unempfindlichkeit ihrer Blutkörperchen gegenüber jeglichem Isoagglutinin charakterisiert, die anderen Blutgruppen besitzen agglutinierbare Blutkörperchen. Die Anwendung dieser Untersuchungen auf die Rassenkunde hat zu höchst interessanten Resultaten geführt. Ich verweise besonders auf den leicht zugänglichen Aufsatz von Prof. Dr. H. Schloßberger „Blut als Rassenunterschied“, in der Umschau 1926, Heft 51. In der Tabelle 2 treten z. B. hervor: In der Gruppe 0 Engländer mit 46,4%, Deutsche in Heidelberg 40,0%, Deutsche Siedler in Ungarn 40,8%, Russen 32,0%, amerikanische Neger 49,0%, amerikanische Indianer 77,7% (!), Aino (im nördlichen Japan) 19,0% (!), Uraustralier 57,0%. In Gruppe A haben Engländer 43,4%, in Gruppe B 7,2%.

Schon aus diesen wenigen Zahlen ist ersichtlich, welche merkwürdigen und bisher unerklärlichen Unterschiede verschiedene

Rassen in dieser Beziehung haben, während andererseits oft die Zahlen von Rassen, die in anderer Beziehung sehr verschieden erscheinen, in dieser Hinsicht übereinstimmen, z. B. Deutsche in Heidelberg in Gruppe A 43,0%, Deutsche Juden 41,1%. Noch verwickelter erscheinen die Verhältnisse, wenn man bei fast gleichen Zahlen in der Gruppe A die gleichzeitig bestehenden Unterschiede in Gruppe 0 und Gruppe B beachtet. Es ergeben sich hier wichtige Aufgaben für die weitere Rassenforschung. Das Merkwürdigste ist bei den bisherigen Ermittlungen, daß sich die große Menge von scheinbar völlig verschiedenen menschlichen Rassen überhaupt in ein so einfaches Schema von vier Gruppen einreihen lassen. Es spricht dies vielleicht für ursprüngliche fundamentale Unterschiede von wenigen, vielleicht nur zwei Urrassen, deren Bluteigenschaften sich bei den Mischvölkern in besonderer Weise kreuzen, so daß prozentuarische Verschiedenheiten herauskommen. Auch dieser Teil der Rassenkunde läßt sich nach meiner Auffassung nicht mit Erfolg behandeln, wenn man nicht die Verhältnisse bei Tieren, und die entwicklungsgeschichtlichen Vorgänge bei dem Übergang von differenzierten Affenarten in die Urrassen des Menschengeschlechts, mit in Betracht zieht.

VI. An sechster Stelle müßte ich hier die psychologischen Verhältnisse bei Menschen und Tieren als Hilfswissenschaft für die Rassenkunde nennen. Es würde dies jedoch den Rahmen des Buches weit überschreiten, und ich muß daher in dieser Beziehung auf mein Buch über Tierpsychologie hinweisen, ferner auf zwei Aufsätze, die daran anknüpfen, nämlich: 1. Menschlicher und tierischer Charakter, in der Wiener medizinischen Wochenschrift (Nr. 10, 1925) und 2. Reizbewegungssysteme bei Menschen und Tieren, in der Festschrift für Professor Rossolimo in Moskau. Dabei ergibt sich als wesentlicher Punkt, daß der Verstand der Tiere, und auch der primitiver Menschen und Völker, an ihre angeborenen Reizbewegungssysteme gebunden ist.

24. Kapitel.

Abstammungslehre

Die vergleichende Untersuchung von Menschen und Tieren, besonders der Säugetierarten, hat allmählich zu der allgemeinen Idee ge-

führt, daß das Menschengeschlecht aus einer Urform entsprossen ist, die innerhalb der Gruppe der Säugetiere entstanden ist, aber in einer Reihe von Beziehungen noch viel weiter auf tierische Ahnenreihen zurückweist, deren Erforschung Aufgabe der allgemeinen Entwicklungsgeschichte ist. Bei der Behandlung dieses Themas ist es in den Grenzen dieses Buches schwierig, den richtigen Ausgangspunkt zu finden, da es vollständig unmöglich ist, hier eine Übersicht über die ganze Entwicklung von den primitivsten Lebewesen bis zu der hochgradig differenzierten Bauart des menschlichen Körpers zu geben. Andererseits ist es bei der engen Beziehung, in der die Rassenlehre zur Abstammungslehre steht, unbedingt nötig, wenigstens von der Stelle auszugehen, von der innerhalb der Gruppe der Säugetiere die Weiterbildung und Umformung zu der besonderen morphologischen Beschaffenheit des Menschen beginnt.

Die gleiche Betrachtung gilt auch in psychologischer Beziehung. In meinem Buche über Tierpsychologie, das in bezug auf die Vergleichung des tierischen und menschlichen Charakters die Fortsetzung des vorliegenden Buches bildet, habe ich versucht, die Grenzbestimmung des Psychischen in den Anfängen des Nervensystems zu finden. Aber an dieser Stelle können wir die entwicklungsgeschichtliche Reihe des Psychischen nicht in diesem Umfange behandeln, sondern müssen uns, ebenso wie im Morphologischen, auf diejenigen Anfangsglieder beschränken, die für die weitere menschliche Entwicklung in bestimmten Formen der Säugetiergruppe vorhanden sind.

Man hat nun in recht schematischer Weise die Frage öfter so gestellt, als ob es sich nur darum handle, ob das Menschengeschlecht von dem Affen abstammt. Dabei wird in der unitarischen Art, die ein Kennzeichen dogmatischer Denkweise ist, nur vom Affen geredet, während es sich bei dieser Tierart zur Zeit um mehrere scharf zu unterscheidende Arten handelt, die dabei eine bestimmte Beziehung zu zwei verschiedenen Erdteilen der alten Welt haben. Man muß dabei einerseits die afrikanischen, andererseits die asiatischen Arten unterscheiden. Die Schimpansen und Gorilla finden sich in Afrika, der Orang-Utan (nach Brehm auf malaisch gleich Waldmensch) in Asien (Borneo und Sumätra). Nach Brehm sind die afrikanischen Arten untereinander näher verwandt als beide zusammen mit dem asiatischen Orang. Im übrigen verweise ich auf das Kapitel über Affen in meinem Buche über Tierpsychologie, Seite 164ff.

Es ist sehr bemerkenswert, daß Amerika und Europa, welches letzteres allerdings geographisch zunächst nur als ein westlicher An-

hang von Asien, d. h. als Teil von Eurasien erscheint, unter den Heimatstellen der Menschenaffen fehlen. (Vgl. S. 164.)

„Schon die Differenzierung der afrikanischen und asiatischen Affenarten weist darauf hin, daß beide von weiter zurückliegenden Urformen herzuleiten sind. Dies ist bei der Frage der Abstammung des Menschen sehr zu beachten, da auch diese sehr wahrscheinlich auf einen viel älteren Zusammenhang deutet, als er durch die Ähnlichkeit der jetzt lebenden Arten von Menschenaffen mit dem Menschen angedeutet ist.“

Dabei bleibt offen, wie sich die Urformen einerseits der asiatischen, andererseits der afrikanischen Menschenaffen zueinander verhalten, und ob das Menschengeschlecht aus den afrikanischen und asiatischen Urformen nach ihrer schon vollzogenen stammesgeschichtlichen Trennung oder aus der Urform beider hervorgegangen ist.

Wollte man das Menschengeschlecht aus einer der jetzt lebenden Arten vom Menschenaffen ableiten, so würden die morphologischen Verhältnisse es am wahrscheinlichsten machen, daß es aus dem Stamme der Affen hervorgegangen ist, der sich in Form der Gorilla, also in Afrika, erhalten hat. Daß bestimmte Tierformen sich durch außerordentlich lange Zeiten im wesentlichen unverändert erhalten können, wenn die äußeren Bedingungen ihrer Existenz im wesentlichen unverändert bleiben, ist naturwissenschaftlich nichts Ungewöhnliches. Zweifellos hat der Gorilla in seiner Bauart sehr enge Beziehungen zum Menschen. In meinem Buche über Tierpsychologie habe ich die Beschaffenheit der Extremitäten, besonders der Hand, als Leitmotiv für die Entwicklungsgeschichte verwendet (Vgl. S. 164).

„Von großer Bedeutung ist die vergleichende Betrachtung der Extremitäten bei Menschen und Affen. Bei ersteren sind die unteren, besonders in der Form der Füße, ganz auf das Gehen auf festem Boden angepaßt, bei letzteren können zwar die Füße auch zum Gehen verwendet werden, zeigen aber im übrigen deutlich die Anpassung an das Klettern, das auf ein Leben auf Bäumen weist, wie es viele Affenarten führen. Dementsprechend sind auch die vorderen Extremitäten gebildet, und zwar nicht nur die Hände, sondern auch die ganzen Arme, deren bei manchen Arten außerordentliche Länge diese Lebensart erleichtert.“ — „Eine große Zahl der vorhandenen Unterschiede zwischen Menschen und Affen läßt sich aus dieser verschiedenen Anpassung leicht erklären. Andererseits ist von diesem Standpunkte besonders diejenige Affenart von Interesse, bei der ein aufrechter Gang am meisten ausgebildet ist, was beim Gorilla der Fall ist.“

Bei Brehm (kleine Ausgabe, 1921, Band 4, Seite 716) werden morphologische Züge des Gorillas hervorgehoben, die seine Menschenähnlichkeit zeigen, besonders die Gorillahand, die den breitesten Teller und den kürzesten Daumen hat, ferner die Be-

schaffenheit der Füße mit kurzer breiter Sohle und starker Ferse, so daß der Gorilla ebenso wie der Mensch zur Bewegung auf der Erde im Gegensatz zu den Kletteraffen angepaßt ist. Wer das Bild bei Brehm (l. c. Seite 717) betrachtet, kann sich des unheimlichen Eindrucks der Menschenähnlichkeit nicht erwehren.

Diese Betrachtung könnte darauf deuten, daß das Menschengeschlecht aus Afrika stammt und, seiner Entstehung nach, eine Anpassung an die Bewegung auf der Erde, im Gegensatz zu den hauptsächlich kletternden Affenarten, bedeutet. Dabei steht die Ausbildung der unteren und oberen oder, vom morphologischen Standpunkt der Stammform aus, hinteren und vorderen Extremitäten in einem inneren Zusammenhang. Je mehr sich die unteren Extremitäten zum menschlichen Fuß umbilden, was nur bei aufrechter Haltung des Körpers möglich ist, desto leichter kann sich die Hand im Gegensatz zu der einseitigen Verwendung beim Klettern zu dem universellen Instrument umbilden, das wir in Gestalt der menschlichen Hände vor uns haben. In meiner Tierpsychologie habe ich diesen Zusammenhang im 3. Kapitel „Der aufrechte Gang, Hand und Fuß“ dargelegt.

Diese entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungen sind für die Familienforschung auch in dem engeren Sinne der Gegenwart von Bedeutung, da bestimmte Formen der Hände und Füße, z. B. abnorme Kleinheit der Hände, abnorm lange Beschaffenheit einzelner Teile, z. B. der Finger, der Ober- oder Unterarme, Ober- oder Unterschenkel, oder auch der Gesamtlänge der Beine und Arme, öfter nicht nur eingestreut, sondern auch erblich vorkommen. Jedenfalls ist eine genaue Vergleichung der Bauart der Extremitäten bei Erforschung bestimmter Familien, ferner bestimmter Gruppen des Volkes, z. B. der mit kretinistischen Störungen Behafteten, ferner auch ganzer Völker und Rassen, von größter Bedeutung. Erst wenn man diese morphologische Seite der Familienforschung mit den entwicklungsgeschichtlichen Verhältnissen und der Abstammungslehre in Verbindung bringt, erkennt man vielfach das Charakteristische solcher Erscheinungen. Jedenfalls muß man sich auch im Umkreis der menschlichen Familienforschung daran gewöhnen, entwicklungsgeschichtlich zu denken und vergleichend zu beobachten.

Kehren wir zu der Grundfrage zurück, zu welcher Art der sogenannten Menschenaffen das Menschengeschlecht die meiste morphologische, und in weiterer Beziehung auch psychologische, Beziehung hat, so ist zwar die große Ähnlichkeit mit dem afrikanischen Gorilla nicht zu verkennen, andererseits ist die eigenartige Stellung des

asiatischen Orang-Utan sehr zu beachten. Dies gilt zunächst schon klassifikatorisch, da nach Brehm die in Afrika lebenden Schimpansen die meisten Unterarten, also eine außerordentlich vielfältige, fast individualistische Entwicklung aufweisen, während der Gorilla 3 Unterarten zeigt, und der Orang-Utan bisher mit einer Art allein steht. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß der asiatische Orang-Utan für Asien die gleiche Bedeutung hat wie der Gorilla für Afrika, d. h. also, daß er durch fortschreitende Anpassung an die Bewegung auf dem Erboden im asiatischen Gebiet einen gleichen Fortschritt zur Menschwerdung darstellt wie der Gorilla bzw. dessen Stammform in Afrika.

Hier erhebt sich nun die nach meiner Auffassung für die Lehre von den Menschenrassen außerordentlich wichtige Frage, ob die Weiterbildung zum Menschen von einer affenähnlichen Stammform oder, entsprechend der jetzigen Verteilung der Menschenaffen auf zwei Erdteilen, von den Stammformen einer afrikanischen (Gorilla) Art und einer asiatischen (Orang-Utan) Art erfolgt ist. Im letzteren Falle würden zwei menschliche Urrassen, nämlich eine afrikanische und eine asiatische, anzunehmen sein, die ihrerseits aus zwei schon differenzierten Affenarten, die nur in der fortschreitenden Anpassung an die Bewegung auf der Erde übereinstimmten, entstanden sind.

25. Kapitel

Rassenkunde Europas mit klinischen Beobachtungen

Unter dem Einfluß der Familienforschung und Vererbungslehre ist die Rassenkunde, die schon seit dem 18. Jahrhundert im Zusammenhang mit der beobachtenden Psychologie betrieben worden ist, von neuem in Angriff genommen worden. Dabei ergeben sich jedoch vielfach noch schwer erklärbare Erscheinungen, und es ist begreiflich, daß in diesem Gebiet vielfach die Hypothese und die phantasievolle Deutung an Stelle der analytischen Erkenntnis getreten ist. Trotzdem ist es anzuerkennen, daß die Probleme rüstig in Angriff genommen worden sind. Von diesem Standpunkt ist die Rassenkunde des deutschen Volkes zu beurteilen, die von Dr. Hans F. K. Günther im Jahre 1922 herausgegeben worden und 1926 in 10. Auflage erschienen ist. Seine Anschauungen haben sich im Laufe der Jahre in einigen Punkten geändert und ergänzt.

In der neuen Auflage unterscheidet Günther fünf Hauptrassen in Deutschland, nämlich I. die nordische Rasse, II. die sogenannte westische (mediterrane) Rasse, III. die dinarische Rasse, IV. die ostische Rasse, V. die ostbaltische Rasse. Ich verweise hierbei auf die Bilder in Günthers Buch, 10. Auflage. Zu I.: S. 46—72, zu II.: S. 75—82, zu III.: S. 83—107, zu IV.: S. 109—125, zu V.: S. 126—136.

Es zeigt sich, daß die Rassenkunde des deutschen Volkes vielfach in die Lehre von den anderen europäischen sowie afrikanischen und asiatischen Völkern übergreift. Hierbei sind die mongolische, sowie die Negerrasse, mit ihren vielen Unterabteilungen, und die heller gefärbten Bewohner der nördlichen Randzone von Afrika zu nennen.

Die Rassenkunde des deutschen Volkes wird von Günther in größerem Zusammenhang wiedergegeben und ergänzt in dem Buche: „Kleine Rassenkunde Europas“ (Lehmanns Verlag, München 1925). Hierin sagt Günther S. 9: „In allen europäischen Völkern sind rein und durcheinandergekreuzt folgende fünf Rassen vertreten:

Die nordische Rasse: Hochgewachsen, langschädlig, schmalgesichtig, mit ausgesprochenem Kinn, schmale Nase mit hoher Nasenwurzel, weiches, schlichtes oder welliges helles (goldblondes) Haar, zurückliegende, helle (blaue oder graue) Augen; rosigweiße Hautfarbe.

Die westische Rasse: Klein gewachsen, langschädlig, schmalgesichtig, mit minder ausgesprochenem Kinn; schmale Nase mit hoher Nasenwurzel; weiches, schlichtes oder lockiges braunes oder schwarzes Haar; zurückliegende braune Augen; bräunliche Hautfarbe.

Die dinarische Rasse: Hochgewachsen, kurzschädlig, schmalgesichtig, mit steilem, wie abgehackt wirkendem Hinterhaupt; sehr starke Nase, die, mit hoher Nasenwurzel weit herausspringend, sich im Knorpelteil nach unten senkt und gegen unten ziemlich fleischig wird; lockiges braunes oder schwarzes Haar, zurückliegende braune Augen, bräunliche Hautfarbe.

Die ostische Rasse: Kurzgewachsen, kurzschädlig, breitgesichtig, mit unausgesprochenem Kinn; stumpfe, kurze Nase mit flacher Nasenwurzel; hartes, braunes oder schwarzes Haar; nach vorn liegende, braune Augen; gelblich-bräunliche Haut.

Die ostbaltische Rasse: Kurzgewachsen, kurzschädlig, breitgesichtig, mit schwerem, massigem Unterkiefer, unausgesprochenem Kinn, stumpfe, ziemlich breite, kurze Nase mit flacher Nasenwurzel, hartes, helles (aschblondes) Haar, nach vorn liegende helle, graue oder weißblaue Augen, helle Hautfarbe mit grauem Unterton.“

Ein Jahr nach der ersten Ausgabe dieses Buches ist die zweite unter dem Namen Rassenkunde Europas erschienen. Die Einteilung der Rassen und ihre Charakteristik ist unverändert geblieben. Diese kurze Darstellung wird in dem zweiten Kapitel „Die körperlichen

Merkmale der europäischen Rassen“ weiter ausgeführt und durch eine Menge von Abbildungen von Schädeln und Physiognomien erläutert. Im dritten Kapitel werden die seelischen Eigenschaften der europäischen Rassen behandelt.

Diese psychologische Synthese ist sehr interessant, trifft jedoch in manchen Punkten auf Schwierigkeiten, da die einzelnen europäischen Völker, Deutsche, Holländer, Vlamen, Engländer, Skandinavier, ferner Franzosen, Italiener, Spanier, Polen, Russen, die Balkanvölker und andere, psychisch viel mehr differenziert sind, als sich aus der Charakteristik erklärt. Es kommt bei der Ausbildung eines Volkscharakters nicht nur die Rasse, sondern besonders auch die geographische und klimatische Beschaffenheit des Landes und die Geschichte des Volkes in Betracht. Ich verweise z. B. auf meine Darstellung des Volkscharakters einer Reihe der während des letzten Krieges uns feindlichen Nationen in meiner Schrift „Krieg und Seelenleben“.

Will man auf der von Günther geschaffenen Grundlage weiterbauen, so ist es zweckmäßig, zunächst den körperlichen Teil seiner Rassentypen zu betrachten. Vorher muß jedoch seine Bezeichnungsweise besprochen werden. I. Zu dem Ausdruck nordische Rasse ist folgendes zu bemerken: Nach einer Anmerkung in der Rassenkunde Europas stammt die Bezeichnung „nordisch“ von dem russischen Anthropologen Deniker. Sie stützt sich auf das jetzige vorwiegende Vorkommen dieser Rasse in Norddeutschland, Nordostengland, Skandinavien und an den nordöstlichen Gestaden der Ostsee. Ich verweise hierbei auf die Übersichtskarte über die Verbreitung der Rassen in Europa und Afrika (S. 98 in Günthers Rassenkunde Europas). Der Ausdruck nordisch ist dadurch jetzt gerechtfertigt, er wird jedoch vielfach so verstanden, als ob die nordische Rasse aus diesen Teilen von Europa stamme. In dieser Richtung bewegen sich z. B. die Gedankengänge des Anthropologen Wilser, der Schweden für die Urheimat der nordischen Rasse hielt. Man muß sich jedoch klarmachen, daß Norwegen und Schweden sowie die ganze Ostsee noch unter Gletschern gelegen haben, als in dem eisfreien Gebiet südlich und südöstlich davon die Bildung der weißen Rasse vor sich ging. Der Ausdruck nordisch muß daher mit großer Vorsicht gebraucht werden. II. Die westische Rasse wird nach Günther gewöhnlich als mediterrane Rasse bezeichnet. Vergleicht man damit die Rassenkarte Europas (S. 98), so ergibt sich, daß die westische Rasse Spanien, den südlichen Rand von Frankreich, den

Westrand und den Südzipfel von Italien sowie die Inseln Sizilien, Sardinien, Korsika und die zu Spanien gehörenden Balearen, ferner den ganzen Nordrand von Afrika, von Marokko bis beinahe nach Ägypten, umfaßt. An der Westseite, sowohl in Europa (Spanien) als in Afrika (Marokko), ist das Gebiet der westischen Rasse breiter als an der Randzone des Mittelmeeres. In Nordafrika geht der Streifen weiter nach Osten bis fast zum Niltal. Im südwestlichen Teil des Balkans ist bei Günther dinarische Rasse verzeichnet, in Kleinasien und Syrien vorderasiatische, in Palästina und Arabien orientalische. Jedenfalls ist der Ausdruck „westisch“ nach Günthers eigener Verteilung dieser Rasse in Südeuropa und Nordafrika sehr mißverständlich. Der ältere Ausdruck mediterrane Rasse erscheint bei dieser Sachlage richtiger, wenn sie auch nicht auf die Rassenverteilung am Südrande des Balkans und an der Ostseite des Mittelmeeres zutrifft. III. Auch die Bezeichnung „dinarisch“ stammt nach Günther ebenfalls von dem Anthropologen Deniker und ist nach den im Südwesten des Balkans liegenden dinarischen Alpen, als dem Hauptgebiet der betreffenden Rasse, gebildet. Der Name kann also nach einem Teil der jetzigen Gruppierung ebenso anerkannt werden wie der Ausdruck nordische Rasse, stimmt jedoch in bezug auf einen anderen Teil nicht, da die dinarische Rasse in den Alpen weit nach Westen reicht.

IV. Nach Günther wird die von ihm ostisch genannte Rasse gewöhnlich als alpine Rasse nach de Lapouge bezeichnet. Hierin liegt eine Ursache zu Verwechslungen, da auch die dinarischen Typen in den Alpen häufig sind, und das Wort „ostisch“, von Deutschland und Skandinavien aus angewendet, mehr auf Asien deutet. Daraus ergibt sich leicht eine Verwechslung mit der ostbaltischen Rasse.

V. Die Bezeichnung „ostbaltisch“ stammt, nach Günther, von Nordenstreng. Österreichische Anthropologen, z. B. Kraitschek (Rassenkunde, 1923) nennen die ostbaltische Rasse „Ostrasse“. Der Ausdruck „ostische“ Rasse für die sonst alpine genannte, ist also recht mißverständlich. Die Verwirrung wird noch weiter dadurch begünstigt, daß die Ostrasse der genannten Anthropologen, die Günther ostbaltisch nennt, bei Deniker die Bezeichnung „race orientale“ hat, während auf der Rassenkarte von Günther sich der Ausdruck orientalische Rasse nach der Ausbreitung hauptsächlich auf Juden und Araber bezieht.

Dazu kommt der Umstand, daß die ostische und ostbaltische Rasse bei Günther, wie aus seiner Charakteristik hervorgeht, in der

Bauart des Kopfes fast völlig übereinstimmt, und sich im wesentlichen nur durch die Farbe des Haares, der Augen und der Haut unterscheidet. Die ostbaltische Rasse nach Günther hat in den sichtbaren Teilen des Körpers viel weniger Farbstoff als die ostische Rasse nach seiner Einteilung. Dementsprechend finden sich in der Darstellung der ostischen und ostbaltischen Rasse bei Günther, besonders auf den Photographien, bei denen die Pigmentverhältnisse nicht so deutlich hervortreten, vielfach Ähnlichkeiten (vgl. die Bilder S. 40—42 und 45—49).

Außer den fünf Rassentypen sind in der Übersichtskarte, Seite 98 seines Buches, noch verzeichnet: VI. die innerasiatische Rasse, die sich im Norden von Schweden und Finnland, sowie nordwestlich vom Ural am Rande des Eismeer,es, ferner, dem Namen entsprechend, im Innern Asiens nach Westen bis zur Einmündung der Wolga in das Kaspische Meer findet. Nach seiner Beschreibung ist diese innerasiatische Rasse gleich der mongolischen. Vergleicht man damit das Gebiet der ostbaltischen Rasse, mittleres Finnland, Rußland bis zum Dnjepr, Polen, so liegt der Gedanke nahe, daß es sich bei Günthers ostbaltischer Rasse im Grunde um weiße Rasse mit mongolischem Einschlag ohne Änderung der pigmentarmen Beschaffenheit der weißen Rasse handelt.

VII. Die orientalische Rasse wird von Günther in der Karte (S. 98) nach Palästina, Arabien, in das mittlere und untere Euphrat- und Tigrisgebiet, sowie zu beiden Seiten des persischen Golfes verlegt. Trotz der deutlichen Beziehungen zur vorderasiatischen Rasse (vgl. Bilder S. 64 und 65) wird von Günther die orientalische Rasse von der vorderasiatischen getrennt.

VIII. Afrikanische Rassen: Während Günther die Berber in Nordafrika und die Iberer in Spanien zur westischen Rasse rechnet, verlegt er die hamitische Rasse, zu der die Berber früher gerechnet wurden, mehr südlich und nimmt S. 98 fünf inselförmige Gebiete vom westlichen Afrika bis zum südlichen Ausgang des Roten Meeres an. Die eigentliche Negerrasse wird in den südlichen Teil von Afrika, und nach Süden von den Hamiten, verlegt. Die Einführung des Namens Hamiten in die Anthropologie hat schon vielfach Verwirrung gestiftet. Der Ausdruck beruht auf dem Anfang des 10. Kapitels des I. Buches Mose. Hier werden als Kinder Noahs Sem, Ham und Japhet genannt. Dann folgen, wie ich früher Seite 76 dieses Buches ausgeführt habe, die Abstammungsreihen Japhet, Ham und Sem. Aus dem Text geht hervor, daß nur semitische Stämme und

die angrenzenden Völker gemeint sein können. Unter den Kindern von Ham sind Kanaan und Kus genannt, als Sohn von Kus Nimrod. In diesem Zusammenhang werden Babel und Niniveh genannt. Es ist also völlig verfehlt, den Namen „Hamiten“ auf nord- oder mittelafrikanische Völker anzuwenden. Dabei ist jedoch wichtig, daß die sogenannten Hamiten nach Günther inselförmig am Nordrand der Negerrasse sitzen. Sie bilden den anthropologischen Übergang von den Berbern, die nach Günther zur westischen Rasse gerechnet werden, zur Negerrasse.

Von großem Interesse ist bei Günther das kurze Kapitel über die europäischen Rassen in der Vorgeschichte. Hier liegen die Probleme für die weitere Forschung. In dieser Richtung bewegen sich auch die Untersuchungen des vorliegenden Buches. Günther hat seine besondere Schätzung der nordischen Rasse, die nach seiner Darstellung aus dem Nordosten von Europa stammt, in mehreren Werken ausgedrückt. Diese sind: *Der nordische Gedanke*, *Unter den Deutschen*, *Ritter, Tod und Teufel*, *Der heldische Gedanke*, *Adel und Rasse*. Diese knüpfen an seine psychologische Charakteristik der nordischen Rasse in der *Rassenkunde von Europa* (S. 51) an, wo Urteilsfähigkeit, Wahrhaftigkeit und Tatkraft als Eigenschaften des nordischen Menschen genannt werden.

Neben den Büchern von Günther ist auf die *Rassenkunde*, herausgegeben von Walter Scheidt, Privatdozent für Anthropologie an der Universität Hamburg, in Vereinigung mit Gero von Merhart-Innsbruck, R. Thurnwald-Berlin, E. Wahle-Heidelberg, Verlag von Lehmann, München 1925, hinzuweisen. Bisher liegt als 1. Band die allgemeine *Rassenkunde zur Einführung in das Studium der Menschenrassen* vor. Sie ist von dem Herausgeber der ganzen Reihe verfaßt und beruht auf Vorlesungen, die der Verfasser an der Universität zuerst in München, dann in Hamburg gehalten hat.

Sehr praktisch ist die beigegebene Liste der wichtigsten Fachausdrücke und das umfassende Schriftenverzeichnis. In einem Anhang wird die Arbeitsweise der Rassenforschung von Ernst Wahle und Walter Scheidt behandelt. Eigentlich bildet dieser Anhang die methodische Einleitung des ganzen Buches und muß von jedem, der sich mit anthropologischen Untersuchungen befassen will, in erster Linie studiert werden, weil nur auf dem Wege der methodischen Untersuchung der Grundstock von Tatsachen festgestellt werden kann, um deren Erklärung es sich bei der Rassenlehre handelt.

Neuerdings ist im Verlag der Gesundheitswacht, München, ein
Sommer, Familienforschung, 3. Aufl.

Buch von Dr. Ignatz Kaup, Professor der Hygiene an der Universität in München, „Süddeutsches Germanentum und Leibesucht der Jugend“ erschienen, das eine interessante Ergänzung und in mancher Beziehung eine Kritik des Buches von Günther enthält. Das Buch ist auf Veranlassung der Bayerischen Gesellschaft zur Förderung der Leibesübungen, München, Bayerstraße 43, herausgegeben.

Das Buch von Kaup ist gerade im Hinblick auf Günthers Rassenlehre außerordentlich interessant und ergänzt dieses in verschiedener Richtung. Es ist neben den Rassenfragen vor allem auch durch die Betonung der Leibesübungen und ihrer außerordentlichen Bedeutung für die Rassenhygiene des deutschen Volkes von Wichtigkeit.

Neben den umfassenden Büchern von Günther, Scheidt und Kaup ist vor kurzem eine kleine Schrift von Alfred Klett: „Über Anlagen und Leistungen, Persönlichkeitsanalyse auf rassischer Grundlage“ im Selbstverlag erschienen, die durchaus Beachtung verdient, wenn auch bei der Natur des Themas manche Punkte noch fraglich sind. Dr. Klett war früher Assistent an der von mir geleiteten Nervenkl. in Gießen und hat schon als solcher Anregungen in anthropologischer Beziehung erhalten. Er war sodann eine Reihe von Jahren als Arzt in Niederländisch-Indien und hat besonders über die eigenartigen Rassenmischungen der dortigen Völkerschaften mit Weißen und Chinesen eine umfangreiche Erfahrung. Nach Rückkehr war er Arzt im masurischen Teile von Ostpreußen und hatte auch dort Gelegenheit zu anthropologischen Beobachtungen. Er ist zur Zeit praktischer Arzt in Tannenberg im Erzgebirge. In seiner Schrift nimmt er neben der allgemeinen Erörterung des Rassenbegriffes und der morphologischen Verhältnisse des Schädels Bezug zu den Anschauungen von Günther. Er unterscheidet in Deutschland drei morphologische Typen:

„Für uns in Deutschland kommen drei verschiedene Schädelformen in Betracht, um die sich als äußerste die vielfältigen Mischformen gruppieren lassen, 1. der schmale Langkopf, 2. der Hoch- oder Steilkopf und 3. der Rundkopf.“

Damit bringt Klett die Dreiteilung in: 1. nordische Typen, 2. armenoide Typen, als identisch mit dem Begriff des dinarischen bei Günther, und 3. mongoloide Typen in Beziehung und findet diese drei Gruppen in einer Reihe von Persönlichkeiten. Da sich der erste und dritte Typus mit dem nordischen und ostbaltischen bei Günther deckt und auch der armenoide nach Klett nur einen

anderen Namen für den dinarischen darstellt, so stimmt also Klett in diesen drei Punkten mit Günther überein. Auch in der Bewertung der nordischen Rasse liegt ein Vergleichspunkt zwischen beiden.

Die größte Schwierigkeit bei dieser Auffassung bildet die Deutung des dinarischen. Klett sagt:

„Der armenoide Typ findet sich am häufigsten in den Grenzlanden nach dem alten römischen Reiche hin, in Österreich, Salzburg, Schwaben, aber auch in Ostpreußen, durch die Salzburger hingebacht. Mir scheint es annehmbar, daß wir im dinarischen Typ den Rest römischer Kolonisation gegen Germanien zu sehen haben. Die Römer benutzten zur Wacht am Rhein und Donau gern Syrer; außerdem hatte das römische Volk zweifellos schon selbst sehr viel armenoides Blut in sich aufgenommen, so daß Hakennasen sicher keine Seltenheit waren.“

Klett sucht also den dinarischen Typ im Südosten von Germanien aus einer Mischung von Germanen mit römischen Söldnern zu erklären. Dadurch wird jedoch der von ihm selbst hervorgehobene armenoide (statt dinarische) Typ keinesfalls erklärt. Wenn also armenoid für dinarisch eingesetzt wird, so ist das Problem der Entstehung des dinarischen Typus nur verschoben, aber nicht gelöst, denn gerade die Erklärung aus einer Rassenmischung mit römischer Soldateska kann in bezug auf die Bevölkerung des armenischen Hochlandes kaum geschehen. Das Problem wird also durch diese sprachliche Umformung nur räumlich, und zwar nach Kleinasien, verschoben. Wenn es also richtig wäre, daß der armenoide Typ in den germanisch-romanischen Grenzlanden lokal durch Import von römischen Legionären bedingt wäre, so wäre dadurch der armenoide Typ als solcher nicht erklärt.

Diese ganze Frage führt vielmehr zur ältesten Geschichte der Wanderungen der weißen Rasse, wie ich sie in dem späteren Kapitel hierüber dargestellt habe. Ich halte den sogenannten dinarischen Typ für eine zum Teil in die Karikatur und ins Pathologische gehende Abart einer ursprünglich leicht geschwungenen Nasenform, wie sie z. B. in griechischen Plastiken vorkommt. Kreuzt sich dieser Typ mit einer dunkelfarbigem Bevölkerung und wird die leichte Schwingung des knöchernen Nasenrückens durch Inzucht zur Grenze des Pathologischen gesteigert, so entstehen die meist dunkelfarbigem dinarischen Typen, wie sie in den von Klett hervorgehobenen Gebieten tatsächlich öfter vorhanden sind. Man kann also einen, durch römische Legionäre bedingten stärker pigmentierten Einschlag in bezug auf Haut- und Haarfarbe zugeben und ebenso eine durchschnittliche Änderung der Schädelform, aber die eigentliche ursprüng-

liche Grundlage ist doch sehr wahrscheinlich eine besondere Gruppe der weißen Rasse, die eine leicht geschwungene Nasenform, wie in manchen griechischen Plastiken, aufwies. Bei Negern findet sich dieser Typ im allgemeinen nicht, nur im Norden und Nordosten von Afrika, wo arabische und semitische Einschläge vorhanden sind, scheint er vorzukommen. Jedenfalls ist die Erklärung der dinarischen Rasse eine der schwierigsten anthropologischen Aufgaben.

Klinische Beobachtungen zur Rassenkunde

In der Diagnostik der Geisteskrankheiten 1904 habe ich die morphologische Seite der Psychopathologie besonders im Gebiet der Idiotie stark hervorgehoben und auf diesem Boden an der Differenzierung der Krankheitsformen gearbeitet. Dabei boten die hydrozephalischen und die porenzephalischen Störungen des Gehirns und Schädels sehr interessante Beispiele. Dieses morphologische Studium wurde durch eine umfangreiche Schädelammlung erleichtert, die der damalige Obermedizinalrat Dr. von Hölder, im Zusammenhang mit einem Briefwechsel über die Bedeutung der morphologischen Abnormitäten, für die Sammlung der von mir geleiteten Nervenklिनik in Gießen gestiftet hat. Sie enthält eine große Zahl von Exemplaren, bei denen man einen Einblick in die Mechanik des Schädelwachstums und der morphologischen Abnormitäten gewinnen kann.

Parallel mit diesem Studium ging die Messung von skelettierten Schädeln, sowie von Köpfen lebender Patienten nach der Riegerschen Methode, wobei die einzelnen Ebenen des Kopfes (horizontale, sagittale und frontale) auf ein Meßblatt projiziert werden, so daß man die Schädelmaße von diesem ablesen kann, an Stelle in der üblichen Weise Längen-, Breiten- und andere Maße mit dem Tasterzirkel zu bestimmen. Konrad Rieger hat dieses ausgezeichnete Verfahren schon vor langer Zeit in der Schrift „Eine exakte Methode der Craniographie“, Verlag von Gustav Fischer in Jena, dargestellt, auf die ich in technischer Beziehung verweisen muß.

Zur anthropologischen Charakteristik einer Schädelform wird hauptsächlich als Index der Quotient zwischen Breite und Länge benutzt, wobei Werte von etwa 80% nach unten als Langköpfigkeit, Werte über 80% als Kurzköpfigkeit betrachtet werden. Ich verweise hier auf die kurze Darstellung, die Hans Günther in der 10. Auflage seiner Rassenkunde des deutschen Volkes, S. 26—37, gegeben hat, ferner auf die Lehrbücher der Anthropologie. Für klinische Beobachtungen, die vielfach in die Rassenkunde hineinführen, ist es jedoch

viel besser, mit Hilfe der Riegerschen Methode ein Gesamtbild der Schädelform zu geben, da der genannte Index zur Charakteristik nicht ausreicht, z. B. gibt es Mikrocephale, die nach dem Index den Typus der Langköpfigkeit haben. Ich ziehe also für klinische Zwecke die Darstellung nach der Riegerschen Methode der Messung von Quer- und Längenmaßen unbedingt vor.

Ferner reicht für klinische Aufgaben die übliche Form der Flächenphotographie, wie sie Günther meist anwendet, nicht aus, sondern muß, wie ich dies in dem Lehrbuch der psychopathologischen

Figur 34

Figur 35

Untersuchungsmethoden (1899) längst gefordert habe, durch Stereoskopphotographie ergänzt werden, die erst einen richtigen Einblick in die dreidimensionalen Verhältnisse einer Physiognomie bietet. Wenn dies bei der Reproduktion im Schriftwerk Schwierigkeiten macht, so müssen zum Ersatz von jedem Kopf mindestens zwei Aufnahmen gemacht werden, nämlich erstens eine reine Profil- oder Frontalaufnahme und eine Halbprofilaufnahme. Von klinischer Bedeutung ist es, die physiognomische Darstellung mit der Kopfmessung zu verbinden. Im folgenden möchte ich in möglichster Kürze wenigstens einige Beispiele für die methodischen und inhaltlichen Beziehungen der morphologisch gerichteten Psychiatrie und der Rassenkunde geben.

Fall I. I. X. aus O., Handwerker, geb. 1865, evang., aufgenommen am 22. X. 1926, also 61 Jahre alt. Er war verheiratet, ist seit 18 Jahren geschieden, hatte 7 Kinder. Er leidet seit langer Zeit an Sehstörungen, hatte angeblich mit 7 Jahren ägyptische Augenkrankheit. Seit mehreren Monaten Auftreten von Verfolgungsideen. Er beobachtet seine angeblichen Verfolger andauernd vom Fenster aus, obgleich starke Sehstörung vorliegt. Einmal wäre er dabei beinahe zum Fenster aus dem vierten Stock heruntergestürzt. Seine Wahnideen beziehen sich zum Teil auf das genealogische Gebiet. Er spricht von seinem Stammbaum, den er 753 Jahre zurückführt, augenblicklich leben 156 Ahnen von ihm in O. Seine Familie sei die älteste in O. Er habe eine Braut, ein Fräulein von L. — Senile Veränderungen sind nicht nachzuweisen. Die Krankheitsform bei dem über 60 Jahre alten Manne zeigt eine Mischung von paranoischen und katatonischen Symptomen, wie sie öfter in viel früherem Alter in einer Untergruppe der *Dementia praecox* auftreten.

Vom Standpunkt der Rassenkunde interessant ist die Kopf- und Gesichtsbildung (vgl. Profilbild Figur 34 und Frontalbild Figur 35). X. zeigt einen ausgeprägt dinarischen Typ mit stark hervorspringender Nase und mittelkräftig entwickeltem Kinn. Die eingesunkene Mundpartie hängt wesentlich mit dem Alter zusammen. Die Kopfmessung ergibt folgendes (vgl. Figur 36, Kopfmeßblatt):

Längsachse 19,0 cm, Querachse 15,5 cm.

Sagittalbogen 28,0 cm, Frontalbogen 26,0 cm.

Umfang 55,0 cm, Höhe des Sagittalbogens 9,8 cm.

Der Index, d. h. der Quotient von Querachse und Längsachse, beträgt 81,57, steht also am Anfang der Brachyzehalie. Die Scheitelhöhe über der Riegerschen Horizontale beträgt 9,8 cm, ist also relativ groß. Um diese Charakteristik noch deutlicher hervortreten zu lassen, gebe ich zum Vergleich die Maße eines anderen Kopfes (II), der mehr dolichocephalen Typ aufweist, und die Maße von einem ausgeprägten Rundkopf (III), der klinisch von uns als hydrozephal aufgefaßt wurde. Die Maße dieser beiden Köpfe sind folgende:

Zu II		Zu III	
Längsachse	20,2 cm	Längsachse	20,2 cm
Querachse	16,4 cm	Querachse	17,8 cm
Sagittalbogen	31,0 cm	Sagittalbogen	30,0 cm
Frontalbogen	29,0 cm	Frontalbogen	29,0 cm
Umfang	61,0 cm	Umfang	62,0 cm
Höhe des Sagittalbogens . .	8,9 cm	Höhe des Sagittalbogens . .	8,2 cm
Index (Quotient von Querachse und Längsachse)	74,5 cm	Index (Quotient von Querachse und Längsachse)	88,0 cm

Vergleicht man die Kopfmaße von X. hiermit, so ist ersichtlich, daß dieser in bezug auf den Index ungefähr in der Mitte zwischen

den beiden letztgenannten steht. Bemerkenswert ist die relativ große Scheitelhöhe, die zu dem dinarischen Typ paßt. Das Vorkommen dieses ausgeprägt dinarischen Types in O., das innerhalb des früheren römischen Limes in der hessischen Provinz Starkenburg liegt, ist von Interesse. Auch sonst kommen hier, allerdings meist durch neuere Einwanderung, dinarische Typen, wenn auch nicht in dieser karierten Form, vor.

Figur 36. Schädelmeßblatt

Horizontalebene, — · — · — Sagittale Ebene, - - - - - Frontale Ebene

Fall II. Als Beispiel gebe ich noch das Bild eines Patienten T. aus O., d. h. aus demselben Orte, aus dem der Patient X. stammt. Aus den Figuren 37 und 38 ist der dinarische Typ, wenn auch in geringerer Stärke, deutlich zu erkennen. Auf Befragen stellte sich heraus, daß der Vater des Patienten aus Bayern nach O. eingewandert ist. Hier handelt es sich also um neuere Übertragung, während sich bei der Familie des X. neuere Einwanderung bisher nicht nachweisen läßt.

Die Diagnose bei T. war zuerst auf senile Demenz mit Erregungszuständen gestellt. Es ergab sich jedoch, daß in der Vorgeschichte mehrfach geringe Begabung und nervöse Erscheinungen mit einer ausgeprägten Neigung zum Wandern aufgetreten waren. Ferner hatte er starke Erreglichkeit mit Verstimmung bis zur Selbstmordgefahr gehabt. Daher ist auch eine epileptoiden Psychoneurose mit der Möglichkeit der Besserung in Betracht gezogen worden. Letztere ist tatsächlich eingetreten. Bemerkenswert ist noch, daß ein Bruder ebenfalls abnorm ist und einen pathologischen Wandertrieb zeigt.

Fall III. Frl. F. Sch. aus Sch. in der südlichen Rhön, 22 J. alt, aufgenommen am 15. IX. 1926. Die Krankheitsdiagnose war zweifelhaft zwischen periodischen Verstimmungen (manisch-depressives Irresein) und Dementia praecox. Morphologisch zeigt sie in der breiten Bauart des Gesichts und Kopfes mit starken Backenknochen einen ausgeprägten ostischen Typus, der an dieser Stelle in einem kleinen Gebirgsdorf der Rhön zunächst unverständlich erscheint (vgl. Figur 39, Frontalaufnahme, und Figur 40, Profilaufnahme).

Für mich hatte diese Beobachtung großes Interesse, da ich kurz vorher die Frage der ältesten Straßen (Rennwege) in der Rhön untersucht hatte und, ohne bis dahin die Patientin zu kennen, zu der Auffassung gelangt war, daß südöstlich vom Dammersfeld ein solcher alter Weg, als Fortsetzung einer vom Thüringer Walde kommenden prähistorischen Straße, von Reussendorf über Oberriedenberg nach Schildeck und weiter, nahe der Sturmiuskapelle, über die fränkische Saale westlich von Hammelburg (= Amanaburg) führt. Der Heimatort des Mädchens liegt ganz in der Nähe dieses uralten Weges, nicht weit von Schildeck. Ganz ähnliche Beobachtungen habe ich bei vielen Patienten meiner Klinik aus dem Odenwald, besonders aus dem Mümlingtal, machen können, in dem ostische Typen in ausgeprägter Weise vorkommen.

Die praktische Psychiatrie ist, wenn man die Gesamtpersönlichkeit der Patienten ins Auge faßt, mit der Rassenkunde in engster Weise verknüpft. Hierbei ergibt sich das interessante Problem, wie sich die Rasseneinteilung von Günther, die inhaltlich auf älteren Quellen beruht, zu den morphologischen Typen Kretschmers, die er in dem Buch über Körperbau und Charakter dargestellt hat, verhält. Dabei fällt zunächst ins Auge, daß der pyknische Typ Kretschmers sehr wahrscheinlich zu der ostischen Rasse Günthers Beziehung hat, während der asthenische Typus Kretschmers mit einer Spielart der nordischen, und besonders der westischen Rasse Ähnlichkeiten aufweist. In meinem, vorwiegend hessischen, Gesichtskreis befindet sich eine Reihe von Fällen, in denen der asthenische Typus Kretschmers rassenkundlich mit den Eigenarten der von Günther sogenannten westischen Rasse zu-

sammenstimmt. Es erscheint mir sehr wünschenswert, daß die genannten beiden Autoren sich im Anschluß hieran über die Beziehung

Figur 37

Figur 38

Figur 39

Figur 40

ihrer beiderseitigen Einteilungen auseinandersetzen. Dies ist um so notwendiger, als Günther ebenso wie Kretschmer seine Einteilung mit einer bestimmten psychologischen bzw. psychopatho-

logischen Charakteristik verbindet. Jedenfalls muß die morphologische Richtung in der Psychiatrie zur Rassenkunde in engste Beziehung gebracht werden.

26. Kapitel

Die europäische Urrasse

Wenn man die Einteilung Günthers in fünf Rassengruppen zunächst als statistische Tatsache, unabhängig von der Frage der richtigen Bezeichnung, zugrunde legt, so erheben sich zwei eng miteinander verknüpfte Fragen, nämlich erstens, wie diese fünf Rassen entstanden sind, zweitens, wie die europäische Urrasse ausgesehen hat. Daß letztere in Europa durch Umwandlung einer bodenständigen Affenart entstanden sei, ist nach den geologischen und paläographischen Verhältnissen ganz unwahrscheinlich, vielmehr ist anzunehmen, daß nach der relativ jungen Bildung des europäischen Kontinents Europa von den Ursprungsstellen des Menschengeschlechts (Afrika und Asien) besiedelt worden ist. Aber diese Hypothese muß genau geprüft werden. Ein Urteil über die erste europäische Menschenrasse (europäische Urrasse) kann nur durch eine sorgfältige Abwägung und Vergleichung der fossilen Funde von Menschenknochen, besonders Schädeln, sowie der in einzelnen Fällen vorhandenen Nebenfunde, besonders von Instrumenten, mit den geologischen Schichten, in denen sie vorkommen, sowie den Feststellungen über die allmähliche Entstehung der Festländer gewonnen werden.

Diese Betrachtungsweise, bei der besonders noch die Kulturreste, z. B. die uralten Zeichnungen in Höhlen und an Felsen, sowie Bauten zu berücksichtigen sind, geht immer mehr über das Wissensgebiet des einzelnen hinaus und muß durch das Zusammenwirken von mehreren Forschern behandelt werden. Auf Grund dieser Einsicht haben sich an der Universität Gießen im Jahre 1913 vier akademische Lehrer zusammengetan, um die ältere Steinzeit in einem gemeinsamen Kolleg darzustellen, nämlich die Professoren Harrassowitz (Geologie), Henneberg (Anatomie), Watzinger (Archäologie), Sommer (beobachtende Psychologie). Leider sind die damals gehaltenen zusammenfassenden Vorträge infolge der Zeitverhältnisse nicht gedruckt worden. Ich bin mir daher der Unvollständigkeit der folgenden kurzen Darstellung völlig bewußt. Diese ist jedoch im Zusammenhang des Buches notwendig. Im übrigen muß ich auf die

umfangreiche Literatur verweisen. Hier kann ich nur die besonders in Betracht kommenden Schädel- und Skelettfunde unter Berücksichtigung der Hauptfragen darstellen.

1. Der Neandertaler Fund. Das bei Düsseldorf liegende Neandertal ist in den Devonkalk eingeschnitten, gehört also zu einer geologisch sehr alten Formation. Es kann jedoch viel jünger sein als diese, da öfter in geologisch sehr alten Ablagerungen Täler erst viel später entstehen. In Kalkformationen, gleichgültig aus welcher geologischen Schicht sie stammen, sind aus physikalisch-chemischen Gründen, wegen der Löslichkeit im Wasser, Höhlenbildungen sehr häufig. In einer solchen Höhle, der sog. kleinen Feldhofer Grotte, ist 1856 ein in einer 2 Meter starken, diluvialen, d. h. eiszeitlichen Lehmschicht eingebettetes Skelett gefunden worden, von dem außer Extremitäten und Rumpfskelettknochen besonders Teile der Schädelkapsel (Stirnbein, Scheitelbein, oberer Teil des Hinterhauptbeines nebst einem kleinen Teil der Hinterhauptschuppe desselben) erhalten sind. Der aus diesen Teilen zusammengesetzte Schädel befindet sich im Provinzialmuseum in Bonn a. Rh., wo ich ihn gesehen habe.

Daß es sich um ein später in dieser Lehmschicht beerdigtes Skelett handelt, woran man kritischerweise bei solchen Funden denken muß, erscheint ausgeschlossen. Wenigstens ist dieser Einwand meines Wissens von keinem der Forscher, die sich mit der Frage beschäftigt haben, gemacht worden. Der Fund kann also wegen der Schicht, in der er gemacht wurde, als diluvial, d. h. eiszeitlich angenommen werden.

Nun ist aber die Eiszeit geologisch sehr viel später, als die Entstehung des europäischen Festlandes, die eine Einwanderung aus dem viel älteren afrikanischen und asiatischen Festland erst ermöglichte. Im Hinblick auf die europäische Besiedlung, die das Vorhandensein einer menschlichen Urrasse schon voraussetzt, erscheint der Neandertaler Fund also verhältnismäßig jung, trotz der alten Formation, in der er sich gefunden hat. Das entscheidende Moment für die Datierung ist die Lage im diluvialen Lehm.

Dieser Eiszeitmensch ist nun zum Gegenstand eines höchst interessanten wissenschaftlichen Streites geworden. Virchow, dessen Scharfsinn in der Beurteilung von Schädelformen ich als sein Schüler in praktischen Fällen kennengelernt habe, hat den Schädel für pathologisch erklärt, und auf seine Autorität gestützt hat jener jahrzehntelang als pathologisch gegolten. Im Gegensatz zu ihm hat später der Anatom Schwalbe in der 1901 in Bonn erschienenen Schrift *Der*

Neandertalschädel ausgeführt, daß das Skelett menschliche Merkmale mit Affencharakteren vereinigt und in der Mehrzahl der Eigenschaften zwischen dem höchststehenden Affen und dem Menschen eine Mittelstellung annimmt, jedoch so, daß es ersterem bedeutend nähersteht, als letzterem. Auch Schwalbe hebt also starke Abweichungen von den bekannten Typen der Menschenrassen hervor. Hier liegt, wenn man von den beobachteten Symptomen ausgeht, eigentlich eine Annäherung an den Virchowschen Standpunkt, der die pathologischen Besonderheiten des Schädels hervorgehoben hat.

Nach der Untersuchung der Schädelform kann trotz der Hervorhebung pathologischer Züge durch Virchow, der ich mich vom morphologisch-psychiatrischen Standpunkte in einigen Punkten anschließen muß, kein Zweifel sein, daß der Neandertaler Schädel mit den Schädeln von Spy und La Chapelle aux Saints zu einer im wesentlichen gleichartigen Gruppe gehört, die man nach der Reihenfolge der Funde am einfachsten unter dem Namen der Neandertaler Rasse zusammenfassen kann.

2. Der *Homo Mousteriensis*. Dies gilt auch für das Skelett, besonders den Schädel des *Homo Mousteriensis*, den Dr. Otto Hauser bei Les Eyzies in der Dordogne zusammen mit Prof. Klaatsch ausgegraben hat. Ich habe diese Stelle bei dem Besuch der Ausgrabungen und Höhlen mit Dr. Otto Hauser im Jahre 1912 gesehen. Von dieser Reise stammt das Bild in Figur 41, auf dem der Eingang zu einer Fundstation von Dr. Hauser ersichtlich ist. Die großen Felsblöcke haben früher das Dach der Höhle gebildet.

Die Stelle der Bestattung des *Homo Mousteriensis* liegt am Boden des Vézèretales unterhalb einer paläolithischen Höhle, die sich viel höher in der Wand des Kalkfelsens findet.

Allerdings zeigt sich an dem relativ verschiedenen Inhalt der beiden Schädel von Spy, daß eine gewisse Streuung der Schädelform vorhanden war, aber das Typische ist unverkennbar. Auch der Schädel des *Homo Mousteriensis* erscheint höher gewölbt als der Neandertaler. Die Augenbrauenwülste treten stark hervor, der Schädel ist relativ lang und breit, in der Gesamtform dolichocephal (Langschädel), aber relativ niedrig mit fliehender Stirn. Die dabei gefundenen Instrumente gehören zum Acheuléen und zum Moustérien. Als gleichzeitig lebend sind ermittelt: Mammut, Rhinoceros tichorhinus, Renntier, Urstier, Bison priscus, Edelhirsch, bei dem *Homo* von La Chapelle außerdem Wolf, Steinbock, Wildschwein, also eine vollkommen ausgebildete Säugetiergruppe, die mit gegenwärtig leben-

den Tieren nahe verwandt ist. Alle diese Funde gehören in die dritte Zwischeneiszeit, die zwischen der großen Rißeiszeit und der späteren Würmeiszeit liegt.

3. Der *Homo Aurignaciensis*. Es ist nun eine außerordentlich merkwürdige Tatsache, daß sich außer den Schädeln vom Neandertal, Spy, La Chapelle in dieser dritten Zwischeneiszeit aus den Funden bei Aurignac in Südfrankreich ein viel höher entwickelter Menschentypus zeigt, der *Homo Aurignaciensis*, der als eine

Figur 41. Altsteinzeitliche Fundstätte in der Dordogne

neue, und zwar die Stammrasse der gegenwärtigen weißen Rasse gilt. Von Tieren sind dabei gefunden: *Rhinoceros tichorhinus*, ebenso wie bei dem viel tiefer stehenden Neandertaler, sowie bei dem *Homo* von Spy, ferner *Elephas primigenius* und Renntier.

Während also die mit den Schädeln von menschlichen Wesen gleichzeitigen Tierknochen keine wesentliche Änderung der Tierarten aufweist, tritt der *Homo Aurignaciensis* in bezug auf die Schädelbildung als ein neues in dieses Gebiet eingewandertes Element auf, das sich nicht an Ort und Stelle als Weiterentwicklung der Neandertaler Rasse durch Zwischenglieder erkennen

läßt. Dieser Fund ist um so merkwürdiger, als sich in den Instrumenten, die sich bei dem *Homo Aurignaciensis* finden, zwar ein technischer Fortschritt gegenüber dem Moustérien und den in räumlicher Nähe davon ausgegrabenen Micoque-Instrumenten findet, jedoch ein viel geringerer, als man nach der außerordentlich viel höher entwickelten Schädelform als Begleiterscheinung des *Homo Aurignaciensis* denken sollte.

Hier ist eine bisher völlig ungeklärte Differenz zwischen der sprunghaft höher entwickelten Schädelform und der nur ganz langsam fortschreitenden Technik vorhanden. Dagegen zeigt sich in dem anschließenden Solutréen-Zeitalter anerkanntermaßen die höchste Feuersteintechnik. Diese tritt also merkwürdigerweise nicht mit der im *Homo Aurignaciensis* gegebenen höher entwickelten Schädel- und Gehirnbeschaffenheit auf, sondern erst später im Solutréen. Diese chronologisch verschobenen Verhältnisse von höherer Schädel- und Gehirnbeschaffenheit einerseits, Werkzeugentwicklung andererseits, bilden nach meiner Auffassung eine der merkwürdigsten Tatsachen in der Urgeschichte der Menschheit. Sie lassen sich aus einem einfachen Parallelismus von Gehirnbeschaffenheit und Instrumententechnik, wie er häufig angenommen wird, durchaus nicht erklären, deuten vielmehr auf ein viel tiefer liegendes Problem, nämlich auf das Verhältnis von Kultur und Gehirnentwicklung. Ich werde später versuchen, eine Reihe von solchen Erscheinungen bei den geschichtlich genauer faßbaren Kulturen aus dem von mir aufgestellten Begriff der Epimixis zu erklären.

An die dritte Zwischeneiszeit schließt sich die vierte als Würmeiszeit bezeichnete Periode. In diese wird das in bezug auf Instrumententechnik gegenüber dem Solutréen noch weiter entwickelte Magdalénien-Zeitalter verlegt. In bezug auf die Tierarten tritt besonders das Renntier hervor, dabei Damhirsch, Mammut, *Rhinoceros tichorhinus*, Höhlenlöwe, Hyäne und Moschusochse. Die in Vordergrund tretende Knochenwerkzeugtechnik hat in bezug auf das Material eine Beziehung zu der klimatisch bedingten Renntierzeit. Es herrschte damals eine Steppen-Fauna neben arktisch-alpiner Fauna und Flora. Die Würmeiszeit bildet den Schluß des sogenannten Diluviums, d. h. der erdgeschichtlichen Periode, die ursprünglich mit der biblischen Überlieferung der Sintflut in Beziehung gebracht wurde, während es sich in Wirklichkeit um 4 Eiszeiten mit 3 Zwischeneiszeiten gehandelt hat. Mit dem Aufhören der

Würmeiszeit beginnt die Nacheiszeit, in der wir uns zur Zeit befinden und über die bisher nicht gesagt werden kann, ob sie eine weitere Zwischeneiszeit darstellt.

In bezug auf die Instrumentenbeschaffenheit beginnt am Ende der paläolithischen Periode das mesolithische Zeitalter, das besonders durch Hirscharten ausgezeichnet ist, während Höhlen-Bär und Renn-tier verschwunden sind, dagegen finden sich der braune Bär und der Wolf. Diese Veränderungen entsprechen den klimatischen Umformungen. Es handelt sich um ein im Verhältnis zur Würmeiszeit wesentlich milderer Klima, in dem Koniferen und Laubholz im Gegensatz zur Steppenflora vorherrschen. Auch jetzt tritt in bezug auf die Instrumentenbeschaffenheit eine bemerkenswerte Änderung auf, die durch den Ausdruck Mikrolithik, d. h. kleiner Steininstrumente im Verhältnis zu den mächtigen Bildungen der ältesten steinzeitlichen Perioden, charakterisiert ist.

Erst verhältnismäßig sehr spät setzt dann die Neolithik, das Zeitalter der polierten Steine, bei deren Herstellung Hilfsinstrumente notwendig sind, ein. Durch einfache Gegenüberstellung von Paläolithik und Neolithik wird das merkwürdige chronologische Verhältnis dieser beiden technischen Perioden nicht deutlich ausgedrückt. Man bekommt erst dann einen Einblick in diese beiden Arten von Technik, wenn man die zeitlichen Verhältnisse betrachtet. Die gesamte Eiszeit bis zum Schluß der Würmeiszeit wird von Penck auf etwa 500000 Jahre geschätzt. Da nach dem Urteil von prähistorischen Forschern schon aus der ersten Eiszeit große Faustkeile stammen, während die Eolithen sogar bis in das Ende des Tertiärs zurückverlegt werden und dann, mindestens bis zum Aurignacien, d. h. bis zum mittleren Teil der dritten Zwischeneiszeit, die Technik zwar etwas verbessert, jedoch in der Hauptrichtung unverändert erscheint, so muß man für das Bestehen der älteren Steinzeit außerordentlich lange Zeiträume annehmen. Das wesentliche liegt also hier in der merkwürdig langen Dauer und grundsätzlichen Gleichartigkeit einer Technik, die mit dem kulturellen Leben der damaligen Menschen aufs engste zusammenhängt.

Mit diesem Maßstab gemessen, erscheint die Neolithik, d. h. das Zeitalter der polierten Steine, merkwürdig kurz und macht in verhältnismäßig rascher Folge der Metalltechnik, zuerst der Kupfer-, dann der Bronze-, schließlich der Eisenzeit Platz, wobei wir uns schon vollständig in frühgeschichtlichen und geschichtlichen Zeiträumen befinden. Dieser Vorgang erinnert sehr an das ganz lang-

same Anfahren eines schwer beladenen Wagens, der allmählich in immer rascheres Rollen kommt. Diese eigentümlichen chronologischen Verhältnisse lassen sich m. E. nur aus der Psychologie und Geschichte der Erfindungen erklären. Ursprünglich wurde die Erfindungstechnik durch einschneidende klimatische Verhältnisse ganz in bestimmten Bahnen gehalten. Die ältere Steinzeit mit ihrer außerordentlich langen Dauer bildet die instrumentelle Parallele zu der furchtbaren Not der Eiszeiten und der relativ geringen klimatischen Verbesserung der ersten Zwischeneiszeiten. Das Auftreten des in bezug auf Schädel und Gehirn viel höher entwickelten *Homo Aurignaciensis* hat an sich zunächst nicht vermocht, diesen Erfindungsprozeß rascher in Gang zu bringen. Erst in dem folgenden Solutrëenzeitalter steigert sich die Feuersteintechnik zur höchsten Blüte, während nach Schluß der Würmeiszeit die ältere Steintechnik zu einer Mikrolithik zusammenschrumpft. Erst in dem veränderten Klima der Nacheiszeit sehen wir die auf neuen Erfindungen beruhenden Perioden der Neolithik, sodann der Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit einsetzen.

Es wäre jedoch durchaus falsch, wegen dieser chronologischen Verhältnisse den Fortschritt der menschlichen Technik lediglich aus klimatischen Verhältnissen herzuleiten, sondern man muß im Gegensatz hierzu stark betonen, daß durch den *Homo Aurignaciensis* mit höher entwickelter Gehirn- und Schädelform in Europa ein außerordentlich wichtiges neues Element aufgetreten ist, wenn dieses sich auch nicht gleich durch eine höhere Technik bemerklich macht. Der Zusammenhang ist vielmehr sehr wahrscheinlich so, daß die beim *Homo Aurignaciensis* vorhandene höhere Gehirnentwicklung erst nach Schluß der Eiszeit, bei veränderten klimatischen Verhältnissen, die besonders Wanderungen der einzelnen Gruppen der damaligen Menschheit bedingten, zur Wirksamkeit gekommen ist. Jedenfalls ist das Verhältnis der Gehirnentwicklung zum Zustand der gleichzeitig vorhandenen Technik von größter Bedeutung. Die Urgeschichte der Menschheit ist einerseits mit den klimatischen Verhältnissen, andererseits mit der Gehirnbeschaffenheit und dem Auftreten von neuen Erfindungen aufs engste verknüpft. Im übrigen möchte ich folgende Funde zur Frage der europäischen Urrasse hervorheben:

4. Der Schädel von Piltdown ist viel weniger bekannt als der

Neandertaler, ist jedoch für die Beurteilung der Grundfrage, wie die ersten Menschen in Europa ausgesehen haben, von größter Bedeutung. Piltdown liegt in der Grafschaft Sussex in England, und zwar zwischen Cuckfield und Haywards Heath (vgl. Stieler's Handatlas Nr. 38, H. 8). Eine Beschreibung des Schädels, der sich in der naturgeschichtlichen Abteilung des Britischen Museums befindet, und der Umstände, unter denen er entdeckt worden ist, wurde 1913 von A. Smith Woodward in der Vierteljahrsschrift der Geologischen Gesellschaft gegeben. Ein einfacher Bericht darüber befindet sich in dem Führer durch die menschlichen Fossilien in der Abteilung für Geologie und Paläontologie im Britischen Museum. Durch die Freundlichkeit des Altertumsforschers Herrn W. Rehlen erhielt ich Nachbildungen des Fundes, der folgende Stücke umfaßt: 1. ein beträchtliches Stück der linken Schädelseite, 2. ein kleineres Stück des rechten Seitenwandbeines, 3. ein Stück der Hinterhauptschuppe. Eine genaue Beschreibung dieser Teile habe ich niedergeschrieben, muß sie jedoch, da sie zuviel anatomische Einzelheiten enthält, wegen Raummangel weglassen.

5. Der Gibraltar-Schädel. Zwei Abbildungen dieses in der südwestlichen Ecke von Spanien gefundenen Schädels finden sich in der Schrift von Heinrich Driesmans „Der Mensch der Urzeit“, V. Auflage, S. 34 Vorderansicht, S. 35 Seitenansicht, beide Bilder nach J. Sollas. Die großen Augenhöhlen, die starken Augenbrauen, die etwas fliehende Stirn bei relativ langem Bau geben dem Schädel ein charakteristisches Gepräge. Leider ist die Ansatzlinie des Schläfenmuskels an der Seitenansicht nicht zu erkennen. Im übrigen paßt die Form dieses Schädels sehr gut zu dem Befund an dem Piltdown-Schädel.

6. Der Schädel aus Mauer bei Heidelberg ist besonders interessant im Hinblick auf den ebenfalls dicht am Rheintal gemachten Fund des Neandertaler-Schädels. Er ist in dem erwähnten Buch von H. Driesmans, S. 34, behandelt. Dabei wird O. Schoetensack: Der Unterkiefer des Homo Heidelbergensis aus den Sanden von Mauer bei Heidelberg 1908 zitiert.

7. Der Knochenfund von Krapina ist in einer Höhle in Kroatien gemacht worden. Heinrich Driesmans spricht in seinem Buch, S. 32, darüber:

„Unter den dortigen Kulturschichten fand sich eine solche, die eine uralte, ausgedehnte Feuerstelle enthielt. Auf dem Herde lagen noch zerschlagene und angebrannte Menschenknochen, als die Überreste einer kannibalischen Horde,

Sommer, Familienforschung, 3. Aufl.

die dort ihre Wohnstätte gehabt. Die gefundenen Knochenreste gehören 10 Individuen verschiedener Altersstufen an und weisen deutlich erkennbare Rassenmerkmale auf. Diese „Urkroaten“ besaßen nach Dr. Hagen niedrige, plattgeformte, lange und breite Schädel, die an den Affentypus erinnern.“

Andererseits fand Kramberger in Agram, der die Knochen untersucht hat, Abweichungen vom Urmenschen, *Homo primigenius*, in der schwachen Entwicklung der Augenbrauenbögen, ferner, in bezug auf die Eiszeitmenschen, in dem schlanken und geraden Bau der Arme und Beine. Driesmans gibt in seinem Buch, S. 33, Bilder von Kieferstücken eines Krapinaschädels. „Die Industrie des Menschen von Krapina entspricht der von Taubach, beide scheinen somit dem gleichen Interdiluvium (Zwischeneiszeit) anzugehören.“ Die anthropologische Stellung der Krapina-Knochenfunde scheint mir bei dieser Sachlage noch unklar zu sein.

8. In dem vorigen Abschnitt sind die Funde von Taubach erwähnt, die ebenfalls hierher gehören. Taubach liegt an der Nordostseite des Thüringer Waldes nahe von Weimar (vgl. den Andreeschen Handatlas, 6. Auflage, 55/56 D. 3).

Diese altsteinzeitlichen Funde sind von großer Bedeutung, da der Ort, an dem sie gemacht sind, in Deutschland zwischen der nördlichen und südlichen Gletschermoränenzone liegt. Bis in das mittlere Deutschland reicht der große am Ural beginnende Kessel, in dem sehr wahrscheinlich die Umbildung der europäischen Urrasse zur weißen Rasse erfolgt ist.

9. Der Skelettfund von Obercassel bei Bonn ist von Max Verworn erhoben und in der Schrift „Der diluviale Menschenfund von Obercassel bei Bonn“ (Wiesbaden 1919) beschrieben worden. Es handelt sich um zwei Skelette, eins von einem 50–60 Jahre alten Manne, das andere von einer 20–25 Jahre alten Frau. Verworn findet teilweise Übereinstimmung mit dem Neandertaltyp, sowie den Skeletten von Cro-Magnon. Infolge der Verbindung von auffallenden Eigentümlichkeiten hält Verworn das Skelett des Mannes für eine bisher unbekannte und neue Form des diluvialen Menschen.

10. In diesem Zusammenhang sind auch die Funde in der Höhle am Schweizerbild bei Schaffhausen von Interesse, die aus der älteren Steinzeit stammen. Die Zeit, in der diese Jäger der Eiszeit lebten, wird von Driesmans (in seinem Buch, S. 32) auf das 20. Jahrtausend vor der Gegenwart geschätzt. Dies ist jedoch im Zusammenhang der Erdgeschichte eine sehr kurze Zeit. „Nach Professor Penck ist die Dauer des Eiszeitalters auf mindestens eine halbe Million

Jahre, und die Dauer des Paläolithikums, d. i. der älteren Steinzeit, auf etwa 200000 Jahre zu schätzen.“

Anlässlich solcher Zahlen erscheint das Alter der Funde am Schweizerbild, d. h. schätzungsweise 20000 Jahre, sehr gering. Dabei drängt sich folgender Gedanke auf: Wenn die Menschen der Schweizerbildhöhle vor 20000 Jahren lebten und altsteinzeitliche Instrumente hatten, so stehen sie fast am Ende der 200000 Jahre, die als Dauer der alten Steinzeit angegeben werden. Es bleiben dann von der Dauer der Eiszeit, d. h. nach Penck einer halben Million Jahre, noch fast 300000 Jahre bis zum Beginn der älteren Steinzeit. Diese Zeit wäre also auf die Entstehung und Ausbildung der weißen Rasse von Beginn der Eiszeit an zu rechnen. Solche Zeiten sind in der Tat sehr wahrscheinlich nötig, um eine anthropologische Umbildung, wie sie in der Entstehung der weißen Rasse vorliegt, zu ermöglichen.

Zu den Überlegungen Pencks über die Dauer der Eiszeit kommt nach folgendes. Die weiße Rasse kann, soweit sich dies nach anderen nordischen Arten mit Verminderung der Pigmentbildung beurteilen läßt, nur durch Umbildung einer schon vorher vorhandenen europäischen Urrasse, die ihrerseits nach Entstehung des europäischen Erdteiles eingewandert sein muß, entstanden sein. Dies führt zu der Anschauung, daß schon vor Beginn der Eiszeit, also nach Penck vor etwa einer halben Million Jahren, Menschen in Europa vorhanden gewesen sein müssen, als deren Modifikation während der Eiszeit die weiße Rasse entstanden ist.

Die erwähnten Schädel- und Skelettfunde haben also bisher keine völlige Klarheit über die Beschaffenheit der europäischen Urrasse gebracht. Für die weitere Behandlung dieser Frage ist eine Betrachtung folgender, eng miteinander zusammenhängender Thematata notwendig:

1. Die Bildung des europäischen Kontinents und seine Beziehungen zu Afrika und Asien.

2. Die Eiszeit in Europa mit Berücksichtigung der Vergletscherungen und Klimaschwankungen. Dabei ist besonders die Einwirkung des Golfstromes zu beachten, der den Westen und Nordwesten von Europa erwärmt.

3. Die Entstehung, Veränderung und Besiedlung des Mittelmeeres, an dessen östlicher Seite die alten Kulturen, besonders die ägyptische und babylonische, entstanden sind. Im Zusammenhang damit steht auch die Geschichte des jüdischen Volkes.

4. Die Lage der europäischen Binnenmeere, besonders des Schwarzen Meeres im Süden und der Ostsee im Norden, einerseits zu dem Entstehungsgebiet der weißen Rasse, andererseits zu den nach Westen führenden Meeresteilen, im Norden zur Nordsee, im Süden zum Mittelmeer. Beide Ausgänge weisen nach dem Atlantischen Ozean und sind für die Entwicklung der Schifffahrt und für die Wanderungen der weißen Rasse am Ende der Eiszeit von größter Bedeutung gewesen.

27. Kapitel

Eiszeit und weiße Rasse

Zum Verständnis der Eiszeit und ihres Einflusses auf die Entstehung der weißen Rasse muß man von den geologischen Veränderungen ausgehen, die sich im sog. Tertiär vollzogen haben. Dieses bildet den ersten Teil der sog. känozoischen Formation, die nach dem paläozoischen und mesozoischen Zeitalter die dritte große Periode der Erdbildung und Tierentwicklung darstellt. Ich weise dabei auf das Buch von Othenio Abel „Die Stämme der Wirbeltiere“, 1919, ferner auf sein ausgezeichnetes Lehrbuch der Paläozoologie, II. Auflage, 1924, Verlag von G. Fischer, Jena, hin. —

Dieser Abschnitt der Erdgeschichte ist durch Bildung von Festländern, die zu den heutigen Kontinenten zusammenwachsen, charakterisiert. Dabei muß man eine Hebung von vorher unter dem Meeresspiegel liegenden Massen annehmen. Sehr deutlich ist dieser Vorgang an den mächtigen Kalkbildungen, die ganz Südwestdeutschland in der Richtung von Südwesten nach Nordosten durchziehen. Das Material, das sich in der Jura- und Kreidezeit unter der Oberfläche des Wassers gebildet hat, wird nun Festland. Im Zusammenhang mit dieser starken Bodenverschiebung bei der Bildung der heutigen Kontinente traten massenhafte Vulkaneruptionen auf. Das jetzige Europa, von dem früher nur größere Inseln, z. B. Norwegen, England und Irland, vorhanden waren, wächst nun mit den südlichen Teilen zu einem allerdings noch durch Nord- und Ostsee zerrissenen Kontinent zusammen.

Das Tertiär wird in vier Perioden: Eozän, Oligozän, Miozän und Pliozän, eingeteilt. Der erste Abschnitt hat in seiner Flora noch große Ähnlichkeit mit der Kreidezeit; neben Moosen zeigen sich

Taxus, Koniferen und Laubholz. Das Zeitalter der großen Amphibien ist vorüber, aber an geeigneten Stellen, z. B. im Niltal, erhalten sich Ausläufer davon, wie die Krokodile, fast unverändert durch Hunderttausende von Jahren bis zur Gegenwart.

Im Zusammenhang mit der Festlandbildung im Tertiär steht die Entwicklung der Säugetiere. Hund- und Halbaffe sind schon vorhanden. Die Welt der Säugetiere, deren Anfänge bis in den Keuper zurückgehen, kam zur Entwicklung. Im Oligozän finden sich die Uraubtiere (Kreodonten), die pferdeartigen (Equiden), das Rhinoceros etruskus und Merckii, ferner die ersten Menschenaffen. Im Tertiär führt die Entwicklung deutlich zu einer höheren Bildung der Säugetiere und schließlich, sehr wahrscheinlich auf dem Wege über die Menschenaffen, zum Menschen. Ob dieser jedoch im Tertiär schon vollständig ausgebildet war, ist noch eine wissenschaftliche Streitfrage. Von Säugetieren finden sich im Miozän die ersten Hirsche, Antilopen, Schweine, Beuteltiere, das Mastodon und Dinotherium, ferner Säugetiere und Insektenfresser.

Hier tauchen nun die ersten instrumentenähnlichen Steine, manchmal mit Gebrauchsspuren auf, die zu dem Begriffe der Eolithen oder Steine der Morgenröte geführt haben. Diese bilden die Vorläufer der von Menschenhand künstlich bearbeiteten Steine. Die Frage der Eolithen ist für die älteste Geschichte des Menschengeschlechts von der größten Bedeutung. Wenn es richtig ist, daß sich Eolithen schon im Miozän, also in der dritten Periode des Tertiärs, d. h. längst vor der ersten Eiszeit finden, so liegt der Schluß nahe, daß das Menschengeschlecht noch viel älter ist, als die menschlichen Skelettfunde aus der Eiszeit bisher beweisen. Wenn man annimmt, daß die weiße Rasse ein Produkt der Eiszeit ist, so muß die Urform, von der aus die Modifikation in der Richtung der weißen Rasse während der Eiszeit erfolgt ist, schon vor dieser vorhanden gewesen sein. Die Annahme, daß die menschliche Urrasse schon während der letzten Periode des Tertiärs vorhanden gewesen ist, erscheint daher gerade im Hinblick auf die Entstehung der weißen Rasse durch die Eiszeit durchaus glaubhaft. Aber ein Beweis dafür ist bisher nicht geliefert.

In der letzten Periode des Tertiärs, im Pliozän, treten in der Fauna hervor die Urform des Pferdes, Hipparion (Wildpferd), Hirsche wie im Miozän, sodann Stegodon, ein elefantenähnliches Tier als Mittelglied von Mastodon und Elefant, Höhlenbär, Höhlenlöwe, Giraffe, — also eine mächtige Entwicklung der Säugetierarten, die sich besonders in der Differenzierung der Extremitäten, z. B. bei dem

Hipparion, verrät. Gerade im Pliozän, das eine ausgeprägte Festlandperiode ist, hat offenbar eine außerordentliche Entwicklung der Säugetierarten, zu denen auch der Mensch gehört, stattgefunden.

Eine der wichtigsten Fragen der Urgeschichte ist zweifellos die, ob entsprechend der allgemeinen Entwicklung der Säugetierarten auch die Menschenaffen, die im Oligozän vorhanden waren, sich im Miozän und Pliozän zu der ersten menschlichen Urrasse entwickelt haben. Deren Differenzierung mit Bildung der weißen Rasse ist ein Produkt der Eiszeit.

Der Name Diluvium gleich Sintflut entstammt den erd- und menschengeschichtlichen Vorstellungen der Bibel. Er bedeutet eigentlich eine Überflutung mit Wasser, hat jedoch immer mehr den Sinn der Eiszeit mit ihren Unterabteilungen angenommen. Nach Penck hat es 4 Eiszeiten mit 3 Zwischeneiszeiten gegeben, sowie einer Nacheiszeit, in welcher letzterer wir uns jetzt noch befinden. Die Namen der vier Eiszeiten sind nach bestimmten Örtlichkeiten gebildet, an denen die Spuren der einzelnen Gletscherbildungen deutlich hervortreten. Es ergibt sich dabei I. die Günzeiszeit, II. die erste Zwischeneiszeit, III. die Mindel-Eiszeit, IV. die zweite Zwischeneiszeit, V. die Rißeiszeit oder große Eiszeit, VI. die dritte Zwischeneiszeit, VII. die Würmeiszeit, VIII. die Nacheiszeit bis zur Gegenwart.

Alle geologischen und anthropologischen Tatsachen und Überlegungen sprechen also dafür, daß die weiße Menschenrasse ein Produkt der Eiszeit mit ihrem Wechsel von kaltem und relativ milderem Klima auf dem nördlichen Teil der Erdhalbkugel, und zwar in dem europäischen Teil, ist. Alle bisherigen Befunde aus der älteren Steinzeit sind mit den geologischen und paläontologischen Verhältnissen der Eiszeit und der Zwischeneiszeiten aufs engste verknüpft, was bei einem vergleichenden Studium der Ausgrabungen in den prähistorischen Höhlen sich klar ergibt. Um diesen Vorgang zu begreifen, muß man von der Bodenbeschaffenheit von Asien und Europa und den nachweisbaren Resten der Eiszeit ausgehen.

Prüft man, welche Teile von Europa von dem Meridian geschnitten werden, der durch das Nordkap von Norwegen geht, so führt dieser nach Süden zunächst durch das norwegische Hochland, dann durch den relativ tiefer liegenden Teil von Schweden, läuft dann über die Ostsee und die norddeutsche Tiefebene, kreuzt dann die Höhe des Thüringer Waldes, durchsetzt die Senke des Donautales, schneidet den hohen Alpenwall und läuft durch das Becken des

Po, ferner über den Wall des Apennin durch Süditalien und das Mittelmeer nach Afrika. Daß der ganze nördliche Teil dieses Gebietes, einschließlich der jetzigen Ostsee und eines Teiles der norddeutschen Tiefebene, vergletschert war, ist sicher. Das gleiche gilt für den jetzt noch zahlreiche Gletscher aufweisenden Alpenwall, dessen nördliche Endmoränen in das Donautal vorgeschoben liegen.

Hier befand sich also zwischen der riesigen Gletschermasse im Norden und dem Gletscherwall der Alpen, der eine viel größere Ausdehnung gehabt haben muß, als dies jetzt noch hervortritt, ein relativ schmales, nicht vergletschertes Gebiet, das vom südlichen Teil der norddeutschen Tiefebene bis südlich der jetzigen Donau reichte. Wenn in diesem Gebiete bei Eintritt der Eiszeit schon menschenähnliche Wesen vorhanden gewesen sind, so gaben die geologischen Verhältnisse der Eiszeit besonders geeignete Bedingungen zur Modifikation dieser Urrasse und zur Ausbildung der ursprünglichen weißen Rasse.

Man muß dabei beachten, daß die Farbenkriterien, die wir mit den Ausdrücken schwarz und weiß, sowie gelb und braun, bezeichnen, vom Standpunkt der tierischen Organisation lediglich auf einer bestimmten Funktion von Gewebszellen der Haut und ihrer Anhänge, Haare, sowie eines bestimmten Gewebes in den Augen (Regenbogenhaut) beruht. Die Farbenunterschiede hängen hauptsächlich von der Pigmentbildung in gewissen Zellen der genannten Gewebe ab. Man kann aus vielen Beispielen bei im hohen Norden lebenden Tieren erkennen, daß die Haare, z. B. bei den Eisbären, den Polarfüchsen und anderen Tieren, weiße Farbe haben, d. h. daß die betreffenden Gewebszellen in den Haaren die Fähigkeit, Pigment zu bilden, nicht besitzen, oder wenn man von pigmentierten Stammformen ausgeht, diese Funktion verloren haben. Geht man hypothetischerweise von einer dunkelfarbigem Urrasse aus, so würde der Verlust der Pigmentbildung während der Eiszeiten unter den durch die Forschung sichergestellten Verhältnissen in Europa nichts anderes bedeuten, als eine Anpassung in der Pigmentbildung an die veränderten klimatischen Bedingungen während der Eiszeit.

Bei der tatsächlichen Ausdehnung der Vergletscherung von Norwegen bis zur norddeutschen Tiefebene und von dem Alpenwall im Süden in der Richtung der Donau war dabei eine derartige Abschließung nach Süden und Norden gegeben, daß bei der aus klimatischen Gründen in Bildung begriffenen weißen Rasse, durch völlige Abschließung von ihren früheren Ausgangspunkten, die Inzucht als

rassebildender Faktor im höchsten Grade in Betracht kommen mußte.

Dieser Überlegung entsprechend finden wir in Deutschland altsteinzeitliche Höhlen hauptsächlich im mittleren Gebiet des Thüringer Waldes, besonders im Taubachtale südlich von Weimar, ferner weiter im Westen im Lahntal, in der Steedener Höhle zwischen Weilburg und Limburg, ferner in Hessen bei Treis a. d. Lumda nach den neuerlichen Studien und Befunden von Richter aus dem Geologischen Institut der Universität Gießen. Diese Besiedlungsart innerhalb der Eiszeit war, wenn man sich das Moment der Inzucht einer nach jetzigen Umständen relativ kleinen Bevölkerungsmenge überlegt, jedenfalls eine Quelle für die allmähliche Ausbildung der weißen Rasse.

Es liegt mir jedoch ganz fern, diesen Vorgang lediglich auf den genannten relativ kleinen Teil von Deutschland zu beschränken, sondern die gleichen Verhältnisse liegen im wesentlichen infolge der Bodenkonstruktion des asiatischen und europäischen Kontinentes, die man unter dem Namen von Eurasien zusammenfassen kann, auch weiter im Osten, bis zum Ural, ebenfalls vor (vgl. die Karte Figur 42). Untersucht man von diesem Gedanken ausgehend die Gebirgsbildung von Mittel- und Osteuropa, so zeigt sich, daß südlich von der Tiefebene, die von Schlesien, Brandenburg und Pommern sich durch Polen und Rußland nach Osten erstreckt, zum Teil ganz ähnliche Verhältnisse vorhanden waren. Man braucht nur die hohen Wälle des schlesischen Riesengebirges, ferner im Osten die hohe Tatra zu betrachten, um zu begreifen, welchen Einfluß die Vergletscherung dieser Bergmassen im Süden eines Tieflandes bei gleichzeitigem Vordringen der Gletscher von Norden haben mußte. Es ist also durchaus denkbar, daß die weiße Rasse durch Zusammenwirken klimatischer Einflüsse, mit Befestigung der Eigenschaften durch Inzucht, aus einer pigmentierten Urrasse, entstanden ist. Dabei bleibt jedoch bisher unklar, welche Stammform vorhanden war, bevor diese allmähliche Ausbildung der weißen Rasse im östlichen Teil von Europa zustande gekommen ist.

Hierbei muß man die geologischen Verhältnisse von Europa und Afrika genauer betrachten, als es bisher geschehen ist. Geht man lediglich von Asien aus, so kann man Europa als einen westlichen, hochgradig differenzierten Ausläufer davon betrachten und von einem Kontinent Eurasien sprechen. Europa hat jedoch auch zu Afrika außerordentlich wichtige geographische und geologische Beziehungen,

die sicher anthropologisch für die Bildung der Rassen von größter Bedeutung gewesen sind. Hierher gehört eine verständnisvolle Betrachtung des als Mittelmeer bezeichneten, sehr verwickelt gebauten Seebeckens, das einerseits das südliche Europa von Afrika scheidet, andererseits auf dem Wege der Schifffahrt die beiden Erdteile ver-

Figur 42. Das Entstehungsgebiet der weißen Rasse

bindet (vgl. Karte Figur 43). Dies geschieht nicht nur in der Gegenwart mit ihrem hochentwickelten Verkehr, sondern ist, worauf besonders die phönizischen Siedlungen am ganzen Mittelmeer deuten, früher in noch höheren Graden als jetzt geschehen, da in der Gegenwart infolge der staatlichen Zugehörigkeit der auf den Schiffen verkehrenden Personen ein Verbleiben anderer Volkselemente süd-

Figur 43. Mittelmeer und weiße Rasse

lich und nördlich des Mittelmeeres sehr wahrscheinlich viel seltener stattfindet, als dies z. B. zur Zeit der punischen Herrschaft in Karthago geschehen ist.

Von der außerordentlichen Bedeutung dieses Seebeckens, das einerseits ein Binnenmeer zu sein scheint, andererseits bei Gibraltar und Kap Spartel mit dem Atlantischen Ozean direkt zusammenhängt, kann man sich eigentlich nur eine klare Vorstellung machen, wenn man mehrfach zu Schiff darauf gefahren ist und viele Orte daran an der europäischen Südküste und afrikanischen Nordküste kennt. Ein großer Teil der Wanderungen und Völkermischungen in den ersten Jahrtausenden vor unserer Zeitrechnung spielt sich gerade am Mittelmeer ab, wobei die phönizischen Wanderungen nur ein Beispiel darstellen. Von größtem Interesse ist hierbei die Entstehung der im Verhältnis zu den Negern viel mehr hellfarbigen Bevölkerung von Afrika gerade in der Küstenzone des Mittelmeeres. Es wird sogar angenommen, daß noch nach Beginn unserer Zeitrechnung, z. B. bei dem Übergang der Vandalen von der Balkanhalbinsel nach Nordafrika, nordische Elemente an der Rassenbildung in der afrikanischen Randzone teilgenommen haben. Dabei ist zu beachten, daß die Phönizier nicht von Norden, sondern von Osten aus dem jetzigen Syrien zu Schiffe gekommen sind und an vielen Orten am Mittelmeer phönizische Siedlungen angelegt haben. Die wichtigste war Karthago, das mit Rom einen Kampf auf Leben und Tod geführt hat, der durch die geschichtlichen Ereignisse zur Welt Herrschaft von Rom, mit allen ihren Folgen auch für den germanischen Teil der weißen Rasse, geführt hat.

Geologisch und für die ältesten anthropologischen Beziehungen von Afrika und Europa ist eine Betrachtung des Untergrundes des Mittelmeeres von größtem Interesse. Es zeigt sich dabei eine ausgeprägte Gliederung in einen zum Teil sehr tiefen östlichen und westlichen Teil und einen relativ seichten mittleren Abschnitt: im Ionischen Meer zwischen Griechenland und Sizilien, ebenso in dem Tyrrhenischen Meer zwischen Italien und Sardinien finden sich zum Teil Tiefen bis über 4000 Meter, während zwischen der Südwestküste von Sizilien und der Küste von Afrika, die vom Kap Bon bis zum Golf von Gabes im allgemeinen südlich verläuft, die Tiefe viel geringer ist. Sie beträgt hier nur 500, öfter nur 200 Meter, im Golf von Gabes nur 100 Meter. Auch ist das Meer zwischen Sizilien und Malta relativ wenig tief. Die flachste Stelle liegt zwischen Kap Bon und der Westküste von Sizilien. Zwischen diesen beiden Punkten

verbindet ein relativ seichter Graben die beiden tiefen Becken im Osten und Westen des Mittelländischen Meeres.

Die Bodenformation zeigt also gewissermaßen eine unterseeische Landverbindung zwischen Sizilien und Nordafrika. Dabei ist die Formation der Gebirge im südwestlichen Teil von Europa und nördlichen Teil von Afrika von Interesse. Die Gebirge in Italien, einschließlich Sizilien, sowie an der Südostseite von Spanien, sowie der Atlas im Norden von Afrika bilden ein mit Ausbuchtungen versehenes Oval um den westlichen tiefen Teil des Mittelmeeres. Das Südufer dieses Beckens ist also von dem zentralen Afrika durch einen hohen Gebirgswall abgeschlossen. Es ist zu Schiff durch das Mittelmeer auch von dessen östlichem Teil, d. h. von Syrien und Kleinasien leicht zugänglich, aber gegen Zentralafrika durch einen starken Wall geschützt.

Ganz anders liegt dies jedoch an der relativ wenig tiefen unterseeischen Verbindung zwischen Sizilien und dem Golf von Gabes. Hier bricht das Gebirge bei dem Kap Bon ab und setzt sich in Sizilien weiter fort. Südlich davon, am Golf von Gabes, läuft das zentrale Afrika ziemlich flach nach dem Meere zu aus und setzt sich in der geringen Tiefe des Golfes von Gabes in der Richtung von Sizilien weiter fort. Schon diese Tatsachen sprechen sehr dafür, daß in früherer geologischer Zeit möglicherweise eine Landverbindung zwischen Sizilien und diesem Teil von Nordafrika vorhanden gewesen ist, so daß für die anthropologischen Beziehungen von Afrika und Europa sehr günstige Bedingungen gegeben waren. Denkt man sich eine in Afrika bodenständige schwarze Rasse als den ursprünglichen Bestand, so war die anzunehmende Landverbindung zwischen Sizilien und Afrika eine geeignete Einbruchsstelle für den Zustrom dieser Rasse nach Europa. Was jetzt noch durch Einwanderung zu Schiffe geschieht und schon seit langer Zeit geschehen ist, wie man an der Bevölkerung süditalienischer und zum Teil auch albanischer Häfen sehen kann, war durch diese Landbrücke ermöglicht: ein breiter Zustrom der schwarzen Rasse nach Süditalien. Es fragt sich nun, ob diese Betrachtungsweise durch die wissenschaftliche Paläogeographie bestätigt wird. Ich beziehe mich hierbei auf die Schrift von Kossmat über Paläogeographie, geologische Geschichte der Meere und Festländer (Sammlung Goeschen). Die obige Anschauung, die sich mir, bei einer Reihe von Reisen im Mittelmeer, gebildet hat, wird durch die wissenschaftliche Geographie der älteren Landbildungen durchaus bestätigt.

Faßt man nun den östlichen tiefen Teil des Mittelmeeres ins Auge, so ist ohne weiteres klar, daß im mittleren Teil desselben der Übergang afrikanischer Bevölkerungselemente nach Europa, außer mittels von Schiffen, ausgeschlossen erscheint. Es ist hier auch kein Zeichen einer Landbrücke, besonders zwischen Griechenland und Nordafrika, vorhanden. An der Ostseite müßte der Weg zentralafrikanischer Bevölkerung quer über das Niltal nach Arabien und Syrien, also nach Asien, führen, während dann noch das Taurusgebirge und Kleinasien bis zum Marmarameer einen Schutzwall gegen eine Invasion afrikanischer Elemente in Europa bilden würde. Es ist also aus geographischen Gründen klar, daß der Einfluß afrikanischer Elemente sich am leichtesten über Sizilien, sowohl in geschichtlicher Zeit, wie besonders in früherer geologischer Periode bei Annahme einer Landverbindung, geltend machen muß.

In zweiter Linie kommt der westliche Ausgang des Mittelmeeres bzw. seines westlichen Teiles in Betracht, der in der Straße von Gibraltar zwischen Kap Tarifa (Europa) und Kap Spartel (Afrika) liegt. Tatsächlich findet in geschichtlicher Zeit der Übergang nordafrikanischer Elemente, die sich allerdings, wie die Mauren, als Mischrasse darstellen, hauptsächlich an dieser Stelle nach Spanien statt, woraus die ganze politische Geschichte von Spanien, vor und nach dem Untergang des Gotenreiches mit der Hauptstadt Toledo, entsprungen ist. Von größter anthropologischer Wichtigkeit ist der Tatbestand, daß Griechenland vor der nordafrikanischen Einwanderung durch das östliche Tief des Mittelmeeres verhältnismäßig geschützt war, während Süditalien und Südspanien dieser Einwanderung nicht nur in historischen Zeiten offen stand, da Afrika wahrscheinlich in einer früheren geologischen Periode direkt mit Südeuropa durch zwei Landbrücken, bei Sizilien und an der jetzigen Straße von Gibraltar, verbunden war. Der westliche tiefe Teil des Mittelmeeres war also nach dieser Anschauung ein Binnenmeer in einem Landkomplex, der sich von Nordafrika im Osten durch Italien und im Westen durch Spanien direkt in das westliche Europa fortsetzte.

Betrachtet man (vgl. Karte, Figur 43) in gleicher Weise das östliche Becken des Mittelmeeres, so ergibt sich in bezug auf die Einteilung der alten Weltteile in Afrika, Asien und Europa eine ganz eigenartige Sachlage. Der südliche Rand wird von Nordafrika, ungefähr vom Kap Miralta (fast genau südlich von dem Südostzipfel von Sizilien) an, der großen Syrte, dann dem vorgeschobenen Ge-

birge Djebel el Achbar, dann dem Rande des lybischen Wüstenplateaus entlang, an den Nilmündungen vorbei bis Port Said, gebildet. Östlich hiervon geht die Grenzlinie in nordnordöstlicher Richtung an der Küste von Palästina und Syrien entlang.

Westlich geht dieses östliche Tief des Mittelmeeres in den verhältnismäßig seichten Meeresteil über, unter dem die Verbindungsbrücke zwischen Sizilien und Nordafrika liegt. Die Nordseite des östlichen Tiefes zeigt einen außerordentlich zerklüfteten Bau. An der Nordwestseite schiebt sich als langer Zipfel zwischen Italien und dem Balkan das Adriatische Meer ein. Im mittleren Teil bildet Griechenland mit dem vorgelagerten Kreta und den Hunderten von Inseln der Zykladen und Sporaden eine vollständig zerrissene Grenze. Das Mittelmeer steht hier durch einen breiten nördlichen Zipfel an dessen Nordostseite, durch das Marmarameer und den Bosphorus, mit dem Schwarzen Meer in Verbindung. Eine feste nördliche Grenze hat der östliche Teil des Mittelmeeres nur an dem Kleinasien genannten Landblock. Hier bilden der zilyzische Taurus im Osten und der lyzische Taurus im Westen, die den Golf von Adalia zwischen sich fassen, einen festen Grenzwall. Der westliche Teil von Kleinasien ist wieder reich gegliedert mit zackigen Vorgebirgen und vorgelagerten Inseln, z. B. Rhodos, Samos, Chios und Mytilene, versehen.

Geht man von der Bauart des östlichen Mittelmeeres aus, so bildet die afrikanische Küste im Süden, die asiatische (Palästina, Syrien, Kleinasien) im Osten, der Balkan mit Griechenland im Norden sowie Italien im Westen eine Einheit. Hieraus ist zu erkennen, wie wenig die überlieferte Einteilung in Afrika, Asien und Europa geeignet ist, die Betrachtung des Mittelmeeres zu einer einheitlichen Anschauung zu bringen. Diese erhält man erst dann, wenn man, unabhängig von den aus menschlicher Tradition entspringenden Bezeichnungen, die ganze Umgrenzung des östlichen Mittelmeerbeckens als eine Einheit auffaßt.

Dem entspricht auch die Bodenbetrachtung besonders am südöstlichen Teil des östlichen Mittelmeers. Hier soll bei Port Said die Grenze von Afrika und Asien liegen, aber die Bodenformation zeigt in Wirklichkeit keine Grenzen, auch der relativ schmale Graben des Roten Meeres zwischen Ägypten und Arabien ist als Grenze zweier Erdteile nur eine Fiktion. Man wird den Bodenverhältnissen viel eher gerecht, wenn man Arabien, das im Nordosten von dem Persischen Golf und von dem asiatischen Landblock begrenzt ist,

noch als Vorland von Afrika betrachtet. Dies ist anthropologisch in bezug auf die Rassenmischungen, die sich in diesem Gebiet abgespielt haben, von größter Bedeutung.

Hierbei ergibt sich die Frage, welchem Erdteil Palästina und Syrien, die den nordwestlichen Wall zwischen Arabien und dem östlichen Teil des Mittelmeeres bilden, zuzuzählen sind. Hier liegt das eigentliche Grenzland zwischen Afrika und den nördlich und nordwestlich davon liegenden Gebieten von Kleinasien und Armenien. Geht man von der Betrachtung des Mittelmeeres aus, so erscheint Kleinasien, ebenso wie Palästina und Syrien, viel mehr als ein Grenzgebiet zwischen Europa und Afrika, während es, von Asien aus betrachtet, eine nach Westen gerichtete Landzunge des asiatischen Landblockes darstellt. Wenn man auch diese asiatischen Beziehungen in Betracht zieht, so ist Palästina und Syrien mit der östlich davon liegenden syrischen Wüste sowie dem Gebiet von Mesopotamien, d. h. dem Lande zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris bis zum Persischen Golf, ein Schaltstück zwischen Afrika und Asien einerseits, Afrika und Europa andererseits. — Unter der Voraussetzung, daß ein europäischer Völkerstrom nach Überschreitung des Marmarameeres nach Südosten vordrang, ist, anthropologisch betrachtet, dieses Gebiet ein Mischkessel, in dem afrikanische, europäische und asiatische Bevölkerungs- und Kulturelemente sich verbinden und zu eigenartigen Rassen- und Kulturmischungen führen konnten. In diesem Gebiet liegen die Zentren der alten babylonischen und assyrischen Kultur (Babylon und Ninive). Im südlichsten Teil liegt Chaldäa, nach der Überlieferung der Bibel die Urheimat der Juden, die nach ihrem Auszug aus Ägypten 40 Jahre wandernd in der Wüste umherzogen, bevor sie Palästina eroberten. In Syrien liegt auch der Ausgangspunkt der Phönizier, die in frühgeschichtlicher Zeit die Küsten des ganzen Mittelmeeres mit Hilfe der Schifffahrt in einheitlicher Weise besiedelten und dadurch Ausgangsstellen geschaffen haben, die noch jetzt manchmal als kleiner Kern großer Stadtanlagen zu erkennen sind.

Geht man von diesem Gebiet weiter nach Süden, so gelangt man nach Ägypten, das ein Hauptzentrum ältester Rassenmischung und Kultur darstellt. Betrachtet man ferner die Lage von Persien im Nordosten des unteren Euphrat- und Tigrisgebietes, so haben wir die Völker und Staaten zusammen, aus deren Entstehen und wechselseitigen Kämpfen sich die älteste politische und Kultur-

geschichte ergeben hat. Die genaue Erforschung der ägyptischen, ferner der babylonischen und der assyrischen Geschichte gibt auch in zeitlicher Beziehung ein ziemlich klares Bild der Ereignisse. Jedenfalls ist das Gebiet zwischen dem Ostrande des Mittelmeeres und dem Persischen Golf nebst dem Lande zwischen Euphrat und Tigris von größter anthropologischer Bedeutung.

Man kann aber die Vorgänge, die sich hier geschichtlich abgespielt haben, nur begreifen, wenn man sie auf einer Urgeschichte der weißen Rasse aufbaut und deren Wanderungen auf dem Boden der natürlichen Bedingungen verfolgt. Ich muß daher nach dieser notwendigen Auseinandersetzung über das Mittelmeer zu der Frage zurückkehren, wo sich während der Eiszeit die weiße Rasse gebildet hat. Daß dies zwischen dem Gletschermeer im Norden und dem vergletscherten Alpenwall im Süden geschehen sein kann, ist schon ausgeführt, aber eine Betrachtung der europäischen Karte lehrt mit größter Wahrscheinlichkeit, daß dieses Gebiet viel zu klein angenommen ist, und daß es sehr wahrscheinlich viel weiter nach Osten gereicht hat. Dabei ist die Frage von großem Interesse, ob und wie weit der Ural vergletschert gewesen ist und ob auch die europäischen Gebirge, besonders die Karpathen, ferner im Süden der Kaukasus vergletschert waren. Für alle die genannten Gebirge ist eine Vergletscherung nachgewiesen.

Faßt man von diesem Gesichtspunkt aus (vgl. die Karte, Figur 42), im Nordwesten das skandinavische Gebirge, im Osten und Nordosten den Ural, im Südosten den Kaukasus und im Südwesten die Karpathen und Alpen ins Auge, so ergibt sich ein riesiger Kessel von Tiefland, das westlich in die niederdeutsche Ebene und das deutsche Mittelgebirge ausgeht und das seine größte Breitenentwicklung zwischen dem norwegischen Gebirge bzw. der Ostsee und der Sperre aufweist, die im Südosten durch den Kaukasus sowie das östlich angrenzende Kaspische und das westlich angrenzende Schwarze Meer gegeben ist. Abgesehen von Unterbrechungen durch die Binnenseebildungen, war hier in dem vergletscherten Ringwall von mächtigen Gebirgen ein eisfreies Gebiet vorhanden, in dem sich, unbeeinflusst durch den Zustrom anderer anthropologischer Elemente, die Bildung der weißen Rasse vollziehen konnte.

Für die Klimaschwankungen in dem riesigen Zeitraum der Eiszeiten ist sehr wahrscheinlich, ebenso wie für die Gegenwart, der Golfstrom, der das westliche und nordwestliche Europa erwärmt, von größter Bedeutung gewesen. Ich kann den darüber verfaßten

Abschnitt aus Rummangel hier nicht zum Abdruck bringen, möchte jedoch wenigstens die Kartenskizze (Figur 44) geben und darauf hinweisen, welchen außerordentlichen Einfluß diese Erwärmung des

Figur 44. Der Golfstrom bei Europa

westlichen Teiles von Europa auf die Besiedlung des Landes nach der Bildung des europäischen Kontinentes gehabt haben muß. Infolge des Golfstromes ist der westliche Teil von Europa, besonders

Sommer, Familienforschung, 3. Aufl.

26

Frankreich, im wesentlichen eisfrei und von stärkeren Umbildungen in der Diluvial- und Alluvialzeit verschont geblieben. Dies hat für die Besiedlung dieser Gebiete, besonders in der älteren Steinzeit, eine ausschlaggebende Bedeutung gehabt, die bei der Vergleichung der steinzeitlichen Funde, z. B. in Frankreich und Deutschland, sehr in Betracht gezogen werden muß.

28. Kapitel

Die Wanderungen der weißen Rasse

Aus der Anschauung, nach der das eisfreie Land zwischen den Gletscherwällen des skandinavischen Gebirges im Nordwesten, des Ural im Nordosten, des Kaukasus im Südosten und der Karpathen sowie der Alpen im Südwesten, die Urheimat, d. h. der Ort der Entstehung der weißen Menschenrasse ist, ergeben sich bei der weiteren geographischen Betrachtung Einblicke in die älteste bekannte Kulturgeschichte der Menschheit. Das genannte Gebiet zeigt im Südosten zwei große Lücken des Gletscherwalles: nämlich an dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere, zwischen denen sich in fast westöstlicher Richtung der Kaukasus erstreckt (vgl. die Karte, Figur 42). Ins Kaspische Meer ergießt sich die Wolga, die ihren Ursprung weit im Nordwesten von Rußland hat und die im großen Bogen, zuerst wesentlich nach Osten, dann nach Süden und Südosten fließt. Ungefähr an ihrer Umbiegung nach Süden mündet die von Nordnordosten aus dem Ural kommende Kama. Etwas östlich von dieser liegt die Grenze der Vergletscherung, die ungefähr bei Nischneinowgorod die jetzige Wolga schneidet.

Das Kaspische Meer hat keinen Ausgang zum Schwarzen und Mittelländischen Meer, deren östlicher Ausläufer es in früheren geologischen Perioden gewesen ist. Auf ihm verdunsten die riesigen Wassermassen, die von der Wolga und dem östlich davon einmündenden Uralfluß herbeigeführt werden. — In das Schwarze Meer münden von Osten nach Westen gerechnet 1. der Don, der in das Asowsche Meer, d. h. einen nördlichen Zipfel des Schwarzen Meeres fließt, 2. der Dnjester, der aus dem wolhynischen Sumpfgebiet kommt, 3. der Dnjepr, der in den nordwestlichen Karpathen entspringt, 4. die Donau, die in Südwestdeutschland entspringt, dann nach Osten im nördlichen Vorland der Alpen und weiter an

der böhmischen Gebirgsmasse vorbei, in die ungarische Ebene gelangt, sich dann bei Waitzen nach Süden und bei Belgrad wieder nach Osten wendet. Nach Durchbrechung der Transsylvanischen Alpen am Eisernen Tor tritt sie in die Ebene ein, die zum Schwarzen Meer führt. Sie zeigt also einen außerordentlich merkwürdigen Lauf, der Südwestdeutschland mit dem Schwarzen Meer verbindet.

Don, Dnjester, Dnjepr und Donau münden in den nordwestlichen, relativ flachen Teil des Schwarzen Meeres, der sich ungefähr in der Linie zwischen Sewastopol (am Südwestende der Halbinsel Krim) und Warna in Bulgarien rasch zu den beträchtlichen Tiefen des südlichen Teiles senkt. Wer in diesem nördlichen Teil des Meeres, z. B. bei Odessa, Seebäder nimmt oder zu Schiff fährt, lernt manchmal die riesige Wucht der aus dem südlichen tiefen Teil des Meeres kommenden Wogen kennen.

Im Asowschen und Schwarzen Meere sammeln sich also die Wässer, die aus dem östlichen Teil des großen Tieflandkessels stammen, an dessen westlichem Ende die deutschen Mittelgebirge liegen. Auch diese Betrachtung zeigt die Einheitlichkeit und Zusammengehörigkeit des ganzen Gebietes. Faßt man außerdem die Gebiete ins Auge, die im Norden von Rußland von der Petschara und Dwina, weiter südwestlich von der Düna, Weichsel und Oder (Ostseegebiet), ferner von der Elbe, Weser, Ems und dem Rhein durchflossen werden, so hat man die nördliche und westliche Ergänzung der in das Schwarze und Asowsche Meer entwässernden Flußgebiete Europas.

Es ist nun anthropologisch für die Wanderungen der in diesem Gebiet entstandenen weißen Rasse von größter Bedeutung, daß sich südlich vom Kaspischen und Schwarzen Meere relativ sehr hohe Gebirge finden, südlich des ersteren der Elbrus mit Höhen bis 5465 m. Außerdem stehen diese durch das armenische Hochland, das Höhen bis zu 5160 m aufweist, in Verbindung, so daß südlich des bis 5629 m aufsteigenden Kaukasus, getrennt durch das Tal der Kura, ein zweiter riesiger Bergwall vorhanden ist, der zur Zeit ausgedehnter Vergletscherung mit dem Kaukasus einen doppelten Riegel an der Südostseite des Stammgebietes der weißen Rasse bildete.

Aus dieser geographischen Sachlage ergeben sich wichtige Folgerungen für die frühere Periode der Entstehung und die spätere der Wanderungen der weißen Rasse. Während der Vergletscherung dieser Gebirge war ein Zufluß von Bevölkerung aus dem südlichen arabischen und afrikanischen Gebiet in das Urgebiet der weißen

Rasse so gut wie ausgeschlossen, ebenso eine Wanderung der weißen Rasse nach Süden. Es lagen also hier nördlich des Kaukasus die geographischen Bedingungen für die Bildung der weißen Rasse durch reine Inzucht, unter den besonderen klimatischen Verhältnissen der Eiszeit, vor.

Nun zeigt dieses Gebiet drei relativ leicht zu passierende Hauptausgänge, nämlich 1. zwischen dem Südfuß des Urals und dem Kaspischen Meer, 2. am Westrand des Schwarzen Meeres, 3. ganz im Westen im nördlichen Teil des jetzigen Deutschland.

Vermehrte sich in einer Zwischeneiszeit das eisfreie Gebiet und stieg die Zahl der Bevölkerung, die wesentlich von der Jagd auf Säugetiere lebte, so mußte bei den geographischen Verhältnissen, wenn bei der nächsten Klimaschwankung der Ring der Eiswälle wieder enger wurde, eine Auswanderung der Bevölkerung geschehen und hauptsächlich an den genannten drei Haupttoren vonstatten gehen.

Prüft man nun die Bewegungsrichtungen dieser Wanderungen, so geht in bezug auf Nr. 1 der Weg südlich vom Ural zwischen Kaspischem Meer und Aralsee über das Ust-Urt-Plateau in südöstlicher Richtung nach dem jetzigen Afghanistan und weiter nach Indien. Daraus erklärt sich das geschichtlich sichergestellte Eindringen des als Indogermanen bezeichneten Teiles der weißen Rasse nach Indien und die dort mit der schon vorhandenen südlichen Rasse entstehende, biologische und kulturelle Vermischung.

Das zweite Tor führt westlich des Schwarzen Meeres durch den östlichen Teil der Balkan-Halbinsel zum Marmarameer und über dieses hinweg nach Kleinasien. Gegenüber dem südwestlichen Zipfel des nördlichen Randes des Marmarameeres liegt an der nordwestlichen Ecke von Kleinasien Troja. Diese Stadt, deren Geschichte besonders durch die Ausgrabungen von Schliemann aufgedeckt worden ist, und die in engsten Beziehungen zur griechischen Geschichte steht, liegt an der Kreuzung einer uralten, am Ostrand der Balkanhalbinsel aus Europa nach Kleinasien ziehenden Wander- und Handelsstraße mit dem Schiffahrtsweg vom Schwarzen zum Mittelländischen Meere. Dies ist ein für die Geschichte der ältesten Völkerwanderungen sehr wichtiger Punkt. Während das Kaspische Meer keinen Ausgang zum Mittelmeer hat, steht das Schwarze Meer mit dem Mittelmeer durch Bosporus und Marmarameer in Verbindung, und bot daher sehr zeitig die Möglichkeit der Schifffahrt mit ihren anthropologischen Folgen. Man muß also mit einer sehr

frühen Einwanderung von rein gezüchteten Teilen der weißen Rasse in das Mittelmeergebiet rechnen, längst vor den Fahrten der Phönizier, auf deren Bedeutung für die Besiedelung und die Kultur am Mittelmeer schon hingewiesen worden ist.

Der Landweg führte, nach Überquerung des schmalen Einganges des Marmarameeres, über Troja in das Innere von Kleinasien und weiter nach Süden in das Gebiet von Syrien, Mesopotamien, Arabien und Ägypten. Wenn hier in diesem seit alten geologischen Zeiten mit Afrika zusammenhängenden Landblock eine afrikanische Bevölkerung vorhanden war, welche die Umbildung zur weißen Rasse nicht durchgemacht hatte, so mußten in diesem Gebiete anthropologische und kulturelle Mischungen entstehen, wie sie nach meiner Auffassung in dem arabischen, babylonischen, assyrischen, jüdischen und ägyptischen Bevölkerungs- und Kulturkreis zustande gekommen sind. Ich betrachte diese Bildungen als Produkt der Mischung von eingedrungenen Teilen der im Norden rein gezüchteten weißen Rasse mit einer ursprünglich afrikanischen Bevölkerung. Nachdem sich durch diese Kreuzung Stämme, Völker und Staaten gebildet hatten, wurden diese Mischrasen den nördlich wohnenden Angehörigen der weißen Stammrasse an Macht und zum Teil auch Kultur überlegen, so daß, wie dies auch bei der Ausbildung der römischen Macht im Westen von Europa geschehen ist, eine im Süden entstandene Staatenbildung das Volk des Nordens zum Teil überwindet, tyrannisiert und in seinem, in langen Zeiten erworbenen Volkstum verfälscht. —

Der dritte Ausgang aus der Urheimat der weißen Rasse führt nach Westen durch das jetzige Deutschland. Um dies in den Einzelheiten zu begreifen, ist ein Studium der ältesten Wanderstraßen in Deutschland und weiter im östlichen Teil von Europa ein sehr wichtiges, aber bisher vielfach vernachlässigtes Erfordernis. Ich werde, auf Grund 30jähriger Studien, auf dieses Thema bei der Darstellung der deutschen Stämme und der Rennwege eingehen.

An dieser Stelle möchte ich noch auf einen Punkt hinweisen, der für die anthropologische Betrachtung von Europa die größte Bedeutung hat, nämlich auf die prähistorische Bevölkerung und Kultur im südwestlichen Frankreich. Ich habe mit Dr. Otto Hauser, damals in Les Eyzies, im Herbst 1912 seine Ausgrabungsstellen und andere Höhlen in der Dordogne besucht und dabei das Problem schon von dem Standpunkte betrachtet, von dem aus die vorstehende Darstellung gegeben ist. Es handelt sich im letzten Grunde um die Frage,

P/...?
Hektat?

ob die ältesten Steinzeitmenschen in Frankreich den Urstamm bedeuten, von dem die Besiedlung des östlichen europäischen Beckens erfolgt ist, in dem sich dann während der Eis- und Zwischeneiszeiten die weiße Rasse allmählich gebildet hat, — oder ob diese ältesten Eiszeitmenschen in Frankreich schon eine Rückwanderung von Osten nach Westen bedeuten, nachdem sich im Osten von Europa die weiße Rasse gebildet hatte. In diesem Falle müßte schon vor den ältesten Eiszeitmenschen im jetzigen Frankreich, und auch im jetzigen Deutschland, eine niedere Rasse vorhanden gewesen sein, deren östliche Ausläufer sich dann zur weißen Rasse weiterentwickelt hätten. Daß Frankreich selbst das Zentrum dieser Umbildung gewesen sei, ist ganz unwahrscheinlich, wenn man die klimatischen und geographischen Verhältnisse der Eiszeit als wirksame Faktoren betrachtet und die besonderen Bedingungen im jetzigen Frankreich berücksichtigt. Frankreich war auch im Norden frei von Vergletscherung. Die Formation des ganzen Gebietes mit seinen Kalkablagerungen weist darauf hin, daß dieser Boden sich zwar seit der Zeit des Jurameeres etwas gehoben, aber im übrigen von wesentlichen Änderungen, auch von tertiären Umbildungen und diluvialen Vergletscherungen, frei geblieben ist.

Außer den genannten drei Hauptausgängen hat das Ursprungsgebiet der weißen Rasse noch mehrere nach Süden gerichtete Seitentore, die bei dem Abschmelzen der Gletscher am Ende der Eiszeit für die Wanderungen der weißen Rasse von Bedeutung wurden, nämlich: 1. Es konnten Wanderzüge zwischen dem Schwarzen Meer und dem südöstlichen Ende der Karpathen in die Walachei und die Balkan-Halbinsel eindringen. Dieser Weg ist für die Besiedlung des späteren Griechenland ausschlaggebend geworden. 2. Es konnte die Lücke zwischen dem Iablunka-Gebirge und den Westbeskiden benutzt werden, die durch das Tal der oberen Weichsel gekennzeichnet ist. Von hier konnten die nordischen Völker über zwei Pässe in das Flußgebiet der Waag und des Gran, eines Nebenflusses der Donau, gelangen, und weiter über die Donau, bei der jetzigen Stadt Gran, nach Südwesten in der Richtung von Istrien und des Nordrandes des jetzigen Golfes von Venedig vordringen, wo zu römischer Zeit Aquileja gelegen hat. Dieser Weg ist für die römische Geschichte, besonders bei der Zerstörung von Aquileja durch Attila, von Bedeutung gewesen, wie ich in dem Kapitel über Rennwege zeigen werde. 3. Ein drittes wichtiges Seitentor befindet sich zwischen den Westbeskiden und den Sudeten am Oberlauf der Oder. Hier

liegt die jetzige Stadt Ratibor dicht an der Schnittstelle einer uralten nordsüdlichen Straße mit dem Oderfluß, die nach Süden weiter durch Mähren über Troppau und Olmütz zu der Wachau bei Wien geht. Sie hat nicht nur in der geschichtlich bekannten Völkerwanderung eine große Rolle gespielt, sondern ist wahrscheinlich eine der ältesten Straßen, auf der Züge der weißen Rasse aus der Ostseegegend nach Süden gewandert sind (vgl. die Karten, Figuren Nr. 46 und 48).

4. Ein viertes Seitentor liegt in den Sudeten an der Stelle, wo die südlich entspringende Glatzer Neiße die Bergkette bei Wartha nach Norden durchbricht. Die Grafschaft Glatz ist einer der wichtigsten Übergänge aus dem Gebiet von Schlesien nach Süden in den böhmischen Gebirgskessel und von da an die Donau.

5. Die Übergänge über die Alpen müssen bei der Betrachtung von Deutschland und der germanischen Wanderungen nach Italien behandelt werden. Sie kommen erst in einer verhältnismäßig späten Zeit, die wenigstens teilweise im Lichte der Geschichte liegt, zur Wirksamkeit.

Außer den genannten Haupt- und Seitentoren kommt in der Urgeschichte der weißen Rasse nach dem allmählichen Abschmelzen der Gletscher auch das direkte Übersteigen der Gebirgswälle, und zwar 1. des Ural, 2. des Kaukasus, nebst den im Süden des Kaspischen und Schwarzen Meeres liegenden Bergketten des Elburs, des armenischen Hochlandes und der kleinasiatischen Berge, 3. der Karpathen, in Betracht. Allerdings konnte der Fuß des Gebirges im Süden des Kaspischen und Schwarzen Meeres hauptsächlich nur zu Schiff erreicht werden. Es ist also eine Entwicklung der Schifffahrt die Voraussetzung hierzu.

Eine große Menge von Erscheinungen in Schweden und Norwegen, besonders viele Felsbilder, deuten darauf hin, daß die Ausbildung der Schifffahrt in diesem Gebiete uralt ist. Die Ostsee ist sehr wahrscheinlich die Ursprungsstelle dieser Kunst gewesen, da sie tief nach Osten in das Ursprungsgebiet der weißen Rasse eingreift und, als sie durch Verschwinden der Gletscher fahrbar geworden war, den Ausgang zu Schiff nach Westen bot. Von hier sind sehr wahrscheinlich schon in ältester Zeit Entdeckungsfahrten nach Westen mit Besiedlung von Schweden und Norwegen, Dänemark, England und Schottland vorgegangen, Jahrtausende vor dem Eindringen der aus Norddeutschland kommenden Angelsachsen in England. Da das Gletschereis sich allmählich in der Richtung seiner Hauptursprungsstelle auf der skandinavischen Halbinsel zu-

rückgezogen hat, so ist anzunehmen, daß die Süd- und Ostküste der Ostsee viel eher eisfrei war, als Schweden und Norwegen, daß also diese Länder erst später besiedelt worden sind, als die südliche und östliche Küste der Ostsee. Dem widerspricht nicht, daß ihre Bewohner dann den ursprünglichen Charakter der weißen Rasse länger und besser bewahrt haben, als die Bewohner der genannten Küsten, die später bei der großen Wanderung östlicher Völker mit anderen, besonders mongolischen Elementen, durchsetzt wurden. Jedenfalls hat die Ostsee im Norden für das Kerngebiet der weißen Rasse dieselbe Bedeutung wie das Schwarze Meer im Süden, und das Mittelmeer für die anthropologischen Beziehungen der europäischen und afrikanischen Bevölkerung. Nimmt man die Entstehung der Schifffahrt an der Ostsee an, so ist bei dem ursprünglichen Zusammenhang der weißen Rasse die Übertragung dieser Erfindung auf die südöstlich gelegenen Meere, das Kaspische und das Schwarze, leicht denkbar. Dabei mußte sich der eigentümliche Doppelcharakter des Schwarzen Meeres, einerseits als eines Binnenmeeres im Süden des großen Gebietes, andererseits als eines Ausganges zum Mittelmeer sehr frühzeitig bemerkbar machen.

Faßt man diese Verhältnisse ins Auge, so ist es sehr wahrscheinlich, daß ebenso wie vom Ostrande der Ostsee, und später von Schweden und Norwegen, so auch vom Schwarzen Meer aus sehr zeitig Wanderzüge zu Schiff nach Westen ausgegangen sind, die für die Besiedlung der westlichen Teile von Europa am Mittelmeer und am Atlantischen Ozean eine große Bedeutung gehabt haben. Hierin sehe ich, bei der Kreuzung mit der dort vorhandenen afrikanischen Rasse, die Ursache zu der Entstehung der, von Günther westisch genannten, mediterranen Rasse.

29. Kapitel

Epimixis als Schlüssel der Kulturgeschichte

In der II. Auflage dieses Buches habe ich aus einer Reihe von Studien über die biologischen Ursachen genialer Leistungen, besonders bei Goethe, Friedrich dem Großen und anderen, den Begriff der Epimixis entwickelt, d. h. der sekundären Mischung nach einer, durch Inzucht oder Auslese ähnlicher Eigenschaften bedingten, Befestigung bestimmter Erbanlagen in den bei der späteren Kreuzung

beteiligten Familien. Dabei habe ich Epimixis ersten, zweiten und dritten Grades unterschieden. Ich verweise auf das Kapitel über Inzucht, Amphimixis und Epimixis, besonders auf Seite 23 bis 31 der vorliegenden Ausgabe.

Von der Untersuchung einzelner genialer Persönlichkeiten bin ich sodann zum Studium der Genieperioden übergegangen, in denen eine überraschende Menge von geistig bedeutenden Leistungen und Persönlichkeiten hervorgetreten sind. Hieraus ist die Darstellung und Erklärung der, wesentlich mit der Geschichte von Florenz zusammenhängenden, italienischen Renaissance hervorgegangen, die ich zuerst bei dem Kongreß für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre in Gießen im Jahre 1912 behandelt und dann in diesem Buche dargestellt habe. Die Auffassung, daß die Florentiner Renaissance aus der Epimixis zweier Erbmassen hervorgegangen ist, von denen die eine in dem alten toskanischen, nach Florenz eingewanderten, Landadel, die andere von dem durch handwerkliche Fähigkeiten ausgezeichneten neuen Florentiner Bürgeradel gezüchtet war, hat sich mir durch die familiengeschichtlichen Studien, die aus den Kapiteln über Renaissance und Familienforschung sowie über die alte Florentiner Familie Soldani ersichtlich sind (vgl. Seite 212 u. f.), immer mehr bestätigt.

Auf diesem Boden bin ich weiter zur Untersuchung der unverkennbaren Genieperioden gelangt, die nach der Florentiner Renaissance, und zwar wesentlich später als diese, in verschiedenen europäischen Ländern, besonders Spanien, Holland und England, hervorgetreten sind. Besonders der geistige Aufschwung in England zur Zeit von Baco und Shakespeare, der wesentlich mit der Persönlichkeit und der Wirksamkeit der Königin Elisabeth zusammenhängt, erregten als Parallele zu der Florentiner Renaissance meine lebhafteste Aufmerksamkeit. Ich habe mich daher lange Zeit, besonders auf Grund eines vergleichenden Studiums von Baco und Shakespeare mit der Frage beschäftigt, wie dieser etwa 50 Jahre dauernde Ausbruch genialer Anlagen zu erklären sei.

Dabei bin ich zu einem Resultat gekommen, das meiner Erklärung der Florentiner Renaissance völlig entspricht. Genau wie in Florenz geht auch in England die Menge geistiger Begabungen aus der Epimixis zweier Adelsschichten hervor, nämlich des englischen Hofadels und der bürgerlichen Aristokratie, die sich, als Begleiterscheinung des aufstrebenden Bürgertums, aus wissenschaftlichen, künstlerischen und nationalen Interessen entwickelt hatte.

Dabei sind starke Einflüsse der römischen und griechischen Bildung, die in der Florentiner Renaissance wieder in das Bewußtsein gehoben war, unverkennbar. Baco und Shakespeare ergänzen sich, ganz unabhängig von der sehr schwierigen Frage, ob sie eine Person gewesen sind, in wissenschaftlicher und künstlerischer Beziehung zu einem einheitlichen Gesamtbilde, in dem das Hauptproblem der Zeit, die Natur in dem umfassenden Sinne, daß darunter auch die geistigen Anlagen des Menschen verstanden werden, zur Darstellung kommt. — Es ist mir unmöglich, diese Studien über die englische Renaissance, wie man diese Periode nennen kann, hier ausführlich wiederzugeben. Falls ich nicht mehr zur Veröffentlichung dieser zum Teil schon niedergeschriebenen Arbeit kommen kann, werde ich sie in der Stiftung für Familienforschung an der Universitätsbibliothek in Gießen für die weitere Forschung zugänglich machen.

Alle meine weiteren Studien über die Genieperioden haben zu der Auffassung geführt, daß diese, ebenso wie die genialen Leistungen der einzelnen, in der Regel auf Epimixis zweiten Grades beruhen, d. h. auf der Kreuzung zweier, in ihrer Zusammensetzung verschiedener, durch Inzucht oder Auswahl gleicher Elemente befestigter, Erbmassen. Von diesem Gesichtspunkte habe ich die anthropologischen und kulturgeschichtlichen Tatsachen weiter betrachtet und bin zu der Überzeugung gekommen, daß in dem Begriff der Epimixis der Schlüssel für die Völker- und Kulturgeschichte, besonders auch im ganzen Mittelmeergebiet, sowie in Kleinasien, Ägypten, Arabien, Palästina, Syrien, im Euphrat- und Tigrisland, und weiter nach Osten über Persien und Afghanistan bis Indien, liegt. Eine Menge von Erfahrungen darüber habe ich bei vielfachen Reisen im Gebiet des Mittelmeeres, neuerdings auch in Ägypten, gesammelt, und habe damit die volks- und naturkundlichen Schriften über die genannten Länder verglichen. Die Grundanschauung, zu der ich dabei gekommen bin, läßt sich kurz in folgenden Sätzen ausdrücken:

Die großen Kulturen, besonders auch die ägyptische, sind durch die Epimixis der am Ende der Eiszeit in die genannten asiatischen Gebiete eindringenden weißen Rasse mit einer schon vorher vorhandenen afrikanischen Urbevölkerung entstanden. Die genannten Teile von Asien bis nach Indien gehören geologisch mit Afrika, nicht mit dem ostasiatischen Landblock zusammen. Aus der biologischen und psychologischen Kreuzung der

durch Hunderttausende von Jahren rein gezüchteten weißen Rasse mit einer ebenso stark durch Inzucht befestigten afrikanischen Rasse, sind die Mischvölker und Mischkulturen in Ägypten, in Arabien und im Euphrat- und Tigrisland entstanden. Der kulturelle Aufschwung liegt als Folge der Epimixis am Anfang und wird dann in literarischen, religiösen und dynastischen Formen jahrtausendlang als Überlieferung festgehalten, während bei der fortschreitenden Amphi-mixis eine Ausgleichung, Verflachung und Homogenisierung dieser Völker zustande kommt.

Am klarsten liegen diese Verhältnisse in Ägypten, und zwar besonders in den Formen und Bildern des religiösen Kultes. Hier zeigt sich ein geistig hochstehender Sonnenkultus, der mit astronomischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen und Forschungen in engster Weise verknüpft ist, verbunden und gekreuzt mit einem vielfältigen Tierdienst, der von der afrikanischen Urbevölkerung stammt. Es handelt sich um eine Verbindung zweier völlig verschiedener religiöser Elemente, von denen das erste zum Ureigentum der eingewanderten weißen Rasse gehört. Diese psychologische Kreuzung geht der biologischen parallel. Die ganze ägyptische Geschichte, besonders die der Herrscher, von denen neuerdings Tut-ankh-amon durch die Auffindung seines mit kostbaren Geräten angefüllten Grabes berühmt geworden ist, dreht sich andauernd um die eine aus der Entstehung der ägyptischen Kultur erklärlichen Frage, ob die ägyptische Religion zum uralten Sonnendienst zurückkehren oder entsprechend der biologischen Kreuzung des Volkes bei einem kombinierten Sonnen- und Tierdienst verharren soll. Dies ist das Grundproblem der ägyptischen Königs-, Volks- und Kulturgeschichte in mehreren Jahrtausenden nach ihrer Entstehung.

Bei letzterer hat nach meiner Prüfung dieser Frage besonders Heliopolis, die Sonnenstadt im östlichen Teil des Nildeltas, nord-östlich von Kairo, die Hauptbedeutung. Hier ist auf dem alten nach Nordosten gerichteten Nilarme höchstwahrscheinlich die erste Einwanderung von Angehörigen rein gezüchteter weißer Rasse, und zwar zu Schiff, d. h. auf großen Barken, erfolgt. Hierauf, nicht auf den Weg des Sonnengottes, beziehen sich ursprünglich die heiligen Barken in dem alten Tempel von Heliopolis.

Die Grundlage der ältesten ägyptischen Kultur- und Volksgeschichte liegt hier im wahrsten Sinne des Wortes vergraben, nur ein zur Zeit noch stehender Obelisk, der jetzt tief im Boden steckt, und eine große Masse von Schutthügeln

an dem nahe dabei befindlichen Fellachendorf, bezeichnet die Stelle der berühmten Sonnenstadt. Die Erhöhung des Bodens ist wesentlich dadurch bedingt, daß von einem Wassergraben, der von einem Nilkanal abgeleitet ist, das ganze Gelände um den Obelisk bis zu den noch vorhandenen mächtigen Wällen in eine Bewässerungszone eingezogen worden ist. Durch Ableitung dieses Wassergrabens ließen sich sehr wahrscheinlich die Voraussetzungen zu einer Ausgrabung der Trümmer der alten Tempelstadt schaffen.

Hat man erst den Gesichtspunkt, daß die ägyptische Kultur und Religion nicht etwas Einheitliches ist, sondern durch Epimixis zweier völlig verschiedener Elemente, einer zu Schiff eingewanderten kleinen Gruppe von weißer Rasse mit einer großen Menge einer dunkelhäutigen afrikanischen Bevölkerung entstanden ist, so drängen sich bei der Betrachtung der ägyptischen Pyramiden, Tempel, Statuen, Bilder, sowie auch der ägyptischen Schrift, zahlreiche Beobachtungen auf, die völlig zu dieser Grundidee passen. Mit dem Sonnendienst war höchstwahrscheinlich schon vor den Wanderungen der weißen Rasse die Verehrung des Mondes verknüpft. Zusammen mit der Sonne kommt das Mondsymboll vielfach im ägyptischen Kult bei der Darstellung der Gottheiten vor. Das Mondsymboll verschmilzt mit der Gestalt der gehörnten Kuh zu einer kultischen Einheit in der Isis. Volk und Kultur, besonders die ägyptische Religion, sind nur aus der Epimixis zweier, ursprünglich völlig verschiedener Elemente zu erklären, die biologisch und psychologisch vereinigt werden.

Der gleiche Gedanke gilt nun nach meiner Überzeugung für die sogenannten asiatischen Kulturen von Palästina und Syrien bis Indien, die in Wirklichkeit nicht asiatisch sind, sondern einer Kreuzung der rein gezüchteten weißen Rasse und der afrikanischen Urrasse nach Schluß der Eiszeit entspringen. Dabei ist zu beachten, daß die Wanderungen der weißen Rasse im Mittelmeergebiet in zweierlei Weise vor sich gehen, erstens zu Schiff vom Nordrand des Schwarzen Meeres, zweitens in einer viel langsameren, und daher zeitlich verspäteten Weise, durch Landwanderung aus dem großen Kessel des russischen Tieflandes, einerseits durch Afghanistan nach Indien, andererseits über den Kaukasus und Elbrus nach Persien im Süden, sodann vom Schwarzen Meer durch Kleinasien in der Richtung auf das Euphrat- und Tigrisgebiet, sowie nach Syrien, Palästina, Arabien und Ägypten, schließlich, am Westrand des Schwarzen Meeres entlang, nach dem Balkan, besonders Griechenland. Die geschichtlichen Tatsachen, die aus der fortschreitenden Entzifferung alter Inschriften, z. B. über das von Kleinasien nach Süden sich verbreitende Hethiterreich heraus-

gekommen sind, ebenso die geschichtlichen Ereignisse, die sich in Griechenland, und besonders auch, in der nordwestlichen Ecke von Kleinasien, um Troja abgespielt haben, sprechen durchaus für die von mir vertretene Auffassung. Die großen, scheinbar asiatischen Kulturen, sind also aus Epimixis hervorgegangen, wie geniale Leistungen einzelner Persönlichkeiten und ganzer Genieperioden. Auch für die griechische und römische Kultur gilt dies, da sie ebenfalls deutlich den Charakter der Epimixis aufweisen und zum Teil, entsprechend der ursprünglichen Völker- und Kulturmischung, afrikanische Züge, wenn auch in sehr verfeinerter und kaum noch erkennbarer Form, zeigen.

30. Kapitel

Die ältesten Kulturgüter der weißen Rasse

Wenn man von der Grundanschauung ausgeht, daß bei der Entstehung der weißen Rasse während der Eiszeit der entscheidende Fortschritt in der Gehirnentwicklung stattgefunden hat, so erhebt sich die Frage, wie sich die psychischen Funktionen während dieser langen Zeit entfaltet haben, und welche Kulturgüter die durch klimatische Verhältnisse in strenger Inzucht gehaltene Rasse aus eigener Kraft erworben hatte, bevor sie nach Schluß der Eiszeit mit der südlich und südöstlich des großen Eiszeitbeckens vorhandenen afrikanischen Rasse in Beziehung trat.

Es deuten nun eine große Menge von kulturgeschichtlichen und sprachlichen Erscheinungen zunächst darauf hin, daß von der weißen Rasse ein Sonnenkultus ausgebildet worden ist, der zu ihren ursprünglichen Lebensbedingungen in engster Beziehung steht. Wenn von unserem jetzigen Standpunkt auf den Sonnenkultus der Begriff Religion angewendet und die Sonne rückschauend als Gott betrachtet wird, so liegt hier eine ähnliche Schlußart vor, wie sie lange Zeit in der Tierpsychologie sich geltend gemacht hat, indem man die Begriffe der Gegenwart auf die Anfänge der psychischen Entwicklung übertragen hat. Man muß von dem hochstehenden Begriff der Religion als dem geistigen Bund zwischen Gott und den Menschen völlig absehen und von den einfachsten Lebensbedingungen der weißen Rasse in den Verhältnissen der Eiszeit ausgehen. Dabei ist noch folgendes zu beachten. Auf Grund einer jahrhundertlangen

wissenschaftlichen Entwicklung verhält sich, bei den gegenwärtigen Lebensbedingungen der Kulturmenschen, die überwiegende Zahl dieser in vieler Beziehung gleichgültig gegen die scheinbare Bewegung der Sonne am Himmel über der Erde. Wir stehen zwar im gemäßigten Klima bei dem Wechsel der Jahreszeiten immer noch stark unter der Einwirkung der Sonne und ihrer verschiedenen Stellung in den Jahreszeiten, aber wir können uns doch kaum noch eine genügend lebhafte Vorstellung von der Bedeutung des Sonnenstandes für die Lebensführung der Eiszeitmenschen machen. Die Sonne war für diese Menschen die sichtbare und fühlbare Kraft, die Pflanzen sowie viele Tierarten zu neuem Leben erweckte. Die ursprünglichsten Vorgänge, die in das Bewußtsein der Eiszeitmenschen treten, ist Aufgang und Untergang der Sonne mit dem Wechsel von Tag und Nacht, sowie die Änderung der Jahreszeiten nach dem Stand und der Bewegung der Sonne. In diesen einfachsten Verhältnissen liegen für die Eiszeitmenschen die Veranlassungen zu einem Kultus, der ursprünglich in einem gemeinsamen Ausdruck der Freude über das Aufsteigen und der Trauer über das Absteigen der Sonne bestanden haben mag. Hierin liegt der Keim einer Religion, indem die Sonne durch die gemeinsame Verehrung göttlich wird.

Wir kennen bisher die Religion der Germanen, d. h. des westlichen Teils der weißen Rasse, vor dem Eindringen des Christentums vom Ende des 8. Jahrhunderts an, im wesentlichen nur aus der Überlieferung der Edda. Wotan, Tor, Freia bezeichnen diese germanische Götterwelt, die nach der Art der Überlieferung wesentlich nordgermanischen Charakter hat. Es fragt sich jedoch sehr, ob diese Göttergruppe der altgermanischen Religion genau entspricht. Nun ist uns bei Tacitus eine literarische Urkunde erhalten, die viel älter ist als die Edda, da jene aus dem Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus stammt. Sie erscheint beim ersten Anblick mit dem Inhalt der Edda fast nicht vereinbar. Wir haben jedoch glücklicherweise im Sprachschatz der germanischen Stämme, sowie der Griechen und Lateiner, Niederschläge uralter Überlieferung, die in Ergänzung der späteren Götterwelt der Edda, ein Bild der ursprünglichen Religion der weißen Rasse, deren westliche Ausläufer die Germanen bilden, geben.

Eine umfassende Darstellung des bisherigen Wissens über dieses Gebiet hat Karl Helm in dem Buch „Altgermanische Religionsgeschichte“ (1. Band, 1913) gegeben. Es bildet einen Band der germanischen und religionswissenschaftlichen Bibliothek. Unabhängig

davon habe ich mich zunächst im Anschluß an Tacitus, dann auf dem Boden der Volkskunde, unter Berücksichtigung der alten Flur-, Berg- und Flußnamen, ferner besonders der altgermanischen, später christlichen Wallfahrtsstätten, und ihrer topographischen Beziehungen zu den Rennwegen, seit langer Zeit mit diesem Thema beschäftigt. Dabei handelt es sich vor allem um drei miteinander eng verflochtene Fragen, nämlich um den Einfluß des Sonnenkultus: 1. auf die Sprache der weißen Rasse, der außerordentlich stark gewesen ist, 2. auf die Entstehung der Zahlworte und Zahlbegriffe aus der Beobachtung der periodischen Wiederkehr der Sonne. Hierin liegen die Anfänge des Rechnens und der Mathematik, 3. auf die Anfänge der Schrift, die stark vom Sonnenkultus beeinflußt und sehr wahrscheinlich aus ihm hervorgegangen ist.

Für die weitere Entwicklung der religiösen Vorstellungen der weißen Rasse und ihrer Ausläufer am Ostrande des Mittelmeeres, sowie in Griechenland und Italien, bietet sich ein vergleichendes Studium der Namen der Wochentage bei den genannten Völkern, da sie bestimmten Gottheiten geweiht sind. Bei der Vergleichung dieser Namen mit den entsprechenden Bezeichnungen der germanischen Sprachen ergeben sich vielfach Einblicke in die Gottesvorstellungen der genannten Völker. Ich hatte diesen ganzen Komplex von Fragen, besonders im Hinblick auf die germanische Runenschrift, ausführlich behandelt, aber diese Darstellung überschreitet den Rahmen dieses Buches vollständig und mußte noch bei dem Druck zurückgestellt werden. Für die Untersuchung der ältesten Kultur der weißen Rasse muß man jedenfalls als Leitmotiv festhalten, ob und in welcher Weise die älteste Sprache, die Zahlbegriffe und die Schriftformen mit dem religiösen Kultus der Sonne und des Mondes, sowie ihrer scheinbaren Bewegungen bei Tag und Nacht, ferner im Verlauf des Jahres zusammenhängen. Ich betrachte also den Kultus der Sonne, sowie der anderen Himmelskörper, und der Naturkräfte, die das Leben der Eiszeitmenschen noch viel stärker beeinflußt haben, als dies jetzt nach den technischen Errungenschaften der letzten Jahrhunderte der Fall ist, als eine für die geistige Geschichte der Menschheit außerordentlich wichtige Errungenschaft der weißen Rasse, und finde seine Wirkungen wesentlich in drei großen, eng zusammenhängenden Gebieten, nämlich: 1. im Einfluß auf die Sprache, 2. in der Entstehung der Zahlworte und der Ausbildung der Zahlbegriffe, 3. in der Gestaltung der Schrift als Ausdrucksmittel des geistigen Lebens.

Mit diesen Kulturgütern waren die Menschen der weißen Rasse schon versehen, als sie aus dem großen Entstehungsgebiet zwischen den vergletscherten Bergen der jetzt norwegisch-schwedischen Halbinsel, dem Ural, dem Kaukasus, sowie den Karpathen und Alpen ihre Wanderungen begannen und sich mit der südlich und südöstlich vorhandenen Menschenrasse, die man auf Grund der früheren Überlegungen als afrikanisch bezeichnen muß, kreuzten. Diese Mischung hat besonders im Südosten des ursprünglichen Entstehungsgebietes der weißen Rasse, nämlich in Ägypten, Kleinasien, Arabien, im Euphrat- und Tigrisland und in Indien zu gewaltigen Staatenbildungen geführt, in denen sich die von der weißen Rasse schon mitgebrachten Kulturgüter durch riesige Hilfsmittel, wie z. B. in Ägypten, mächtig entfalten konnten. Aber die Geschichte dieser Kulturen bleibt völlig unverständlich, wenn man nicht annimmt, daß die einwandernde weiße Rasse schon einen religiösen Sonnenkultus und eine durch diesen entwickelte Sprache, ferner die Grundbegriffe von Zahl und Maß, sowie eine Art von Schrift mitgebracht haben.

31. Kapitel

Deutsche Geschichte vom Standpunkt der Familienforschung und Vererbungslehre

Die Germanen sind der westlichste Teil der weißen Rasse in deren Entstehungsgebiet. Die deutsche Geschichte ist eine Fortsetzung der Geschichte der weißen Rasse. Bei der Durchführung der Grundsätze, zu denen ich in bezug auf die Anwendung der familiengeschichtlichen Methode auf die Untersuchung von ganzen Völkern gekommen war, habe ich versucht, die deutsche Geschichte von diesem Standpunkte zu betrachten und darzustellen. Nach einer langjährigen Beschäftigung mit dieser Frage, besonders unter dem Eindruck des Weltkrieges und seiner Folgezustände, habe ich in der II. Auflage dieses Buches 1922 darüber folgendes geschrieben:

„Die Ereignisse seit dem Ausbruch des großen Krieges, besonders nach seinem für das deutsche Volk so unglücklichen Ende, machen immer mehr eine kritische Selbstbetrachtung und Selbsterkenntnis notwendig. Diese wird am besten vom Standpunkt der Abstammungslehre und Familienforschung erlangt. Hierbei müssen vollständigerweise folgende Punkte gesondert behandelt werden:

I. Die germanische Vorgeschichte mit Bezug auf den Kulturzustand sowie auf Wanderungen und Siedlungen des Volkes. Hierbei müssen in umfassender Weise die Resultate der Ausgrabungen und besonders das Studium der prähistorischen Wege (Rennsteige u. a.) verwendet werden.

II. Entstehung und Geschichte der deutschen Stämme, besonders im Hinblick auf die fremdrassigen Einschläge und Kreuzungen mit der Wirkung der schärferen Differenzierung der Stämme. Dabei wären die deutsche Sprache und die deutschen Dialekte in gleicher Richtung zu behandeln.

III. Staatliche und politische Gliederung, besonders mit Bezug auf die Zusammenfassung und Zerreißung der deutschen Stämme. In diesem Zusammenhange ist die Entwicklung der Fürstengewalt und die Abstammung einzelner Fürsten zu untersuchen.

IV. Die Entstehung und Zusammensetzung der Stände vom familiengeschichtlichen Standpunkt.

Es ist unmöglich, dieses umfassende Programm im Rahmen des vorliegenden Buches auszuführen. Ich muß mich daher auf 2 Punkte beschränken:

1. Auf die Differenzierung der germanischen und besonders der deutschen Stämme.

2. Auf die familiengeschichtliche Betrachtung einer Reihe von Persönlichkeiten, die seit dem 18. Jahrhundert als Führer des deutschen Volkes in staatlicher und geistiger Beziehung hervorgetreten sind.

Den ersten Punkt habe ich zum Teil schon in meinem Buch über „Krieg und Seelenleben“ im Kapitel über Völkerpsychologie (S. 60—88) bei der Charakterisierung der an dem Krieg beteiligten Völker, der Franzosen, Russen, Engländer, Italiener und Deutschen, behandelt und möchte hier kurz darauf hinweisen.

Die germanische Rasse zeigt im Sinne der Vererbungslehre eine außerordentliche Variationsbreite. Diese Veränderlichkeit mit Anpassung an neue Bedingungen ist einerseits für die Lebensfähigkeit der einzelnen günstig, bietet andererseits für den Bestand einer Volkseinheit große Gefahren, die in der Geschichte der germanischen Völker, besonders des deutschen, deutlich zutage getreten sind. Auch das leichte Aufgehen germanischer Einwanderer in fremden Volkskörpern, das sich in der Regel innerhalb von wenigen Generationen vollzieht, hängt hiermit zusammen. Der enge familiengeschichtliche Zusammenhang der germanischen Stämme, besonders in der intellek-

tuellen Oberschicht, ist durch die Verschiedenheit der Sprache und die politische Trennung vielfach verdeckt, zeigt sich aber bei einer Reihe von Beispielen sehr deutlich. Ich greife hier nur drei bekannte Männer heraus, nämlich Henrik Ibsen, Helmuth von Moltke und Erich von Ludendorff.

Das gleiche gilt für eine große Zahl anderer Familien in Deutschland, Holland, Schweden, Norwegen und Dänemark, sowie in den bisher russischen Ostseeprovinzen. So weise ich z. B. darauf hin, daß aus der von mir behandelten Familie Soldan nach den mir vorliegenden Urkunden einige Abkömmlinge in Schweden geadelt wurden, daß ferner auch in den bisher russischen Ostseeprovinzen und Finnland Nachkommen dieses seit dem 14. Jahrhundert sicher in Deutschland lebenden Geschlechtes vorhanden sind. Auch meine Vaterfamilie hat Zweige nach Norwegen und Dänemark gesandt, so daß Blut der deutschen Familie Sommer in einer Reihe von norwegischen und dänischen Familien, auch in solchen, die andere Namen tragen, lebendig ist.

Die Folgen des genannten Grundzuges der leichten Anpassungsfähigkeit und starken Differenzierung werden noch dadurch gesteigert, daß auch die Sprache entsprechend der Sonderentwicklung der germanischen und deutschen Stämme eine außerordentliche Unterschiedlichkeit zeigt, die weit über bloße dialektische Unterschiede der Aussprache hinausgeht¹⁾. Vergleicht man die Abarten der germanischen Sprache (die deutsche, holländische, schwedische, norwegisch-dänische u. a.) miteinander in bezug auf den Wortschatz, so stellt sich sehr oft heraus, daß Worte, die z. B. im Alt- oder Mittel-Hoch- oder Niederdeutschen vorhanden waren, in einer der genannten Sprachen in einer besonderen Bedeutung festgehalten sind. Das gleiche gilt für den angelsächsischen Teil der englischen Sprache, die im übrigen stark mit romanischen Elementen durchsetzt ist und gerade deshalb ein Bindeglied mit den Sprachen der romanischen Nationen bildet.

Will man den germanischen Völkern den gemeinsamen Ursprung wieder ins Bewußtsein bringen, so muß man versuchen, eine zwischengermanische Verständigungssprache zu schaffen. Praktisch dient in außerordentlich vielen Fällen als solche die deutsche Sprache, die von den Intellektuellen der genannten germanischen Länder meist

¹⁾ Vgl. Hermann Hirt, Geschichte der deutschen Sprache. Verlag von Beck, München 1919.

verstanden und angewendet wird. Aber diese Ausschaltung der einzelnen Landessprachen zugunsten des Deutschen bietet nicht die wahre Lösung der Aufgabe. Diese liegt vielmehr in der Schaffung einer germanischen Verständigungssprache auf dem Boden der einzelnen Landessprachen, sowie ihrer Vorstufen und Dialekte. Die vorhandenen künstlichen internationalen Sprachen (Volapük, Esperanto) benutzen grundsätzlich alle Kultursprachen, zeigen jedoch bei genauerer Betrachtung eine beträchtliche Einstellung auf romanische Sprachen, was sich an vielen herausgegriffenen Beispielen leicht erkennen läßt. Diese künstlichen Sprachen sind rein intellektualistisch zu dem bestimmten Zweck der internationalen Verständigung, z. B. bei Kongressen, bei Reisen oder im Handel, ausgedacht. Teilweise im Gegensatz hierzu muß die germanische Verständigungssprache eine wurzelhafte, aus den lebenden germanischen Teilsprachen und ihren Vorstufen organisch abgeleitete sein. Der Plan einer solchen germanischen Einheitssprache, auf deren Notwendigkeit ich schon früher bei Reisen in den nordischen Ländern hingelenkt worden bin, ist in den Grundzügen vorhanden, bedarf jedoch zu seiner Durchführung der fachmännischen Hilfe und Durcharbeitung. —

Zu dem zweiten oben erwähnten Punkt muß ich mich auf eine Reihe von Persönlichkeiten beschränken, die von dem grundsätzlichen Gesichtspunkte dieses Buches in Betracht kommen.

Es handelt sich von meinem Standpunkt in der deutschen Geschichte immer um die Grundfrage, ob in einer Zeit, in einem bestimmten Stamme und Stande oder von einem Herrscher die Grundidee des natürlichen Adels vertreten und durch richtige Auswahl von begabten Persönlichkeiten befolgt worden ist. Perioden, Stände und Menschen, welche diesen Charakter zeigen, nenne ich evolutionistisch, solche, die im Gegensatz hierzu die Auslese der von Natur Tüchtigen unterlassen und in hergebrachter Form verharren, involutionistisch. Von diesem Standpunkt betrachtet, läßt sich eine ganze Reihe von Erscheinungen in der deutschen Geschichte in den letzten Jahrhunderten gut überblicken. Dabei muß man, um die deutsche Kulturgeschichte und die Entstehung des deutschen Reiches zu begreifen, besonders zu zwei Gruppen von Vorgängen Stellung nehmen, nämlich einerseits zur Entstehung und Geschichte des preußischen und deutschen Staates mit familiengeschichtlicher Betrachtung der einzelnen Herrscher, andererseits zur Entwicklung der deutschen Literatur, besonders

seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Dabei möchte ich, gewissermaßen in Form von Stichproben, einzelne Persönlichkeiten herausgreifen und sie mit der Zeitgeschichte und der Entwicklung des deutschen Volkes in Beziehung bringen.

Eine Beurteilung des deutschen Staates ist kulturgeschichtlich auch nach der Revolution ohne Stellungnahme zum Preußentum nicht möglich.

Als Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg, sich am 18. Januar 1701 in Königsberg zum König von Preußen krönte, war der Beginn einer größeren staatlichen Zusammenfassung innerhalb der mannigfaltigen dynastischen Landkarte des damaligen deutschen Reiches gegeben. Anfänge zu solchen größeren Gliederungen waren schon vorher in verschiedenen Teilen des Reiches vorhanden, aber durch fortschreitende Erbteilung fielen diese größeren Komplexe immer wieder auseinander. So war im 16. Jahrhundert im Südwesten von Deutschland das Hessenreich Philipps des Großmütigen durch Erbteilung zersplittert worden. Ebenso wurden später im Gebiet von Hannover-Braunschweig-Lüneburg die Ansätze zu einer größeren Staatenbildung immer wieder durch Verteilung auf mehrere Erben vernichtet.

Ein Gegengewicht hierzu bildeten die bei den Dynastengeschlechtern sehr häufigen Heiraten von Blutsverwandten, wodurch der ursprüngliche Besitz wieder zusammengebracht wurde. Die Blutsverwandtenheiraten hatten also im Fürstenstande einen ausgeprägten machtpolitischen Hintergrund.

Auch bei den Hohenzollern spielt die Verwandtenheirat aus solchen Motiven eine bedeutende Rolle, besonders in der Zeit, als es sich darum handelte, daß die süddeutschen Besitzungen mit der Mark Brandenburg trotz der Erbteilung zusammengehalten wurden. Erst unter dieser Voraussetzung begreift man die Bedeutung der sogenannten *Dispositio Achillea* (1478), d. h. der Verordnung des Kurfürsten Albrecht Achilles, die bestimmte, daß die Mark Brandenburg, sowie die noch zu erwerbenden Länder, stets ungeteilt bleiben sollten. Damit fiel die Notwendigkeit, durch Verwandtenheirat die auseinanderfallenden Teile der Stammlande wieder zu vereinigen, fort, und im Sinne der staatlichen Weiterbildung geschahen die Eheschließungen der Hohenzollern nunmehr mit Töchtern aus anderen regierenden Häusern, wodurch eventuelle Erbberechtigungen erlangt wurden. Zwei sehr folgenreiche Eheschließungen dieser Art waren die des

Markgrafen Joachim Friedrich (1598—1608) mit Eleonore von Preußen und des Johann Sigismund mit Anna von Preußen, wodurch nicht nur eine Erbberechtigung in Preußen, sondern auf dem Wege über die Herzogin Marie Eleonore, als Mutter der beiden Töchter Eleonore und Anna, im Westen von Deutschland, nämlich in Jülich-Cleve-Berg, erlangt wurde. Zugleich wurde jedoch durch diese Heiraten ein pathologisches Moment in den Hohenzollernstamm übertragen. Durch diese Ehen strecken die Hohenzollern von Brandenburg zuerst ihre Hände nach Osten und Westen aus, um später in allmählicher zäher Arbeit das Land zwischen diesen beiden Grenzen in Gestalt des preußischen Staates zusammenzufassen. Die Krönung Friedrichs I. in Königsberg war ein weiterer Schritt auf diesem Wege.

Da es sich hier nicht darum handelt, eine eingehende Charakterdarstellung der preußischen Könige zu geben, sondern zunächst nur darum, zu beurteilen, wie sie von unserem Gesichtspunkt der Förderung des natürlichen Adels zu beurteilen sind, so können wir hier Friedrich I., Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. als eine zusammenhängende Reihe auffassen. Sie bezeichnen den mit zäher Arbeit sich vollziehenden Aufstieg des preußischen Staates. Selbst wenn man bei allen dreien gewisse Charakterfehler, z. B. bei Friedrich I. eine prunkhafte Selbstgefälligkeit, bei Friedrich Wilhelm I. einen tyrannischen Zug und bei Friedrich II. sein mißtrauisches Wesen zugibt, ist doch kulturgeschichtlich unverkennbar, daß ihre Zeit, trotz mancher Ungerechtigkeiten (wie im Fall Danckelmann unter Friedrich I.), im allgemeinen durch die Förderung tüchtiger Männer im staatlichen und bürgerlichen Leben einen evolutionistischen Charakter aufweist. Ich erinnere hier nur an die Berufung von Leibniz nach Berlin.

Dabei hat die große Verschiedenheit der Anlagen und Neigungen dieser Herrscher, die Einstellung Friedrichs I. auf prunkhafte Lebensformen und die seiner Gemahlin Sophie Dorothea aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg auf wissenschaftlich-künstlerische Dinge, ferner Friedrich Wilhelms I. auf staatliche und militärische Reformen, schließlich Friedrichs II. auf Kriegführung und Strategie sowie auf literarische Produktion bewirkt, daß diese Evolution in ganz verschiedenen Gebieten des geistigen Lebens in dem aufstrebenden preußischen Staate zustande kam.

Dabei ist in kultureller und familiengeschichtlicher Beziehung der wachsende Einfluß des Hauses Hannover-Braunschweig-Lüneburg auf die Hohenzollern und den preußischen Staat unverkennbar.

Unter Friedrich I. wird Leibniz, der unter dem Schutze der Braunschweig-Lüneburger aufgewachsen war, nach Berlin zur Gründung der Akademie der Wissenschaften berufen. Auch die Geschichte der Baukunst des preußischen Staates spricht für die eben entwickelte Auffassung. Besonders wichtig ist unter Friedrich Wilhelm I. die Heranziehung werktätiger Elemente, die zum Teil, wie die Salzburger, durch religiöse Bedrückung vertrieben waren, in den preußischen Staat. Hierher gehört auch das Eindringen holländischer Bauart und Tätigkeit.

Im Gegensatz zu dieser Anlaufperiode des preußischen Staates, bei der auch religiöse Toleranz eine Bedeutung hat, tritt schon bei dem fortschreitenden Alter Friedrichs II. eine geistige Erstarrung ein, die sich unter seinen Nachfolgern in verschiedener Weise bemerklich macht. Am deutlichsten ist sie in religiöser Beziehung, so daß z. B. der Philosoph Kant allmählich in einen Gegensatz dazu gedrängt wird. Ähnlich liegt es in bezug auf das Heerwesen. Die geniale Strategie Friedrichs des Großen wird militärgeschichtlich nicht in Preußen, sondern von Napoleon I. weitergebildet, was schließlich zur Niederlage des preußischen Heeres bei Jena und Auerstädt 1806 führt.

Im Gegensatz zu der Erstarrung des preußischen Staates und seiner regierenden Oberschicht geht der Strom evolutionistischer Kraft nach der Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland in die geistige Entwicklung über. Dabei ist unverkennbar, daß die Gestalt des von Feinden umringten Friedrich des Großen auf die Jugend der neuen Generation einen großen Einfluß gehabt hat, wie dies in Goethes Dichtung und Wahrheit hervortritt. Aber diese stürmische, geistige und schriftstellerische Entwicklung vollzieht sich nicht in dem Gebiete des preußischen Staates, sondern im Südwesten von Deutschland, wo durch eine glückliche Verbindung von Familien die hervorragendsten Schöpfer klassischer Literatur auf biologischem Wege entstehen.“ —

Aus diesem Komplex von Vorstellungen heraus habe ich in der II. Auflage in ausführlicher Weise sieben für die politische und geistige Entwicklung des deutschen Volkes und der germanischen Welt bedeutungsvolle Persönlichkeiten dargestellt, nämlich Friedrich den Großen, Goethe, Blücher, von Bismarck, Ibsen, Kaiser Wilhelm II. und von Hindenburg. Dabei konnte ich in bezug auf Friedrich den Großen und Goethe auf der Grundlage meiner früheren Arbeiten über diese Träger des Deutschtums fußen. Die Studien über

die fünf weiteren Persönlichkeiten sind in der Zeit zwischen der I. und II. Auflage entstanden. In bezug auf die Zeitgeschichte sind dabei vor allem die Darstellungen von Kaiser Wilhelm II. und Hindenburg von Interesse, die besonders auch im Ausland Beachtung gefunden haben.

Für diese Neuauflage hatte ich besonders die Ergänzung der Studien über Goethe, Blücher und von Hindenburg durch die Darstellung der geistig dazu gehörenden Persönlichkeiten Schiller, von Gneisenau und von Ludendorff vorbereitet. In der geistigen und militärisch-politischen Geschichte von Deutschland tritt die eigenartige Erscheinung hervor, daß sich mehrfach zwei Persönlichkeiten in engster Verbindung zeigen, wobei man von anfänglichen oder späteren Mißverständnissen und persönlichen Trennungen dieser Paare absehen kann. Schiller und Goethe, Blücher und von Gneisenau, von Hindenburg und von Ludendorff, sowie die geistigen Beziehungen dieser Paare, sind außerordentlich interessante Gegenstände einer familiengeschichtlich und psychologisch eingestellten Geschichtsschreibung. Besonders hätte ich gern die Schillerstudien, von denen nur ein Teil in meinen „Grundzügen einer Geschichte der deutschen Psychologie und Ästhetik von Wolff-Baumgarten bis Kant-Schiller“, und in einem Vortrag bei dem 2. Kurs mit Kongreß über Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre, Gießen 1912¹⁾, verwendet worden ist, in diesem Zusammenhang dargestellt, aber diese umfassenden Einzelarbeiten hätten den Rahmen des Buches völlig gesprengt.

Auch war es notwendig, diese Reihe von Persönlichkeiten rückwärts zu verlängern. Einen Teil der geistigen Geschichte bis zum 18. Jahrhundert, in Form der Darstellung einzelner Persönlichkeiten, habe ich in dem Buche über die Geschichte der deutschen Psychologie und Ästhetik gegeben. Aber auch diese Reihe geht nicht weit genug zurück. Es erschien zunächst notwendig, Luther vom familiengeschichtlichen und psychologischen Standpunkte zu behandeln, und die 2½ Jahrhundert lange Lücke zwischen Luther und Friedrich dem Großen durch eine Reihe von Einzeldarstellungen auszufüllen. Dabei trat vor allem die Aufgabe hervor, die Musikerfamilie Bach, deren Hauptvertreter Johann Sebastian Bach eine entscheidende Bedeutung in der Entwicklung der Musik, nicht nur im religiösen Gebiet, gehabt hat, darzustellen.

¹⁾ Vgl. Kongreßbericht im Verlag von C. Marhold, Halle a. S., 1912, Seite 278.

Aber wenn man diese ganze Reihe von Persönlichkeiten mit Luther beginnen wollte, würde dies eine völlige Ausschaltung der älteren deutschen Geschichte bedeuten. Je mehr man sich in die Aufgabe vertieft, eine deutsche Geschichte vom Standpunkt der Familienforschung und Psychologie, unter Berücksichtigung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, zu schaffen, desto klarer wird es, daß dieselbe in die Geschichte der deutschen Stämme und des Germanentums im allgemeinen zurückführt. Diese umfassende Aufgabe übersteigt die Kräfte eines einzelnen vollständig und kann eigentlich nur durch das Zusammenwirken von mindestens drei Persönlichkeiten, eines geschichtlich interessierten Psychologen, eines Genealogen und eines Historikers gelöst werden. Ich hatte in den letzten Jahren den Plan gefaßt, eine Reihe von solchen Einzeldarstellungen zur deutschen Geschichte vom familienhistorischen und psychologischen Standpunkt zusammen mit Herrn Dr. Kekule von Stradonitz herauszugeben, aber die Zeit dazu scheint noch nicht gekommen zu sein.

Erschwerend hierbei wirkt der Umstand, daß der Gedanke, monographische Darstellungen einzelner Persönlichkeiten zu einer geschichtlichen Reihe zu verbinden, den ich in meinem Buche über die Geschichte der Psychologie und Ästhetik schon längst durchgeführt habe, immer noch nicht zur grundsätzlichen Anerkennung gekommen ist, wenn auch die Einzelarbeiten vielfach benutzt worden sind. Man muß sich vor allem von dem Vorurteil losmachen, als ob es sich dabei nur um sogenannte geniale Persönlichkeiten handeln könne. Ich möchte im geschichtlichen Zusammenhang lieber den Begriff der Schicksal-bedeutenden Persönlichkeiten einsetzen, wie eine solche z. B. in Kaiser Wilhelm II. vorhanden war, und weise hierbei auf meine Darstellung in der II. Auflage des Buches hin.

Sehr hemmend wirkt ferner der Umstand, daß die Darstellung solcher Persönlichkeiten öfter in ganz einseitiger Weise vom psychopathologischen Standpunkte geschieht, was nach außen selbstverständlich viel mehr sensationell wirkt, als die von mir durchgeführte analytische Darstellung der angeborenen Eigenschaften und der Umwelt, in der diese zur Wirksamkeit kommen. Man verwechselt infolgedessen die von mir vertretene Geschichtsschreibung auf dem Boden der Familienforschung und beobachtenden Psychologie, leicht mit den üblichen monographischen Darstellungen einzelner Persönlichkeiten. Dazu kommt, daß die einseitig archivalisch eingestellte

Art der Genealogie für die hier durchgeführte Art der Geschichtsschreibung, obgleich diese im Grunde auf einer erweiterten Familienforschung beruht, nicht das geringste Verständnis hat.

Ein Musterbeispiel hierfür bietet eine Besprechung der II. Auflage der Familienforschung in den Familiengeschichtlichen Blättern, Jahrgang 1923, Heft 10/12, durch Herrn Archivar Dr. Fr. von Klocke. Dieser hat von dem gesamten Inhalt des vorliegenden Kapitels, das in der II. Auflage beinahe vier Bogen umfaßt, nichts anderes erwähnt, und wie man daraus schließen kann, aufgefaßt, als daß ich eine bestimmte Stelle aus den Familiengeschichtlichen Blättern über die Oldenburger Herkunft der Familie Mencke, die in der Ahnentafel Ottos von Bismarck vorkommt, nicht gekannt oder nicht zitiert habe. Dabei habe ich auf die Oldenburger Herkunft der von mir dargestellten Familie Mencke auf Grund einer anderen Quelle hingewiesen und nur die Frage erörtert, ob sie mit einer hessischen Familie Menche, die in der Ahnentafel Goethes vorkommt, zusammenhängen kann. Dies ist von mir in durchaus zurückhaltender Weise geschehen, was aus folgenden Worten hervorgeht (S. 263): „Ein Beweis des Zusammenhanges ist bisher nicht erbracht, aber ich möchte die Genealogen vom Fach hierdurch bitten, diese Vermutung möglichst zu prüfen.“ — Trotzdem benutzt Herr v. Klocke das Fehlen des Zitates aus den Familiengeschichtlichen Blättern zu einem mißgünstigen Urteil über mein Buch. Demgegenüber stelle ich hierdurch fest, daß der Genannte, abgesehen von dieser ganz belanglosen Einzelheit, den Inhalt des vorliegenden Kapitels, das mich seit 15 Jahren in anstrengendster Weise beschäftigt, in keiner Weise erwähnt hat. Gegen diese Art von Besprechung muß ich entschieden Einspruch erheben und bedauere sehr, daß das Referat des Herrn von Klocke gerade in den Familiengeschichtlichen Blättern erschienen ist, die unter der Leitung der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte in Leipzig stehen, der ich selbst als Ausschußmitglied trotz dieses Verhaltens des Herrn von Klocke noch angehöre. Daß ich die Arbeit dieser Zentralstelle und der Familiengeschichtlichen Blätter, ganz unabhängig von diesem Zwischenfall, durchaus anerkenne, geht aus meiner Darstellung in dem Abschnitt über Organisation der Familienforschung auf Seite 68 u. f. dieses Buches hervor.

Auch dieser Vorfall spricht dafür, daß eine umfassende deutsche Geschichte nach dem vorliegenden Plan noch verfrüht ist, und daß es sich jetzt erst darum handelt, den Grundgedanken so zu vertreten, daß er in weiteren wissenschaftlichen Kreisen Anerkennung findet. Dies ist auch in bezug auf meine Vorschläge einer germanischen Einheitssprache noch nicht der Fall, wenn ich auch persönlich, gerade von Angehörigen der nordgermanischen Länder, lebhafteste Zustimmung erfahren habe. Meine Bestrebungen in dieser Richtung gehen schon jahrzehntelang zurück und sind einerseits durch Reisen in den nordgermanischen Ländern, andererseits durch die spätere Entdeckung meiner norwegischen und dänischen Verwandtschaft weiter angeregt worden. Schon während des Krieges habe ich diesen Gedanken in

Form eines Preisausschreibens gebracht und habe damals, 1916, folgendes niedergeschrieben.

Die Motive des Stifters sind folgende: Nach Abschluß des jetzigen Weltkrieges wird es eine der wichtigsten deutschen Kulturaufgaben sein, die germanischen Völker trotz der in ihrer Natur liegenden Sonderbestrebungen einander weiter geistig zu nähern. Die vielfach vorhandenen geistigen Beziehungen Deutschlands zu Schweden, Norwegen, Dänemark und Holland müssen ausgebaut werden. Trotz des jetzigen leidenschaftlichen Hasses zwischen Deutschen und Engländern muß bei diesen Völkern das Bewußtsein gemeinsamer Abstammung geweckt werden. Als Mittel zu diesem Zweck betrachtet der Stifter eine germanische Einheitssprache, die, bei voller Selbständigkeit der einzelnen germanischen Sprachen und ihrer Dialekte, gerade auf Grund dieser ein gemeinsames Verständigungsmittel für wissenschaftliche und praktische Zwecke werden soll. Diese Einheitssprache soll besonders an den Sprachgrenzen einzelner Teile des germanischen Gebietes zur gemeinsamen kulturellen Betätigung unter Vermeidung von politischen Streitigkeiten dienen.

Bei der Bearbeitung wird verlangt:

1. ein vergleichendes Lexikon der wesentlichen Worte aus den verschiedenen germanischen Sprachen mit Auswahl des am meisten geeigneten Wortes für die germanische Einheitssprache. Dabei können auch Dialekte herangezogen werden.
2. Grundzüge einer einheitlichen Grammatik auf Grund der Vergleichung der germanischen Sprachen.

Es folgten darauf Ausführungsbestimmungen. Durch die Kriegs- und Nachkriegszeit wurde die Ausführung dieses Planes verhindert. Darauf habe ich in der II. Auflage dieses Buches 1922 den Gedanken zum ersten Male literarisch geäußert. In den vielen Referaten über mein Buch ist er meines Wissens nirgends aufgegriffen oder auch nur erwähnt worden, wie dies in der Geschichte von Erfindungsideen in typischer Weise vorkommt. Diese Ignorierung gehört fast stets zu den ersten schmerzlichen Erfahrungen der Erfinder, aber daraus folgt nicht im geringsten die Unrichtigkeit der Idee.

Bei dieser Sachlage hat sich seit etwa 1920 meine Frau der mühevollen und umfangreichen Arbeit unterzogen, zunächst den Wortschatz der deutschen, holländischen, norwegisch-dänischen, schwedischen und englischen Sprache unter Zugrundelegung der Wortstämme zu vergleichen und, unter Beratung durch mich, Vorschläge für eine germanische Einheitssprache, zunächst in bezug auf den Wortschatz zu machen, d. h. ein vergleichendes Verzeichnis der Grundworte für die germanische Einheitssprache zu schaffen. Diese Arbeit ist zu ungefähr zwei Drittel vollendet. Auch der übrige Plan für die germanische Einheitssprache ist entworfen, wenn auch noch nicht ausgeführt. Er wird selbstverständlich, wenn der Gedanke sich

Bahn bricht, ebenso wie das Lexikon von germanistischen Sachverständigen geprüft, vielleicht zum Teil geändert und ergänzt werden müssen, aber der Plan ist im Fortschreiten und wird voraussichtlich auf die Dauer ebensowenig zurückgedrängt werden können, wie viele andere Erfinderideen, die sich im Laufe von Jahrzehnten erst allmählich durchgerungen haben.

Für den Zusammenhalt der germanischen Stämme wäre das Vorhandensein einer germanischen Einheitssprache von größter Bedeutung, besonders auch würde für England, das geschichtlich und sprachlich stark unter romanischen Einflüssen gestanden hat und infolge des Weltkrieges in gesteigertem Maße noch steht, die germanische Einheitssprache, unter teilweiser Verwendung des angelsächsischen Wortschatzes, vielleicht eine Besinnung auf den germanischen Ursprung des englischen Volkes bedeuten, während der Verlust des germanischen Stammesgefühls in England, abgesehen von den wirtschaftlichen Verhältnissen, nach meiner Auffassung der Hauptgrund für den Kampf der Engländer gegen Deutschland gewesen ist.

Es tritt also immer mehr die Bedeutung des Allgemein-Germanischen und das Interesse an der Geschichte der deutschen Stämme in den Vordergrund.

Ich möchte daher die umfassende Darstellung der genannten 7 Persönlichkeiten (vgl. II. Auflage, Seite 227—282) hier ebenso weglassen, wie die weiteren seitdem ausgearbeiteten Einzelstudien. Vielleicht können sie einmal im Zusammenhang gedruckt werden, wenn mein Plan einer deutschen Geschichtsschreibung auf dem Boden der Familienforschung und beobachtenden Psychologie, unter Zusammenwirken eines Psychologen, eines Genealogen und eines Historikers, zur Ausführung kommt. Hier möchte ich nur noch die Worte wiedergeben, mit denen ich in der II. Auflage das Kapitel beschlossen habe:

Rückblick und Ausblick

Wenn man die deutsche Geschichte und die in ihr hervortretenden geistigen Führer im 18. und 19. Jahrhundert vom Standpunkte der Familienforschung betrachtet, so ergeben sich folgende Sätze:

1. Die deutsche Kultur nach dem Dreißigjährigen Kriege beruht in geistiger und politischer Hinsicht auf einer mit erstaunlicher Wucht auftretenden Genieperiode.
2. Die genialen Führer der geistigen und staatlichen Bewegung

gehen aus eigenartig beanlagten Familien hervor, die in arbeitsamer Tätigkeit, öfter im gleichen Beruf, ferner durch Auswahl ähnlich beanlagter Frauen, in manchen Fällen auch durch Verwandtenehe einen bestimmten Familiencharakter ausbilden und sich dann in einer oder mehreren Generationen mit anders gearteten, ebenfalls stammfest gewordenen Familien kreuzen.

Die Genialität, im bisherigen Sinne besonders hervorragender Leistungen, bildet eine besondere Gruppe im Gebiete der Epimixis, deren grundlegende Bedeutung bei der Vererbung neben Inzucht und Amphimixis ich hervorgehoben habe. Dabei muß das Verhältnis der beiden Begriffe klargestellt werden. Nicht jede Epimixis führt biologisch zu Produkten, die im bisherigen Sinne genial sind. Andererseits deutet bei allen von mir bisher untersuchten genialen Persönlichkeiten der psychologische, und in den meisten Fällen auch der familiengeschichtliche Befund, auf Epimixis als letzte Ursache hin. Das Produkt hängt von der Art der Erbmassen ab.

Die Epimixis umfaßt also ein viel weiteres Gebiet als das der Genialität. Z. B. spielt sie nach meiner Erfahrung auch in der Kriminalpsychologie eine sehr wesentliche Rolle, da sich bei familiengeschichtlicher Analyse gerade die schlimmsten Verbrechernaturen als eine Wirkung der Epimixis durch Synthese von Eigenschaften aus mehreren Stämmen und Familiencharakteren erklären. Auch im normalpsychologischen Gebiet beruhen viele eigenartige Anlagen, auch wenn sie im landläufigen Sinne nicht als genial zu bezeichnen sind, auf der Kreuzung verschiedener, in sich gefestigter Familiencharaktere. Eine umfassende Erforschung der Epimixis ist eine der wichtigsten Aufgaben der Vererbungslehre und einer von diesem Standpunkte betrachteten Geistesgeschichte.

3. Die biologische Vorbereitung dieser Genieperiode geht, durch Ausbildung von eigenartigen Familien und Erbmassen, in einigen untersuchten Fällen (bei Friedrich dem Großen und Goethe) schon bis in die Reformationszeit zurück. In anderen Fällen (Schiller, Blücher, Hindenburg) ist diese Art der Synthese noch unklar. Die genialen Leistungen erscheinen als eine Kette geistiger Eruptionen bei dem Zusammentreffen von längst vorgebildeten Erbmassen. Diese bilden also die Voraussetzung zur Entstehung des Genies und ganzer Genieperioden.

4. Bei der Epimixis, die den genialen Persönlichkeiten der deutschen Geschichte zugrunde liegt, handelt es sich hauptsächlich um bürgerliche Familien, bei denen geistige Berufe, z. B. als Pfarrer,

Juristen, Verwaltungsbeamte, Universitätslehrer u. a. durch mehrere oder, wie in der Soldan-Familie, durch viele Generationen erblich geworden sind, und die sich dann mit anderen Stämmen kreuzen. Dabei sind, wie besonders die Ahnentafel Goethes lehrt, die Vertreter des eigentlichen Handwerks nicht zu vergessen, bei dem wirklich die Hände unter Leitung des Verstandes arbeiten. Für die Konstitution gerade des künstlerischen Genies ist diese Erbschaft des Handwerkertums im psychophysischen Sinne von größter Bedeutung in bezug auf das Ausdrucksvermögen, z. B. in der Plastik.

Neben den bürgerlichen Familien sind familiengeschichtlich auch Abkömmlinge des deutschen Standesadels am Aufbau genialer Persönlichkeiten beteiligt (bei Friedrich dem Großen, Bismarck u. a.), jedoch schränkt sich dies im wesentlichen auf das politische und militärische Gebiet ein, auch zeigt sich gerade bei Bismarck, wie auch bei Zeppelin, deutlich die Epimixis von Landadelfamilien und geistig hervorragenden Bürgerfamilien.

5. Faßt man die deutsche Geistesgeschichte in dieser Weise auf, so entsteht die Schicksalsfrage: Befindet sich Deutschland am Ende einer Genieperiode und wird es in geistige Mittelmäßigkeit versinken, oder ist die Genieentfaltung nur vorübergehend gehemmt infolge des Mangels an Auslese, die sich seit der Wende des Jahrhunderts gerade in den leitenden Kreisen des deutschen Reiches gezeigt hat? Im ersteren Falle wäre die Ähnlichkeit mit dem Gang der Genieperiode in Italien, besonders in Florenz, bis zum Ende des 15. Jahrhunderts sehr groß. — Es spricht jedoch manches für die zweite Auffassung. Die Ursachen des Zusammenbruches liegen, wie immer im staatlichen Leben, mehrere Jahrzehnte zurück. Das Werk der deutschen Genies wurde der Mittelmäßigkeit anvertraut, die Auslese der Tüchtigen im staatlichen Leben stockte. Während die deutsche Industrie Triumphe feierte und der Ruhm der Vergangenheit das Reich umstrahlte, begann in den regierenden Kreisen die Periode der Erstarrung, der Involution, die den wahren Grund unseres Schicksals als Staat und Volk gebildet hat.

6. Die Möglichkeit des neuen Aufstieges hängt wesentlich davon ab, ob im deutschen Volk, und im weiteren Umfang bei den germanischen Völkern, der natürliche Adel gefördert wird und in allen Gebieten des staatlichen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens zur Führung kommt. Die Auslese der Begabten muß in den Schulen beginnen und grundsätzlich in allen Kreisen des Volkes durchgeführt werden. Es darf besonders niemand zu einer wichtigen Stellung

im staatlichen Leben zugelassen werden, der nicht durch besondere Leistungen den Befähigungsnachweis dazu geliefert hat.

7. Bei der weiteren Entstehung bedeutender Anlagen im deutschen Volk wird möglicherweise die Epimixis der deutschen Stämme eine große Bedeutung haben. Diese bilden gewissermaßen auf psychologischem und biologischem Wege befestigte Erbmassen, die bei ihrer Kreuzung, nach den bei der Analyse genialer Persönlichkeiten herausgestellten Tatsachen, hervorragende Anlagen entstehen lassen können.

32. Kapitel

Rennwege, Völkerwanderungen und Rassenmischung

In der Rassenkunde von Deutschland trifft man auf eine Reihe von Schwierigkeiten und Unklarheiten, die nach meiner Überzeugung damit zusammenhängen, daß die alten Verkehrswege in dem jetzigen Deutschland und den östlich angrenzenden Gebieten zum Teil noch wenig bekannt sind. Völkerwanderungen sind nur möglich, wenn Wege vorhanden sind, auf denen sich der Zug der Wanderer leicht und rasch bewegen kann. In der II. Auflage des vorliegenden Buches, Seite 326, habe ich in dem Kapitel über meine Abstammung kurz erwähnt, daß ich mich seit langen Jahren mit den in Deutschland vorhandenen Rennwegen beschäftigt habe. Es handelt sich nicht nur um den in weiten Kreisen bekannten Thüringischen Rennsteig, über den eine ausgedehnte Literatur vorhanden ist, und den ich schon im Sommer 1885, während meiner militärischen Dienstzeit als Einjährig-Freiwilliger, von Weimar aus durch vielfache Wanderungen kennengelernt habe, sondern auch um den Rennweg und die sonstigen alten Straßen in Hessen, wo ich seit 1895 als Professor der Psychiatrie tätig bin, ferner um entsprechende alte Wege in Württemberg, Westfalen, Pommern, Brandenburg und in meiner Heimat Schlesien, sowie in Bayern, Österreich und Ungarn.

Während meine Wanderungen dieser Art bis zum Jahre 1885 zurückreichen, ist in den letzten Jahrzehnten die Erforschung des vorrömischen Straßennetzes im Anschluß an die Kenntnis der römischen Straßen, besonders in dem Grenzgebiet des römischen Limes in Germanien, durchgeführt worden. Ich verweise z. B. auf den Be-

richt über die Fortschritte der römisch-germanischen Forschung in den Jahren 1906/07 (Frankfurt a. M. 1909), vor allem auf die Aufsätze von Prof. Schumacher in Mainz. Ich hatte meine Rennsteigstudien immer als durch natürliche Neigung bedingte Nebenbeschäftigung bei meinem Beruf betrachtet, und habe früher niemals daran gedacht, daß sie eine Beziehung zu meinen fachwissenschaftlichen Aufgaben erhalten könnten. Aber die Entwicklung der Familienforschung und Vererbungslehre ist besonders im letzten Jahrzehnt so stark in der Richtung der Rassen- und Stammeslehre gegangen, daß dadurch die Studien über die ältesten Wege eine ernsthafte Bedeutung für die Erforschung der Völkerwanderungen und der deutschen Stämme erhalten haben.

Die besondere Charakteristik eines Stammes beruht häufig auf der biologischen, psychologischen und kulturellen Verarbeitung eines Volkselementes, das in die ursprüngliche Rasse eingedrungen und von ihr verarbeitet worden ist. Diese Einschläge haben zur Voraussetzung, daß das Eindringen fremder Volksgruppen durch uralte Verkehrswege ermöglicht worden ist. Schon die Betrachtung der germanischen Rassen- und Stammeslehre führt also zu der Forderung einer genauen Erforschung der alten Verkehrswege. Diese Bestrebung wird noch verstärkt, wenn man, wie in dem vorliegenden Buche, die Germanen als westlichen Teil der weißen Rasse betrachtet und von dem Gesamtgebiete, in dem die weiße Rasse durch Differenzierung der europäischen Urrasse sich gebildet hat, ausgeht. Wie in dem Kapitel über die Wanderungen der weißen Rasse schon durchgeführt ist, handelt es sich um die Frage, auf welchen Wegen die in dem Eiszeitgebiet zwischen dem norwegischen Gebirge, dem Ural, den Karpathen und den Nordalpen entstandene weiße Rasse sich in der Nacheiszeit, zum Teil schon in den Zwischeneiszeiten, ausgebreitet hat. Das Studium der ältesten Wege in Germanien ist also eine notwendige Ergänzung dieser Betrachtung über die ersten Wanderungen der weißen Rasse.

Die Aufgabe bezieht sich hauptsächlich auf das Gebiet zwischen den Alpen und der Nord- und Ostsee, ferner aber auf die große Kette von Gebirgen, die sich, vom Vogelsberg im Südwesten, über die Rhön, den Thüringer Wald, die Sudeten bis zu den Karpathen hinzieht. Ein großer Teil der genannten Gebirge wird von dem lateinischen Namen des Herzynischen Waldes, der bei Tacitus vorkommt, umfaßt. Dabei sind die Verhältnisse des Gebietes in der Eiszeit zu beachten, wenn man die Bedeutung des deutschen Mittelgebirges für

die Entstehung der ältesten Verkehrsstraße begreifen will. Während Norddeutschland und die Alpen noch größtenteils unter Eisdecken lagen, ragte schon der Rücken des jetzigen Thüringer Waldes eisfrei empor und gewährte einen regelmäßigen leichten Übergang von Südosten nach Nordwesten.

Das Studium der alten Straßen knüpft sich hauptsächlich an die Erforschung der sogenannten Rennwege. Die von mir bei vielfachen Wanderungen in den verschiedenen Teilen von Deutschland angestellten Untersuchungen sind so umfangreich, daß ich sie hier nur kurz wiedergeben kann, wenn nicht der Rahmen des Buches durch dieses Kapitel ganz gesprengt werden soll. Ich kann daher im wesentlichen nur die Resultate mit kurzen Begründungen geben, werde aber dafür sorgen, daß die ausführliche Darstellung einer Reihe von Punkten, die schon längere Zeit im Manuskript fertig vorliegt, an einer geeigneten Stelle, nämlich in der Stiftung für Familienforschung und Vererbungslehre bei der Universitätsbibliothek in Gießen, von Sachverständigen, die sich für die Beweisführung im einzelnen interessieren, eingesehen werden kann. Ich weiß nämlich nicht, ob meine, durch einen anstrengenden Beruf in Anspruch genommene Zeit es erlauben wird, diese Rennsteigstudien in ausführlich begründeter Form herauszugeben. Es handelt sich dabei um folgende Rennwege und sonstige alte Straßen: 1. Die Rennwege in Thüringen und Hessen und ihren Zusammenhang. 2. Rennwege und alte Straßen in Schlesien und Sachsen. 3. Rennwege im südlichen Hessen (Odenwald). 4. Alte Straßen in Bayern und Österreich. 5. Alte Straßen in Ungarn. 6. Renn- und Haarwege in Westfalen. 7. Alte Straßen in Niedersachsen. 8. Alte Straßen im Nordosten von Deutschland.

Unter Weglassung einer Reihe von diesen Studien beschränke ich mich auf folgende Punkte.

1. Thüringen und Hessen

Der Rennsteig des Thüringer Waldes ist in weiten Kreisen bekannt und wird infolge einer Vereinsorganisation besonders in der Pfingstzeit viel begangen. Er bietet eine der schönsten und interessantesten Wanderungen im deutschen Mittelgebirge. Aus der umfangreichen Literatur möchte ich nur die alte Beschreibung des Rennsteiges von Konrad Junker hervorheben, die im Neudruck erschienen und daher leicht zugänglich ist, ferner die Schrift von Rosner über seine Wanderung auf dem Rennsteig, die für viele

Nachfolger bahnbrechend gewirkt hat. Es gibt eine besondere Rennsteigzeitung, das *Mareile*, genannt nach einem Mädchennamen aus der Wanderung von Rosner. Im allgemeinen wird angegeben, daß der Rennsteig im Westen von Eisenach an der Werra beginnt und sich bis nach Blankenberg, im südöstlichen Teil des Gebirges an der Nordseite, hinzieht. Es gibt jedoch noch manche Streitigkeiten besonders über die Endpunkte und die merkwürdige Erscheinung, daß auch an einigen Seitenwegen des eigentlichen Kammweges der Name Rennsteig haftet. Vom südöstlichen Ende aus geht ein ebenfalls alter Weg über den Frankenwald in der Richtung von Böhmen, so daß man in dieser Richtung die Fortsetzung des Weges suchen könnte.

Ich gehe nun zunächst kurz auf den hessischen Rennweg ein. Dieser ist im allgemeinen sehr unbekannt und wird meist nur von erfahrenen Wanderern aus dem Gebiet von Gießen, Wetzlar und Herborn gekannt und gewürdigt. Er dehnt sich ganz ähnlich wie der Thüringer Rennsteig auf dem Kamm eines Gebirgszuges in langer Linie aus und ist, in dem östlichen Winkel zwischen Dill und Lahn, in der Richtung von Hohensolms nach Herborn zu, sicher zu verfolgen. Er erscheint als ein Weg, der von dem alten germanischen Kulturzentrum am Dünsberg bei Gießen nach Westen führt. Die Fortsetzung des, über Bellersdorf an der mit einem Ringwall versehenen Altenburg vorbei, nach Herborn führenden Weges geht über die Dill und zur obersten Terrasse des Westerwaldes hinauf nach Rennerod, in welchem Namen das Wort *Renne* wieder auftaucht, dann weiter zum Rhein in die Gegend von Engers, d. h. zum nordwestlichen Ende des römischen Limes am Rhein. Der Limes schneidet also diesen germanischen Rennweg kurz vor dem Rhein quer durch und bildet ein Bollwerk gegen die freien Wanderungen zunächst der Chatten nach Westen.

Das wesentliche Resultat meiner Studien in bezug auf den thüringischen und hessischen Rennweg (vgl. Karte, Figur 45) besteht nun darin, daß die beiden Rennwege einen zusammenhängenden alten Straßenzug darstellen, der von dem nordwestlichen Ende des thüringischen Rennsteiges nach Südwesten über Berka an der Werra und den sehr alten Ort Friedewald nach Hersfeld im Fuldatal, und von da über die Höhe nach Westen, sodann am Rande des Knüll nach Südwesten zum Rimberg nördlich von Alsfeld in Oberhessen läuft.

In dem Namen Rimberg, der genau der Wortbildung Rimbach im Odenwald entspricht, sehe ich ein ebenfalls von *Renne* in Rim bei nach-

Sommer, Familienforschung, 3. Aufl.

Figur 45. Der thüringische und hessische Rennweg

folgendem b (berg oder bach) umgewandeltes Wort. Der ebenfalls mit Ringwällen versehene Rimberg nördlich von Alsfeld ist in alter Zeit ein ebenso wichtiger fester Platz gewesen wie der Dünsberg bei Gießen.

Der weitere Weg zieht nördlich von Alsfeld nach Westen in der Nähe von Kirtorf vorbei, überschreitet bei Homberg das Ohmtal, steigt dann zur Höhe zwischen dem Ebsdorfer Grund und dem Lumdatal. Am Beginn dieses Abschnittes liegt der Mardorfer Kopf wiederum mit einem Ringwall.

In der Nähe davon ist vor mehreren Jahrzehnten am Wege nach Mardorf im Ebsdorfer Grund der große Goldfund von sogenannten Regenbogenschüsselchen (vorgeschichtlichen Goldmünzen) gemacht worden, von denen einige im Altertummuseum in Gießen erhalten sind. Es zeigen sich also an diesem ganzen Wege vielfache Zeichen sehr alter Kultur in Form von Befestigungsanlagen und Bodenfunden. Der Weg führt dann über Höingen, dann nördlich der alten Burg Nordeck an der rechten Seite des Lumdatales weiter und läuft hier in der Nähe des Totenberges bei Treis an der Lumda, der durch seinen Namen und einen alten Wall sein hohes Alter anzeigt, am sogenannten Maistrauch vorüber, zwischen der Burg Staufenberg und Schloß Friedelhausen, zur Lahn, dicht vor der jetzigen Station Friedelhausen.

Soll ein Weg von Thüringen nach dem Dünsberg bei Gießen geleitet werden, so muß er an irgend einer Stelle die Lahn überschreiten. Wer das Lahnbecken bei Gießen und das Lahntal von da bis Marburg genau untersucht, erkennt, daß es in alter Zeit, als das Lahnbecken bei Gießen noch stark versumpft war, keinen besseren Lahnübergang geben konnte, als die genannte Stelle. Von hier führt noch jetzt ein alter, kaum mehr benutzter Hohlweg in nordwestlicher Richtung hinauf zu dem Altenberg bei Odenhausen, an dem vorbei man auf den Kammweg des Krofdorfer Waldes in der Richtung des Dünsberges gelangt. Der Übergang zum Dünsberg, und zu den wahrscheinlich ebenfalls sehr alten Siedlungen Hohensolms und Königsberg, liegt auf der Höhe zwischen Fellingshausen und Frankenbach.

Ich halte somit den thüringischen und den hessischen Rennweg, die sich unter diesem Namen erhalten haben, für den Rest eines uralten Straßenzuges, der von Thüringen über Hersfeld, Alsfeld, Gießen, Hadamar, Montabaur nach Ehrenbreitenstein ins Rheintal führt. Diese Straße ist neben den alten Völkerwegen durch die Wetterau mehr als einmal von den aus dem Inneren Germaniens nach dem Rhein vordringenden Germanen eingeschlagen worden, so offenbar auch von den Suebi im Jahre 58, dem Treverergebiet gegenüber (Cäsar de bello gallico I 36).“

„Weiter im Süden handelt es sich hauptsächlich um genaue Festlegung der Lahntalstraße, welche von Thüringen über Hersfeld, Alsfeld, Gießen, Hadamar, Montabaur nach Ehrenbreitenstein ins Rheintal führt. Diese Straße ist neben den alten Völkerwegen durch die Wetterau mehr als einmal von den aus dem Inneren Germaniens nach dem Rhein vordringenden Germanen eingeschlagen worden, so offenbar auch von den Suebi im Jahre 58, dem Treverergebiet gegenüber (Cäsar de bello gallico I 36).“

In der wesentlichen Richtung decken sich unsere Anschauungen. Ich vermute jedoch, daß die germanischen Wanderungen in der Römerzeit noch auf

den Rennwegen gegangen sind, noch nicht aber über Gießen, das als feste Stelle in dem Sumpfe des Lahnbeckens erst viel später begründet worden ist. Auch führt die von mir angenommene Fortsetzung des hessischen Rennweges nicht über Hadamar und Montabaur, sondern über Herborn und Rennerod zum Rhein. Die beiden Auffassungen zeigen aber insofern starke Übereinstimmung, als bei beiden ein sehr alter Straßenzug zwischen Thüringen und dem Rhein durch das hessische Gebiet angenommen wird. Nur liegen die Rennwege viel höher als die späteren Talstraßen. Letztere erscheinen im wegebautechnischen Sinne als in das Tal verlegte, mit besseren Mitteln ausgearbeitete Rennwege. Der Schnittpunkt im Fuldatal, nämlich Hersfeld, wird in beiden Auffassungen als der gleiche angenommen. Setzt man dann für Alsfeld den Rimberg (= Renneberg), für Gießen den Dünsberg mit dem hessischen Rennweg, für Hadamar und Montabaur die oberste Terrasse des Westerwaldes, so tritt der innere Zusammenhang der beiden Auffassungen, die sich im Grunde nur auf verschiedene Zeiten beziehen, deutlich hervor.

Dabei ist noch zu beachten, daß der westlichste Teil des Weges, nämlich der über den Westerwald, bei dem eigentümlichen terrassenförmigen Bau dieses Gebirges wahrscheinlich schon in alter Zeit eine Verdoppelung gehabt hat. Ich vermute eine Abzweigung vom Beginn des jetzigen hessischen Rennweges nach Südwesten über Katzenfurt, zwischen Greifenstein und der Dianaburg vorbei, in der Richtung über Merenberg und Hadamar, Montabaur nach Ehrenbreitenstein. An der Höhe vor letzterem Ort liegt Arenberg, das sehr wahrscheinlich eine uralte Wallfahrtsstätte, schon vor Einführung des Christentums, war. Auf dem Wege von Montabaur nach Arenberg kommt man an der großen durch Begräbnisstellen bezeichneten prähistorischen Siedlung von Neuhäusel vorbei, die besonders von dem verstorbenen Prähistoriker Soldan in Darmstadt untersucht worden ist. Ich habe ihn im Zusammenhang mit der Soldanfamilie in der I. Auflage meines Buches, Seite 199, erwähnt, und auf seine prähistorischen Studien hingewiesen.

Die Siedlung bei Neuhäusel liegt also nach dieser Auffassung an einer über die untere Westerwaldterrasse geführten Seitenstraße des Rennweges, der von Hessen über Herborn und über die obere Westerwaldterrasse zum Rhein führt. Sehr bemerkenswert ist in diesem Zusammenhange der steinzeitliche Befund in der Steedener Höhle bei Steeden an der Lahn, östlich von Limburg. Diese prähistorische Höhle liegt also nicht weit von dem Querweg über die untere Westerwaldterrasse, und zwar da, wo die Fels- und Grottenbildung bei dem Abfall des Ufers in das Lahntal eine gute Gelegenheit für Höhlenwohnungen gab, ähnlich wie dies in Südwest-Frankreich bei den prähistorischen Höhlen in der Dordogne zu beobachten ist. Die alten Siedlungen und Wege stehen miteinander in einem organischen Zusammenhang.

Betrachtet man den von mir angenommenen Rennweg vom südöstlichen Thüringen bis zum Rhein von diesem Standpunkte, so treten zwei entsprechende Erscheinungen in Thüringen und Hessen hervor. Die prähistorischen Fundstätten bei Weimar, Taubach und Ehringsdorf, liegen in diesem Sinne in dem nördlichen Vorlande des

Thüringer Waldes, zeigen also eine ganz ähnliche Lagerung wie die Steedener Höhle zu dem uralten Weg über den Westerwald. In der Überzeugung, daß diese Rennwege zusammenhängen, habe ich schon längst im hessischen Gebiete eine oder mehrere steinzeitliche Siedlungen vermutet und war besonders auf das jetzt aus dem Verkehr ausgeschaltete Mittelstück zwischen Hersfeld und dem Dünsberg bei Gießen gekommen. Ich dachte vor allem, nachdem am Rimberg schon derartige Funde gemacht worden waren, an die Umgebung des Mar-dorfer Kopfes, an der linken Ohmseite gegenüber von Homberg an der Ohm, oder an den Totenberg bei Treis an der Lumda, an dem schon früher einzelne Gelegenheitsfunde gemacht worden waren. Unterdessen hat sich diese Vermutung durch die außerordentlich wichtigen Ausgrabungen der prähistorischen Höhle im Quarzit am Fuße des Totenberges durch Dr. Richter, der unter Anregung von Prof. Harrassowitz in Gießen geforscht hat, vollständig bestätigt. Es hat sich eine große Menge von völlig einwandfreien Funden aus der älteren Steinzeit ergeben. Daraus ist im Zusammenhang mit meiner Auffassung zu schließen, daß der thüringisch-hessische Rennweg ein außerordentlich hohes Alter hat, und wahrscheinlich schon bestanden hat, als es einen Thüringer Wald im eigentlichen Sinne noch nicht gab, während noch ein eiszeitliches Steppen-klima herrschte. Die entwickelte Auffassung hat daher auch einen Wert für die weitere Forschung und das Auffinden der alten Siedlungen. Besonders ist in diesem Zusammenhange die Frage aufzuwerfen, ob und wo es eine steinzeitliche Siedlung am Dünsberg bei Gießen gegeben hat. Eine Vermutung hierüber hat sich mir bei Durchwanderung des Gebietes schon längst aufgedrängt, die Entwicklung dieses Punktes würde jedoch zu weit führen.

Mit Bedauern muß ich auf die Darstellung der Rennwege in der Rhön über Hammelburg (= Amanaburg) nach Würzburg und weiter südlich zur Frankenhöhe, sowie vom Thüringer Rennsteig zum Main über den Steigerwald nach Süden, verzichten. Hier liegen die Verbindungen zwischen dem Thüringer Rennsteig und dem Donau-gebiet. Es sind die Wege der bei Tacitus genannten Hermunduren nach Süden zur Donau, besonders zur rhätischen Hauptstadt Augusta Vindelicorum (Augsburg). In Würzburg hat sich noch bis jetzt der Name Rennweg dicht an dem Residenzschloß erhalten.

2. Schlesien

Meine Beschäftigung mit den alten Straßen in meiner schlesischen Heimat geht bis in meine Kindheit zurück und knüpft sich an einen entscheidenden Eindruck. Südlich von Grottkau, wo ich am 19. Dezember 1864 geboren wurde, liegt an einer Landstraße nach Neiße der Ort Alt-Grottkau. In kurzer Entfernung seitlich von der Straße zieht sich in der Richtung nach Alt-Grottkau ein Weg zu einer vielbesuchten Kapelle. Es dämmert mir nun aus meiner Kindheit der Vorgang, daß mir jemand erzählte, an diesem Weg sei vor alter Zeit einmal Bernstein gefunden worden. Diese Mitteilung machte auf mich einen ganz sonderbaren Eindruck und beschäftigte mein kindliches Denken im höchsten Grade. Zunächst begriff ich, daß es sich um einen alten Weg von Grottkau nach Alt-Grottkau handelte, aber wie der Bernstein dorthin gekommen sein konnte, war mir völlig unklar. Später, als ich einerseits die fast nördlich gelegenen Städte Brieg, Ohlau und Breslau und die südlich gelegenen Städte Neiße in Schlesien und Freiwaldau in Österreichisch-Schlesien kennengelernt und bemerkt hatte, daß sie mit leichten Ausbuchtungen in einer geraden von Norden nach Süden gerichteten Linie liegen, kam ich auf den Gedanken, daß der Weg von Grottkau nach Alt-Grottkau nur ein kleiner Teil eines längeren nordsüdlich gerichteten Straßenzuges sei. Aber auch daraus war der Bernsteinfund nicht zu erklären. Ich suchte nun mit lebhaftem Interesse alles, was ich von diesem merkwürdigen Stoffe sehen und erfahren konnte, zusammen und lernte allmählich alle Eigenschaften kennen, aus denen schon Tacitus in der Germania den richtigen Schluß auf den Harzcharakter des Bernsteins und seine Herkunft aus der Ostsee gemacht hat.

Durch diese Gedankenbildung war ich schon vollständig auf die Erforschung der alten Wege in Deutschland gelenkt, als ich im Sommer 1885 während meiner Militärzeit in Weimar Gelegenheit hatte, den thüringischen Rennsteig durch vielfache Wanderungen genau kennenzulernen. Aus diesen Anfängen hat sich bei mir später durch eine vergleichende Betrachtung der Stadtanlagen von Jauer, wo ich auf dem Gymnasium war, und von Breslau, das ich mit Freunden öfter durchstreifte, eine Auffassung der Städteanlagen und alten Wege in Schlesien ergeben, die ich hier im Zusammenhang mit den Rennsteigen darstellen will.

Die jetzige preußische Provinz Schlesien (vgl. Karte, Figur 46) zieht sich an der Nordostseite der Sudeten entlang in der Richtung

Figur 46. Die schlesischen Völkerwege

von Südosten nach Nordwesten. Alle Flüsse an der Nordostseite dieses Gebirges gehen in die Oder, die, abgesehen von vielfachen Krümmungen, die Mittelachse des Landes bildet. Entscheidend für

die Geschichte des Landes, seine Besiedlung und sein Städtewesen sind die Oderübergänge, von denen schon in alter Zeit sehr wahrscheinlich fünf, nämlich zwei erster Ordnung, bei Ratibor im südöstlichsten Teil von Oberschlesien und bei Breslau in Mittelschlesien, drei zweiter Ordnung, nämlich bei Oppeln und Brieg, d. h. zwischen Ratibor und Breslau, und bei Groß-Glogau in Niederschlesien vorhanden waren. Von größter Wichtigkeit bei den Völkerwanderungen waren die genannten Übergänge bei Ratibor und Breslau. Von Ratibor führt ein alter Weg über Troppau und Olmütz in die Gegend von Wien. Deutliche Zeichen hiervon sind die prähistorischen Funde südlich von Ratibor und besonders westlich von Wien in der Wachau, wo der Übergang über die Donau stattgefunden hat.

Die Völkermischung in Mähren und im südöstlichen Sudetenland ist nur verständlich, wenn man von diesem alten Weg ausgeht, der aus dem, nach Tacitus, früher germanischen Gebiete nordöstlich der Oder kam, bei Ratibor die Oder überschritt und nach Südsüdwesten weiterging. Ich habe mich neuerdings im Zusammenhang mit meiner Familiengeschichte, die mütterlicherseits nach Ratibor und Gleiwitz führt, eingehend mit der Topographie und Geschichte der Stadt Ratibor beschäftigt, kann diese Studien jedoch hier nicht ausführlicher wiedergeben.

Der zweite Hauptübergang über die Oder aus dem Nordosten liegt bei Breslau, und zwar kann man hier mit großer Wahrscheinlichkeit die Dominsel als die Stelle bezeichnen, wo die ersten Fähren und später Brücken über die Oder gegangen sind. Von Breslau aus ging die alte Völkerstraße nach Westen, sie zog hier zwischen Jauer und Liegnitz weiter, überschritt die Katzbach nahe dem jetzigen Oberkrayn, das aus der Schlacht an der Katzbach bekannt ist, und ging dann quer über den Fuß des Gebirges über die Stelle von Goldberg und Lauban nach Görlitz. Auf der Karte von Schlesien fällt die eigentümliche Erscheinung auf, daß die Städte Goldberg, Lauban und Görlitz fast genau in einer geraden Linie liegen, die von Osten nach Westen gerichtet ist. Es ist dies die Richtung der alten Völkerstraße. Liegnitz und Jauer liegen etwas nördlich und südlich von der östlichen Fortsetzung dieser Linie. Zwischen ihnen liegt Wahlstatt, die Stelle der furchtbaren Mongolenschlacht, in der im Jahre 1241 der Herzog von Liegnitz sich den von Osten auf diesem Wege eindringenden Mongolen entgegenstellte und zugrunde ging, aber dem Einfall ein Ende machte.

Die Örtlichkeit dieses geschichtlichen Ereignisses ist von unserem Standpunkte sehr bemerkenswert und leicht erklärlich. Die Wahlstatt bildet einen wichtigen Punkt auf dem Wege von Breslau nach Görlitz und weiter nach dem jetzigen Sachsen. Es ist kein Zufall, daß sich auf dem gleichen Völkerwege viel später noch zwei für die Weltgeschichte bedeutsame Kämpfe abgespielt haben, nämlich erstens die Schlacht bei Leuthen, westlich von Breslau, in der Friedrich der Große mit einem schwächeren Heer die Österreicher schlug, was zur Einnahme von Breslau mit ihren weitgehenden Folgen führte, — zweitens die Schlacht an der Katzbach, in der Blücher im Beginn der Freiheitskriege dem französischen Heere eine Niederlage von weittragendster Bedeutung beibrachte.

Wer das Buch über Gneisenau, der als Offizier in Jauer gewesen war, studiert, erkennt die merkwürdige Tatsache, daß die Schlacht an der Katzbach das erste Glied in der Kette von Ereignissen war, die zu der Völkerschlacht bei Leipzig und zur Vernichtung der napoleonischen Macht in Deutschland geführt haben. Die Kämpfe bei Bautzen und Dresden mit der allmählichen Vorwärtsbewegung des schlesischen Heeres bilden die weiteren Glieder in dieser Reihe. Zugleich ist dadurch die Richtung der damaligen Ostwestverbindung von Görlitz über Bautzen und Dresden nach Leipzig gekennzeichnet. Aber die älteste Völkerstraße ging von Görlitz nicht über Bautzen und Dresden, sondern weiter südlich in der Richtung nach Pirna, wo vermutlich der älteste Übergang gewesen ist. Schon die genaue topographische Betrachtung des Geländes westlich und südwestlich von Görlitz, führt auf diesen Gedanken, aber auch die Namensgebung in diesem Gebiet spricht dafür. In den gegenwärtigen Atlanten ist die Erkenntnis durch die große Menge der Siedlungen erschwert. Aber wenn man das alte Meriansche Werk über Obersachsen ansieht, findet man zwischen Görlitz und Pirna die charakteristischen, auf einen Rennweg deutenden Namen, nämlich Rennersdorf und Ronneburg, genau wie in Ober-Hessen Renzen-dorf (= Rennesendorf) zwischen Alsfeld und Lauterbach und Ronneburg südlich von Büdingen an dem von Norden nach Süden über den Vogelsberg ziehenden Rennweg.

Dresden und Leipzig erscheinen als spätere Städtegründungen. Der älteste Weg, als Fortsetzung der Völkerstraße von der Oder bis zur Elbe, ging sehr wahrscheinlich nach dem Elbeübergang bei Pirna näher an dem Erzgebirge entlang, über dessen Vorland nach Westen. Vergleicht man die Karte, so ist ersichtlich, daß wir uns hier dem

südöstlichen Ende bzw. Anfang des thüringischen Rennsteiges schon sehr genähert haben, und daß, im Verhältnis zu der großen Entfernung zwischen der Oder bei Breslau und dem Rhein nördlich von Koblenz, nur noch eine Lücke von der Elbe bei Pirna bis zum Beginn des thüringischen Rennsteiges vorhanden ist, nach deren Ausfüllung das Bild einer im wesentlichen ostwestlich gerichteten Völkerstraße vom Oderübergang bei Breslau bis zum Rhein in Erscheinung tritt. Dieses ist das einzige Stück der ganzen Strecke, das ich bisher nicht persönlich durch Wanderungen und Fahrten auf die Richtigkeit dieser Anschauung untersuchen konnte, aber es sprechen für mich schon jetzt mehrere Momente dafür, daß der Gedanke einer alten Querverbindung von Pirna bis zum Beginn des thüringischen Rennsteiges zutrifft.

Nämlich erstens zeigen die Hauptorte am nördlichen Fuß des Erzgebirges, von Süd-Westen nach Nord-Osten: Plauen, Reichenbach, Zwickau, Chemnitz, eine ganz ähnliche Anordnung zum Gebirge, wie die Städte Goldberg, Lauban, Görlitz in Schlesien. Sie stellen gewissermaßen eine nach Nord-Westen vorgeschobene Parallele zu der Hauptachse des Gebirges dar, und lassen sich in ihrer Entstehung am leichtesten aus einer alten Querverbindung entlang dem Nordfuß des Gebirges erklären. Zweitens sprechen volkskundliche Überlegungen für einen solchen Zusammenhang, nämlich einerseits sind in diesem Gebiet ostische Einschläge in der Bevölkerung unverkennbar, andererseits zeigen sich gerade im Vogtlande eine große Menge von Volksüberlieferungen und Sagen, die ausgeprägt germanischen Charakter haben, wobei ich die Germanen einfach als westlichen Teil der weißen Rasse betrachte. Denkt man sich, ähnlich wie bei dem Mongoleneinfall, der 1241 weiter östlich auf dem gleichen Völkerweg zum Stehen gebracht wurde, eine eingewanderte Menge ostischer Bevölkerung, wobei es schon nach der Darstellung von Tacitus sehr wahrscheinlich ist, daß diese, wie besonders die Veneter, ein germanisches Mischvolk darstellten, so wurden die bisher in diesem Gebiete wohnenden Germanen zum Teil seitlich in das Gebirge, d. h. in das spätere Vogtland gedrängt und konnten hier ihre altgermanischen Erinnerungen in der Sage festhalten, während sich entlang an diesem Teil der Völkerstraße ostische Elemente mit slawischer Sprache ansiedelten. Ich halte es für eine der wichtigsten Aufgaben der prähistorischen Wegforschung, klarzustellen, ob wirklich, entsprechend meiner Annahme, der mittelschlesische Völkerweg über Pirna in Sachsen weiter

nach Westen bis zum Beginn des Rennsteiges und auf diesem weiter durch Thüringen und Hessen zum Rhein geführt hat.

Sehr merkwürdig ist es, daß Blücher, auch nach der Schlacht bei Leipzig, im wesentlichen die Richtung dieser alten Straßen beibehalten hat. Allerdings war zu seiner Zeit der Rennsteig schon viele Jahrhunderte als Verkehrsweg ausgeschaltet, aber der mehr nach Norden vorgeschobene Weg über Groß-Heringen, Weimar, Erfurt, Eisenach, Oberhessen, Gießen nach Kaub am Rhein ist im gewissen Sinne ein späterer Ersatz für den alten Rennweg, der über den Thüringer Wald und Hessen zum Rhein nördlich von Koblenz geführt hat. Der Unterschied besteht nur darin, daß mit fortschreitender Kultur in Deutschland die alten Rennwege mehr an den Fuß der Berge und später direkt in die Täler verlegt werden. Der Weg Weimar, Erfurt, Eisenach ist in diesem Sinne ein Ersatz für den Rennsteig auf der Höhe des Thüringer Waldes.

Kehren wir an den Oderübergang bei Breslau zurück, so ist im Hinblick auf das in der Einleitung über die Straßenlinie Breslau-Ohlau-Brieg-Grottkau-Neiße Gesagte höchstwahrscheinlich, daß von Breslau außer der westlichen Straße eine solche nach Süden gegangen ist, die, in der Richtung von Neiße nach Freiwaldau, das Alt-vatergebirge südöstlich der Grafschaft Glatz überquert und nach Süden durch Böhmen zur Donau gelaufen ist. Aber die weitere Untersuchung hat ergeben, daß diese von Breslau zunächst an der linken Oderseite über Brieg gehende Verbindung nicht die älteste war, wenn sie auch im 18. Jahrhundert durch die Schlacht bei Mollwitz 1741 im ersten schlesischen Kriege eine große Bedeutung gehabt hat. Mollwitz liegt zwischen Brieg und Lungwitz an der Straße von Ohlau nach Grottkau. Dieser kürzere Weg von Breslau über Ohlau direkt nach Grottkau ist sehr wahrscheinlich früher, als der Umweg über Brieg. Nimmt man dies an, so wird die Anordnung der Straße Breslau-Ohlau-Grottkau-Neiße im Sinne einer Nordsüdverbindung noch deutlicher.

Aber der älteste und wichtigste Weg von Breslau nach Süden ging sehr wahrscheinlich, fast genau südlich, über Strehlen, Frankenstein und Frankenberg auf die Scharte zwischen Eulen- und Reichensteiner Gebirge bei Wartha los und überschritt hier das Gebirge in der Richtung nach Glatz. Südlich von Glatz deutet der Name Rengersdorf, wie so oft, das Wort Renne an, d. h. einen alten Rennweg, der südlich von Mittelwalde nach Böhmen überging. Ver-

folgt man die Richtung südlich, so gelangt man über Landskron, Tabor und Budweis in Böhmen nach Ober-Österreich in die Gegend von Linz. An diesem ganzen Straßenzug zeigt sich in den Ortsnamen eine ganze Reihe von germanischen Siedlungen. In Böhmen sind noch wichtige Aufgaben der Wegforschung zu lösen. Besonders ist die Frage zu prüfen, auf welchem Wege die unzweifelhaft in Böhmen vorhandenen ostischen Elemente dorthin gelangt sind. Die Wegforschung führt hier von Brünn über Iglau und Tabor nach Westen in der Richtung von Pilsen.

Kehren wir nochmals nach Schlesien zurück, so ergeben sich bei der Betrachtung des schlesischen Städtebaues, z. B. in Grottkau und Jauer, weitere wichtige Beziehungen zu den alten Straßen. Meine Heimatstadt Grottkau zeigt eine merkwürdige Bauart durch den großen sogenannten Ring, der in Wirklichkeit ein sehr großer quadratischer Platz, mit einem mächtigen Gebäude (Rathaus und Amtsgericht) in der Mitte, ist. Die kleine Stadt von 4—5000 Einwohnern macht dadurch baulich einen bedeutenden Eindruck. Dieses Viereck ist fast genau nach den vier Himmelsrichtungen ausgerichtet, so daß die Nordseite nach Ohlau an der Oder, die Südseite nach Neiße, die Ostseite nach Oppeln an der Oder, die Westseite nach Strehlen zu liegt. Dementsprechend standen die vier Tore, von denen zwei mächtige Tortürme an der Ost- und Westseite erhalten sind, nach den vier Himmelsrichtungen. Im Zusammenhang hiermit zeigt der Stadtplan vom Ring aus eine östliche und westliche Straße, sowie an den vier Ecken des Ringes je zwei Straßen, welche die Fortsetzungen der vier Seiten des Viereckes bilden. Es zeigt sich also eine ganz merkwürdige Regelmäßigkeit und Stellung nach den Himmelsrichtungen. Der Ring erscheint ursprünglich als ein großer Marktplatz an der Kreuzung der nordsüdlichen Straße, von Breslau nach Neiße, mit einem ostwestlichen Weg, der durch die erhaltenen Tortürme gekennzeichnet ist. Untersucht man nun, welche Örtlichkeiten nach Osten und Westen liegen, so gelangt man westlich am Rummelsberg vorbei nach Nimptsch und Reichenbach, von da, parallel dem Gebirge, nordwestlich nach Schweidnitz.

Östlich ist jedoch der Zugang nach Oppeln erschwert, erstens durch den Übergang über die Glatzer Neiße, zweitens durch die großen Dambrauer Teiche. Um von Grottkau nach Oppeln zu gelangen, muß man einen Bogen um dieses Gebiet, entweder nördlich oder südlich herum, machen. Der nördliche Weg führt über Löwen und Schurgast nach Oppeln, der südliche führt über Falkenberg ebenfalls nach Oppeln. Grottkau zeigt also eine nach Osten, d. h. eine nach Oppeln gerichtete Front mit den flügelartig vorangestellten Siedlungen von Falkenberg und Löwen, vor deren Verbindungsstraße sich der Wasserschutz der Dambrauer Teiche gegen Oppeln zu befindet. Man kann diese Anordnung am besten als eine nach Osten gerichtete Verteidigungsfront gegen den Oderübergang bei Oppeln betrachten. Das ganze Gebiet von Brieg, Grottkau, Neiße, Löwenberg, Falkenberg ist rein deutsch, während östlich der Dambrauer Teiche das Wort Polen in den Ortsnamen Polnisch Leipe und Polnisch Neudorf auftaucht. Dem Namen Polnisch Leipe entspricht nördlich von Grottkau die gegen-

sätzliche Wortbildung Deutsch Leipe. Auch die Namensgebung deutet also auf eine ostwestliche Gegenüberstellung.

Aus den dargestellten Verhältnissen erklärt sich die eigentümliche schachbrettartige Anordnung der schlesischen Städte, die sich weiter in der fast gradlinigen Anordnung der Städte Münsterberg, Neiße, Neustadt, Leobschütz, Ratibor darstellt. Verfolgt man die Wege von den genannten Oderübergängen bei Ratibor, Oppeln, Breslau, so gelangt man 1. von Ratibor östlich nach Rybnik, Sorau und Pleß und weiter nach Galizien, nordöstlich über Gleiwitz in der Richtung nach Warschau, 2. von Oppeln fast östlich über Lublinitz nach dem altberühmten Wallfahrtsort Czenstochau an der Warthe, und weiter über Nowo-Radomsk nach Warschau, 3. von Breslau über Öls und Groß-Wartenberg im leichten östlichen Bogen nach Wielun in Polen, ferner nördlich über Trebnitz im Katzengebirge nach Norden in der Richtung von Posen zur Ostsee. Die Erforschung dieser Wege in geschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit ist von großer Bedeutung. Breslau erscheint als die wichtigste Stelle, an der sich nordsüdlich und ostwestlich gerichtete Straßen in einem Oderübergang schneiden. Diese Vorstellung, die ich mir längst über das Wege- und Städtesystem in Schlesien gebildet hatte, ist durch die außerordentlich klar geschriebene Geographie von Schlesien von Fedor Sommer in bezug auf Breslau völlig bestätigt. Ich verweise auf dieses ausgezeichnete Schulbuch meines Namensvetters.

Als Gymnasiast in Jauer habe ich oft über die Tatsache nachgedacht, daß der sogenannte Ring dieser Stadt, der ebenso wie in Grottkau viereckig und außerdem mit Laubengängen an allen Seiten versehen ist, in der Orientierung die gleiche Erscheinung aufweist wie Grottkau. Es erklärt sich dies ebenfalls aus der Beziehung zu den Verkehrswegen. Nördlich und südlich des Rennweges, der über Wahlstatt gegangen ist, entstanden Liegnitz und Jauer. Dabei blieb die ostwestliche Hauptachse der neuen Straße erhalten. Diese wurde von einer südnördlichen Straße, die von Bolkenhain über Jauer nach Liegnitz und weiter führt, geschnitten. Die genannten drei Orte liegen wiederum fast genau in einer geraden Linie. Nach Süden führt der Weg von Bolkenhain, wo die Bolkoburg ein hohes Alter aufweist, nach Landshut und über das jetzige Liebau nach Böhmen, und zwar nach Trautenau. Hier liegt ein für die geschichtlichen Beziehungen von Böhmen und Schlesien außerordentlich wichtiger Straßenzug vor, der sehr wahrscheinlich schon ein sehr hohes Alter hat. Aus diesen Verhältnissen erklärt sich eine ganze Reihe von Eigenarten der Bauart von Jauer. Ich kann hierbei nur einen Punkt hervorheben, nämlich die Lage des Rathauses in dem Gebäudekomplex auf dem Markte nach Westen zu. Bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen ist dies ganz unverständlich; wenn man aber der alten Straße, die von Bolkenhain über Jauer

an der Westseite des Platzes nach Liegnitz und von da zur Oder bei Groß-Glogau läuft, eine Bedeutung beimißt, so ist die Orientierung des Rathauses nach Westen ohne weiteres verständlich.

Sicher ist, daß, wenn man die ostischen Einschlüge im germanischen Volkskörper nicht nur statistisch, und unabhängig von der Verteilung in Deutschland, betrachten will, das alte Wegesystem und die alten Siedlungen, von denen die Städte in Schlesien ihren Ursprung genommen haben, von der größten Bedeutung ist. Schlesien gewinnt dadurch anthropologisch für die Untersuchung der Rassenfrage in Deutschland eine ganz besondere Bedeutung. Vielleicht werden auf diesem Wege die wunderbaren Reichtümer, die Schlesien besonders an alten Bauten und eigenartigen Grundrissen von Städten aufweist, mehr ins Bewußtsein gehoben, als es bisher in Deutschland im allgemeinen der Fall war. Dieses alte germanische Land ist zwar im Laufe der Völkerwanderungen, gerade weil wichtige ostwestliche und nordsüdliche Straßen durch dasselbe hindurchführten, mit manchen ostischen Einschlügen durchsetzt worden, aber es zeigt sich dort, wenn man genauer untersucht, eine große Menge von Zeichen uralter germanischer Bevölkerung und Kultur, die nicht erst durch spätere Kolonisation bedingt, sondern dadurch nur verstärkt worden ist. Der Umfang des Buches gestattet es nicht, diesen Gedanken, besonders in bezug auf die sprachlichen Reichtümer des schlesischen Dialektes durchzuführen.

Ich möchte nun weiterhin aus der gegebenen Darstellung einige anthropologische Folgerungen ziehen. Der Hauptweg, auf dem in uralter Zeit die Menschen der weißen Rasse, später die slawischen und mongolischen Elemente in Deutschland gewandert sind, liegt in der alten Völkerstraße, die, als Fortsetzung der Wege aus dem jetzigen Rußland und aus dem Ostseegebiet, von dem Oderübergang bei Breslau durch Schlesien, Sachsen, Thüringen und Hessen nach Westen zum Rhein führt. Gerade das Vorhandensein ostischer Elemente in dem Verbindungsstück zwischen dem Elbeübergang bei Pirna und dem Beginn des Thüringischen Rennsteiges spricht dafür, daß der schlesische Völkerweg, der von Breslau über Wahlstatt nach Görlitz und weiter zur Elbe führt, mit dem thüringischen Rennsteig eine Verbindung gehabt hat. Ich halte diesen Weg für die uralte germanische Zentralstraße der weißen Rasse. Die grundlegende Bedeutung dieses Rennweges als ostwestliche Verkehrs- und Wanderstraße erklärt die zuerst sehr sonderbar erscheinende Be-

hauptung des Tacitus über ein großes germanisches Zentralreich, das von der Donau über den Thüringer Wald bis zur Elbe gereicht hat. Der thüringische Rennweg als älteste Verkehrsstraße in Deutschland erklärt eine vom jetzigen Thüringer Wald ausgehende Machtentwicklung nach Süden und Norden.

Dabei ist es infolge der Lage zu den Gletschern im Süden und Norden während der Eiszeit sehr wahrscheinlich, daß die Besiedlung des bei dem Abschmelzen des Eises im Süden freiwerdenden Landes von Mitteldeutschland, d. h. von den Sitzen der weißen Rasse am jetzigen Thüringer Wald, aus stattgefunden hat. Ich fasse daher die ganze Urbevölkerung vom Thüringer Wald nach Süden bis zu dem allmählich zurückweichenden Gletscherwall der Alpen als von Mitteldeutschland kommende Einwanderung der weißen Rasse auf, und denke mir dementsprechend auch die Gewinnung des Landes nach Norden bei dem allmählichen Zurückweichen der Gletscher. Brechen dann in das germanische Land südlich der Donau von Süden die Römer und, von Osten an der Südseite der Donau kommend, ostische Völker ein, so entsteht auf germanischer Grundlage ein besonderer Stamm mit römischen und ostischen Einschlägen, wie er in dem jetzigen Bayern südlich der Donau vorliegt. Dabei ist es verständlich, daß, wenn ostische Völker entlang der Donau eindringen, die vorher dort sitzenden Germanen, die nach meiner Auffassung aus Mitteldeutschland stammen, seitlich, d. h. nach Oberbayern in die Voralpen ausweichen.

Ganz ähnlich liegt es bei dem Vorstoß der Hunnen entlang der alten Völkerstraße durch Schlesien und Sachsen. Auch hier werden die germanischen Siedler, die vorher schon vorhanden waren, seitlich in das Gebirge gedrückt, so daß sich in den Sudeten und im Erzgebirge, wie die Volkskunde aufweist, in Sagen und im Aberglauben eine Menge von germanischen Erinnerungen erhalten haben. Auch der alte Weg, der sich von Nürnberg über Würzburg durch den südlichsten Teil des Spessarts, mit doppelter Überschreitung des Mains bei Trennfeld und Obernburg, durch den Odenwald über das jetzige Darmstadt zum Rhein bei Trebur verfolgen läßt, ist wahrscheinlich im Laufe der Geschichte zum Zugang für östliche Völkerschaften geworden. Dadurch erklärt sich die eigentümliche Häufung von ostischen Typen im Mümlingtal im Odenwald, die von mir und anderen wahrgenommen wurde, und die eine mir bekannte, volkskundlich bewanderte Persönlichkeit zu dem merkwürdigen Ausspruch veranlaßt hat, daß im Mümlingtal Finnen wohnen. Dies ist im wört-

lichen Sinne falsch, enthält aber einen richtigen Kern durch die Hervorhebung der ostischen Typen, die in diesem Tal auch jetzt noch eingestreut vorkommen, obgleich durch das Verkehrswesen die Inzucht in diesem Gebiete wesentlich nachgelassen hat.

Jedenfalls läßt sich der Verlauf der Rennwege mit den merkwürdigen inselförmigen Gruppierungen kulturell und morphologisch besonders gekennzeichnete Volksteile in Deutschland in Verbindung bringen, z. B. in bezug auf folgende Beobachtung. Der Verbindungsweg vom thüringischen zum hessischen Rennweg zieht am Rimberg nördlich von Alsfeld vorbei durch das Schwalmtal, das sich durch eigenartige Trachten und besondere Typen auszeichnet. Ganz ähnlich ist es im Ochsenfurter Gau südlich von Würzburg. Der Vergleichspunkt liegt darin, daß in beiden Fällen die Gaue, in denen die Besonderheiten auftreten, eine deutliche Beziehung zu einem Rennweg aufweisen. Man muß also prüfen, ob sich solche eigenartige Besonderheiten in Tracht, Sitten und Bauart der Menschen aus alten Wanderzügen erklären, die auf den Rennwegen stattgefunden haben, von denen aus sich völkische Gruppen in den Nachbartälern angesiedelt haben. Eine wirkliche Anthropologie von Deutschland ist nach meiner Auffassung nur möglich, wenn zu der Feststellung und Messung der körperlichen Eigentümlichkeiten, und zur charakterologischen Betrachtungsweise, ein genaues Studium der alten Verkehrswege, die sich besonders unter dem Namen der Renn- oder Heerwege und ähnlicher Ausdrücke (Pad, Steig, Hohe Straße usw.) erhalten haben, tritt.

3. Südliches Hessen (Odenwald)

Nachdem ich mich schon längst mit den alten Straßen in Schlesien, Thüringen und dem nördlichen Hessen beschäftigt hatte, erhielt ich eine starke Anregung, mich dem Odenwaldgebiet zuzuwenden, durch einen Besuch der großen prähistorischen Siedlung an der Lee bei Heppenheim an der Bergstraße, unter Führung durch Herrn Ministerialrat Soldan, den bekannten Prähistoriker. Es fiel mir zunächst die überraschend große Ausdehnung der durch prähistorische Grabstätten bezeichneten Siedlung auf, ferner die Lage einerseits zum Odenwald, andererseits zum Rhein, so daß die Ähnlichkeit mit der Siedlung bei Neuhäusel am westlichen Abhang des Westerwaldes zutage trat. Diese beiden großen Siedlungen liegen beide am westlichen Abhang des Gebirges, im Norden des Westerwaldes, im

Süden des Odenwaldes in nächster Nähe des Rheintales. Da ich in bezug auf die Siedlung bei Neuhäusel schon überzeugt war, daß diese an einem prähistorischen Weg, der quer über die untere Terrasse des

Figur 47. Rennwege im Odenwald

Westerwaldes über Hadamar und Montabaur nach Westen führt, liegt, so erhob sich in bezug auf die Siedlung bei Heppenheim die Frage, ob auch die letztere in entsprechender Weise an einer prä-

Sommer, Familienforschung, 3. Aufl.

historischen Straße liegt, die von Osten nach Westen bzw. umgekehrt führt (vgl. Karte, Figur 47). Bei Prüfung der Bodenverhältnisse schienen sich dieser Auffassung zunächst Bedenken entgegenzustellen, da die gerade Linie nach Osten quer durch zwei Täler führt, die diese Linie schneiden, nämlich die Weschnitz, die parallel der Achse des Odenwaldes von Norden nach Süden fließt und bei Weinheim in das Rheintal umbiegt, zweitens die Mümling, die von Süden nach Norden bis Höchst im Odenwald fließt und von da nach Osten in das Maintal geht. Bei dieser geographischen Sachlage ist ein reiner Kammweg, wie er bei den Rennsteigen die Regel bildet, von vornherein ausgeschlossen.

Aber schon das Studium der Verbindung zwischen dem hessischen und thüringischen Rennweg hatte mich belehrt, daß die Rennwege, wenn es unvermeidlich ist, auch Täler überschreiten, im genannten Falle die Fulda bei Hersfeld, die Ohm bei Homberg und die Lahn südlich von Friedelhausen. Ich habe nun bei einer großen Zahl von Wanderungen, Wagen- und Eisenbahnfahrten das ganze Gebiet von Heppenheim an der Bergstraße quer und längs im Odenwald, sodann die Höhe zwischen Jagst und Tauber, besonders auch die alten Städte an der Tauber, Wertheim, Tauber-Bischofsheim, Mergentheim, Weikersheim und Rotenburg an der Tauber, ferner die Frankenhöhe und das Gebiet der prächtigen alten Städte Dinkelsbühl, Nördlingen, Donauwörth, sowie das Gelände bis zur Altmühl durchstreift, um festzustellen, ob auf dieser Strecke vom Rheintal bis zur Donau ein Rennweg entsprechend dem thüringisch-hessischen angenommen werden kann.

Dabei bot sich, von der Lee bei Heppenheim an der Bergstraße aus betrachtet, die eigentümliche Tatsache, daß die alten Städte Lorsch und Worms in gerader Linie von der Lee nach Westen lagen. Auch gab mir die lokalgeschichtliche Forschung bei Heppenheim, die besonders durch Herrn Hauptmann Giese durchgeführt worden ist, weitere Veranlassung in westlicher Richtung eine Verbindung von der Lee nach Worms anzunehmen. Es sollen nämlich westlich von Heppenheim an einer Stelle, die als alter Neckarübergang betrachtet wird, prähistorische Gegenstände gefunden worden sein. Die zunächst merkwürdige Vorstellung, daß hier der Neckar, der jetzt bei Mannheim in den Rhein fließt, nach Norden gegangen sei, wird bei genauer Prüfung des Geländes und Heranziehung der Meßblätter der Landesaufnahme bestätigt. Reste des alten Neckarbettes, das von Heidelberg parallel dem Odenwald nach Norden und

später nach Nordwesten ging, und bei Trebur in den Rhein floß, sind noch jetzt in dem sogenannten Landgraben vorhanden. Wer von der Lee, am Südrand der jetzigen Stadt Heppenheim vorbei, nach Westen zum Rhein zog, mußte erst den Neckar überschreiten. Eine Siedlung an der Stelle des jetzigen Lorsch lag also wie eine natürliche Wasserburg zwischen zwei Strömen, östlich dem Neckar und westlich dem Rhein. Zweifellos bildet die Lee bei Heppenheim, Lorsch und Worms eine ostwestliche Reihe, die als Endglied eines von Osten kommenden Rennweges leicht denkbar war, und in bezug auf die prähistorischen Wanderungen von Bedeutung gewesen sein muß. Dazu kommen die zahlreichen prähistorischen Funde in der nächsten Nähe und besonders im Westen von Worms. Diese Siedlungen liegen im wesentlichen in der westlichen Fortsetzung einer von der Lee über Lorsch und Worms, mit Überquerung des Neckars und Rheins, geführten Linie. Bei dieser Betrachtungsweise wird die Ähnlichkeit mit den Verhältnissen bei Neuhäusel im Westerwald immer deutlicher.

Das kurze Resultat meiner langjährigen Untersuchungen in dem von der Lee nach Osten und Südosten gelegenen Gebiete besteht nun darin, daß tatsächlich ein uralter Rennweg von der Lee bei Heppenheim quer durch den Odenwald, dann weiter auf der Höhe zwischen Jagst und Tauber, später zwischen Wörnitz und Altmühl nach Südosten geführt hat und zwischen Neuburg und Ingolstadt zu einem Donauübergang gelangt ist. Durch diese Wegverbindung vom Rhein zur Donau, die von Worms beginnt, wurde ich immer mehr auf das Nibelungenlied gelenkt, das mir schon früher vertraut war, und mit wachsendem Staunen nahm ich bei genauem Lesen der auf die Fahrten zur Etzelburg bezüglichen Stellen wahr, daß in dem Nibelungenliede offenbar eine genaue Kenntnis bestimmter alter Wege vorliegt, die sich mit dem Resultat meiner Studien über den Rennweg von der Lee einerseits nach Worms, andererseits zur Donau, vollkommen deckte.

Ich möchte zunächst kurz die einzelnen Orte angeben, die bei dieser Verbindung vom Rhein zur Donau in Betracht kommen. Nahe der Lee liegt nach Osten die Juhhöhe, die in ihrem Namen einen altgermanischen Anklang hat. Das Wort Juh hat sich in der germanischen Sprache mehrfach erhalten, z. B. in dem nordischen Jul, und bezieht sich sehr wahrscheinlich auf den Sonnenkultus. Die Lage dieser Juhhöhe ist außerordentlich charakteristisch. Sie öffnet den Blick einerseits nach Süden, andererseits nach Osten. Verfolgt man den Weg, der sich von der Lee am Rande der Höhe hinzieht, so gelangt man mit allmählichem Abstieg in das Weschnitztal nach Rimbach. Hier

taucht wieder dasselbe Wort auf (Rim), das in dem Rimberg nördlich von Alsfeld und nördlich von Marburg an der Lahn vorhanden ist, und das ich für eine Umbildung von Renne mit Umwandlung von n in m, und von e in i, halte. Rimbach ist danach nichts anderes als Rennebach und bedeutet die Stelle, an der die Renne den jetzt Weschnitz genannten Bach überschritten hat. Dadurch ist das erste Hindernis, das sich einem westöstlichen Weg durch den Odenwald entgegenstellt, überwunden. Der Weg steigt alsdann zur Höhe der sogenannten Tromm, eines mit Buchen bestandenen Granitplateaus, empor und senkt sich dann wieder in das Tal des Ulfenbaches bei Wahlen hinab. Von hier weist die Bodenuntersuchung nicht quer durch das Mümlingtal, das sich als tiefe Schlucht einem Querweg entgegenstellt, sondern nach Beerfelden am Ursprung der Mümling. Hier tritt der Charakter des Rennweges, der sich, wenn möglich, auf den Höhen hält, wieder deutlich hervor. Das Mümlingtal wird von dem Rennweg nicht quer durchsetzt, sondern bei Beerfelden umgangen.

Es ist nun im Hinblick auf das Nibelungenlied sehr interessant, daß nahe an diesem Wege der bzw. ein Siegfriedbrunnen liegt, an dem bei der Jagd im Spessart Siegfried von Hagen getötet worden sein soll. Das Auftauchen der Nibelungensage an dieser Stelle läßt sich aus dem alten Wege von Worms quer durch den Odenwald leicht erklären. Der Name Spessart widerspricht dieser Deutung nur scheinbar, da er auch an diesem Teile des Odenwaldes haftet. Spessart ist sehr wahrscheinlich gleich Spechtshardt, bedeutet also einen von Spechten bevölkerten Wald. Während der westliche Odenwald aus Granit besteht, zeigen sich in diesem mehr östlich, von Norden nach Süden verlaufenden Strich, zu dem das Gebiet zwischen dem Ulfenbach- und Mümling-Tal gehört, roter Sandstein mit Fichtenbestand, den die Spechte bei ihrer Lebensweise sehr lieben. Der tatsächlich vorhandene Name Spessartkopf in diesem Teile des Odenwaldes ist also durch die natürlichen Verhältnisse bedingt. Keinesfalls darf man wegen des Namens im Nibelungenliede den Ort des Vorgangs in das Gebiet nördlich des Maines verlegen. Der Siegfriedbrunnen im Odenwald ist also mit dem Nibelungenliede sehr wohl vereinbar.

Von Beerfelden führt der Weg an der rechten Seite des Mümlingtales hinauf nach Krähberg, wendet sich dann in der Richtung nach Mudau, das schon zu römischer Zeit eine Bedeutung gehabt hat. Es ist möglich, daß eine Straße von Heppenheim über Fürth an der Weschnitz und Beerfelden schon zu römischer Zeit bestanden hat, die sich als eine zum Teil mehr im Tal liegende Parallele zu dem alten Rennweg über die Lee erweist. In Mudau befinden wir uns am oberen Ende eines kurzen Tales, das sich an dem jetzigen Amorbach vorbei nach Miltenberg senkt, in dessen Nähe westlich ein römisches Kastell lag, während östlich davon der römische Grenzwall, der aus dem Gebiete der Jagst kommt, sich zum Main herabsenkt. Ein römischer Straßenzug Heppenheim, Fürth i. O., Beerfelden, Mudau, mit Abzweigung nach Miltenberg, mußte bei der Lage des Grenzwalles zum Rhein und Main eine große Bedeutung haben. In der Nähe von Mudau liegt der berühmte Wallfahrtsort Walldürn, der als solcher wahrscheinlich schon in altgermanische Zeit zurückreicht. Von Mudau aus zieht sich der Weg nach Osten zwischen Jagst und Tauber. In seiner Nähe liegen im Taubertal höchst interessante alte Kulturstätten, z. B. Weikersheim mit seinem Schloß. Die

Stadt Rothenburg an der Tauber liegt nördlich von dem Rennweg an der rechten Seite des Taubertales, an der linken sind Zeichen prähistorischer Siedlung in Gestalt von Ringwällen vorhanden. Bevor der Weg zur Höhe von Schillingsfürst aufsteigt, muß er das obere Ende eines Seitentales der Wörnitz kreuzen. Wiederum ist in einem Ortsnamen das Wort Renne erhalten, nämlich in dem Namen Rennershausen. Hier nähern wir uns immer mehr der Frankenhöhe, deren Bedeutung für die weitere Geschichte des Hermandurenreiches und die Entstehung eines südlichen Frankenreiches hervorzuhelien ist. Auf dem Wege von der Frankenhöhe zur Donau treffen wir im Nibelungenliede auf einen Namen, der die Richtung anweist. Es heißt nämlich im 26. Abenteuer, nachdem Hagen schon den Fergen Elsen erschlagen hat: „Bei Möringen waren sie über Flut gekommen, wo dem Fährmann Elsen das Leben ward benommen.“ Der Ort des Überganges heißt also Möringen. Einen solchen Namen gibt es in der gegenwärtigen Geographie nicht. Wohl aber findet sich am linken Donauufer, etwas östlich von Ingolstadt, der Ort Groß-Mehring. Die Annahme, daß diese Bezeichnung aus Möringen hervorgegangen ist, wird dadurch bestätigt, daß in dem alten Hohmannschen Atlas der Ort tatsächlich Möring heißt. Die Umwandlung bzw. Verkürzung von Möringen in Möring ist sprachlich leicht verständlich.

Dieser Donauübergang hat nun im Hinblick auf den alten Rennweg eine ganz charakteristische Lage: Er befindet sich nämlich zwischen der Einmündung der Altmühl in die Donau im Nordosten, und der Mündung der Wörnitz in die Donau bei Donauwörth im Westen, erscheint also als Ende eines Weges, der auf der Wasserscheide zwischen Altmühl und Wörnitz zur Donau zieht.

Dem entspricht auch die Erwähnung des Ortes Swalefeld im Nibelungenlied. Dieser Ort ist als Gau in Ostfranken mit dem Namen Swalevelt belegt. In dem alten Hohmannschen Atlas läuft eine stark hervorgehobene Verbindungsstraße von Würzburg über Ochsenfurt, eine außerordentlich alte Stadt, über Onoldsbach (Ansbach), Gunzenhausen, dann am rechten Ufer der Altmühl entlang bis zum Donauübergang bei Ingolstadt. In Swalevelt ist also die relativ spätere Straße durch Ostfranken (über Würzburg), die im Nibelungenliede vorkommt, in den alten Rennweg über die Lee, der die kürzere Verbindung darstellte, eingemündet.

Der Name Swalevelt (campus suale) ist aus der Bodenbeschaffenheit leicht zu erklären. Mit größtem Interesse habe ich im Museum in Ansbach eine ganz originelle plastische Darstellung der Zunft der Schweinehändler gesehen. Die Höhen südlich von Gunzenhausen sind ein uraltes Gebiet der Schweinezeit. Aus der sprachlichen Beziehung von sus gleich Schwein, campus suale gleich Schweinefeld, im Dialekt Schwanefeld, erklärt sich auch das Nebeneinandervorkommen von Swale- und Schwanefeld in verschiedenen Ausgaben des Nibelungenliedes. Im Hohmannschen Atlas findet sich westlich von Gunzenhausen als starke Feste bezeichnet der Name Oberschwaneberg, offenbar eine alte Burg, die seitdem verloren gegangen ist. In neueren Atlanten ist der Ortsname Unterschwaneberg noch vorhanden. Das Swale- oder

Schwanefeld des Nibelungenliedes gehört zu dem Schwaneberg, der auf der Höhe zwischen Altmühl und Wörnitz eine große Bedeutung gehabt haben muß. Daß die relativ neuere Straße über Würzburg, nach Überschreitung der Altmühl, auch auf der Höhe zwischen Altmühl und Wörnitz weiterlaufen mußte, erklärt sich aus dem weiteren Verlauf der Altmühl.

Von Bedeutung ist, daß die Kammlinie von Schwanefeld nach Möhringen den rhätischen Limes geschnitten hat, oder vielmehr, daß der rhätische Limes an dieser Stelle diese alte Straße abgesperrt hat (vgl. Karte, Figur 54). Das gleiche gilt auch östlich von Mudau, wo dieser Rennweg den nach dem Main bei Miltenberg ziehenden östlichen Odenwaldlimes in gleicher Weise kreuzt oder besser vom Limes gesperrt wird. Es waren hier der germanischen Völkerbewegung zwischen Rhein und Donau zwei wichtige Riegel vorgeschoben, aber in der Mitte zwischen diesen lag die freie Frankenhöhe, von der aus, bei dem Zusammenbruch der römischen Herrschaft, diese Sperren der Völkerbewegung von der Donau zum Rhein gesprengt wurden. Die außerordentliche Wichtigkeit dieses zum südlichsten Teil des Hermundurenreiches gehörenden Gebietes am Ende der römischen Herrschaft wird bei dieser Auffassung sehr deutlich.

Im Nibelungenliede werden folgende Reisen zwischen der Etzelburg und Worms erwähnt: 1. die Reise Rüdigers aus dem Hunnenlande nach Worms, 2. seine Rückkehr dorthin mit Kriemhilde, 3. Der Weg der Gesandten Etzels nach Worms, 4. ihre Rückkehr zu Etzel, 5. der Weg der Nibelungen zu Etzel. Von den an der Donau entlang erwähnten Orten sind die meisten bekannt, nämlich Passau, die Ense, Ewerdingen, Melk (Medelik), Mautarn gleich Mautern, Traismauer, Tulna gleich Tuln, Wien, Hainburg auf der rechten Seite der Donau vor Preßburg. Aber nach dem oben Gesagten läßt sich auch der Weg von Passau an der linken Seite der Donau bis zu dem Donauübergang bei Möhringen erkennen. Von Passau zieht der Bischof Pilgerim den Gästen durchs Land entgegen. Hier wird nun der Ort genannt, wo das Zusammentreffen stattfinden soll. Es heißt: „Dort zu Pledelingen schuf man ihnen Ruh.“ Dieser Ort ist sehr wahrscheinlich gleich Plattling an der Isar, wo sich vor deren Einmündung in die Donau ein offenbar sehr alter Flußübergang befindet. Von hier reitet der Bischof mit seiner Nichte zurück auf Passau und verkündet den Bürgern die Ankunft seines Schwesterkindes Kriemhilde: „Da ward sie wohl mit Ehren von den Kaufherren aufgenommen.“

Man kann also im Nibelungenliede, abgesehen von dem Endziel der Etzelburg, fast alle Namen bis zu dem Donauübergang bei Möhringen deutlich auf bestimmte Orte verlegen. Das gleiche gilt nach obiger Darstellung für die Ortsnamen zwischen Donau und Rhein. Dabei ist es sehr wahrscheinlich, daß die Fahrten unter 1, 2, 3 und 4 auf dem direkten Wege von Worms über den alten Weg zwischen Tauber und Jagst erfolgt sind, während die 5. Fahrt, nämlich der Weg der Nibelungen zu Etzel, Besonderheiten aufweist. Er führt merkwürdigerweise zuerst zu Schiff auf dem Rhein, und zwar, wie ich annehmen muß, bis an die Stelle von Trebur, wo der Neckar in den

Rhein fließt, sodann östlich über den Odenwald nach Würzburg und über Ansbach und Schwalefeld zum Donauübergang. Dieser Weg ist nach dem Nibelungenliede länger als der erste, was mit der obigen Darstellung stimmt. Der Rennweg von Worms über Lorsch, die Lee, Mudau, Schwalefeld ist kürzer. Nach dem Nibelungenliede dauerte die Fahrt der Nibelungen zur Donau 10 Tage, die der Boten des Etzel war kürzer. Es läßt sich auch erkennen, wie die Nibelungen vom Rhein bei Trebur östlich nach Würzburg gelangt sind (vgl. Karte, Figur 47). Bodenuntersuchung und Namensgebung sprechen dafür, daß dies über die Stelle des jetzigen Darmstadt auf einer zweiten Renne, die in den Namen Ramstadt = Rannstadt, und Reinheim im Odenwald sich erhalten hat, geschehen ist. Zugleich deutet der Name Hering auf das Wort Heer, das bei den hessischen und westfälischen alten Wegen gleichbedeutend mit Renne auftritt. Hering im Odenwald bedeutet nicht einen Fisch, sondern einen Heer-Ring. Es ist eine beherrschende Höhe mit uralter Burg und einem Ringwall kurz vor dem Übergang nach Osten über die Wasserscheide zwischen der Mümling bei Höchst im O. und dem Bach, an dem Groß-Umstadt liegt. Von hier führt nach meinen Studien der Weg weiter an der Feste Breuberg vorüber zum Main bei Obernburg, dann, nach Überschreitung des Mains, über den südlichen Abhang des Spessart, weiter zur zweiten Kreuzung mit dem Main bei Lengfurt und über Remmlingen nach Würzburg.

Es liegt hier eine alte Straße vor, welche Würzburg über das jetzige Darmstadt mit dem Rhein bei Trebur verbindet. Die Fortsetzung führte schon in alter Zeit nach Osten zu dem jetzigen Nürnberg, nach Westen über den Rhein, südlich von Mainz in das jetzige Rheinhessen. Dieser Weg ist, neben dem Rennweg über Worms, eine wichtige Verbindung der Donau über Ostfranken mit dem Rhein, und spielt für die Wanderung von Völkern und Stämmen eine bedeutende Rolle. Es lassen sich aus diesen alten Straßen eine Reihe von Eigentümlichkeiten der Besiedlung und Gruppierung von Stämmen im Gebiete zwischen Donau und Rhein leicht erklären, besonders das merkwürdige Auftreten von ausgeprägt ostischen Typen im Mümlingtal und von slawisch klingenden Namen im südlichen Odenwald.

4. Bayern

Der Donauübergang bei Möringen östlich von Ingolstadt, und die Fortsetzung des Weges durch das jetzige Bayern führt zu der Frage, ob und welche römischen Straßen in Bayern bekannt sind. Dabei muß von Augusta Vindelicorum (Augsburg) ausgegangen werden. Nach dem Atlas antiquus von Kiepert, 12. Auflage, gingen von dort Straßen zur Donau in westlicher Richtung nach Guntia (Günz) und nordöstlich nach Submuntorium (Neuburg) (vgl. Karte, Figur 48). In dem stumpfen Winkel zwischen den beiden Straßen fließt der Lech

nach Norden, der östlich von Donauwörth mündet. Augsburg ist mit Brigantium (Bregenz) am Ostende des Bodensees durch eine Straße über Cambodunum (Kempten) verbunden. Wenn es jedoch richtig ist, daß Tiberius von der Insel Lindau im Bodensee aus den nördlichen Teil von Rhätien erobert hat, so ist zu beachten, daß von Lindau der Weg fast in gerader Linie über Wangen und Isny nach Kempten führt. Auch diese höchst interessanten Städte sind sehr alt.

Von Augsburg ging eine Straße nach Südosten über Isinisca = Helfendorf und weiter zum Pons Aeni (Innbrücke), die bei Leonhards- oder Langenpfunzen gelegen haben soll, dann weiter zur Nord- und Ostseite des Chiemsees über Bedaium (Chieming) nach Artobriga (Theisendorf) und schließlich nach Iuvavum (Salzburg). Chieming, Theisendorf und Salzburg sind bekannt. Helfendorf und Langenpfunzen kann ich nicht finden, letzteres muß in der Nähe von Wasserburg am Inn liegen. Dies ist also eine südöstliche Verbindung von Augsburg am Lech in Rhätien nach Salzburg in Noricum östlich vom Inn. Der Pons Aeni (Innbrücke) war nach Norden über Castra Augusta (Geiselhöring) mit Regina castra (Regensburg) verbunden.

Es ist interessant, dieses Wegesystem mit der Lage von München zu vergleichen. Nach der Kiepertschen Karte führt die römische Straße von Augsburg nach Salzburg nordöstlich von zwei Seen vorbei, die als Ammersee und Starnbergersee erkennbar sind. Das jetzige München liegt also an oder nahe bei der römischen Straße, läßt sich aber zur Römerzeit noch nicht nachweisen. Für die Volkskunde von Bayern ist es nun von Wichtigkeit, sich die weiteren Übergänge über die Isar und den Inn klarzumachen.

Das Charakteristische im Verlaufe dieser Flüsse besteht darin, daß sie im Unterlauf eine nordöstliche Richtung haben und daher in die von Linz bis Regensburg von Südosten nach Nordwesten fließende Donau ungefähr im rechten Winkel einmünden. Die Hauptübergänge über die Isar liegen nordöstlich von München: 1. in Freising, 2. in Landshut, 3. wenn man sich auf die Donaustraße im Nibelungenliede bezieht, in Pledelingen = Plattling. Die Innübergänge nördlich vom Pons Aeni (Innbrücke), der ungefähr in der Linie von München zum Nordrand des Chiemsees gelegen haben muß, befinden sich bei Braunau, das jetzt durch eine Eisenbahnbrücke in fast westlicher Richtung mit München verbunden ist und bei Schaeferding. Die Lage der genannten beiden Innübergänge erklärt sich sehr leicht, wenn man die Flußgebiete des Inn, der Alz, die aus dem Chiemsee kommt, und der Salzach, die von Salzburg kommt, studiert. Eine Straße von München nach Braunau bildet eine nördliche Berührungslinie zu dem bezeichneten, durch drei Täler zer-

rissenen Gebiet. Der Innübergang muß daher nordöstlich der Mündung der Salzach in den Inn gesucht werden. Ähnlich ist der Innübergang bei Schaerding unmittelbar nördlich der von Westen kommenden Rott gelegen, wobei der Einfluß der von Südosten aus Oberösterreich kommenden Pram einen natürlichen Schutz bildet. Es entsprechen sich also in bezug auf die Isar- und Innübergänge Freising und Braunau, weiter abwärts Landshut und Schaerding, schließlich Plattling und Passau bzw. eine südlich davon, vielleicht bei Neuburg am Inn gelegene Stelle. Es handelt sich gewissermaßen um vorgeschobene Parallelen zu der alten Römerstraße Augsburg-Salzburg.

Entlang der Römerstraße von Iuvavum = Salzburg nach Augusta Vindelicorum = Augsburg bis nach Günzburg und Ulm, muß man mit einem römischen Einschlag in der Bevölkerung von Bayern rechnen. Dagegen sind die ostischen Beimischungen, nach meinen Erfahrungen während meiner fünfjährigen Assistentenzeit in Würzburg, am häufigsten in Niederbayern, was mit der ostwestlichen Straße von Passau über Plattling nach Möring bei Ingolstadt zusammenhängt. Auch kommen sehr wahrscheinlich bei dem Einbruch ostischer Völkerschaften noch die Übergänge über den Inn und die Isar bei Braunau und Landshut in Betracht. Hier liegt die Einbruchspforte von Osten kommender Stämme, die sich zuerst zwischen die Donau und Oberbayern eingeschoben und dann mit der vorher vorhandenen Bevölkerung gemischt haben. Daraus erklärt sich, daß in Oberbayern eine Menge altgermanischer Spuren in anthropologischer und kultureller Beziehung vorhanden sind. Der ostische Einschlag in Bayern zeigt sich 1. in dem morphologischen Typus, der mongoloide Züge aufweist (starke Backenknochen, Schiefstellung der Lidspalten von innen unten nach außen oben), 2. in dem Dialekt durch die Verschärfung der Konsonanten (für f: pf, für r: rr, für d: t), sowie in Änderung und Verkürzung der Vokale (für $\bar{a}$: $\hat{o}$), 3. in kultureller, besonders architektonischer Beziehung in der Form der Kirchtürme (Zwiebelform), wie sie z. B. in den Kirchen des Moskauer Kreml ganz ähnlich hervortritt, und zwar in dem oben genannten Gebiet zum Teil bis zur Iller südlich von Ulm.

Faßt man die Urbevölkerung von Bayern als germanischen Ausläufer der weißen Rasse auf und berücksichtigt dabei einerseits die romanischen, andererseits die ostischen Einschlüge, so erhält man das Verständnis für den eigenartigen Volkscharakter von Bayern südlich der Donau. Mir hat sich diese Auffassung vielfach als Schlüssel zur Erklärung höchst interessanter Typen in dem ganzen Gebiet von Passau bis Ulm und von Regensburg bis nach Tirol bewährt. Hierbei

bleibt vorläufig nur der von mehreren Seiten behauptete dinarische Typ unklar. Dieser wird nur verständlich, wenn man weiterhin die Völkerwege in Österreich und Ungarn untersucht.

5. Österreich

Bei der Betrachtung der alten Straßen in Österreich und dem nach Osten angrenzenden Gebiete, das früher zu Ungarn, jetzt zu der Tschechoslowakei gehört, muß man von den festen Plätzen der Römer ausgehen und sich zunächst das römische Straßennetz klar-machen. Östlich von *Castra Batava* = Passau und von dem gegen-über an der Mündung des Inn in die Donau gelegenen *Bojodurum* (Bojerstadt) finden sich in *Noricum* an der Donau *Lentia* = Linz und *Lauriacum* = Lorch an der Enz. Südwestlich von diesen beiden Städten lag *Ovilava* (= Welz) a. d. Enz und weiter südwestlich *Tergolape*, wofür ich im *Atlas antiquus* von H. Kiepert keinen deutschen Namen finden kann. Nach Kiepert lag der Ort nördlich von zwei Seen, die sich als der Traun- und Attersee erkennen lassen. *Lauriacum* (= Lorch) stand, nach Kiepert, über *Ovilava* (= Welz) und *Tergolape* mit *Artobriga* (= Theisendorf) im jetzigen Bayern, das zur römischen Provinz *Noricum* gehörte, über *Juvavum* (= Salzburg) durch eine römische Straße in Verbindung (vgl. Karte, Figur 48). Betrachtet man diesen Straßenzug, der von *Augusta Vindelicorum* (= Augsburg), *Isinisca* in Rhätien (= Helfendorf), *Pons Aeni* (= Innbrücke) bei Leonhards- und Langenpfunzen, *Bedaïum* in *Noricum* (= Chieming) an der Nordostseite des Chiem-Sees, *Artobriga* nach *Juvavum* (= Salzburg) führte, und beachtet man seine Fortsetzung bis *Lauriacum* am Ausfluß der Enz in die Donau, so ergibt sich eine Querverbindung von der Donau bei Lorch an der Enz nach Augsburg, und weiter nach Günz = *Guntia* an der Donau, die am Fuß des Gebirges, mit einem südlichen Umweg über Salzburg, im wesentlichen von Osten nach Westen führt. Sie durchkreuzt dabei das jetzige Österreich, sowie Bayern, die infolge der politischen Entwicklung auseinandergerissen sind, aber durch ihre Lage am Südfuß der Alpen und durch die deutsche Beschaffenheit ihrer Bewohner zusammengehören.

Die ostwestliche Bedeutung dieses römischen, und wahrscheinlich schon vorrömischen Weges wird noch klarer, wenn man die Fortsetzung am westlichen Ende betrachtet. Von *Isinisca* in Rhätien (= Helfendorf) geht nach Kiepert zwischen dem Nordende des

Starnberger und dem Süden des Ammersee eine römische Straße südwestlich über Abudiacum in Rhätien (= Epfach) und Cambodunum (= Kempten) nach Brigantium (= Bregenz) an der Ostseite des Bodensees. Dieser Straßenzug am Fuße der Alpen erscheint als eine Fortsetzung des beschriebenen Weges von Lorch an der Enz über Salzburg nach Isinisca. An dieser Stelle spaltet sich der Weg in den südwestlichen Zweig nach Bregenz und den nordwestlichen nach Augsburg.

Von Augsburg führt eine westliche Fortsetzung über Guntia (= Günz) an der Donau nach Sumelocenna (= Rottenburg) in der gallischen Provinz Germania superior, d. h. Obergermanien. Eine von hier, d. h. von Rottenburg in Schwaben am Neckar, nach Westen gelegte Linie trifft fast genau auf Argentoratum (= Straßburg). Bei der großen militärischen Bedeutung und bei der wichtigen Lage von Straßburg zu dem westrheinischen Wegesystem der Römer ist es sehr wahrscheinlich, daß Rottenburg und der Rhein bei Straßburg durch eine Straße verbunden waren, die das westliche Ende des Straßenzuges von der Donau bei Lorch a. d. Enz bildete. Faßt man diesen römischen Straßenzug, wie dies z. B. auch in der Wetterau in Hessen zu beobachten ist, als Nachfolger eines vorrömischen Weges auf, so ist dieser für die Besiedelung des Rheingebietes von Südbaden und Elsaß in alter Zeit von größter Bedeutung gewesen.

Östlich von Lauriacum (= Lorch) a. d. Donau findet sich im Kiepertschen Atlas antiquus noch Arlope in Noricum am Erlafluß, sodann Trigrisamum (= Traismauer), das im Nibelungenliede vorkommt, sodann Vindobona (= Wien), das also über Lorch an der Donau und Salzburg mit Augsburg durch eine römische Straße verbunden war. Auf die römischen Orte und Straßen im südlichen Noricum, besonders auf Virunum (im Zollfeld), nördlich vom Wörthersee, auf Santicum (= Villach), Teurnia (= Peter im Holz) im Lurnfeld, möchte ich hier nicht eingehen. Diese Orte kommen hauptsächlich bei dem Übergang nach Italien über die Karnischen Alpen in Betracht.

Dagegen ist es dringend notwendig, noch die Verbindungen von der Donau östlich von Wien nach Nordost-Italien bis zur römischen Stadt Aquileja, die am Nordrande der Bucht zwischen Triest und Venedig lag, genauer zu betrachten. Aquileja wurde von Attila zerstört, und es fragt sich, auf welchem Wege Attila auf seinem Kriegszuge, der für die Völkermischung in diesem Gebiete von größter Bedeutung war, dorthin gelangt ist. Aquileja war nach Kiepert's Atlas antiquus mit der Donau durch eine ostnordöstlich führende Straße verknüpft, die über Nauportus in Pannonien (= Oberlaibach), Emona in Pannonien (Lubiana = Laibach), Celeia in Noricum (= Cilli) nach Poetovio in Pannonien

(= Pettau) an der Drau führte und sich hier in zwei Äste gabelte. Der eine, fast nördlich gerichtet, ging über Savaria in Pannonien (= Stein am Anger, ungarisch Szombat-hély) und Scarbantia in Pannonien (= Ödenburg) am Neusiedler See nach Carnuntum (= Deutsch Altenburg bei Hainburg) an der Donau, das etwa 50 Kilometer von Vindobona (= Wien) ebenfalls an der linken Donauseite lag.

Die letztgenannten erscheinen als Sperren von Donauübergängen, wobei Carnuntum durch seine Lage zum Marus (= March), dem Nebenfluß auf der rechten Donauseite, charakterisiert ist. Es deckt den Übergang von der rechten Seite der von Norden nach Süden fließenden March und erscheint als Angelpunkt der Donaubefestigung in diesem Gebiete. Rechts, d. h. nördlich, der Donau, und links, d. h. westlich der March, liegt Mediolanum (= Marchegg?), das also an der rechten Donauseite der Lage von Carnuntum an der linken entspricht.

Der andere Ast der Straße von Aquileja geht von Poetovio (= Pettau in Ungarn) mehr östlich nach Mogentianae in Pannonien (= Uj Majordüllö) am Plattensee, dann weiter über Osones (= ?) nach Aquincum in Pannonien (= Alt-Ofen) nördlich von Buda, dem an der linken Donauseite liegenden ältesten Teil von Budapest. Aquincum befand sich etwas südlich der Stelle, wo die Donau jetzt bei Waitzen nach Süden umbiegt, und bildet den östlichen Angelpunkt der Donausperren, die bei Guntia (= Günz) westlich von Augsburg beginnen. Zwischen Carnuntum und Aquincum sind an der Donau noch folgende römische Orte verzeichnet: 1. Flexum in Pannonien (= ungarisch Altenburg), 2. Arrabona in Pannonien (= Raab), 3. Brigetio in Pannonien (= ungarisch O-Szőny), 4. Crumerum (= Neudorf) bei Gran, 5. Cirpi in Pannonien (= Duna Bogdány) im Donauknie von Waitzen.

Es zeigt sich also zwischen Carnuntum und Aquincum eine Häufung von Donausperren. Dies hat eine Beziehung zu den auf der rechten Seite der Donau in diese einmündenden Strömen, deren seitliche Bergketten Zufuhrstraßen zur Donau bildeten. Es verhält sich Carnuntum zur March wie Bregezio zur Waag, ferner wie Crumerum zum Granfluß und Cirpi zur Eipel. Das Wasser der genannten vier Flüsse kommt größtenteils aus den Karpathen, wenn auch die March ihr Quellgebiet zum Teil in den Sudeten und in dem mährisch-böhmischen Grenzgebiete hat. Man kann also die römischen Sperrfestungen an der Donau von Carnuntum bis Aquincum als die Karpathenfront der römischen Grenzwehr bezeichnen.

6. Die Etzelburg des Nibelungenliedes

Hier knüpfen meine eigenen Studien über die Wege nördlich der Donau an. Sie beziehen sich besonders auf das Gebiet nördlich von Gran, wo nach dem Kiepertschen Atlas antiquus die Grenze

von Germanien nach Osten zu lag. Veranlassung dazu bot mir das Studium der Nibelungenwege von Worms am Rhein bis zur Etzelburg, deren Lage bisher unklar war. Je mehr sich mir, außer den schon bekannten Orten an der Donau, der westliche Teil des Weges von Worms bis zur Donau aufhellte, desto wahrscheinlicher wurde es mir, daß der Verfasser des Nibelungenliedes auch von dem

Figur 49. Die Lage der Etzelburg nach einer Karte von 1683

östlichen Ende, d. h. der Etzelburg, eine genaue Lagevorstellung gehabt hat. Aber im Nibelungenlied ist diese Lage nicht genau bezeichnet, sondern läßt sich nur aus dem Text ungefähr erschließen. Das Studium des Nibelungenliedes und der Literatur brachte mich zur Überzeugung, daß die Etzelburg nicht identisch mit der Stadt Gran, auch nicht mit der Burg von Buda (= Alt Ofen) sein kann.

Nach der Hochzeit in Wien fährt Etzel mit Kriemhilde von Hainburg auf dem Schiff die Donau hinauf, dann reiten sie zur Etzelburg. Dies

paßt weder auf Gran noch auf Buda. Auch die Nibelungen reiten, ohne daß Etzels Stadt zu Gran irgendwie erwähnt wird, nachdem Dietrich von Bern zu ihnen gestoßen ist, zur Etzelburg. Dietrich ist als von Bern (= Verona) oder Ravenna über Aquileja kommend zu denken. Er muß nach der Darstellung des Nibelungenliedes die Donau zwischen Hainburg und Buda schon überschritten haben, als er die Nibelungen traf und mit ihnen zur Etzelburg

Figur 50. Das Gebiet der früheren Etzelburg nach einem neueren Atlas

ritt. Alle Einzelheiten deuteten auf eine Lage der Etzelburg nördlich der Donau, vermutlich ungefähr nördlich von Gran.

Es erhob sich daher die Frage, ob sich in alten Atlanten etwas darüber finden ließ. In dem alten Hohmannschen Atlas, den ich früher schon erworben hatte, fand ich tatsächlich nordöstlich von Gran die Etzelburg verzeichnet.

Die Figur 49 zeigt das in Betracht kommende Gebiet nach dem Hohmannschen Atlas. Das betreffende Blatt ist nach der ausführlichen Aufschrift 1683 gestochen. Man erkennt darauf als rechtsseitige Nebenflüsse der Donau

die Waag, die in den Karpathen entspringend im großen Bogen zuerst von Osten nach Westen, dann von Norden nach Süden fließt. Nach Osten sind die Neutra, der Granfluß und die Eipel zu erkennen. Von den verzeichneten Orten ist Schemnitz, Kremnitz, Altsol und Neusol, sowie Königsberg und Leva im Gebiet des Gran zu erkennen, ebenso Salka an der rechten Seite der Eipel. Jedoch sind in der Zeichnung der Flußlinien mehrere Irrtümer enthalten, was sich aus der in Figur 50 wiedergegebenen zweiten Karte, die dem Schulatlas von Lüddecke und Haack nachgebildet ist, ergibt. In der alten Karte ist z. B. der Winkel der Donau bei Waitzen abgeflacht. Die Eipel fließt darauf an Salka vorüber nach Westen in den Granfluß, während sie nach dem neuen Atlas ungefähr parallel dem Granfluß in die Donau mündet. Da Verlegungen von Flußläufen öfter vorkommen, war eine weitere Prüfung notwendig. Nach dieser erscheint es ausgeschlossen, daß im 17. Jahrhundert die Eipel direkt in den Granfluß gegangen ist. Die Hohmannsche Karte ist also in diesem Punkte irrtümlich. Auch sonst sind die Flußlinien auf ihr nicht genau. Nur ist zweifellos, daß die Etzelburg fast südlich von Schemnitz, dessen Lage genau bekannt ist, angenommen wird, und zwar in der Richtung eines rechtsseitigen Nebenflusses der Eipel.

Vergleicht man die genaue Karte der früheren ungarischen Landesaufnahme, Zone 13, Kolonne 20, damit, so trifft man fast genau an der Stelle der Etzelburg auf den ungarischen Ort Palást (Figur 51), also auf einen Namen, der scheinbar sehr gut zu der Annahme paßt, daß in alter Zeit hier ein Palast gelegen hat. Aber in der ungarischen Sprache bedeutet Palást (gesprochen Pollascht) nicht Palast, sondern Talar. Herr Prof. Dr. Bücher vom Gymnasium in Maros-hély hatte auf Veranlassung eines meiner Schüler die Freundlichkeit, mir über die entsprechenden Worte auch in den slawischen Sprachen Auskunft zu geben. Ungarisch heißt das im Deutschen übliche Wort Palast: palota (von palatinus abgeleitet).

Trotz dieser Unstimmigkeit erscheint es mir, besonders, wenn man von dem Wort palas bei den alten deutschen Burgen ausgeht, das auch im Nibelungenliede bei der Erwähnung der Etzelburg dreimal vorkommt, möglich, daß, wenn hier zu Etzels Zeit ein Palas gelegen hat, dieser Name später zu Palást umgeformt worden ist, wobei die alte Bedeutung von Palast im deutschen Sinne verloren gegangen ist. Jedenfalls zeigt auf der Karte der ungarischen Landesaufnahme der Ort eine topographisch außerordentlich interessante Lage und Beschaffenheit, die zu der Annahme einer alten Burg sehr gut paßt. Palást liegt fast genau nördlich von dem jetzigen Ort Ipolyság, nordöstlich von Gran, und zwar an einem von Norden kommenden Nebenfluß der Eipel, nämlich dem Karpfenbach, dessen Name, der scheinbar auf eine Art von Fischen deutet, in Wirklichkeit mit dem Stamm Karp in dem Namen Karpathen zusammenhängt. Der Ort Karpfen, der nördlich von Palást im Karpfental liegt, heißt ungarisch Korpona. Bei Palást fließt von Osten in den Karpfenbach die Littava. In dem nordöstlichen Winkel zwischen beiden Bächen liegt am Abhang der Karpathen der Ort Palást mit einem Schloß, das, wie ich später erfahren habe, dem ungarischen Grafen Esterházy gehörte. Dabei läuft die Littava bei Palást in kurzen Bögen, in welche das Gelände des Ortes hineinragt, so daß man schon auf der genauen Karte den Eindruck einer Festung mit Bastionen nach Süden erhält. Bei dieser Sachlage wurde es mir

Sie bildet bei Gran eine Insel, die den Übergang erleichtert hat. Von ihr aus, dicht neben dem alten Turm, geht eine Brücke über die Donau nach Parkani. Von hier aus führt jetzt die Eisenbahn an der rechten Seite des Granflusses nach Norden. Bei Czata biegt die Eisenbahn östlich über den Granfluß nach Ipolyság, das an der Eipel liegt. Der Eipelfluß kommt von Osten und geht in großen Windungen nach Westen, läuft dann nach Süden, ebenso wie der Granfluß. Beide haben vor ihrem Eintritt in die Donau einen südöstlichen Verlauf. Zwischen beiden liegen Höhen, die in der Nähe der Donau bis etwa 350 m ansteigen, während Gran 156 m hoch liegt. Es geht daraus hervor, daß die alte Karte im Hohmannschen Atlas, auf der die Eipel in den Granfluß geht, falsch ist. —

In Ipolyság machten wir halt, um zu übernachten. Das Städtchen hat einen sehr großen Ring, der mich lebhaft an meine Heimatstadt Grottkau in Schlesien erinnerte. Schon hier erregten wir im Gasthaus Aufsehen, da die Leute nicht wußten, was sie aus dem Deutschen und dem jungen Ungarn machen sollten. Das Interesse steigerte sich, als wir am nächsten Morgen den Ort besichtigten und einen Wagen bestellten. An der Tür der Kirche bemerkten wir zwei prächtige altertümliche Säulen aus einem dunklen, mir unbekannten Material. Später habe ich im Naturalienkabinett in Dresden durch Vergleich meiner Erinnerung mit den dort befindlichen Proben gefunden, daß es sich wahrscheinlich um einen sehr harten vulkanischen Stein aus Ungarn handelt. Wir fuhren nun an der linken Seite des Karpfenbaches (ungarisch Korpona) über Alsö-tur, Közèp- und Felsö-tur, weiter durch die Vorberge der Karpathen bis nach dem gesuchten Ort Paläst.

Dieser liegt, wie schon bemerkt, zwischen dem in Windungen von Osten kommenden Littawabach und dem von Norden kommenden Karpfenbach, in den die Littawa einmündet. Die Hauptachse des Ortes bildet die jetzige Fahrstraße nach Ostnordost. In der Mitte des Ortes geht eine Straße am Schloß vorbei nach Norden in das Karpfental. Ich hatte den Kutscher anweisen lassen, in einem Gasthause auszuspannen. Er erklärte jedoch, daß dies nicht ginge, sondern daß er im Wirtschaftshofe des Schlosses ausspannen wolle. So fuhren wir denn in diesen ein.

In diesem Augenblicke drängte sich mir mit Wucht die merkwürdige Ähnlichkeit mit der Darstellung der Etzelburg im Nibelungenliede auf (vgl. Figur 52). Zur Linken lag das jetzige Jagdschloß, zur Rechten, wohin wir einfuhren, lag ein freier Platz mit den Wirtschaftsgebäuden, durch die Straße getrennt, aber so, daß man von den östlichen Fenstern des Jagdschlusses den jenseits der Straße liegenden großen Platz mit den Gebäuden gut übersehen kann. Vor meinem geistigen Auge erschien links an Stelle des Jagdschlusses die Etzelburg mit dem Pallas, von dem aus Kriemhilde im 29. Abenteuer das Verhalten der Burgunder auf dem großen Platze vor dem Saal, der auf diesem stand, beobachtet hat. Alle einzelnen Vorgänge des Nibelungenliedes bis zum Brand des Pallas und zum Todeskampf fügten sich in ganz erstaunlicher Weise in diesen Rahmen. Ich sprach jedoch nicht darüber, sondern wollte untersuchen, wie sich der auf der Höhe hinziehende Weg, der in der ungarischen Landesaufnahme, Zone 13, Kolonne 20 (vgl. Karte, Figur 51), verzeichnet ist, zu dem großen Platz östlich des Schlosses verhält.

Es zeigte sich sofort, daß dieser Höhenweg durch einen verfallenen Wall,

der den Eingang bildet, auf den Platz mündet, nicht an ihm vorbeigeht. Dies beweist, daß der Platz vor dem Schlosse und der Höhenweg von alters her in engster Beziehung stehen. Wir verfolgten unbehelligt, wenn auch manchmal erstaunt angesehen, den nach Nordosten führenden Höhenweg, der nordwestlich an der 299 m hohen Sipkahora vorbeiführt. Von dieser Höhe hatten wir eine geradezu wunderbare Aussicht über die Vorberge der Karpathen bis zur Donau und über das Donautal weit nach Westen in der Richtung nach Raab. Wir standen auf einer Aussichtsterrasse, nahe dem Südwestende der Karpathen.

Figur 52. Das Schloß in Paläst, früher Etzelburg, mit dem alten Höhenweg von Nordosten

Nun begann das Suchen nach den eigenartigen Wällen, die auf der ungarischen Karte westlich der Sipkahora angedeutet sind. Wir fanden bald an den betreffenden Stellen niedrige Steinmauern, die ohne Bindemittel gebaut sind. Sie beginnen im Norden der Höhe und ziehen sich zuerst von Osten nach Westen, dann mehr südlich und zuletzt fast parallel dem Höhenweg in der Richtung des Platzes an der Ostseite des Schlosses. Die Sipkahora bildet die höchste Stelle eines ringförmigen oder besser birnenförmigen Lagerplatzes, der dicht an dem Platze vor dem Schloß beginnt. Der Höhenweg geht quer durch den Lagerring und mündet vor dem Schlosse. Auch diese Sachlage paßt zu dem Nibelungenliede, in dem immer neue Massen von Hunnen zu der Kampfstelle bei dem Pallas herbeiströmen. Von der Sipkahöhe führt der noch erhaltene Pfad als ausgeprägter Höhenweg an der Ostseite des Karpfenbaches weiter und läßt sich als Fußweg noch weit nach Norden verfolgen.

Wir traten nun den Rückmarsch an und gelangten auf den großen Platz

an der Ostseite des Schlosses zurück. Hier trat ein recht kritischer Zwischenfall ein. Schon vorher in Ipolyság hatte mich die unverkennbare Neugierde der Leute zur Vorsicht gemahnt. Man witterte schon damals Spione. Bei der abenteuerlichen Suche nach der Etzelburg in dem einsamen Ort Palást waren wir anscheinend in Verdacht geraten. Als wir unseren Wagen besteigen wollten, sagte der Kutscher ungarisch einige Worte, die mir mein Begleiter in dem Sinne verdeutschte, daß wir zu dem Herrn Oberförster in das Schloß kommen sollten. Dieses liegt westlich der Zufuhrstraße, die wir gekommen waren. Wir wurden mit ernsten Blicken empfangen und genau darüber befragt, was wir eigentlich hier suchten. Ich erklärte, daß ich in Wien zum Zwecke von Vorträgen in der Urania sei und die Partie mit einem Bekannten aus Budapest unternommen habe, da mich die Donaulandschaft sehr interessiere. Besonders war aufgefallen, daß wir auf dem Höhenweg nach Nordosten weitergegangen waren. Ich erklärte, daß wir uns die prächtige Aussicht von der Sipkahora donauabwärts hätten ansehen wollen. Um weiteren Fragen zuvorzukommen, bat ich, uns die Lage des Schlosses nach der Südseite zu zeigen. Dies wurde tatsächlich, da bei der Unterredung das Mißtrauen zu schwinden schien, wenn auch nur ganz kurz, gewährt. Ich bemerkte dabei, daß das jetzige Jagdschloß einen sehr starken Unterbau nach Süden in der Richtung auf den Littawabach hat, und sagte mir, daß man ein einfaches Jagdschloß ohne solche mächtige Unterbauten hätte errichten können, wenn man das Gebäude etwas weiter nach Norden in den Winkel zwischen Karpfenbach und Littava gestellt hätte (vgl. Figur 52). Auf den ersten Blick hielt ich den Unterbau für viel älter, als das jetzige Jagdschloß, und für ein Fundament, auf dem sich ein viel stärkerer Bau, mit Orientierung einer breiten Aussichtsfront nach Süden, erhoben hat. Ich hatte jedoch zu weiteren Betrachtungen keine Zeit, konnte mir daher auch nicht die Bauformen genauer einprägen. Wir wurden nach einem flüchtigen Blick zurückgeführt und dann entlassen. Als wir unbehelligt aus dem Wirtschaftshofe des Schlosses abgefahren waren, fühlten wir uns beide sehr erleichtert, einer Verhaftung wegen Spionageverdacht glücklich entronnen zu sein.

Bei der Rückfahrt überlegte ich mir besonders, wie der alte Höhenweg nach Kreuzung des Flußtales weitergegangen sein kann. Die Fahrstraße über Felsö-tur stammt in der jetzigen Form sehr wahrscheinlich aus neuerer Zeit, aber an der Höhe, die den Karpfenbach an der Ostseite begleitet, zieht sich ein in der ungarischen Landesaufnahme verzeichneter Weg von Norden nach Süden hin, der bei Ipolyság die Eipel überschreitet. Nach der Bodenformation hat der Weg sehr wahrscheinlich seine Fortsetzung an der Ostseite der Eipel gefunden, hat dann bei Szalka die Eipel überschritten und ist über die Höhe zwischen Eipel und Gran zu dem Donauübergang bei Gran gegangen.

Unser Abenteuer endete auf dem Bahnhof von Parcany-nana an der rechten Donauseite bei Gran. Von hier fuhr mein Begleiter nach Budapest und ich nach Wien zurück. Wenn mein Begleiter diese Darstellung liest, so möge er entschuldigen, daß ich ihm nur von römischen Donaustädten und Römerstraßen, aber nichts von der Etzelburg und dem Nibelungenliede gesprochen habe. Ich wollte erst in Ruhe meine Eindrücke nochmals mit dem Nibelungenliede vergleichen und auf den Karten der ungarischen Landesauf-

nahme die Fortsetzung des ermittelten Höhenweges studieren. Dies ist unterdessen nach vielen Störungen durch Krieg und Nachkriegszeit geschehen.

Dabei hat sich mit größter Wahrscheinlichkeit herausgestellt, daß der von uns begangene Weg ein Stück einer alten Straße ist, die von der Etzelburg nach Norden über den Ort Karpfen, oder genauer östlich an diesem vorbei, zunächst nach Altsohl und Neu-sohl führt.

Diese beiden in der Benennung zusammengehörigen Orte deuten die südnördliche Richtung des Straßenzuges an. Dieser kreuzt dann die Waag im oberen Abschnitt und geht an der Westseite der Arve, eines rechtsseitigen Nebenflusses der Waag, nach Norden, überschreitet dann an der Westseite der hohen Tatra das Gebirge, das die Wasserscheide zwischen Donau und Weichsel bildet, und gelangt in das Flußgebiet der Weichsel. Ich weise für die Verfolgung dieses Weges auf die ungarische Landesaufnahme Zone 4—14, Kolonne 20, sowie in bezug auf den Weg von Gran zur Etzelburg auf das Blatt Zone 14, Kolonne 19, hin. Die Etzelburg, die nach dieser Darstellung an der Stelle des Ortes Paläst lag, befand sich also hier, am Abhang der Karpathen nach der Donau zu, an einer außerordentlich wichtigen Verbindungsstraße zwischen dem oberen Weichselgebiet (im bisherigen Galizien) und der Donau bei Gran.

Diese Auffassung ist nun von großer Tragweite für das Verständnis der Völkerwanderung, als deren eine Phase der Einbruch Atilas in Norditalien, und im Westen von Europa durch das Donautal, erscheint. Nach der ganzen Sachlage ist Atila aus dem oberen Weichselgebiet durch die westlichen Karpathen zur Donau gedrungen, hat durch seitlichen, nach Osten gerichteten Einbruch die ungarische Ebene, sodann nach Überschreiten der Donau Pannonien besetzt und dementsprechend in der Stadt zu Gran das Zentrum seiner riesigen Macht begründet. Von hier gelangte er auf der römischen Militärstraße über Cilli und Laibach nach Aquileja, das ihm zum Opfer fiel. Die Etzelburg wurde nordöstlich von Gran, an dem Einbruchsweg von Norden her, gebaut und diente nach dem Nibelungenlied als Residenz und zum Empfang seiner fürstlichen Gäste. Für diese war, neben der eigentlichen Burg, nach dem Nibelungenlied, ein besonderer großer Saal gebaut, der sich, wenn meine Hypothese richtig ist, auf dem Platz an der Ostseite der Burg befunden haben muß. Dieser war von der nach Osten gerichteten Schmalseite des Palastes zu übersehen. Auf dem Platze

zwischen Palast und Saal spielt sich im Nibelungenlied die Ankunft der Nibelungen ab. Der Verfasser des Nibelungenliedes hatte offenbar eine genaue Lagevorstellung von diesen Gebäuden, die zu den räumlichen Verhältnissen bei dem jetzigen Schloß in Paläst genau paßt. Man lese im Nibelungenlied die letzten Abenteuer (28—39 in der Ausgabe von Karl Simrock), und man wird finden, daß sich jede Einzelheit mit der beschriebenen Örtlichkeit in völliger Übereinstimmung findet. Wenn sich z. B. Hagen und Volker zusammen neben den Saal setzen und einen Blick zum Tal haben, so stimmt dies völlig zur Lage des Saales auf dem beschriebenen Platz. Auch die Angabe, daß früh die Sonne in den Saal der Nibelungen scheint, stimmt zu der Lage des Saales mit der Breitseite nach Osten. Bemerkenswert ist noch im Hinblick auf den Gang zum Münster im Nibelungenlied, daß sich südöstlich der Etzelburg ein sehr alter Tempel (ungarisch Templum), d. h. eine Kirchenruine befindet, deren Lage jetzt ganz unverständlich ist, während sie sich als das Münster des Nibelungenliedes leicht erklärt. — Bei archäologischer Prüfung müssen alle diese Punkte besonders beachtet werden.

Die Auffassung, daß die Etzelburg des Nibelungenliedes tatsächlich, entsprechend der Darstellung in dem alten Hohmannschen Atlas, nordnordöstlich von Gran, am Abhang der Karpathen gelegen hat, daß sie ferner die Sperre eines alten Völkerweges, der vom Gebiet der oberen Weichsel zur Donau zog, gebildet hat, ist nun, wenn man sie in Verbindung mit dem römischen Straßennetz im westlichen Pannonien bis nach Nordostitalien, zunächst bis Aquileja bringt, von großer Bedeutung, um die anthropologischen Verhältnisse im mittleren und westlichen Balkan zu verstehen. Das Ergebnis meiner Fahrten und Wanderungen bekommt hier Beziehung zu der Darstellung, die ich in dem Kapitel über die Wanderungen der weißen Rasse, besonders Seite 406, gegeben habe. Nach den geographischen Verhältnissen können wir außer den drei Hauptausgängen des großen Eiszeitbeckens, von denen der erste zwischen Ural und Kaspischem Meer, der zweite am Westrande des Schwarzen Meeres, der dritte in Germanien liegt, mehrere nach Süden gerichtete Nebentore annehmen. Eines von diesen führte westlich der Hohen Tatra über die Beskiden zur Donau. Dies ist der durch die Etzelburg führende Weg, der also die Verbindung vom oberen Weichselgebiet zur Donau bei Gran und weiter durch das westliche Pannonien nach Nordostitalien darstellt.

Auf dieser Völkerstraße sind sehr wahrscheinlich, sobald dieser

Übergang nach Schluß der Eiszeit überhaupt passierbar war, große Scharen von rein gezüchteten Menschen weißer Rasse nach Süden vorgedrungen. Ich rechne hierzu den ursprünglichen Stamm der Dinarier, später die Italiker, sodann die Gallier, denen später die Hunnen und Slawen folgten. Alle diese Völker kommen aus dem Gebiet der oberen Weichsel, überschreiten die Beskiden und gelangen auf dem genannten Völkerweg über die Ausläufer der Karpathen zur Donau. Dabei ist zu beachten, daß dieser Weg sicher erst viel später gangbar wurde, als schon längst Wanderungen aus dem Gebiet der oberen Weichsel, entlang dem Fuße der Karpathen, nach Südosten möglich waren. Denkt man sich in dieser noch früheren Zeit, die dem Beginn der Nacheiszeit entspricht, einen vom Gebiet der Ostsee nach Süden gerichteten Völkerstrom, so gleitet dieser durch eine Art von Mechanik der geographischen Bedingungen am Nordostrande der Karpathen nach Südosten und gelangt somit zu einem Haupttor des Eiszeitbeckens an der Westseite des Schwarzen Meeres und von hier, nach Überquerung des Marmarameeres, über Troja nach Kleinasien. Dies ist nach meiner Auffassung der Grund, weshalb man in Kleinasien und im südlichen Teile von Mitteleuropa Spuren der gleichen Völkerschaften findet, soweit man dies aus den Namen erschließen kann, z. B. die Galater in Kleinasien, Gallier in Norditalien und Südostfrankreich. Diese Erscheinungen erklären sich am einfachsten dadurch, daß bestimmte Völkerschaften aus dem Gebiet zwischen Ostsee und Weichsel zum Teil den Weg an der Nordostseite der Karpathen entlang zum Schwarzen Meer genommen haben, zum Teil auf dem Wege, den später Etzel benutzte, von der oberen Weichsel zur Donau und nach Nordostitalien gelangt sind.

Auf diese Weise erklärt sich vor allem die ganz eigenartige Verteilung der sogenannten dinarischen Rasse und ihre morphologische Beziehung zur sogenannten armenoiden, die besonders von Klett hervorgehoben worden ist. Ich betrachte die Dinarier ursprünglich als rein gezüchteten Teil der weißen Rasse. Ebenso wie die gallischen Völkerschaften, gelangt ein Teil davon auf dem Wege nordöstlich der Karpathen zum Schwarzen Meer und nach Kleinasien. Am südlichen Rande des armenischen Hochlandes im Euphrat- und Tigrisgebiet kreuzt er sich, ursprünglich als Epimixis, später in einer fortschreitenden Amphimixis, mit den dunkelfarbigen afrikanischen Volkselementen, die vor Schluß der Eiszeit das ganze Gebiet von Afrika über Ägypten, Arabien bis zum Euphrat- und Tigrisgebiet eingenommen haben. Produkte dieser Kreuzung sind die Juden und

Armenier, deren ursprüngliche morphologische Beziehung zu der dinarischen Rasse dadurch gegeben ist. Kommt hierzu noch in den abgeschnittenen Bergtälern und bei dem Zusammenhalt der einzelnen Stämme eine starke Inzucht, so werden die ursprünglichen Kriterien der Dinarier übertrieben und zum Teil bis zur Karikatur verzerrt, wie wir dies bei einer Reihe von arm'enoiden Typen sehen.

Eine ganz andere Entwicklung hat der Teil des dinarischen Urstammes genommen, der später auf dem Etzelweg aus dem oberen Weichselgebiet nach Süden zur Donau und an den Ostrand der Alpen gelangte. Hier ist darauf hinzuweisen, daß der Name dinarisch, der sich auf einen Teil der Kalkalpen im südwestlichen Balkan bezieht, eine viel zu enge Begrenzung gibt, da dinarische Typen sich weit nach Westen und Nordwesten in den Alpen, z. B. im Salzburgerischen Gebiet, finden. Von hier sind sie nach der übereinstimmenden Angabe von Günther und Klett im 18. Jahrhundert, infolge von Vertreibung der Evangelischen, nach Ostpreußen gelangt, wo vielleicht die Urheimat des dinarischen Stammes war. Aus der Benutzung des Etzelweges für die nordsüdliche Wanderung der Dinarier erklärt sich die eigenartige Verteilung der dinarischen Rasse in den Alpen und auf dem Balkan durchaus. Dabei muß man die späteren Vorgänge, besonders die Überflutung des südwestlichen Balkans mit slawischen Völkerschaften, die wahrscheinlich auf demselben Wege eindrangen, in Betracht ziehen. Der Weg von Gran nach Aquileja führt über Cilli, wo sich jetzt noch die viel umstrittene Sprachgrenze zwischen Slawen und Germanen befindet. Die von dieser Völkerstraße nach Nordwesten sich ausbreitenden Dinarier haben ihren ursprünglichen Charakter besonders auch in der Sprache bewahrt, während die nach Südosten in das Gebiet der dinarischen Alpen auf den Balkan gelangten, unter vielfacher Bewahrung alter germanischer Züge, im slawischen Volkstum aufgegangen sind. Jedenfalls ist die Völkerstraße von Gran über Pettau und Laibach nach Aquileja eine der wichtigsten für die ganze Anthropologie des Balkans. Auch die Grenzen zwischen ungarischer und germanischer Besiedlung am Burgenland östlich von Wien lassen sich aus diesen Verhältnissen leicht erklären. Ob die Goten bei ihren Zügen ebenfalls, wenigstens zum Teil, den Etzelweg benutzt haben, bleibt Gegenstand weiterer Untersuchung.

Die Verhältnisse im Osten des Balkans waren wesentlich davon abhängig, ob der Übergang vom Westrande des Schwarzen Meeres

nach Kleinasien möglich war oder nicht. Hieraus erklärt sich die außerordentliche anthropologische Bedeutung von Byzanz als oströmische Wegsperre. Wurde der Übergang der Wanderschwärme weißer Rasse nach Kleinasien an dieser Stelle gehemmt, so mußten sie sich von Osten her auf den Balkan und weiter durch Italien nach Frankreich und Spanien ergießen. Hierdurch ist die Geschichte der Ost- und Westgoten nach Entstehung der oströmischen Macht bedingt. Neben diesem Moment hat zweifellos der Etzelweg von der oberen Weichsel zur Donau nach Nordostitalien für die anthropologischen und politischen Verhältnisse des Balkans, und seiner Grenzen nach dem germanischen Westen zu, eine außerordentliche Bedeutung gehabt.

7. Der Nordosten von Deutschland (Pommern und Brandenburg)

Ebenso wie in Mittel- und Süddeutschland läßt sich auch in Nordost- und Norddeutschland der anthropologische Bau der Bevölkerung und die Entwicklung der staatlichen Verhältnisse nur durch Erforschung der ältesten Verkehrswege begreifen. Dabei sind von vornherein die einschneidenden Veränderungen der Landschaft in Betracht zu ziehen, die, infolge des Durchbruchs der ursprünglich von Osten nach Westen gerichteten Eiszeitströme Deutschlands nach Norden, geschehen sind. Man kann die Bedeutung dieser Änderungen der germanischen Landschaft am besten begreifen, wenn man sie mit den merkwürdig konstanten Verhältnissen der Stromtäler in Frankreich und Spanien vergleicht, welche beiden Länder infolge des Golfstromes nicht nur der Not der Eiszeit, sondern auch den gewaltigen Verschiebungen der Stromtäler nach der Eiszeit entrückt waren. Von größter Bedeutung ist in diesem Zusammenhang eine Untersuchung von Pommern, das im Westen und Süden des Deutschen Reiches eine wenig bekannte Gegend ist, in bezug auf die Lage der ältesten Verkehrswege. Ich möchte dabei an die vorher gegebene Darstellung von Schlesien anknüpfen, da der Durchbruch der ursprünglich nach Westen gerichteten Oder zur Nordsee, in der Geschichte dieser uralten Wohnsitze der weißen Rasse eine ausschlaggebende Bedeutung gehabt hat.

Die Wendung der Oder aus der ostwestlichen in fast südnördliche Richtung findet westlich von dem viel später entstandenen Kloster, jetzt Heil- und Pflgeanstalt Leubus in Schlesien statt, während ihre eiszeitliche Fortsetzung in der Richtung von Muskau und dem Spreewalde (zwischen Kottbus und Spremberg) lag. Der weitere alte Lauf führte durch die Havelseen und die

Havel zur Elbe. Der ganze Unterlauf der Oder von Leubus über Glogau-Fürstenberg-Frankfurt an der Oder-Küstrin-Schwedt bis Stettin erscheint als ein Durchbruch nach Norden. Dabei ist das rechtwinklige Abschnen nach Norden charakteristisch (vgl. Karte, Figur 46).

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse bei der Weichsel (vgl. Karte, Figur 53). Den Verlauf des Flusses bis Thorn setze ich als bekannt voraus. Von hier fließt die Weichsel, ebenso wie die Oder vor Leubus, fast genau von Osten nach Westen und biegt dann östlich von Bromberg plötzlich im rechten Winkel nach Norden, zuerst sogar etwas nordnordöstlich ab. Hier liegt die Durchbruchsstelle, während die Urweichsel westlich in der Richtung der jetzigen Orte Bromberg und Nakel durch den Netze- und Warthebruch nach Westen geflossen ist. Die Schnittstelle des alten Weichselbettes mit der nach Norden durchgebrochenen Oder liegt an dem Oderbruch bei Küstrin. Hier war in frühgeschichtlicher Zeit die gegebene Stelle für eine Wasserburg. Dem entspricht die Lage der Festung Küstrin, die in den Kämpfen Friedrichs des Großen gegen die Russen im Siebenjährigen Kriege eine große Bedeutung gehabt hat. Nördlich davon liegt das Schlachtfeld von Zorndorf, südlich das Kloster Lebus und die wichtige Stadt Frankfurt a. d. Oder.

Diese Orte gehören zur Neumark und sind vom Licht der Geschichte erhellt. Sie lagen an wichtigen Verkehrsstraßen, aber der vorgeschichtliche Weg geht weiter nördlich durch Pommern und Westpreußen. Wenn man von dem alten Spreeübergang bei Berlin-Neu-Köln eine gerade Linie bis Danzig zieht, so schneidet diese den Oderbruch und läuft dann fast genau in der Achse des Landrückens, der das Rückgrat von Pommern bildet. Da der Oderbruch ein starkes Hindernis bot und in alter Zeit gar nicht passierbar war, führte der Weg, mit Umgehung des Oderbruches, in geschichtlicher Zeit von Berlin zuerst nach Nordnordosten über Bernau und Eberswalde nach Angermünde und überschritt die Oder, nördlich des großen Bruches, bei Schwedt. Von hier bezeichnen die jetzigen Orte Pyritz-Arnswalde-Dramburg-Neustettin-Rummelsburg-Bütow die Richtung, die der Weg auf diesem niedrigen Kamm schon in ältester Zeit einschlagen mußte, um nach Nordosten zu gelangen. Dem Zugang nach Danzig stellt sich hier das südwestlich von Danzig gelegene Seengebiet der Kassubei entgegen, aus dem nach Osten die Radaune, nach Nordwesten die Stolpe, nach Norden die Leba abfließt. Die Flüsse, die in Hinterpommern zwischen Oder und Weichsel von dem Landrücken direkt in die Ostsee gehen (Rega mit Treptow an der Rega, Persante mit Kolberg, Wipper mit Rügenwalde, Stolpe mit Stolp, Leba mit Lauenburg), fließen mit starken Windungen durchschnittlich nach Nordwesten. Dadurch wird das Land in einzelne nach Nordwesten gerichtete Streifen zerschnitten. Fast alle diese Flüsse kommen aus Seen, die sich auf dem Landrücken entlangziehen.

Figur 53. Der Rennweg in Pommern

Der Wasserabfluß an der Südostseite zeigt große Merkwürdigkeiten: Die Brahe hat fast südlichen Verlauf und biegt bei Bromberg nach Osten um, geht dann der Richtung der Weichsel gerade ent-

gegen. Da diese hier nach Norden geht, haben die Brahe und der jetzige Unterlauf der Weichsel entgegengesetzten Verlauf. Ursprünglich war die Brahe ein rechter Nebenfluß der bei Bromberg nach Westen gehenden Urweichsel.

Diese Betrachtungen sind nötig, um zu begreifen, welche große Bedeutung der Durchbruch der Oder und Weichsel nach Norden für das jetzige Pommern und Westpreußen gehabt haben muß. Dieses Land wurde dadurch zerrissen, versumpft und vereinsamt, während es vorher nach Rückzug der Gletscher einen mit Ostpreußen und dem ganzen Ostseegebiet zusammenhängenden Landkomplex gebildet hatte. Denkt man sich den Unterlauf der Weichsel und Oder fort, so bildete dieses Gebiet nach Schluß der Eiszeit zusammen mit Vorpommern ein vorzügliches Kolonisationsgebiet der von Süden nach Norden vordringenden weißen Rasse. Im Norden von der Ostsee, im Süden von der nach Westen fließenden Weichsel begrenzt, die sich durch den Unterlauf der Elbe, ebenso wie die Oder, in die Nordsee ergoß, bot es besonders bei beginnender Schifffahrt weitgehende Möglichkeiten des Verkehrs. Durch die Durchbrüche der Oder und Weichsel nach Norden ist später eine völlige Änderung der Sachlage erfolgt, immerhin bot die erhöhte Achse des Landes noch einen wichtigen Verkehrsweg, wenn auch nun zwei große Ströme überschritten werden mußten. Die Fortsetzung desselben führte von Bütow, wegen der Sperre durch die kassubischen Seen, sehr wahrscheinlich nicht in der Richtung des sehr viel später begründeten Danzig, sondern über das jetzige Berent nach Osten in der Richtung von Dirschau nach der Marienburg. Ein solcher Weg muß die Weichsel und Nogat überschreiten, d. h. zwei Weichselarme nahe der Spitze des Deltas. Es ist jedoch möglich, daß in alter Zeit hier nur ein Weichselarm vorhanden und daher der Flußübergang leichter war. Noch jetzt arbeitet die Weichsel in ihrem Ausflußgebiet heftig, worauf bei Danzig die Namen Neufähr und Neufahrwasser deuten. Die Danziger Bucht und das Frische Haff, das bis Pillau und Königsberg geht, sind Wirkungen der Weichsel und ihrer an Bedeutung wechselnden Arme bei dem Ausfluß in die Ostsee. Es liegen hier ähnliche Erscheinungen vor wie am Nildelta. — Jedenfalls bezeichnet die Marienburg, der Sitz der Deutschordensritter, die Stelle eines alten Flußüberganges nahe der Spitze des Weichseldeltas.

Die beschriebene Landbrücke zwischen Ostsee und Urweichsel ist nun sehr wahrscheinlich für die prähistorischen Wande-

rungen, besonders auch für den Einbruch ostischer Elemente in den südlichen Rand des Suebischen Meeres, wie Tacitus die Ostsee nennt, von größter Bedeutung gewesen. Dasselbe, was sich zur Zeit Friedrichs des Großen weiter südlich bei Küstrin als Vorstoß der Russen abgespielt hat, mußte bei der früheren Undurchgänglichkeit des Netze- und Warthebruches in älterer Zeit auf dem Gelände des pommerschen Landrückens geschehen: Wanderung von Osten nach Westen und Abwehr in östlicher Richtung. Nur so kann man die grundlegende Bedeutung der Marienburg, als Wegsperre gegen Einbrüche von Osten, begreifen.

Dabei ist die westliche Fortsetzung dieses Völkerweges leicht zu erkennen. Sie führt nördlich des Oderbruches zwischen Oderburg und Schwedt über den Fluß, dann westlich am jetzigen Finowkanal entlang und nördlich des Seen- und Sumpfgebietes von Neu-Ruppin und Fehrbellin zur Elbe zwischen Wittenberge und Dömitz. Wenn ostische Völkerschaften im Laufe von 1000 Jahren, nachdem Tacitus die Ostsee als Suebisches Meer benannt hatte, bis in die Gegend von Hamburg gelangt sind, so ist es auf diesem nordgermanischen Völkerweg geschehen.

Südlich von Hamburg, in der Gegend von Lüneburg, gewinnt dieser alte Weg Verbindung mit dem nordwestdeutschen Wegesystem, auf das sowohl die Angaben des Tacitus in den Annalen, wie die Berichte über die Züge Karls des Großen deuten. Hier kommt besonders der wichtige Weg von dem Emsübergang bei Rheine über Diepholz zur Weser, südwestlich von Bremen, und weiter über Verden an der Aller und Lüneburg in Betracht. In dieser Gegend muß eine Verbindung dieser wichtigen Wege von Osten und Westen zur Elbe bestanden haben. Wenn Karl der Große bei Verden an der Aller 10 000 Sachsen vernichtete, so geschah dies an einer wichtigen Stelle dieses alten Straßenzuges, von der aus sich der Zugang zur Elbe öffnete. Hier kann man den tragischen Charakter dieser Kämpfe begreifen: Die Franken siegen über die Sachsen, die schon in Gefahr waren, von ostischen Völkern überrannt zu werden. Scheinbar eine Vernichtung des von den Sachsen verkörperten Deutschtums, war dies für Karl den Großen nur ein Abschnitt bei der Ausbreitung seiner Macht und des Christentums gegen den heidnischen Osten, gleichgültig, ob dieser germanisch oder slawisch war. In dieser Zeit setzt die Ausbreitung des Christentums in Niederdeutschland nach Osten zu ein.

Für die Besiedelung von Norddeutschland ist nun folgende Be-

trachtung von Bedeutung. Dringen auf dem genannten Wege ostische Völker allmählich vor, so füllen sie zunächst die benachbarten Gebiete, also am pommerschen Landrücken das Gelände nach dem Netze- und Warthebruch zu, ferner zwischen Schwedt an der Oder und Wittenberge an der Elbe die Priegnitz und seitlich das Seengebiet von Mecklenburg an, während die früheren Siedler, die nach Tacitus germanisch waren, nach der Seeseite zu gedrückt werden. Diese Mechanik des Völkerdruckes, wie ich diesen Vorgang nennen möchte, hat für die anthropologischen Verhältnisse im Norden und Nordosten von Deutschland große Bedeutung. An der Ostsee und auf den Ostseeinseln, z. B. auf Rügen, erhalten sich uralte Reste des Volkes, der Sitten und der altgermanischen Religion, so daß wir in der Herthasage auf Rügen Dinge treffen, zu denen die Darstellung des Tacitus noch jetzt gut paßt.

Ich möchte in diesem Zusammenhange auch auf sprachliche Erscheinungen hinweisen. Daß die litauische Sprache merkwürdigerweise ganz griechisch klingende Worte, besonders Endungen, aufweist, ist bekannt, aber auch im nördlichen Teil von Pommern gibt es Worte, die sehr an das Griechische anklängen. Hierzu rechne ich den Inselnamen Koos in Pommern, ferner das Wort Pyritz (griechisch Pyr = Feuer).

Hierüber zu urteilen, ist Sache der Sprachforscher. Aber nach der Betrachtung über den Völkerweg durch Pommern kann man in anthropologischer und sprachwissenschaftlicher Beziehung in diesem Gebiet noch große Überraschungen erwarten. Jedenfalls ist die Geschichte dieses Landes ganz ungewöhnlich und zeigt seit der Eiszeit katastrophale Änderungen, die mit dem nördlichen Durchbruch der beiden Ströme Oder und Weichsel zusammenhängen.

33. Kapitel

Die deutschen Stämme

In der neuen Verfassung des Deutschen Reiches aus Weimar vom 11. August 1919 kommt der Begriff der deutschen Stämme an zwei wichtigen Stellen, an der einen wörtlich, an der anderen inhaltlich, vor, nämlich erstens in der Einleitung, zweitens in dem § 18, der sich auf die Gliederung des Reiches bezieht. Es ist von weittragender Bedeutung, daß hier, im Gegensatz zu der früheren Reichsverfassung, die lediglich von den bei der Gründung des Reiches vorhandenen

deutschen Einzelstaaten ausging, in der neuen Verfassung ein Begriff verwendet wird, der eine enge Beziehung zu dem Gebiet der Familienforschung und Vererbungslehre hat. Der Ausdruck Stammbaum ist einer der ältesten in der deutschen Genealogie, so daß also durch die Hervorhebung der deutschen Stämme die Verbindung mit dieser Wissenschaft, die in den letzten Jahrzehnten in engster Weise mit der naturwissenschaftlichen Vererbungslehre verknüpft worden ist, gegeben erscheint. Die betreffenden Stellen der Reichsverfassung lauten:

1. „Das Deutsche Volk, einig in seinen Stämmen und von dem Willen beseelt, sein Reich in Freiheit und Gerechtigkeit zu erneuen und zu festigen, dem inneren und dem äußeren Frieden zu dienen und den gesellschaftlichen Fortschritt zu fördern, hat sich diese Verfassung gegeben.“

Nach diesem Wortlaut bildet die Einigung der Stämme die Grundlage der Verfassung des Deutschen Reiches.

2. § 18. „Die Gliederung des Reiches in Länder soll unter möglichster Berücksichtigung des Willens der beteiligten Bevölkerung der wirtschaftlichen und kulturellen Höchstleistung des Volkes dienen. Die Änderung des Gebietes von Ländern und die Neubildung von Ländern innerhalb des Reiches erfolgen durch verfassungsänderndes Reichsgesetz. Stimmen die unmittelbar beteiligten Länder zu, so bedarf es nur eines einfachen Reichsgesetzes.

Ein einfaches Reichsgesetz genügt ferner, wenn eines der beteiligten Länder nicht zustimmt, die Gebietsänderung oder Neubildung aber durch den Willen der Bevölkerung gefordert wird und ein überwiegendes Reichsinteresse sie erheischt.

Der Wille der Bevölkerung ist durch Abstimmung festzustellen. Die Reichsregierung ordnet die Abstimmung an, wenn ein Drittel der zum Reichstag wahlberechtigten Einwohner des abzutrennenden Gebietes es verlangt.“ (Es folgen weitere Bestimmungen.)

Diese Fassung ist für die ganze weitere Entwicklung des Deutschen Reiches einschließlich von Deutsch-Österreich von größter Bedeutung, da der Wille der beteiligten Bevölkerung ganz wesentlich auf dem Zusammenhang der Stämme beruht und besonders die Einbeziehung von Österreich in den Verband des Deutschen Reiches sehr wahrscheinlich nur wird geschehen können, wenn, im Gegensatz zu einer einseitigen Zentralisation, auf Grund dieser Bestimmungen die stammesgeschichtlichen Verhältnisse ausreichend berücksichtigt werden. Die jetzigen Teilstaaten des Deutschen Reiches haben nach der Vorgeschichte größtenteils dynastischen Ursprung und beruhen nur zum kleinsten Teil auf stammesgeschichtlicher Grundlage. Am klarsten ist dies bei den beiden größten deutschen Gliedstaaten Preußen und Bayern, die beide auf recht verschiedenartigen Volks-

elementen beruhen. Die Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates bedeutet nicht eine allmähliche staatliche Ausgestaltung eines Stammes, sondern ist mit den Persönlichkeiten der Hohenzollern als Markgrafen von Brandenburg und Königen von Preußen in engster Weise verknüpft. Allerdings zeigt es sich, daß die Entwicklung des preußischen Staates gerade in wichtigen Momenten, z. B. während der Kriege Friedrichs des Großen und im Beginn der Freiheitskriege durch aufopfernde Mitwirkung des Volkes, und besonders bestimmter Stämme, in stärkster Weise beeinflußt worden ist.

Nach dem Kriege von 1866 hat der preußische Staat durch Einverleibung von Hannover und Hessen-Nassau einen großen Gebietszuwachs erhalten, der ihm jedoch den Charakter eines stammesgeschichtlich begründeten Staates noch weiter genommen hat. Das Wort preußisch kann daher nur im Sinne einerseits einer staatlichen Zugehörigkeit, andererseits einer geschichtlich gewordenen Denkweise, nicht aber im stammesgeschichtlichen Sinne verstanden werden, obgleich ursprünglich ein bestimmtes Gebiet, nämlich Preußen, als der Nachfolgestaat des Deutschritterordens im Nordosten, dem Namen des aus der Mark Brandenburg hervorgegangenen großen Staates zugrunde liegt.

Ähnlich, aber nicht ganz so, steht es mit dem zweitgrößten deutschen Staat Bayern, der aus dem Herzogtum Bayern hervorgegangen ist. Zu diesem Staate gehört einerseits Bayern südlich der Donau, andererseits Franken mit einem großen Teil des Maingebietes, und die Rheinpfalz auf der Westseite des Rheins. Auch dieser Staat ist wesentlich aus dynastischen Ursachen entstanden, hat jedoch von unserem Standpunkt die Besonderheit, daß das frühere Herzogtum Bayern mit seiner alteingesessenen Bevölkerung den stammesgeschichtlichen Kern des Staates ausmacht, und zwar in einem viel höheren Grade, als es in dem preußischen Staat in bezug auf die Mark Brandenburg und die nordöstliche Provinz Preußen der Fall ist. Das jetzige Bayern ist also zwar ebenfalls im wesentlichen aus dynastischen Ursachen entstanden, hat jedoch im Gegensatz zu dem jetzigen Preußen eine viel stärkere stammesgeschichtliche Grundlage.

Aus diesen Vorbedingungen ergeben sich in bezug auf den politischen Charakter der beiden Staaten charakteristische Unterschiede, die in der deutschen Geschichte, und in der politischen Entwicklung auch nach der Revolution, deutlich hervorgetreten sind. Preußen ist durch seine geschichtliche Entwicklung unter der Führung der Hohenzollern immer mehr der Vertreter einer abstrakten Staatsidee ge-

worden, während Bayern, nach dem Intermezzo der Eisnerschen Staatsgewalt und dem Versuch einer Räteregierung, in weiten Volkskreisen, ganz abgesehen von den dynastischen Beziehungen, immer mehr an seinem stammesgeschichtlichen Charakter festhält. Diese Überlegungen sind bei der Beurteilung des Verhältnisses von Preußen und Bayern als Gliedstaaten des Deutschen Reiches von größter Bedeutung.

Außer den genannten sind Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen und neuerdings Thüringen von unserem Standpunkt zu betrachten. Das frühere Königreich Sachsen zeigt ebenfalls dynastischen Ursprung, obgleich es in der Sprache und in manchen anderen Zügen im wesentlichen ein zusammenhängendes Volkstum aufweist. Es bildet den südöstlichen Rest des großen sächsischen Gebietes, in dem die Wiedergewinnung alten germanischen Landes durch östliche und südöstliche Kolonisation eine wesentliche Bedeutung gehabt hat. Wer sich über diesen außerordentlich wichtigen Teil der deutschen Geschichte, die schon lange vor dem Aufstieg der Mark Brandenburg und ihrer Herrscher sich abgespielt hat, genau unterrichten will, sei auf das Werk von Albert von Hofmann „Das Deutsche Land und seine Geschichte“ (1921), III. Kapitel: Thüringen und VI. Kapitel: Das Land jenseits der Elbe, hingewiesen.

Von größter Bedeutung hierbei ist die Zurückgewinnung der späteren Mark Brandenburg durch die von dem nordsächsischen Gebiet ausgehende Besiedlung. Durch die Darstellung von Albert von Hofmann erhält man im Grunde die Vorgeschichte des brandenburgisch-preußischen Staates und begreift die von der Mark Brandenburg ausgehende weitere Besiedlung des Ostens mit deutschen Volkselementen als Fortsetzung der alten nordsächsischen Siedlungstätigkeit. Die Vorgeschichte der Mark Brandenburg und des späteren Königreichs Sachsen haben daher einen gemeinsamen Zug durch die Besiedlung von dem niedersächsischen Kerngebiet aus, das eine sehr große Bedeutung für das Deutschtum gehabt hat. Auf die Einzelheiten der dynastischen Entwicklung, die zu der Auflösung des alten sächsischen Gebietes geführt hat, und besonders auf die verwickelte Geschichte des Wettinischen Fürstenhauses kann ich hier nicht eingehen, sondern muß auf das Buch von A. von Hofmann hinweisen.

Ein großer Teil der früheren südostsächsischen Länder ist in dem Zentralstaat Preußen aufgegangen, während der jetzige Gliedstaat Sachsen, ebenso wie früher als Königtum, den Rest des sächsischen Gebietes bildet. Es liegen hier ähnliche Verhältnisse vor wie in

Hessen, dessen nördlicher Teilstaat ebenso wie Nassau, das nach dem Zuge der alten Verkehrsstraßen ebenfalls hessisches Siedlungsgebiet war, nach 1866 zu Preußen gekommen und zu einer Provinz Hessen-Nassau vereinigt worden ist.

Von den süddeutschen Staaten hat zweifellos Württemberg, trotz seiner ebenfalls dynastischen Entstehung, am meisten den Charakter eines stammesgeschichtlich begründeten Staates, wenn auch einige Teile dieses Volkstums in den Nachbarstaaten aufgegangen sind. Wir sehen daher in Württemberg, wie in dem Kerngebiet von Bayern, die eigentümliche Erscheinung, daß auch nach Aufhebung der Dynastie durch die Revolution, das Volksbewußtsein eines zusammengehörigen Stammes kaum gestört ist und in verschiedenen Formen immer wieder hervortritt. Ähnliche Züge, wenn auch in geringerem Grade, treten in dem jetzigen Staate Baden hervor, der allerdings bei seiner langgestreckten, streifenartigen Form der Ausbildung eines gleichartigen Stammesbewußtseins nicht günstig ist, so daß sich vielfach in diesem Staate Zeichen einer Spezialisierung in dem Gefühl der Zugehörigkeit zu einem einzelnen Gau oder einer einzelnen Stadt zeigen, wie dies auch sonst in Deutschland ziemlich häufig hervortritt.

Ein Musterbeispiel hierfür ist Frankfurt mit seinem, trotz des starken Zustroms, immer noch vorhandenen Sonderbewußtsein. Trotz der Zugehörigkeit zu dem großen Staate Preußen seit 1866 tritt dieses in der Geschichte der freien Reichsstadt Frankfurt entwickelte Sonderbewußtsein immer noch deutlich hervor und versperrt zum Teil den Einblick in die volkswirtschaftlich deutliche Tatsache, daß das Frankfurter Gebiet in bezug auf die Siedlung im wesentlichen zum hessischen Volkstum gehört. Der jetzige Gliedstaat Hessen, der in der Napoleonischen Zeit durch Rheinhessen vergrößert worden ist, jedoch 1866 einen Teil von Oberhessen, nordwestlich von Gießen, das sogenannte Hinterland, an Preußen verloren hat, bildet stammesgeschichtlich den Rest des früheren großen hessischen Gebietes, das von der Weser, nördlich von Kassel, südwestlich bis zum Rhein reichte. Durch das unglückselige Testament von Philipp dem Großmütigen ist es in mehrere Teile zerrissen worden, von denen Nordhessen und Südhessen durch die Religionsspaltung in einen reformierten und einen lutherischen Teil aufging. Die Hessen sind der einzige deutsche Stamm, der in der Germania des Tacitus als achtungsgebietender Gegner ausführlicher behandelt worden ist, und der seinen Wohnsitz, wenn auch nicht seine staatliche Zugehörigkeit,

seit 2000 Jahren unverändert erhalten hat. In dem jetzigen Gliedstaat Hessen liegt tatsächlich ein uralter stammesgeschichtlicher Rest vor.

Auf die weiteren Verhältnisse der deutschen Gliedstaaten, in Oldenburg, Mecklenburg, Hamburg, Lippe-Detmold u. a. kann ich hier nicht mehr eingehen, nur muß ich zu dem neu entstandenen Staat Thüringen Stellung nehmen. Dieser beruht zweifellos auf einem uralten deutschen Volkstum, das durch die dynastische Entwicklung und Ausbildung inselförmiger Miniaturstaaten in eine bunte Musterkarte von kleinen Ländchen zerrissen worden war. Thüringen zeigte eine große Menge von kleinen Enklaven, in denen der Inselcharakter dieser Staatenbildungen manchmal in geradezu karikierter Weise hervortrat. Wenn man die Wirkungen der geschehenen Revolution unbefangen prüft, wird man vom stammesgeschichtlichen Standpunkt zugeben müssen, daß die Entstehung eines einheitlichen thüringischen Staates, innerhalb der Gesamtkonstruktion des Deutschen Reiches, eine erfreuliche Erscheinung ist. Auf Einzelheiten, z. B. die Nichteinbeziehung der alten thüringischen Hauptstadt Erfurt, die aus geschichtlichen Gründen zu Preußen gehört, kann ich hier nicht eingehen. Jedenfalls wird man sich, besonders im Hinblick auf die oben erwähnten Sätze der deutschen Reichsverfassung mit den deutschen Stämmen und ihrer Geschichte viel eingehender beschäftigen müssen, als dies vielfach bisher der Fall war.

Und zwar muß dies vom wissenschaftlichen Standpunkt im Zusammenhang mit der naturwissenschaftlich behandelten Familienforschung und Vererbungslehre geschehen. Dadurch gewinnen die alten literarischen Quellen, besonders die *Germania* des Tacitus, ein erhöhtes Interesse, das sie früher nur für wenige gehabt haben. Die Beschäftigung mit dieser Literatur, besonders den Werken des Tacitus (*Germania*, *Annalen* und *Historien*) schien früher lediglich ein Gebiet der philologischen Fachwissenschaft zu sein. Mit diesem Vorurteil muß vom Standpunkt der stammesgeschichtlichen Forschung gründlich gebrochen werden. Ich möchte daher hier, ohne das Thema erschöpfen zu können, eine Reihe von Punkten, besonders aus der *Germania* hervorheben, und die Geschichte der deutschen Stämme, besonders der Chatten, Thüringer, Franken und Sachsen damit vergleichen. Dabei muß von vornherein betont werden, daß die Chatten von den genannten die einzigen bei Tacitus deutlich erwähnten sind, während die Franken, Sachsen und Thüringer unter diesem Namen überhaupt nicht erwähnt werden, was im Hinblick auf die weitere germanische Geschichte sehr merkwürdig erscheint. Bei

der Beurteilung der Angaben des Tacitus muß man von vornherein beachten, 1. daß der römische Schriftsteller in erster Linie diejenigen Teile der Germanen erwähnt, die entlang dem römischen Grenzwall im Südwesten und entlang dem Rheine weiter nördlich wohnten; 2. daß die von ihm genannten Namen möglicherweise gar nicht Stämme in unserem Sinne darstellen, sondern Benennungen z. B. nach befestigten Plätzen oder besonderen Örtlichkeiten; 3. daß er selbst, nach Nennung der einzelnen germanischen Völkerschaften, unabhängig hiervon von der Meinung der Germanen über ihre Abstammung berichtet.

Tacitus beginnt bei seiner Aufzählung an der Donau und geht dann weiter, ungefähr entsprechend dem römischen Grenzwall, zum Rhein und dann weiter zur Nord- und Ostsee.

Wir beginnen an einer Stelle, an der die Umstände verhältnismäßig klar liegen, nämlich an dem Gebiet des römischen Grenzwalles, der sich, am Rhein bei Engers nördlich von Koblenz beginnend, im westlichen Teile des Westerwaldes und Taunus nach Süden zieht, und dann, nördlich der jetzigen Städte Wiesbaden und Frankfurt, im Taunus zur Saalburg bei Homburg vor der Höhe zieht (vgl. Figur 54). Dann geht er über den Winterstein nördlich von Nauheim nach Butzbach, überschreitet hier die ganz flache Wasserscheide zwischen Lahn und Main und zieht östlich von Langgöns, ebenfalls auf der Wasserscheide zwischen Main- und Lahnggebiet, zunächst fast nördlich bis in die Gegend von Grüningen, östlich von Gießen. Hier biegt er an einer Stelle, für deren Erhaltung als Wallgraben ich gesorgt habe, nach Osten ab, und nimmt dann, südöstlich von Lich in Oberhessen, südliche Richtung zum Main, den er bei Groß-Krotzenburg südöstlich von Hanau trifft. Nachdem der Main aufwärts eine Strecke als Grenze benutzt ist, geht der römische Grenzwall östlich von dem hohen Teil des Odenwaldes weiter zur Jagst, zieht dann in der Richtung des Remstales und geht bei Lorch in den rhätischen Limes über. Ohne Rücksicht auf den Verlauf des Grenzwalles sind die Angaben des Tacitus schwer zu verstehen. Der südwestlich des Grenzwalles, östlich vom Rhein, liegende Teil wurde das Zehntland genannt.

In dieses Gebiet, das Württemberg, Baden und den Hauptteil von der hessischen Provinz Starkenburg umfaßt, sind später die Alemannen, wahrscheinlich aus Nordosten, eingewandert. Nach Erwähnung des Grenzwalles sagt nun Tacitus weiter (Übersetzung von W. Vesper, Seite 38): „Weiter im Norden im herzynischen Berglande beginnt das Reich der Chatten. Ihr Land ist nicht so flach und sumpfig wie das übrige Germanien, sondern sehr gebirgig und geht nur allmählich in die Ebene über. Es beginnt im Süden mit den herzynischen Bergen und endigt, wo sie im Norden aufhören.“

Beachtet man die Lage des Vogelberges zu dem Grenzwall, der in Oberhessen von der Umbiegungsstelle bei Grüningen nach Osten und dann nach Süden an Langsdorf und Altenstadt vorbeizieht, so kann kein Zweifel sein, daß nach Angabe des Tacitus das Reich der Chatten bis zum südlichen Vogelsberg, d. h. unmittelbar an diesen Teil des Grenzwalles gereicht hat.

Figur 54. Der römische Grenzwall vom Rhein zur Donau

Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß das Siedlungsgebiet der Chatten vom Südrande des Vogelsberges weiter bis zum Main und westlich bis zum Rhein gereicht hat. Bei der Untersuchung der alten Verkehrsstraßen, die über den

Vogelsberg nach Süden und Südwesten zum Main und, von der Gegend des Dünsberges bei Gießen, bis zum Rhein reichen, ist es sehr wahrscheinlich, daß das ganze Gebiet vom Vogelsberg bis zum Main und vom Dünsberg zum Rhein hessisches Siedlungsgebiet war, jedoch von den Römern bei der Vorschübung der Grenzwacht (nach Tacitus) zum Teil in den Grenzwall eingeschlossen worden ist. Das Gesagte gilt besonders auch für das Gebiet von Wiesbaden, wo die heißen Quellen für die römische Besatzung ein willkommenes Ziel boten. Am Kurhaus in Wiesbaden steht die Inschrift: „Aquis mattiacis“ — den mattiacischen Wässern. Wiesbaden hieß Mattiacum, hatte also einen Namen, der sprachlich mit dem Namen der Hauptstadt der Chatten Mattium, südwestlich von Kassel bei dem jetzigen Gudensberg, zusammenhängt. Mattiacum ist eine Ableitung von Mattium. Zu diesem sprachlichen Verhältnis stimmt der Verlauf der uralten Wege in dem Gebiete zwischen dem Dünsberg bei Gießen und dem Rhein bei Wiesbaden bis nach St. Goarshausen. —

Bei Tacitus werden als nächste Nachbarn der Chatten die Usipier und Tenkterer bezeichnet. Wenn man von den Verkehrsstraßen in Hessen und in Hessen-Nassau ausgeht und diese zu der Landschaft in Beziehung setzt, so kann kein Zweifel sein, daß das Gebiet von Usingen im östlichen Taunus in alter Zeit eine besondere Bedeutung gehabt haben muß. Von hier fließt die Usa an dem jetzigen Bad Nauheim vorbei in die Wetter. Nordöstlich von Usingen liegt der mit Ringwällen versehene Hausberg bei Butzbach, an dem südlich der römische Grenzwall in westöstlicher Richtung vorbeizieht. Dieser Gau war den Römern bei der Lage zum Grenzwall ebensogut bekannt, wie der bei und nördlich von Wiesbaden gelegene, so daß die besondere Hervorhebung der Usipier, in deren Namen sich der sehr wahrscheinlich uralte Flußname Usa erhalten hat, erklärlich wird. Auch die landwirtschaftlichen Verhältnisse passen sehr wohl zu der Annahme, daß die Gegend von Usingen, wo ein Ackerbau vermöge der erhöhten Lage schon frühzeitig möglich war, der Mittelpunkt eines germanischen Gaues gewesen ist. Wenn Tacitus sagt, daß die Usipier die nächsten Nachbarn der Chatten gewesen sind, so ist es, wenn man z. B. die über Kraftsolms nördlich von Usingen nach Südwesten ziehende Hessenstraße beachtet und ebenfalls, wie bei den Mattiaken, die relative Kleinheit des Gebietes berücksichtigt, sehr wahrscheinlich, daß die Usipier ein südwestlicher Teil der Chatten gewesen sind, also ebenso wie die Mattiaken die Bewohner eines den Römern besonders bekannten Gaues. Nach der topographischen Lage haben sich wahrscheinlich die Mattiaken an die Usipier nach Westen bis zum Rhein angeschlossen, so daß diese beiden Gaue das Taunusgebiet zwischen Lahn, Wetter, Nidda, Main und Rhein umschlossen haben. In diesem Zusammenhange werden von Tacitus auch die Tenkterer genannt, wobei Pferdezucht und die damit zusammenhängenden Eigenschaften und Einrichtungen hervorgehoben werden. Wer die Bodenverhältnisse in dem Gebiete nördlich und südlich der Lahn an ihrem Unterlauf, besonders von Wetzlar an, genau kennt, wird durch die Beschreibung des Tacitus auf den Westerwald als Sitz der Tenkterer gelenkt. Hier bieten die Terrassen des Westerwaldes mit ihren ausgedehnten, vielfach mit Steinen besäten Flächen, die keinen Ackerbau zulassen, eine vorzügliche Gelegenheit zur Pferdeweide. Dabei paßt die Angabe des Tacitus, daß die

Tenkterer die nächsten Nachbarn der Chatten waren, durchaus zu dieser Anschauung. Nach meinen Studien lief der hessische Rennweg, der sich noch jetzt westlich vom Dünsberg als Kammweg hinzieht, nach Kreuzung der Dill bei dem jetzigen Herborn, westlich zur Höhe des Westerwaldes hinauf und von hier über Rennerod, das den Namen des Rennweges bewahrt hat, weiter westlich zum Rhein. Es handelt sich um die Fortsetzung des hessischen Rennweges nach Westen. Die Tenkterer sind also, wenn man sie als die Bewohner des Westerwaldes auffaßt, tatsächlich die westlichen Nachbarn der Chatten gewesen, oder, was noch wahrscheinlicher ist, der westlichste Gau des Chattenlandes, der bei seiner Lage zu dem nördlichsten Teil des Grenzwalles, der den westlichsten Teil des Westerwaldes nördlich von Ems schneidet, ebenso wie das Gebiet der Usipier und Mattiaken den Römern verhältnismäßig am besten bekannt war und deshalb von Tacitus besonders hervorgehoben wurde. Die Höhen des Westerwaldes fallen östlich zur Dill, südlich zur Lahn und nördlich zur Sieg ab. Von der Sieg an muß man bei der Aufzählung der germanischen Völkerschaften durch Tacitus entlang des Rheines weiter rechnen.

Ich hatte nun bei der Vorbereitung dieses Buches die weitere Beschreibung des Tacitus mit Bezug auf meine Studien über die ältesten Wege und Siedlungen im germanischen Gebiet genau untersucht, aber es ist untunlich, diese Ausführungen hier wiederzugeben. Ich möchte mich hier auf die Hauptfragen beschränken, welche von den bei Tacitus genannten Völkerschaften in der weiteren germanischen Geschichte hervorgetreten sind. Dies gilt zunächst für die Friesen, dagegen kommen bei Tacitus die Sachsen, die ebenso wie die Chatten und Thüringer in der deutschen Geschichte sehr hervortreten, merkwürdigerweise nicht vor. Die Prüfung der Namen und Wohnsitze, die bei Tacitus besonders in bezug auf die Grenze gegen die Chatten erwähnt sind, haben mich zu der Ansicht geführt, daß das bei Tacitus neben den Chatten stark hervorgehobene Volk der Chauken mit den späteren Sachsen gleichzusetzen ist.

Im jetzigen Sinne reicht das Gebiet der Chauken bei Tacitus von der Wesermündung durch das jetzige Oldenburg und Westfalen bis an das Chattengebiet. Es ist ganz auffallend, daß ein so großes Volk in den folgenden Jahrhunderten ganz spurlos verschwunden sein soll, während geschichtlich in diesem Gebiet später der westliche Teil der Sachsen gesessen hat.

Es muß daher geprüft werden, ob der Name Sachsen irgendwie mit den von Tacitus außerordentlich hervorgehobenen Chauken zusammenhängen kann.

Man muß sich dabei die zeitlichen Verhältnisse der germanischen Sprachentwicklung klarmachen. Das Alt-Hoch- und -Niederdeutsche reicht vom 8. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts, Tacitus schreibt am Schlusse des 1. Jahrhunderts nach Christus. Es liegen also zwischen dieser Zeit und dem Be-

ginn des Alt-Hochdeutschen etwa 700 Jahre. Man kann daher nicht erwarten, daß die Namen bei Tacitus mit dem Alt-Hochdeutschen, noch weniger mit dem jetzigen genau stimmen. Vielmehr ist eine beträchtliche Entwicklung der germanischen Sprache in dieser Zeit anzunehmen. Dazu kommt, daß die germanischen Namen zur Zeit des Tacitus sicher auch noch latinisiert wurden. Man muß daher von der bekannten Lautverschiebung im 8. Jahrhundert ausgehen. Bei dieser tritt für t ein: ts gleich z, z. B. ritzen für writan, gleich englisch write, ferner ch für k (z. B. ich statt ik). Nimmt man für das Wort Chauken bei Tacitus als germanisches Wort Hawk an, so hat das in der germanischen Sprache einen Sinn.

Im Englischen bedeutet das Wort Hawk: Geier. Im Nordischen ist dieses Wort in dem Ausdruck Hök erhalten, im Deutschen ist damit das Wort Habicht verwandt. Hawk bedeutet also, wenn es mit dem englischen Hawk zusammenzubringen ist, einen Raubvogel (Geier oder Habicht). Nach dem Buch von B. Klett über die Geschichte von Thüringen hatten die Sachsen als Feldzeichen den Löwen, den Lindwurm und den Adler, also einen Raubvogel. Die Verwendung von Tierbildern als Feldzeichen ist uralt und reicht noch bis in die Wappengebung der Gegenwart hinein. Die Hauken sind also wahrscheinlich ein germanischer Stamm, der einen Raubvogel als Feldzeichen trug. Die Umwandlung des Wortes Hawken in Sachsen bei der späteren Lautverschiebung halte ich für möglich, indem für h ein s, für k ein ch mit angehängtem s eintritt.

Außer den Chatten und Chauken (= Sachsen) werden von Tacitus die Hermunduren hervorgehoben, und zwar als Nachbarn des römischen Herrschaftsbereiches nördlich von Augusta Vindelicorum = Augsburg.

Das Wort Hermunduren deutet im Zusammenhang mit der Namensgebung besonders in dem römisch-germanischen Grenzgebiet auf einen Ortsnamen Hermundurum. Diesem entsprechen, wie aus dem Atlas antiquus von Heinrich Kiepert (vgl. XII. Auflage, Tafel XI, Gallia, Britannia, Germania) ersichtlich ist, andere Namensbildungen mit durum am Ende, z. B. Bojodurum am Einfluß des Inn in die Donau, Teudurum (Gallia, Germania inferior) = Tüdderen, Divodurum (Parisiorum, in Gallia Lugdunensis) = Jouars, und besonders Marcodurum (Gallia, Germania inferior) = Düren. Hier ist der deutsche Name Düren sicher aus dem durum am Ende des Wortes hervorgegangen. Ebenso kann aus Hermundurum durch Verkürzung Durer, Dürer, Düringer, d. h. die frühere Form für Thüringer, entspringen.

Abgesehen von der Hervorhebung des besonders freundlichen Verhältnisses der Hermunduren zu den Bewohnern von Rhätien ist die Angabe des Tacitus von großer Bedeutung, daß in ihrem Lande die Elbe entspringt. Hieraus ergibt sich ein ganz bedeutender Umfang des Hermundurenreiches nach Osten, so daß, da die Elbe an der Südseite des zum Teil schlesischen, zum Teil böhmischen Riesengebirges entspringt, zunächst dieser nördliche Teil von Böhmen als zum Hermunduren-Reich gehörig bezeichnet wird. Wer das ganze Gebiet von dem schwäbischen Jura bis zum Riesengebirge kennt, muß über diese Angabe zunächst erstaunt sein.

Jedenfalls muß man zur Zeit des Tacitus mit dem Bestehen eines großen zentralgermanischen Reiches von der Gegend des rhätischen Limes nach Norden über den Thüringer Wald hinaus bis zur Unstrut und Elbe rechnen, was den geschichtlichen Vorgängen in Germanien in den ersten fünf Jahrhunderten nach Christus entspricht. Als Herrscher dieses großen Reiches zu Anfang des ersten Jahrhunderts erscheint nach Tacitus Marbod, der neben Arminius eine besondere Bedeutung in jener Zeit gehabt hat. Jedenfalls sind die Hermunduren mit den Düringern oder Thüringern gleichzusetzen. Dabei fragt es sich, wo die Stadt Hermundurum anzunehmen ist. Eine Reihe von Gründen, die ich hier nicht ausführen kann, sprechen dafür, daß dieser feste Ort bei Arnstadt am Nordrande des Thüringer Waldes gelegen hat. Ich verweise hierbei auf die Angaben in Merians Topographie von Obersachsen, wonach Arnstadt ursprünglich von dem sagenhaften König Meroweo gebaut sein soll, was sprachlich sehr an den latinisierten Namen Marbod anklingt. Die Lage von Arnstadt als Hauptstadt des Hermunduren- oder Thüringerreiches paßt sehr gut zu den geschichtlichen Ereignissen in Germanien, die man in den Annalen des Tacitus studieren kann.

Bei der Übersicht des Tacitus ist im Hinblick auf die Vorgänge in den nächsten fünf Jahrhunderten nach seiner Zeit ganz auffallend, daß ein deutscher Stamm mit dem Namen Franken oder einer Bezeichnung, mit der dieser Name zusammenhängen kann, überhaupt nicht vorkommt. In der Regel wird ohne weiteres angenommen, daß es sich bei diesem um einen bestimmten deutschen Stamm handelt. Die Ableitung des Wortes aus einem verlorenen althochdeutschen Worte Franko gleich Wurfspieß (bei Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, zitiert nach der 6. Auflage, Straßburg 1899) leistet dieser Auffassung Vorschub. Sie ist mir jedoch bei

Untersuchung der Örtlichkeiten, an denen der Name Franken in Deutschland hängt, immer zweifelhafter geworden.

Nach Kluge bedeutet frank: frei, unabhängig, und ist im Neu-Hochdeutschen erst seit Anfang des 17. Jahrhunderts verzeichnet. (Französisch = franc, italienisch, spanisch, portugiesisch = franco.) Hierin sagt Kluge selbst, daß der Völkernamen Franken den freien Mann bezeichnen haben kann. Ist dies richtig, so läuft die Erklärung aus dem Namen einer Waffe neben dieser Deutung her. Sieht man von dem Osten, besonders von Schlesien ab, wo der Name Frankenstein auf spätere Kolonisation deutet, so haftet in bezug auf Ortsbezeichnungen der Name Franken hauptsächlich an dem Gebiete vom Main bis ungefähr Aschaffenburg und nach Süden bis zur Donau, also hauptsächlich an dem Gebiete, das in der Darstellung von Merian (1645) als Ostfranken bezeichnet wird. Dies bezieht sich nicht nur auf die Benennungen Unter- und Oberfranken entlang des Maines mit den jetzigen Hauptstädten Würzburg und Bamberg, sondern vor allem auch auf den südlichen als Mittelfranken bezeichneten Teil des Landes mit der Hauptstadt Anspach bis zur Donau. Nördlich von Donauwörth beginnt der fränkische Jura, der von der Altmühl durchsetzt wird und im Bogen nach Norden zieht. An seinem nordöstlichen Ende befindet sich in dem Dreieck zwischen Pegnitz und Regnitz die fränkische Schweiz. Im südlichen Teile liegt im Gebiete der Altmühl und Jagst die Frankenhöhe, die, wenn man vom Studium der alten Verkehrswege ausgeht, eine außerordentliche Bedeutung hat.

Von hier zog, wie ich gezeigt habe, ein alter Rennweg nach Osten zur Donau und nach Nordwesten zum Odenwald und zum Rhein. Außerdem kreuzte sich hiermit ein uralter Weg, der auf dem Steigerwald in dem großen Mainbogen zwischen Bamberg, Schweinfurt und Kitzingen nach Süden ging. Die Lage der Frankenhöhe zu dem Gebiet der römischen Herrschaft, nördlich des rhätischen Limes, ist von größter Bedeutung. Dieser zieht von Eining an der Donau östlich von Ingolstadt nach Nordnordwesten und ist in den Spuren der Teufelsmauer zum Teil erhalten. Die Frankenhöhe beginnt also direkt nördlich von dem rhätischen Grenzwall der Römer bei Ellwangen. In diesem Gebiete hat sich einerseits der Ortsname Pfahlheim, der an das Wort Pfahlgraben und den Ortsnamen Pol- = Pfahlgöns in Oberhessen anklingt, wie auch der Ortsname Frankenhofen erhalten. Dabei muß man sich erinnern, was Tacitus über die freundlichen Beziehungen der Hermunduren in der Nähe der Donau zu der rhätischen Kolonie Augusta Vindelicorum (gleich Augsburg) gesagt hat. Diese Germanen waren nach Tacitus der südliche Teil der Hermunduren, die wir als Thüringer betrachten. Die Frankenhöhe bildet also den südlichsten Teil des großen Hermundurenreiches und war bei seiner Lage einerseits zum rhätischen Grenzwall, andererseits zu den altgermanischen Rennwegen ein Gebiet, das schon zur Zeit der römischen Herrschaft nach Tacitus eine große Bedeutung für den Verkehr mit der römischen Provinz Rhätien hatte (vgl. Figur 54).

Brachen die römischen Wälle, welche die Donau nach Norden und den Odenwald als natürlichen Schutz des Rheines nach Osten deckten, mit der römischen Herrschaft zusammen, so wurde die Verbindung zwischen der Donau und dem Rhein in dem Raum zwischen Ingolstadt und Worms

wieder freigelegt, und es konnte sich aus diesem südlichen Teile des Thüringerreiches der Strom der Germanen, der vorher durch den doppelten Wall der Römer zwischen Donau und Rhein, d. h. den rhätischen und den obergermanischen Limes, in Zaun gehalten war, mit geringen Widerständen nach Süden und Westen ergießen. Ich betrachte daher die Frankenhöhe und das Gebiet zwischen der Donau bei Donauwörth und der Tauber bei Rotenburg als ein Stammgebiet, von dem aus bei dem Zusammenbruch der römischen Herrschaft die germanische Wanderung nach Süden und Westen einsetzen mußte.

Der Name Franken, der nach Kluge freie Männer bedeutet, hat also einen klaren Sinn im Hinblick auf das römische Herrschaftsgebiet, es waren freie Germanen im sprachlichen Gegensatz zu den innerhalb des Grenzwalles wohnenden, unter römischer Herrschaft stehenden Germanen. Ebenso wie der Name Germanen sehr wahrscheinlich von der gallischen Seite gedacht ist und ursprünglich nichts anderes als Verwandte, besonders der im nördlichen Teil der römischen Provinz Gallien wohnenden Völker bedeutet, so ist auch der Name Franken in der Nähe des römischen Grenzwalles entstanden. Ist dies richtig, so kann die gleiche Bezeichnungsweise auch weiter nördlich entlang des römischen Grenzwalles und der damaligen Rheingrenze auftreten, indem die hier außerhalb des römischen Grenzwalles wohnenden Germanen ebenfalls als Franken bezeichnet wurden.

Dadurch wird jedoch die Einheit der Franken im Sinne eines bestimmten Stammes aufgelöst, und es können die Franken im Süden und im Nordwesten verschiedenen Stämmen angehören. Dies scheint tatsächlich der Fall zu sein. Eine ganze Reihe von Unklarheiten werden beseitigt, wenn man die Franken ursprünglich nicht als einen Stamm, sondern als die freien germanischen Nachbarn der römischen Grenze an der Donau und am Rhein auffaßt. Schon längst wird die Unterscheidung der salischen und ripuarischen Franken gemacht, jedoch mit dem Nebensinne, daß es sich um zwei Gruppen eines Stammes handele. In Wirklichkeit ist es jedoch wahrscheinlicher, daß es einerseits Franken entlang dem rhätischen Limes gegeben hat, die den südlichen Teil der Thüringer ausmachten, und Franken entlang dem nordwestlichen Teil des Limes, die eigentlich Chatten waren.

Nimmt man dies an, so gewinnen eine Reihe von Überlieferungen aus der Geschichte der Franken, besonders aus den Kämpfen gegen die Thüringer, Licht. Nach B. Kletts Geschichte Thüringens hatte zu der Zeit, als Teodorich, der Ostgotenkönig, starb, der Frankenkönig Teodorich seinen Sitz in Metz. „Teodorich war König über Ostfranken oder Austrasien.“ Danach hat Teo-

dorich das Gebiet beherrscht, das nach der Darstellung des Tacitus den südlichen Teil des Hermunduren- gleich Thüringerreiches ausmachte. Es muß also zwischen dem Ende des 1. und dem 6. Jahrhundert, in dem der Entscheidungskampf zwischen Thüringern einerseits und Sachsen und Franken andererseits erfolgt ist, zunächst eine Abspaltung des südlichen Teiles des Thüringerreiches unter territorialer Erweiterung des ursprünglichen Gebietes, in dem der Name Franken gleich Freie entstanden war, geschehen sein. Wäre aus Tacitus ein Volk mit dem Namen Franken bekannt, so könnte man an eine Eroberung des südlichen Teiles des Hermundurenreiches denken. Es ist jedoch viel wahrscheinlicher, daß es sich um einen beginnenden Zerfall des Hermundurenreiches mit Selbständigmachung des südlichen Teiles und Ausbreitung nach Westen über den Rhein hinaus bis Metz handelt.

Diese Wanderung ist, wenn man von den alten Verkehrsstraßen ausgeht, sehr wahrscheinlich auf dem Rennweg erfolgt, der von der Frankenhöhe nach Nordwesten über die Hohenloher Ebene zwischen Tauber und Jagst, dann weiter, unter Schneidung des römischen Grenzwalles, über Mudau und den Odenwald nach Heppenheim an der Bergstraße, Lorsch und Worms zieht und hier den Rhein übersetzt. Es ist die spätere Nibelungenstraße, die wahrscheinlich schon viel älter ist als das germanische Heldenlied und einen der wichtigsten Wege für ostwestliche Wanderungen aus dem Donaugebiet über den Rhein nach Frankreich darstellt.

Das Gebiet der freien Germanen, die entlang der römischen Grenze mit den römischen Einrichtungen und der römischen Denkweise in Beziehung traten, wie dies Tacitus bei der Darstellung der Hermunduren geschildert hat, bildet bei dem Zusammenbruch der römischen Herrschaft die Ausgangsstelle für die Überflutung des Römischen Reiches entlang des Grenzwalles und des Rheines. Die weitere Geschichte der Franken liegt im klareren Lichte, aber gerade diese Frage der ersten Bildung des Begriffes Franken ist für die deutsche Vorgeschichte von Bedeutung, besonders wenn man bedenkt, daß ein germanischer Stamm Franken bei Tacitus scheinbar nicht erwähnt ist. In Wirklichkeit ist dies durch die Hervorhebung der Hermunduren und ihrer Beziehung zu Rhätien doch der Fall. Der weitere geschichtliche Vorgang entwickelt sich in dem Sinne, daß die nach dem Zusammenbruch der römischen Herrschaft nach Gallien eingedrungenen Germanenstämme unter den Vorgängern von Karl dem Großen, und besonders von diesem selbst, zu einem mächtigen Staate, der Germanien und Gallien nebst vielen anderen Gebieten beherrschte, zusammengefaßt werden.

In der deutschen Geschichte treten zweifellos nach dem Zu-

sammenbruch des Römischen Reiches drei Stämme in den vorhandenen Staatenbildungen hervor, nämlich Thüringer, Franken und Sachsen, wobei die von Tacitus so stark hervorgehobenen Chatten scheinbar verschwunden sind. Dies ist jedoch leicht erklärlich, wenn man die gegebene Deutung annimmt, daß die Chatten als Franken bezeichnet werden. Sehr wahrscheinlich hat der Name Franken schon in alter Zeit auch an Chatten und Sigambren gehaftet. Man braucht also zur Erklärung der Tatsache, daß das Chattenland eine Zeitlang als Herzogtum Westfranken auftritt, nicht eine Eroberung des Landes durch einen bei Tacitus gar nicht vorhandenen Volksstamm Franken annehmen, sondern einfach eine zeitweilige Benennung des alten Chattenreiches im Sinne der Freiheit von der römischen Herrschaft, ebenso wie dies in bezug auf das Gebiet nördlich des rhätischen Limes bei dem südlichsten Teil der Hermunduren der Fall war. Die Kämpfe zwischen den Franken und Sachsen einerseits und dem immer noch bedeutenden Thüringerreich andererseits sind eines der traurigsten Kapitel der deutschen Geschichte. Ich verweise auch hier auf B. Klett, Aus der Geschichte Thüringens. Die Vernichtung des thüringischen Reiches in der Schlacht bei Burg-Scheidungen an der Unstrut am 1. Oktober 531 ist einer der folgenschwersten Vorgänge in der deutschen Geschichte. Nachdem das große thüringische Reich im Süden und Norden stark verkleinert und auf das Gebiet des Thüringer Waldes mit seinem Vor- gelände beschränkt ist, wenden sich im Laufe der Geschichte die unterdessen zum Teil gallisierten Franken unter Karl dem Großen gegen die Sachsen und bewirken die große Katastrophe der germanischen Kultur am Ende des 8. Jahrhunderts. Die weiteren Vorgänge sind nur im Zusammenhang mit der Geschichte des Reiches Karls des Großen und seines Zerfalls zu verstehen und überschreiten den Rahmen dieses Buches vollständig. Hier hat es sich zunächst nur um eine unbedingt notwendige Klarstellung über einige wichtige Punkte der deutschen Stammesgeschichte gehandelt.

Von Wichtigkeit ist noch die Frage nach der Herkunft der Alemannen, die bei dem Zusammenbruch des Römischen Reiches das Gebiet südwestlich des Grenzwalles (vgl. die Karte, Figur 54) besetzt haben.

Die Geschichte der Alemannen ist scheinbar bekannt, aber wenn man ihren Ursprung prüft, noch recht unklar. Nach einem bekannten Lexikon sind die Alemannen eine „Vereinigung germanischer Stämme und Stammsplitter“. Hier tritt die Unkenntnis über ihren

eigentlichen Ursprung deutlich zutage. Sicher ist, daß sie an dem oberen Rhein und an der oberen Donau zuerst auftraten, wo der rhätische Limes und seine nördliche Fortsetzung zum Main die Grenze des Römischen Reiches bildete. Sie haben also hier den Limes überschritten. Auf der germanischen Seite saßen hier nach Tacitus die Hermunduren. Es liegt daher topographisch am nächsten, die Alemannen ebenso wie die Franken als Ausläufer der letzteren aufzufassen. Hierfür könnte sprechen, daß die Altmühl, die durch den südlichen Teil des früheren Hermundurenreiches fließt, Alcimona heißt. Leitet man die Alemannen von den Hermunduren ab, so ist nicht ausgeschlossen, daß sie von der Nordseite des Thüringer Waldes gekommen sind, da das Hermundurenreich bis zur Unstrut ging.

In bezug auf die weitere Geschichte verweise ich auf Stälin: „Württembergische Geschichte, Stuttgart 1841“, die in meiner Hand ist. Es ist interessant, mit der Geschichte der Alemannen die jetzige Ausbreitung des alemannischen Dialekts zu vergleichen. Dieser umfaßt die Schweiz, von Freiburg südwestlich Bern bis zur Ostgrenze, das Elsaß bis südwestlich von Weißenburg, Südbaden bis zur Murg, Württemberg bis südlich Heilbronn, im Osten, über die Grenze von Württemberg hinaus, im bayrischen Schwaben bis zum Lech, ferner in Österreich Vorarlberg vom Bodensee bis zum Inn bei Landeck. Der alemannisch-schwäbische Dialekt bedeutet vom biologischen Standpunkt die Form der deutschen Sprache, in der diese nach der Ansiedlung in dem Gebiet, das südwestlich von der Umbiegungsstelle des rhätischen Limes liegt, die schon vorher dort vorhandenen Volks- und Sprachelemente assimiliert hat. Die romanischen Einschläge sind dabei nicht die einzigen, sondern der alemannische Dialekt ist sehr wahrscheinlich auch sehr stark durch die rhätische Sprache beeinflusst, die von den Römern bei ihrer Invasion in Rhätien vorgefunden wurde. Auch ist zu beachten, daß das Elsaß zur Römerzeit zur Provinz Obergermanien gehörte, so daß die Alemannen bei ihren Einbrüchen sehr wahrscheinlich hier schon eine germanische Sprache vorgefunden haben.

Aus diesen Betrachtungen über die Chatten, Sachsen, Thüringer, Franken und Alemannen geht hervor, wie verwickelt die Stammesverhältnisse in Deutschland von vornherein waren, und daß hierin ein wesentlicher Grund für die weitere Gestaltung der deutschen Geschichte lag. Diese bildet ursprünglich eine direkte Fortsetzung von der Geschichte der weißen Rasse. Nach meiner Auffassung über die Entstehung der weißen Rasse ist Germanien bei dem allmählichen

Zurückweichen der Gletscher im Norden und Süden von Mitteldeutschland aus, d. h. von dem Gebiet entlang der großen zentral-germanischen Straße von Schlesien durch Sachsen, Thüringen und Hessen, allmählich nach Süden und Norden besiedelt worden. Der Schwerpunkt der anthropologischen Vorgänge lag also nicht, wie in den letzten Jahrhunderten, in Nord- und Süddeutschland, sondern in Mitteldeutschland. Der zur Zeit des Tacitus noch vorhandene Tatbestand eines großen zentralgermanischen Reiches mit Thüringen als Mittelpunkt, das nach Süden bis zur Donau, nach Norden bis zur Unstrut und nach Osten bis zur Elbe reichte, wird nur unter der Voraussetzung einer solchen Vorgeschichte verständlich. Der thüringische Rennsteig, der ursprünglich die erste Wanderstraße der weißen Rasse nach Westen, zwischen den Gletschern im Norden und Süden darstellte, ist später nach der Vernichtung des Thüringerreiches zum Teil, aber durchaus nicht vollständig, zum Grenzweg kleinerer Territorien geworden, ebenso wie das Verbindungsstück zum hessischen Rennweg später teilweise zum Grenzweg zwischen Ober- und Niederrhein geworden ist. Ursprünglich bedeutete dieser Weg eine Verbindung, später zum Teil die Grenze auseinandergefallener Teile.

Der Zerfallsprozeß des großen Thüringerreiches läßt sich schon bei Tacitus, z. B. bei der Darstellung des Verhältnisses von Arminius und Marbod, dem König des Hermundurenreiches, im Keim erkennen. Nach der Entstehung des ersten Frankenreiches aus dem südlichen Teile des Thüringerreiches, kommt es immer mehr zum Kampf gegen das thüringische Zentralreich, wobei Franken und Sachsen zuerst als Bundesgenossen auftreten. Nach dem Ausbau des Frankenreiches unterliegen unter Karl dem Großen die Sachsen ihren früheren Bundesgenossen. Hier schließt dann die deutsche Kaisergeschichte an. Auch diese ist nur verständlich, wenn man den Sitz der Kaiser Gewalt im Zusammenhang mit den deutschen Stämmen betrachtet. Die Hohenstauffen haben ihren Sitz in Schwaben, südwestlich von dem römischen Grenzwall, nicht weit von Lorch im Remstal (vgl. Karte, Figur 54). Früher lag der Schwerpunkt der kaiserlichen Macht im Sachsenland, was für die ganze deutsche Geschichte, und besonders die Wiedergewinnung eines Teiles des an slawische Völkern verlorenen Ostens, von größter Bedeutung geworden ist. Die brandenburgisch-preußische Geschichte ist ursprünglich eine Ausstrahlung der sächsischen Siedlungen im Osten von der Elbe. In diesem Sinne ist sie trotz ihres dynastischen Charakters von vornherein eine ausgeprägt deutsche und eine kulturelle und politische

Fortsetzung der sächsischen Kaisergewalt. In bezug auf diese Vorgänge sei nochmals auf das Buch von Albert von Hofmann: „Das deutsche Land und seine Geschichte“ hingewiesen. Ferner hebe ich in diesem Zusammenhang die ausgezeichnete Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften von Josef Nadler, 2. Auflage, Regensburg 1923, hervor.

Für die bisher noch dunkle Geschichte der slawischen Einwanderung im Osten der Elbe, in dem großen Gebiet, das nach der Darstellung des Tacitus bis weit nach Osten rein germanisch war, sowie der ostischen Einschlüge südlich der Donau, ist die von mir durchgeführte Betrachtung der alten Verkehrswege im Norden und Süden von größter Bedeutung. Im Norden handelt es sich um den alten Völkerweg von Ostpreußen über die untere Weichsel kurz vor dem Delta durch Pommern, Brandenburg, die Priegnitz bis zur Elbe, weiter durch Niederdeutschland, über die Elbe, Weser und Ems, bis nach Holland. Dieser Völkerweg, der über den Rhin zwischen dem Rheinsberger und dem Neuruppiner See führte, ist auch für die Besiedlung von Mecklenburg, sowohl die ursprünglich germanische wie für die spätere ostische, von größter Bedeutung gewesen. Der Zustrom fand auch hier in südnördlicher Richtung von der alten niederdeutschen Völkerstraße aus statt.

Dabei darf man sich den Einbruch der slawischen und ostischen Wanderzüge nicht als ein Vorgehen in breiter Front denken, sondern entlang diesem alten Wege dringen slawische Wanderzüge strichförmig nach Westen und sind, wenn Klett mit seiner Behauptung eines ostischen Einschlages bei den Holländern recht hat, nicht nur bis südlich von Hamburg, sondern teilweise weiter bis über die Ems bei Rheine gelangt. Aber südlich dieses Striches bleibt im Harz- und Wesergebiet die Hauptmasse der Sachsen von diesen Wanderzügen unberührt, ebenso die nach Norden an die Küste ausgewichenen Germanen. Diese Verhältnisse sind nur denkbar in einer Zeit, zu der in diesem Gebiet keine zentralen Staatenbildungen, sondern nur kleinere Territorialgewalten ohne gemeinsame Abwehr vorhanden waren. Hieraus erhellt die Wichtigkeit der Entstehung zentralistisch gestalteter Staatenbildungen, wie sie allmählich westlich der Elbe in Hannover, östlich der Elbe in Brandenburg-Preußen entstanden sind. Ihrer Natur nach sind es von vornherein Abwehreinrichtungen, um dem weiteren Einbrechen von ostischen Völkern ein Ziel zu setzen. Hierin geht die Geschichte der Stämme in die politische Geschichte des Deutschen Reiches über.

Auch im Süden in Bayern und im Osten in Schlesien, ferner in Böhmen und Mähren läßt sich die Verteilung der germanischen Bevölkerung nur im Zusammenhang mit den dargestellten ältesten Wegen verstehen.

Der Zusammenhang der anthropologischen Beschaffenheit, die sich aus der ursprünglichen Besiedlung und den späteren Rasseneinschlägen ergibt, mit der Lage und Richtung der alten Verkehrswege, läßt sich besonders in Bayern sehr deutlich erkennen. Bei der Lage der uralten zentralgermanischen Verbindungsstraße über den Thüringer Wald, die den westlichen Ausgang des Entstehungsgebietes der weißen Rasse darstellt, ist bei dem Zurückweichen der Gletscher im Norden und Süden die Besiedlung fächerförmig von Mitteldeutschland aus nach Norden und Süden erfolgt. Nach der Entstehung der süd- und nordgermanischen Querwege, die ich in dem Kapitel über Rennwege und Völkerwanderungen dargestellt habe, wird diese ursprünglich germanische Bevölkerung nicht in breiter Front verdrängt, sondern strichweise durchsetzt, wobei diese Völkerbewegung quer durch Germanien hindurch bis zum Rhein und darüber hinaus geht. In Oberösterreich und Bayern entstehen später, in dem Gebiet zwischen der römischen Straße von Lorch an der Enz über Salzburg nach Augsburg, abkürzende Querverbindungen von Wien durch Bayern nach Augsburg zur Donau und zum Rhein. Eine von diesen abkürzenden Straßen ist der Nibelungenweg von dem Donauübergang bei Ingolstadt über Plattling und Passau nach Wien.

In diesem Gebiet zwischen dem Fuße der Alpen und der Donau ist während der Völkerwanderung strichförmig der Einbruch ostischer Völkerschaften, also besonders in Niederbayern, erfolgt, während die frühere germanische Bevölkerung zum Teil nach den Alpen zu auswich. Dazu kommen besonders entlang der Römerstraße, von Salzburg am Nordrand des Chiemsees und südlich von München nach Augsburg, römische Einschläge. Noch mehr verwickelt wird die Sachlage durch die Tatsache des starken dinarischen Einschlages in den Alpen. Diesen halte ich für die Folge der Ausbreitung des ursprünglichen dinarischen Stammes, der ein Teil der weißen Rasse war, an der nordwestlichen Seite des Völkerweges, der von dem Donauwinkel bei Gran über Laibach nach Aquileja führte, und auf dem später Attila von Gran nach Nordostitalien zog, um Aquileja zu zerstören. Der Donauübergang bei Gran liegt an der Schnittstelle des Völkerweges von der oberen Weichsel zur Donau, so daß die Lage der Etzelburg an diesem Wege durchaus verständlich ist.

Die sogenannte ostische (alpine) Rasse nach Günther halte ich für eine sekundäre Mischung aus den ursprünglichen germanischen mit den eingedrungenen romanischen und ostischen Elementen, wobei die häufigen dinarischen Einschläge aus der flügel förmigen Verbreitung des dinarischen Urstammes zur Seite des Völkerweges von Gran nach Aquileja verständlich ist. Die Dinarier in dem Gebiet, nach dem dieser Rassentyp seinen Namen hat, bilden also nach dieser Auffassung den linken (südöstlichen) Flügel von der genannten Völkerstraße aus, während der rechte (nordwestliche) Flügel weit in die Alpen hineinreicht. Jedenfalls läßt sich der bayrische Volkscharakter, ebenso wie die ganze bayrische Geschichte, am sichersten aus einer anthropologischen Betrachtung im Hinblick auf die ursprüngliche germanische Besiedlung mit den Einschlägen dinarischer, romanischer und ostischer Volksgruppen erklären.

Schluß

Deutschland, oder besser das gesamte germanische Besiedlungsgebiet, zeigt also eine merkwürdige Verteilung und Reichhaltigkeit mit verschiedenen Rasseneinschlägen, welche den Grund für die starke Differenzierung der deutschen Stämme abgeben. Daß auch der Individualismus im 18. Jahrhundert besonders in Deutschland ausgebildet worden ist, beruht auf dieser Reichhaltigkeit in der Ausbildung der Stämme. Hierin liegt der außerordentliche Reichtum an Anlagen im deutschen Volke, andererseits die Gefahr der Zersplitterung und Absonderung in kulturellen und politischen Dingen.

In diesen Verhältnissen zeigt sich eine innerpolitische Schwierigkeit für das Deutsche Reich vor und nach der Weimarer Verfassung. Preußen hat sich immer mehr im Sinne eines Zentralstaates, ohne Rücksicht auf die stammesgeschichtliche Zugehörigkeit entwickelt. Im übrigen haben wir in Bayern, Sachsen, Hessen, Württemberg und Baden stammesgeschichtliche Reste, die zwar auch in staatlicher Richtung dynastische Beziehungen aufweisen, aber doch in bezug auf die Volksbeschaffenheit viel einheitlicher sind, als der große Zentralstaat Preußen, der in dieser Beziehung einen abstrakten und rationalen Charakter hat. Allerdings zeigen sich auch innerhalb der jetzigen preußischen Provinzen vielfach Zeichen eines stammesgeschichtlichen Lebens, besonders in der Fülle der Heimatliteratur, die merkwürdigerweise gerade nach der Revolution an verschiedenen

Stellen stark hervorgebrochen ist. Auch ist deutlich, z. B. in Schlesien, ein Bewußtsein gemeinsamer Beschaffenheit und Stammeszugehörigkeit erhalten. Das gleiche gilt z. B. für Ostpreußen, ferner das alte hessische Gebiet, sowie Hannover, ganz abgesehen von den dynastischen Momenten, die sich aus der Geschichte, besonders des vorvorigen Jahrhunderts, erklären. Die Heimatliebe beruht zum Teil auf einem Gefühl der Stammeszugehörigkeit, wie sich dies besonders bei den im Ausland lebenden Deutschen noch deutlich zeigt. Auch ist es interessant, der Geschichte der Landsmannschaften an den deutschen Universitäten nachzugehen, die ebenfalls ursprünglich auf der Stammeszugehörigkeit beruht haben, wenn auch später in der allgemeinen korporativen Gestaltung des Studentenlebens dieser Charakter zum Teil verloren gegangen ist.

Aus dieser Darstellung läßt sich die große politische Aufgabe der zukünftigen Entwicklung von Deutschland klar bezeichnen. Die deutsche Politik muß einerseits auf die Gestaltung eines in Gesetzgebung und Wirtschaftsorganisation einheitlichen Deutschen Reiches, einschließlich von Deutsch-Österreich, ausgehen, darf aber andererseits unter keinen Umständen die Reichhaltigkeit und den eigenartigen Charakter der deutschen Stämme vergessen. Dieser muß durch Heimatkunde und besonders durch Pflege der Stammessprache (Dialekte) berücksichtigt werden. In den sogenannten Dialekten haben sich die Stammeseigentümlichkeiten in sprachlicher Form niedergeschlagen. In Form des Dialektes wird häufig ein bestimmter Rasseneinschlag sprachlich assimiliert. Die Dialekte der deutschen Stämme, z. B. der schlesische, haben eine geradezu wunderbare Fülle von charakteristischen Worten, die für die Gestaltung der einheitlichen deutschen Sprache noch längst nicht ausgeschöpft ist. Der Reichtum der deutschen Stämme darf also nicht in einem abstrakten Staatsrationalismus untergehen, sondern nach den Erfahrungen in der deutschen Geschichte muß die Einheit und die Kraft des Reiches durch Rücksicht und Pflege der deutschen Stämme ergänzt und gestützt werden. Nur auf diesem Boden kann Deutschland, unter gleichzeitiger Berücksichtigung der wirtschaftlichen Verhältnisse, in Zukunft zu einer stammesgeschichtlich richtigen Gliederung des einheitlichen Reiches gelangen.

Schriftenverzeichnis

I. Teil. Familienforschung und Vererbungslehre

1. Kapitel. Genealogische Zeichenlehre

Gatterer, Johann Christoph, Abriß der Genealogie. Göttingen 1788. — Lorenz, Ottokar, Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie. Verlag von Wilhelm Hertz, Berlin 1898. — Forst-Battaglia, Otto, Genealogie. Leipzig 1913. — Forst, Otto, Ahnenverlust und nationale Gruppen auf der Ahnentafel des Erzherzogs Franz Ferdinand. Wien 1912. — Forst, Otto, Ahnentafel des Erzherzogs Franz Ferdinand von Österreich-Este. Verlag Halm und Goldmann, Wien 1910. — Dungen, O. C., Mutterstämme. Graz 1924. — Lüttgendorff-Leinburg, Leo von, Familiengeschichte, Stammbaum und Ahnenprobe. 2. Aufl., Frankfurt 1910. — Sommer, R., Zur genealogischen Zeichenlehre. Sonderabdruck aus der Zeitschrift von W. Hornschuch. — Völlick, B., Aufbau biologischer Ahnentafeln. Budapest 1923. — Lewin, K., Die Verwandtschaftsbegriffe in Biologie und Physik und die Darstellung vollständiger Stammbäume. Berlin 1920.

2. Kapitel. Inzucht, Amphimixis und Epimixis

Schiller-Tietz, Folgen, Bedeutung und Wesen der Blutsverwandtschaft (Inzucht) im Menschen-, Tier- und Pflanzenleben. Leipzig 1899. — Kronacher, Karl, Der heutige Stand der Inzuchtfrage. Berlin 1924. — Feer, E., Der Einfluß der Blutsverwandtschaft der Eltern auf die Kinder. Berlin 1907. Aus Jahrbuch für Kinderheilkunde. — Rohleder, Hermann, Monographien über die Zeugung beim Menschen. Bd. 2. Die Zeugung unter Blutsverwandten. Leipzig 1912. — Fischer, Eugen, Die Rehobother Bastards und das Bastardierungsproblem beim Menschen. 1913. — Gronemann, Selig, Genealogische Studien über die alten jüdischen Familien Hannovers an der Hand der Grabinschriften. 2 Teile. Berlin 1913. — Lundborg, Hermann, Medizinisch-biologische Familienforschung innerhalb eines 2232köpfigen Bauerngeschlechtes in Schweden. Jena 1913.

3. Kapitel. Die Methoden der Familienforschung

Heydenreich, Eduard, Familiengeschichtliche Quellenkunde. Verlag von Ludw. Degener, 1909. — Heydenreich, Eduard, Handbuch der praktischen Genealogie. 1.—2. Band, 1913. Verlag von Ludw. Degener. — Wecken, Friedrich, Taschenbuch für Familiengeschichtsforschung. 3. Aufl., Leipzig 1924. — Wecken, Friedrich, Deutsche Ahnentafeln in

Listenform. Leipzig 1924ff. — Dimpfel, Rudolf, Biographische Nachschlagewerke, Adelslexika, Wappenbücher. Systematische Zusammenstellung für Historiker und Genealogen. Leipzig 1922. — Devrient, Ernst, Familienforschung. Leipzig 1911. 2. Aufl., 1919. Aus Natur und Geisteswelt. — Lebius, Franz, Familienforschung. Leipzig 1917. — Bail, Oskar und Blau, Josef, Familienforschung, eine Einführung. Eger 1920. — Leuschner, B., Familiengeschichte. 2. Aufl. Paderborn 1907. — Schefftlein, H., Genealogischer Schulatlas. Regensburg 1892. — Sommer, R., Ehe- und Familienbuch, Schemata. Verlag der Stiftung für Familienforschung. Gießen. — Scheidt, Walter, Einführung in die naturwissenschaftliche Familienkunde. München 1923. Lehmanns Verlag. — Praktikum für Familienforscher. Verlag von Degener in Leipzig. Band I. 10 Hefte mit Beiträgen von Oswald Spohr, Ernst Otto Schlüter, Wilhelm Weidler, Egon Freiherrn von Berchem, Johann Zacher, Konstantin von Arnswaldt.

Familiengeschichtliche Quellen. Herausgegeben von Oswald Spohr. Verlag von Degener. I. Band, 1926. — Quellen. 1000 familiengeschichtliche Nachweise. Verlag von Erich Selbmann, Weinböhla i. Sa. I. Jg., 1926. — Weissenborn, Erich, Quellen und Hilfsmittel der Familiengeschichte. 2. Aufl. Papiermühle 1922. — Redlich, Oswald, Handbuch der mittleren und neueren Geschichte. IV. Abtlg. Hilfswissenschaften. Urkundenlehre. München 1907. — Bresslau, Harry, Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien. Bd. 1, 2. Aufl. Leipzig 1912. — Rietsch, Karl Friedrich, Handbuch der Urkundenwissenschaft. 2. Aufl. Berlin 1904. — Heuberger, Richard, Allgemeine Urkundenlehre für Deutschland und Italien. Leipzig 1921. — Reinstorf, Ernst, Wie erforsche und schreibe ich als Bürgerlicher meine Familiengeschichte. Hamburg 1919. 2. Aufl., 1924. Stade. — Klocke, Friedrich von, Familienkunde, Gesellschaftskunde, Heimatkunde. Leipzig 1920. — Kuefstein, Karl Graf, Studien zur Familiengeschichte in Verbindung mit der Landes- und Kulturgeschichte. Teil 3, 17. Jahrhundert. Wien 1915. — Schütz, Franz und Dinse, Paul, Anleitung zur Anstellung von Familienforschungen. Kiel 1924. — Philippi, Friedrich, Einführung in die Urkundenlehre des deutschen Mittelalters. Bonn 1920. — Bresslau, Harry, Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien. II., 1., 2. Aufl. Leipzig 1914.

Stölzel, Otto, Namen- und Familienkunde. Berlin 1924. — Bähnisch, Alfred, Die deutschen Personennamen. Leipzig 1910. Aus Natur und Geisteswelt.

Heintze, Albert, Die deutschen Familiennamen. Halle 1903. 3. Aufl. von P. Cascorbi. 1908. 5. Aufl., 1922. — Heintze, Albert, Die deutschen Familiennamen. 6. Aufl. Herausgegeben von Paul Cascorbi. Verlag der Franckeschen Stiftung. Halle 1925. — Kleinpaul, Rudolf, Die deutschen Personennamen. 2. Aufl. von Hans Naumann. Leipzig 1921. — Heinrich, Karl, Studien über die Namengebung im Deutschen seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Straßburg 1908. — Schröder, Edward, Die deutschen Personennamen. Festrede. Göttingen 1907. — Schäffler, Julius, Wie heißt du? Ursprung, Entwicklung und Bedeutung unserer Familiennamen. Berlin 1924. — Nied, Edmund, Familiennamenbuch für Freiburg, Karlsruhe und Mannheim. Freiburg 1924. — Kuske, Bruno, Der Einfluß der Rufnamen auf

die Entstehung der Familiennamen. Köln 1923. — Bass, Alfred, Deutsche Vornamen. Leipzig 1909. — Vetter, Ferdinand, Über Personennamen und Namengebung in Bern und anderswo. Bern 1910. — Milleker, Felix, Die Werschätzer deutschen Personennamen. Werschätz 1924. — Urbach, Hans, Familiennamen der deutschen Kalkindustrie. Berlin 1925. — Trautmann, Reinhold, Die altpreußischen Personennamen. Göttingen 1925. — Schwanold, Heinrich, Unsere Ortsnamen. Detmold 1923. — Stübler, Hans, Über Lausitzer Familiennamen. Bautzen 1917. Aus Festschrift zur Hundertjahrfeier des Landständischen Seminars zu Bautzen. — Tarneller, Josef, Zur Namenkunde. 1. Tiroler Familiennamen, 4000 Geschlechtsnamen, die tiroler und vorarlberger Hofnamen entsprossen sind. Bozen 1923. — Tarneller, Die Hofnamen im unteren Eisacktal. Wien 1—3. 1925.

4. Kapitel. Wappenkunde als Teil der genealogischen Zeichenlehre

Gatterer, Johann Christoph, Abriß der Heraldik oder Wappenkunde. 2. Aufl. Nürnberg 1774. — Gatterer, Johann Christoph, Abriß der Diplomatie. Göttingen 1798. — Siebmachers Wappenbuch. Verlag von H. Raspe, Nürnberg. — Ortleb, Alex., Kleines heraldisches Lexikon. Kahla 1901. — Mauntz, Alfred, Heraldik in Diensten der Shakespeare-Forschung. Selbststudien. Berlin 1903. — Sacken, Ed. von, Heraldik, Grundzüge der Wappenkunde. 7. Aufl. Leipzig 1906. — Gründel, Paul, Die Wappensymbolik. Leipzig 1907. — Kohlhagen, Heinrich, Die Bedeutung der Heraldik. Bamberg 1907. — Hauptmann, Felix, Wappenkunde. Leipzig 1914. — Trützscher, Fritz von, Volkstümliche Heraldik. München 1918. — Halm, Hans, Ex libris. Verlag von Lorenz Spindler. — Hubeny, Lorenz, Das Wappen und seine Bestandteile. Anleitung zum Verständnis des Wappenwesens. Graz 1919. — Hupp, O., Wider die Schwarmgeister. 1—3. München 1918/19. 2. Beiträge zur Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Wappens. 1918. — Philippi, Friedrich, Wappen. Dortmund 1922. — Körner, Bernhard, Handbuch der Heroldskunst (Hausmarken, Steinmetzzeichen). Görlitz. Bd. 1. 1. Altgermanische Zahlen und Runen. 1920. — Freier, Walter, Wappenkunde und Wappenrecht. Leipzig 1924. — Schulthess, Hans, Bedeutung der Familienwappen einst und heute. Zürich 1924. — Hildebrandt, Adolf M., Wappenfibel. 12. von Dr. Kekule von Stradonitz herausgegebene Auflage.

5. Kapitel

Runen und andere Symbole mit Bezug auf genealogische Zeichenlehre

Trützscher, Fritz von, Hauszeichen für das deutsche Volk. München 1917. — Nusch, Otto, Runen und Hakenkreuz; eine archäologische Studie mit heraldischer Schlußfolgerung. 1921. — Johannesson, Grammatik der urnordischen Runenschriften. 1923. — Mellenthin, Die Runenschrift als Markstein am Wege zur Volksgenossenschaft. 1923. — v. Schönaich-Carolath, Runendenkmäler. 1924. — Simring, R., Der Runenschlüssel zum Verständnis der Edda und anderen Denkmälern der Religionswissenschaft. 1925. — Die Kultur der Reichenau. Verlag der Münchner Drucke. München 1925. II. Halbband, S. 699. Runen aus der Reichenau. Von Prof. Dr. Th. Laengin, Karlsruhe.

6. Kapitel. Familienbewußtsein und Familienforschung

Blanckmeister, Franz, Familienkunde und ihre Pflege im Bürgerhaus. Leipzig 1906. — Steinrück, Karl, Über die Bedeutung der Familiengeschichte und die Einführung von Familienbüchern. Hildburghausen 1918. In: Schriften des Vereins für sachsen-meiningische Geschichte. Heft 77. — Martius, Martha, Pflege der Ahnen- und Familienforschung in ihrer Bedeutung für die Zukunft des deutschen Volkes. Hamburg 1920. — Eelking, Hermann von, Das Familienarchiv. München 1918. — Veröffentlichung der Zentralstelle für Frankfurter Familiengeschichte. Frankfurt a. M. 1914. 1. Majer-Leonhard, Die Frankfurter Ahnen von v. Bethmann-Hollweg. 2. Genealogische Beiträge zum Weltkrieg. — Familiengeschichtliches Such- und Anzeigebblatt. Verlag von Degener in Leipzig. Schriftleiter Peter von Gebhardt. II. Jg., 1926. — Mitteilungen der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte. Verlag von Ludwig Degener, Leipzig. Heft 1—34. — Hallischer genealogischer Abend. Gegründet 1921. Mitteilungsblatt. Schriftleiter F. Herrmann, Halle a. S., II. Jg., 1926. — Mercksche Familienzeitschrift. 4. Band, 1916. — Gerland, Otto, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte von 1831 bis auf die neueste Zeit (1868). Fortsetzung von Strieders hessischer Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. Pfeiffer, Friedrich Wilhelm, Würzburg, Zur Förderung der bürgerlichen und bäuerlichen Familiengeschichtsforschung insbesondere in Franken. Sonderabdruck aus Frankenland. Verlag von K. Triltsch, Dettelbach a. Main. — Der Familienforscher. Monatsschrift für die gesamte wissenschaftliche Genealogie, I. Jg., 1925. Verlag von Wilh. Nagel, Bietigheim in Württemberg. (Wieder eingegangen.) — Deutscher Bund für Volksaufartung und Erbkunde. Vorsitzender Dr. Ostermann, Berlin. — Kayserling, Hermann, Das Ehebuch. Verlag von Niels Kampmann. — Nachrichten der Gesellschaft für Familienkunde in Kurhessen und Waldeck. Nr. 1, September 1925. — Verein für Württembergische Familienkunde in Stuttgart. — Schriftensammlung des Familienarchivs Hornschuch, von Friedrich und Willi Hornschuch. — Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene. Vorsitzender: Dr. Krohne, Berlin. — Scheidt, Walter, Familienbuch. München 1924. Lehmanns Verlag.

Pikler, Julius und Somló, Felix, Der Ursprung des Totemismus. Berlin 1900. — Freud, Sigmund, Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und Neurotiker. Wien 1913. — Berthold, A., Über den Ursprung des Totemismus. Tübingen 1920. — Hargrave, John, Das Totem spricht. Berlin 1922. — Lorenz, Totemismus. Bremer Neueste Nachrichten, 31. Januar 1925.

Isenburg, Wilhelm Karl Prinz von, Meine Ahnen. Verlag von Degener, Leipzig. — Schäfer, Rudolf, Familie Reh. Aufzeichnungen zur Geschichte derselben. — Ritgensche Familiennachrichten, Nr. 2, Februar 1926, mit einem Aufsatz über Ferdinand August Maria Franz von Ritgen. 1787—1867. — Justus Liebig's hessische Vorfahren, von Otfried Prätorius in Darmstadt. Abdruck aus den Familiengeschichtlichen Blättern, Jg. 12, 1914, Heft 2. — Nachrichten aus der Familie Lucius, Hessen. Band II, 1924. — Clotz, P., Nachrichten aus der Familie Clotz, Darmstadt. — Stammbaum Hofmann, Joh. Konrad aus Schotten (Oberhessen). — Hessische Biographien von H. Haupt, G. Lehnert und K. Esselborn, seit 1912. — Bary, Herbert de, Beiträge zur Ge-

nealogie Altfrankfurter Familien. Frankfurt 1922. — Die Schweizer Soldanfamilien, von R. Sommer, Gießen. Verlag der Stiftung für Familienforschung, Gießen. — Majer-Leonhard, Hans, Ehret unsere Helden. Stammbäume und Ahnentafeln gefallener Altfrankfurter. Teil 1—3. Frankfurt 1915—1919. — Majer-Leonhard, Hans, Beiträge zur Frankfurter Familiengeschichte. Frankfurt 1917. — Familien, Alte Mannheimer. Mannheim 1922, 1924. — Lossen, Stammtafeln der Familie Anselm. — Ritter, Hermann, Alte rheinische Fabrikantenfamilien und ihre Industrien. Köln 1920. — Brüggemann, Fritz, Die ältere Familie Prym in Aachen und ihr Zusammenhang mit der jüngeren Familie Prym in Stolberg. Abdruck aus Band 44 der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins. — Geschichtsblätter des Geschlechts Born. 1. Jg. Hannover 1923. — Förster, K., Zwickau, Die Bibraer Förster. — Mitteilungen des Familienverbandes Lüders. I. Bd., 1926. Gr. Salze-Elmen. — Dinse, Paul, Aus der Arbeit des Familienforschers (vorpommerische Familie Dinse). Neumünster 1924. — Mörschler, Felix, Alte Herrnhuter Familien. I. Herrnhut 1922. — Ressel, Anton, Alt-Aussiger Familien (16.—19. Jahrhundert). Aussig 1924. — Loewy, Siegfried, Altwiener Familien. Wien 1925.

7. Kapitel. Abstammungs- und Vererbungsideen in der Literatur

Freytag, Gustav, Die Ahnen. — Jordan, W., Die Nibelungen. — Finckh, Ludwig, Ahnenbüchlein. Verlag von Strecker und Schröder, Stuttgart. — Finckh, Ludwig, Der Ahnengarten. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1922. — Finckh, Ludwig, Die Jacobsleiter. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1922. — Weygandt, Wilhelm, Abnorme Charaktere in der dramatischen Literatur. Shakespeare — Goethe — Ibsen — Gerhard Hauptmann. Hamburg-Leipzig 1910. — Reitz, Elisabeth, E. T. A. Hoffmanns Elixiere des Teufels und Cl. Brentanos Romanzen vom Rosenkranz. Rhenania-Druckerei, Bonn 1920. Mit Stammtafeln zu den genannten Büchern. — Zola, Emile, Les Rougon-Macquart. Histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second empire. — Zola, Arbre généalogique des Rougon-Macquart. — Loewenthal, Eduard, Organische Neubildung und Regeneration oder die Biologie im Lichte der Fulguro Genesis. Berlin 1903.

8. Kapitel. Regeneration und Adel

Schlippenbach, Albert Graf von, Die Entstehung und Entwicklung des deutschen Adels. Prenzlau 1900. — Meyer, Christian, Zur Geschichte des deutschen Adelsstandes. München 1903. — Hedemann-Heespen, Paul v., Die Entstehung des Adels. Kiel 1921. — Coudenhove-Kalergi, Richard Nikolaus, Adel. Leipzig 1922. — Bülow, Heinrich von, Geschichte des Adels. Ursprung und Entwicklung. Berlin 1903. — Lepel, Vollrath von, Verkommener Adel, Namensheiraten, Adelige Zuhälter, Adelige Geisteskranke. Eine Studie für Nicht-Adelige. Zürich 1910. — Günther, Hans F. K., Adel und Rasse. Verlag Lehmann, München. — Günther, Hans F. K., Adel und Rasse. 2. vermehrte Aufl. München 1927. Lehmanns Verlag. — Harpf, Adolf, Völkischer Adel. Wien 1924. — Günther, Hans F. K., Rasse und Stil. München 1926. Lehmanns Verlag. — Die Aristokratie des Geistes als Lösung der sozialen Frage. Leipzig. Verfasser und Jahrgang nicht genannt. Verlag von W. Friedrich.

Morgan, Thomas H., *Regeneration*, Übersetzt von Max Morzkowski. Leipzig 1907. — Weismann, August, *Tatsachen und Auslegungen in bezug auf Regeneration*. Jena 1899. — Schaxel, Julius, *Untersuchungen über die Formbildung der Tiere (I. Regeneration)*. Berlin 1921. — Ruzicka, Vladislav, *Restitution und Vererbung*. Berlin 1919. — Kiparski, J., *Zur Degenerations- und Regenerierungsfrage*. Riga 1918. — Rubner, Max, *Verluste und Wiedererneuerung im Lebensprozeß*. Berlin 1911. S.-A. aus den Sitzungsberichten der Berliner Akademie. — Nimec, *Studien über die Regeneration*. Berlin 1905. — Nimec, Bohimal, *Methoden zum Studium der Regeneration der Pflanzen*. Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden. Liefer. 135. Wien 1924. — Korschelt, Eugen, *Regeneration und Transplantation*. Jena 1907. — Carlsgreen, O., *Studien über Regenerations- und Regulationserscheinungen*. Upsala-Berlin 1904—1909. H. 1—3. — Thesing, Curt, *Experimentelle Biologie. II. Regeneration, Transplantation und verwandte Gebiete*. Leipzig 1911. Aus *Natur und Geisteswelt*. — Strasser, H., *Regeneration und Entwicklung*. Jena 1899. — Barfurth, *Erforschung der Regeneration bei Tieren*. Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden. Lieferung 18. Berlin und Wien 1921.

9. Kapitel. Rassenhygiene

Schallmeyer, W., *Vererbung und Auslese. Grundriß der Gesellschaftsbiologie und der Lehre vom Rassedienst*. 4. Aufl. Berlin 1919. — Baur, Erwin; Fischer, Eugen; Lenz, Fritz, *Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene*. München 1921. II. Aufl., 1923. III. Aufl., 1927. — Pearson, Karl, *Über Zweck und Bedeutung einer nationalen Rassenhygiene (National-Eugenik) für den Staat*. — Oettinger, Walter, *Die Rassenhygiene und ihre wissenschaftlichen Grundlagen*. H. Kornfeld, Berlin 1914. — Schuh, Bernhard, *Über Vererbungslehre und Rassenhygiene vom Standpunkt der Familiengeschichte*. Mannheim 1922. — Elster, Alexander, *Bevölkerungspolitische Bedeutung der Familienforschung*. Schweidnitz 1924. — Gruber, Max von und Rüdin, Ernst, *Fortpflanzung, Vererbung und Rassenhygiene*. München 1911. — Bayer, Heinrich, *Über Vererbung und Rassenhygiene*. Jena 1912. — Bauer, K. H., *Rassenhygiene*. Göttingen. — Kaup, Ignatz, *Volkshygiene oder selektive Rassenhygiene*. Leipzig 1922. — Lundborg, Hermann, *Rassenbiologische Übersichten und Perspektiven*. Jena 1921. — Siemens, Hermann Werner, *Die biologischen Grundlagen der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik*. München 1917. — Siemens, Hermann Werner, *Grundzüge der Rassenhygiene, zugleich Einführung in die Vererbungslehre*. München 1923. — Siemens, H. W., *Grundzüge der Vererbungslehre, der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik*. 3. Aufl., 1926. — Fetscher, R., *Grundzüge der Rassenhygiene und Erblichkeitslehre*. Bd. III und IV des deutschen Hygienemuseums. — Deutsche und Münchener Gesellschaft für Rassenhygiene. — Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie. Verlag von Lehmann, München. 1904 u. sp. — Gruber, Ursachen und Bekämpfung des Geburtenrückganges im Deutschen Reich. — Behr-Pinnow, *Die Zukunft der menschlichen Rasse. Grundlagen und Forderungen der Vererbungslehre*. Verlag von F. Fontane, Berlin. — Hoffmann, G. von, *Die Rassenhygiene in den vereinigten Staaten von Nordamerika*. —

Hoffmann, G. von, Die bevölkerungspolitischen Aufgaben nach dem Kriege. — Siebert, Der völkische Gehalt der Rassenhygiene. — Zarnckzogler, Stavra, Biologische Probleme der Rassenhygiene und die Kulturvölker. München 1925. — Hauser, Otto, Rasse und Gesundheit. Braunschweig 1925. — Gerstenhauer, M. R., Rassenlehre und Rassenpflege. Leipzig 1924. — Reichel, Heinrich, Die Hauptaufgaben der Rassenhygiene in der Gegenwart. Wien 1922. — Paull, Hermann, Wir und das kommende Geschlecht. Stuttgart 1922. — Oberdörffer, Heinrich Josef, Die Wiedergeburt der Rasse durch die Frau. Gailingen 1920. — Muckermann, Hermann, Kind und Volk. I. Vererbung und Auslese. 2. Auflage. Freiburg 1920, 11. Auflage, 1924. — Muckermann, Hermann, Die Erbllichkeitsforschung und die Wiedergeburt von Familie und Volk. Freiburg 1920. 3. Aufl., 1922. — Muckermann, Hermann, Kind und Volk II. Der biologische Wert der Treue zu den Lebensgesetzen beim Aufbau der Familie. Freiburg 1922, 1924. — Muckermann, Hermann, Die Familie. Die Mutter und ihr Wiegenkind. Die naturtreue Normalfamilie. 2. Aufl. Berlin 1923. — Rutgers, J., Rassenvererbung, Malthusianismus und Neumalthusianismus. Dresden 1908. — Kammerer, Paul, Einzeltod, Völkertod, biologische Unsterblichkeit u. a. Mahnworte aus schwerer Zeit. Wien 1918. — Die Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft. Arbeiten einer vom ärztlichen Verein München eingesetzten Kommission. — Legahn, Über den gesetzlichen Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung und rassenhygienische Eheverbote. Herausgegeben von der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene. — Legahn, Erbliche Belastung und Gattenwahl. Ärztliche Ratschläge für Eltern erwachsener Kinder und diese selbst. Berlin 1903. — Mental Hygiene, New York, z. B. Bd. X, Okt. 1926, Nr. 4. — Mental Hygiene Bulletin, New York. — L'igiene mentale. Organo della Liga italiana di igiene e profilassi mentale. Anno VI, 1926.

10. Kapitel. Fortpflanzung und Vererbung

Weismann, August, Aufsätze über Vererbung. Verlag von Gustav Fischer, Jena 1892. — Ziegler, H. E., Die Vererbungslehre in der Biologie. Jena 1905. — Bauer, Julius, Vorlesungen über allgemeine Konstitutions- und Vererbungslehre. Berlin 1921. — Baur, Erwin, Die Grundprinzipien der rein naturwissenschaftlichen Biologie und ihre Anwendungen in der Physiologie und Pathologie. Berlin 1920. — Correns, Karl, Gesammelte Abhandlungen zur Vererbungswissenschaft aus periodischen Schriften, 1899 bis 1924. Verlag von J. Springer, Berlin. 1924. — Plate, L., Vererbungslehre mit besonderer Berücksichtigung des Menschen. Leipzig 1913. — Plate, L., Selektionsprinzip und Probleme der Artbildung. 4. Aufl. Leipzig 1913. — Petrunkevitch, Alex., Gedanken über Vererbung. Freiburg 1902. — Wagner, Adolf, Der neue Kurs in der Biologie. Stuttgart 1907. — Hertwig, Oscar, Allgemeine Biologie. 5. Aufl. Jena 1920. — Haecker, Valentin, Allgemeine Vererbungslehre. Braunschweig 1912. — Haecker, Valentin, Die Erbllichkeit im Mannesstamm und der vaterrechtliche Familienbegriff. Jena 1917. — Haecker, Valentin, Über die Ursachen regelmäßiger und unregelmäßiger Vererbung. Berlin 1920. — Haecker, Valentin, Allgemeine Vererbungslehre. 3. Aufl. Braunschweig 1921. — Stroeve, Albert W., Das Auftreten und die Vererbung von Mehrlingsgeburten beim Vollblutpferde. Berlin 1917. —

- Lenz, Fritz, Die Erblchkeitslehre beim Menschen. Leipzig 1923. — Meisenheimer, Johannes, Die Vererbungslehre in gemeinverständlicher Darstellung ihres Inhalts. Jena 1923. — Uexküll, Jacob von, Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung. Münster 1913. — Uexküll, Jacob von, Theoretische Biologie. Berlin 1920. — Thesing, C., Fortpflanzung und Vererbung. Leipzig 1911. — Thesing, C., Biologische Streifzüge. Erlangen 1908. — Hertwig, Oscar und Günther, Allgemeine Biologie. 6. und 7. Aufl. Jena 1923. — Teichmann, Ernst, Lebensprobleme. Stuttgart 1908. — Teichmann, Ernst, Die Vererbung als erhaltende Macht im Flusse organischen Geschehens. 21. Aufl. Stuttgart 1921. 23./24. Aufl. 1922. — Goldschmidt, Rich., Einführung in die Vererbungswissenschaft. 4. Aufl., Leipzig 1923. — Bräunig, Karl, Mechanismus und Vitalismus in der Biologie des 19. Jahrhunderts. Leipzig 1907. — Fick, Rudolf, Einiges über Vererbungsfragen. Berlin 1925. S.-A. aus Abhandl. der Preuß. Akademie. — Tschulok, S., Das System der Biologie in Forschung und Lehre. Jena 1910. — Strecker, Friedrich, Das Kausalitätsprinzip der Biologie. Leipzig 1907. — Steinmann, Gustav, Die zoologischen Grundlagen der Abstammungslehre. Leipzig 1908. — Sedgwich, William und Wilson, E. B., Einführung in die allgemeine Biologie. Leipzig 1913. — Schultz, Julius, Die Grundfaktionen der Biologie. Berlin 1920. — Hansgirg, Anton, Nachträge zur Phyllobiologie. Prag 1903. S.-A. aus Sitzungsbericht der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. — Hatschek, Berthold, Hypothese der organischen Vererbung. Leipzig 1905. — Duerst, Johann Ulrich, Selektion und Pathologie. Berlin 1911. — Dürcken, Bernhard, Die Hauptprobleme der Biologie. Kempten 1910. Sammlung Kösel. — Goldschmidt, Richard, Einführung in die Vererbungswissenschaft. Leipzig 1913. — Greif, Alfred, Richtlinien der Entwicklungs- und Vererbungsprobleme, I, III. Jena 1912. — Kroner, Rich., Zweck und Gesetz in der Biologie. Tübingen 1913. — Kultur, die, der Gegenwart. III, 4, I. Allgemeine Biologie. Leipzig 1915. — Molisch, Hans, Populäre biologische Vorträge. Jena 1920. — Muckermann, Hermann, S. J., Grundriß der Biologie oder der Lehre von den Lebenserscheinungen und ihren Ursachen. I. Allgemeine Biologie. Freiburg 1909. — Nußbaum, Moritz; Kasten, George; Weber, Max, Lehrbuch der Biologie für Hochschulen. 2. Aufl., Leipzig 1914. — Hensen, Viktor, Tod, Zeugung und Vererbung mit bes. Berücksichtigung der Meeresbewohner. Kiel 1913. — Kammerer, Paul, Allgemeine Biologie. 2. Aufl. Stuttgart 1925. — Simon, Adolf, Reinkarnation und Biologie oder das Rätsel der Zeugung. Leipzig 1910. — Teichmann, Ernst, Fortpflanzung und Zeugung. Stuttgart 1907. — Giesenhagen, K., Befruchtung und Vererbung im Pflanzenreich. Leipzig 1907, Wissensch. und B. Nr. 9. — Böttcher, W., Was muß man von der Vererbungslehre wissen? Berlin 1900. — Ribbert, Hugo, Über Vererbung. Marburg 1902. — König, Emil, Das Wesen der Fortpflanzung. Neue Gesichtspunkte. München 1906. — Strasburger, Eduard, Die stofflichen Grundlagen der Vererbung im organischen Reich. Versuch einer gemeinverständlichen Darstellung. Jena 1905. — Hink, August, Befruchtung und Vererbung. Natürliche und künstliche Zuchtwahl in ihrer Bewertung für die heutige Tierzucht. Freiburg 1905. — Feer, Emil, Die Macht der Vererbung. Akad. Vortrag. Basel 1905. — Guggenberg, Hans, Vererbung und Übertragung. Bern 1920. — Held, Hans, Befruchtung

und Vererbung. Leipzig 1923. — Mayer, Aug., Über Fortpflanzung vom Standpunkt des Frauenarztes. Tübingen 1923. — Migala, W., Pflanzenbiologie. 2. Aufl., Bd. 1. Berlin 1918. — Hansgirg, Anton, Pflanzenbiologische Untersuchungen nebst algologischen Schlußbemerkungen. Wien 1902. — Kronacher, Neuzeitliche Vererbungslehre und Tierzucht. Freiburg 1924. — Stroeve, Albert W., Die Vererbung der Haarfarbe beim Vollblutpferde. Berlin 1917.

11. Kapitel. Die Keimzellen beim Menschen

Vgl. das im Text erwähnte Buch von R. Bonnet, Entwicklungsgeschichte, und die Lehrbücher der Physiologie.

12. Kapitel. Vererbung, Entwicklung und Züchtung

Teichmann, Ernst, Die Befruchtung und ihre Beziehung zur Vererbung. Leipzig 1912. — Schallmeyer, Wilh., Vererbung und Auslese in ihrer soziologischen und politischen Bedeutung. 2. Aufl. Jena 1910. — Morgan, Thomas, Die stoffliche Grundlage der Vererbung. Berlin 1911. — Kaup, Konstitution und Umwelt im Jünglingsalter. Heft 1) Konstitutionsdienstpflicht. — Heft 2) Epstein, Maschinenbauer, Schlosser, Schmiede. — Alexander, Jugendliche Kaufleute. — Schaxel, Julius, Über den Mechanismus der Vererbung. Jena 1916. — Hertwig, Oskar, Ergebnisse und Probleme der Zeugungs- und Vererbungslehre. Jena 1902. — Semon, Richard, Der Stand der Frage nach der Vererbung erworbener Eigenschaften. Wien 1911. — Kammerer, Paul, Neuvererbung oder Vererbung erworbener Eigenschaften. Erbliche Be- und Entlastung. Heilbronn 1925. — Kammerer, Paul, Das Gesetz der Serie. Eine Lehre von den Wiederholungen im Leben und im Weltgeschehen. Stuttgart 1919. — Kammerer, Paul, Allgemeine Biologie. 2. Aufl. Stuttgart 1920. — Hertwig, Oskar, Der Kampf um Kernfragen der Entwicklungs- und Vererbungslehre. Jena 1909. — Semon, Richard, Das Problem der Vererbung erworbener Eigenschaften. Leipzig 1912. — Rignano, Eugenio, Über die Vererbung erworbener Eigenschaften. Hypothese einer Zentroepigenese. Leipzig 1907. — Ziegler, H. E., Die Vererbungslehre in der Biologie und in der Soziologie. 2. Aufl. Jena 1918. — Hopfen, Otto Helmut, Unser Nachwuchs und seine Auslese. — Stähler, F., Grundbegriffe der Entwicklungsgeschichte und Erblchkeitslehre. Kassel 1924. — Scholz, Franz, Rassentheorie und Geschichtsforschung. Metz 1908. — Holle, Allgemeine Biologie als Grundlage für Weltanschauung, Lebensführung und Politik. — Rade, Em., Geschichte der biologischen Theorien. II. 19. Jahrhundert. Leipzig 1909. I., 2. Aufl., 1913. — Angersbach, A. L., Zum Begriff der Entwicklung. Jena 1912. — Bergson, Henri, Schöpferische Entwicklung. Jena 1912. — Uhlmann, Eduard, Entwicklungsgedanke und Artbegriff in ihrer geschichtlichen Entstehung und sachlichen Beziehung. Jena 1922. — Delage, Y. und Goldsmith, F., Die Entwicklungstheorien. Leipzig 1911. — Huntley, Florence, Die Harmonik der Entwicklung. Leipzig 1922. Bd. 1. — Kammerer, Paul, Die Bedeutung der Vererbung erworbener Eigenschaften für Erziehung und Unterricht. Wien 1914. — Wellmann, Erich, Abstammung, Beruf und Heeresersatz in ihren gesetzlichen Zusammenhängen. Leipzig 1907. — Schallmeyer, Wilh., Vererbung und Auslese in ihrer soziologischen und politischen Bedeutung. 2. Aufl. Jena 1910. — Kassowitz, Max, Allgemeine

Biologie. Bd. 2, Vererbung und Entwicklung. Wien 1899. — Mentzen, Theodor, Der Siegesweg der Lebensanpassung. Fortpflanzung und Geselligkeit bei Pflanzen, Tieren und Menschen. Dresden 1923. — Jensen, Paul, Organische Zweckmäßigkeit, Entwicklung und Vererbung vom Standpunkt der Physiologie. Jena 1907. — Czapek, Friedrich, Anpassung und Vererbung. Prag 1908. — Hamburger, F., Arteigenheit, Assimilation und Vererbung in der wissenschaftlichen Beilage zum 21. Jahresbericht der Philosophischen Gesellschaft an der Universität in Wien. Leipzig 1908. — Heider, Carl, Vererbung und Chromosomen. Vortrag b. d. Naturforscherversammlung Meran, Jena 1906. — Kammerer, Paul, Sind wir Sklaven der Vergangenheit oder Werkmeister der Zukunft? Anpassung, Vererbung. Wien 1912. — Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie. Leipzig, Teubner seit 1904. — Deutsche Gesellschaft für Vererbungswissenschaft. Bericht über die vierte Jahresversammlung 1924. Verlag Gebr. Bornträger, Leipzig. — Deutsche Gesellschaft für Vererbungswissenschaft. Bericht über die Jahresversammlung 1925. Verlag von Gebr. Bornträger, Leipzig 1926.

Hauser, Otto, Rassezucht. Verlag von Georg Westermann. Braunschweig und Hamburg 1924. — Hertz, Friedrich, Rasse und Kultur. Eine kritische Untersuchung der Rastentheorien. Leipzig, Verlag von A. Kröner. — Lundborg, H., Das Schwedische Staatsinstitut für Rassenbiologie. Lehmanns Verlag, München 1922. — Kronacher, Carl, Grundzüge der Züchtungsbiologie. Berlin 1911. — Krämer, Hermann, Aus Biologie, Tierzucht und Rassengeschichte. Vorträge, 2 Bde. Stuttgart 1912/13. — Krämer, H., Die Kontroverse über Rassenkonstanz und Individualpotenz, Reinzucht und Kreuzung. Im Lichte der biologischen Forschung historisch und kritisch beleuchtet. Bern 1905. — Setter-Stammbuch. Band I und folgende. — Porzig, Max, Die Vererbung in der Kaninchenzucht. Berlin 1915. — Henseler, H., Vererbungslehre und Zuchtbuchführung (Schafzucht). Hamburg 1920. — Brödermann, E. A., Züchtungsgrundsätze. Leipzig 1902. — Franze, Paul C., Höherzüchtung der Menschen auf biologischer Grundlage. Leipzig 1910.

13. Kapitel. Vererbungsgesetze

Festschrift zum Andenken an Gregor Mendel. Verhandlungen des naturforschenden Vereins Brünn, Nr. 49. Brünn 1914. — *Studia Mendeliana*. Brünn 1923. — Wisner, Julius, Gregor Johann Mendel. Znaim 1909. — Iltis, Hugo, Gregor Johann Mendel, Leben, Werk und Wirken. Berlin 1924. — Correns, C., Über Vererbungsgesetze. Berlin 1905. — Correns, Carl, Die neuen Vererbungsgesetze. Berlin 1912. — Correns, Carl E., Vererbungsversuch mit buntblättrigen Sippen, 1—5, 6, 7, in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie. 1919/20, 1923. — Correns, Carl, Gesammelte Abhandlungen zur Vererbungswissenschaft, 1899—1924. Berlin 1924. — Tschermak, Erich, Die Mendelschen Vererbungsgesetze. Wien 1908. Vorträge des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien. — Bateson, William, Mendels Vererbungstheorien. Leipzig 1914. — Boven, William, *Similarité et Mendélisme*. Vevey 1915. — Adametz, Leopold, Studien über die Mendelsche Vererbung der wichtigsten Rassenmerkmale der Karakutschafe bei Reinzucht und Kreuzung mit Rembouillets. Leipzig 1917. — Henseler, Die Mendelsche Lehre und ihre Bedeutung für die praktische Tier-

zucht. Berlin 1921. — Goldschmidt, Richard, Der Mendelismus in elementarer Darstellung. Berlin 1920. — Bernstein, F., Die Theorie der gleichsinnigen Faktoren in der Mendelschen Erblchkeitslehre vom Standpunkt der mathematischen Statistik. Zeitschrift für induktive Abstammungs- und Vererbungslehre. 1922, Bd. 28, Heft 4. Verlag Gebr. Bornträger, Berlin.

Johannsen, W., Erblchkeitsforschung. Wien 1911. — Just, Günther, Praktische Übungen zur Vererbungslehre. Freiburg 1923. — Lehmann, Ernst, Experimentelle Abstammungs- und Vererbungslehre. 2. Aufl. Leipzig 1921. — Riebesell, Paul, Biometrik und Variationsstatistik. Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden, 165. Berlin 1925. — Riebesell, Paul, Die mathematischen Grundlagen der Variations- und Vererbungslehre. Leipzig 1916. — Haecker, Valentin, Pluripotenzerscheinungen. Synthetische Beiträge zur Vererbungs- und Abstammungslehre. Jena 1925. — Haecker, Valentin, Entwicklungsgeschichtliche Eigenschaftsanalyse (Phänogenetik). Gemeinsame Aufgabe der Entwicklungsgeschichte, Vererbungs- und Rassenlehre. Jena 1918. — Schaxel, Julius, Über den Mechanismus der Vererbung. Jena 1916. — Sperlich, Adolf, Die Fähigkeit der Linienhaltung (phyletische Potenz), ein auf die Nachkommenschaft von Saisonpflanzen mit festem Rhythmus ungleichmäßig übergehender Faktor. Wien 1919. In den Wiener Sitzungsberichten. — Strasser, H., Fragen der Entwicklungsmechanik. Die Vererbung erworbener Eigenschaften. Berlin 1920. — Reinke, Johannes, Biologische Gesetze in ihrer Beziehung zur allgemeinen Gesetzmäßigkeit der Natur. Leipzig 1921. — Deutsche Gesellschaft für Vererbungswissenschaft. Bericht über die zweite Jahresversammlung in Wien. Verlag von Gebr. Bornträger. 1923. — The journal of Heredity. American Genetic-Association, Baltimore and Washington. Bd. 15, Nr. 2, Februar 1925. Mit einer Besprechung der zweiten Auflage des vorliegenden Buches unter dem Titel: „A Handbook for Genealogists.“ — Broman, Ivar, Das sogenannte biogenetische Grundgesetz und die moderne Erblchkeitslehre. Münster 1920. — Vries, Hugo de, Die Mutationen und Mutationsperioden bei der Entstehung der Arten. Leipzig 1901. — Vries, Hugo de, Die Mutationstheorie. Versuche und Beobachtungen über die Entstehung von Arten im Pflanzenreich. Band 1, 2. Leipzig 1901/1902. — Goldschmidt, Richard, Die quantitative Grundlage von Vererbung und Artbildung. Berlin 1920. — Vries, Hugo de, Die Mutation in der Erblchkeitslehre. Berlin 1912. — Vries, Hugo de, Gruppenweise Artbildung unter spezieller Berücksichtigung der Gattung *Oenothera*. Berlin 1919. — Baur, Erwin, Einführung in die experimentelle Vererbungslehre, 5. und 6. Auflage. Berlin 1922. — Woltereck, Richard, Variation und Artbildung. Analytische und experimentelle Untersuchungen an Daphniden und an Cladoceren. I. Bern 1919. — Correns, Karl, Gesammelte Abhandlungen zur Vererbungswissenschaft aus periodischen Schriften, 1899—1924. Herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für Vererbungswissenschaft. — Buckers, P. G., Die Abstammungslehre. Eine gemeinverständliche Darstellung und kritische Übersicht der verschiedenen Theorien, mit besonderer Berücksichtigung der Mutationstheorie. Leipzig 1909. — Johannsen, W., Elemente der exakten Erblchkeitslehre, mit Grundzügen der biologischen Variationsstatistik. 2. Aufl. Jena 1913. — Lang, Arnold, Die experimentelle Vererbungslehre in der Zoologie seit 1900. Jena 1914. — Lehmann, Ernst, Experimentelle Ab-

stammungs- und Vererbungslehre. Leipzig 1913. Aus Natur und Geisteswelt. — Przibram, Hans, Anwendung von elementarer Mathematik auf biologische Probleme. Wien 1907. — Przibram, Hans, Experimentelle Zoologie. I. Embryogenese, II. Regeneration, III. Phylogenese. Wien 1907/09/10. — Reinke, Johannes, Einleitung in die theoretische Biologie. 2. Aufl. Berlin 1911. — Roux, Wilhelm, Über die bei Vererbung von Variationen anzunehmenden Vorgänge. Leipzig 1913. — Schaxel, Julius, Grundzüge der Theorienbildung in der Biologie. Jena 1919. — Hertwig, Oskar, Das Werden der Organismen. Zur Widerlegung von Darwins Zufallstheorie durch das Gesetz in der Entwicklung. 2. Aufl. Jena 1918. — Eichhorn, Gustav, Vererbung, Gedächtnis und transzendente Erinnerungen vom Standpunkte des Physikers. Stuttgart 1909.

14. Kapitel

Körperliche Untersuchung vom Standpunkt der Vererbungslehre

Martin, Rudolf, Richtlinien für Körpermessungen. — Hansemann, David, Deszendenz und Pathologie. Berlin 1910. — Martius, F., Krankheitsanlage und Vererbung. Wien 1905. — Beneke, Rudolf, Über Krankheitsvererbung und Krankheitsanlage. Berlin 1916. — Günther, Hans, Die Grundlagen der biologischen Konstitutionslehre. Leipzig 1922. — Siemens, Hermann Werner, Einführung in die allgemeine Konstitutions- und Vererbungs-pathologie. Berlin 1921. — Siemens, Hermann Werner, Einführung in die allgemeine und spezielle Vererbungs-pathologie des Menschen. Berlin 1923. — Velden, F. von den, Konstitution und Vererbung. Untersuchungen über die Zusammenhänge der Generationen. München 1909. — Martius, Friedr., Konstitution und Vererbung in ihren Beziehungen zur Pathologie. Berlin 1914. — Dietrich, A., Die Bedeutung der Vererbung für die Pathologie. Tübingen 1902. — Bechterew, W., Allgemeine Grundlagen der Reflexologie des Menschen. Leit-faden für das objektive Studium der Persönlichkeit. Nach der III. Aufl. herausgegeben von Prof. M. Pappenheim. Wien 1926. Verlag von Franz Deuticke. — Lundborg, H., Medizinisch-biologische Familienforschungen innerhalb eines 2232köpfigen Bauerngeschlechtes in Schweden. 2 Bände. Text und Atlas. Verlag von Gustav Fischer. Jena 1913. — Kammerer, Paul, Die Bedeutung der Vererbung erworbener Eigenschaften für Erziehung und Unterricht. Wien 1914. — Kästner, S., Was muß der Familiengeschichtsforscher von der Vererbungswissenschaft wissen? Leipzig 1924. — Klein, Heinrich Victor, Krankheit, Vererbung und Ehe. Wien 1922.

Lenz, Fritz, Die krankhaften Erbanlagen des Mannes und die Bestimmung des Geschlechts beim Menschen. Jena 1912. — Kammerer, Paul, Geschlechtsbestimmung und Geschlechtsverwandlung. Wien 1918. — Möbius, Paul Julius, Beiträge zur Lehre von den Geschlechtsunterschieden. Halle 1902. H. 1–12. — Orschansky, J., Die Vererbung im gesunden und krankhaften Zustande und die Entstehung des Geschlechts beim Menschen. Stuttgart 1903. — Müller, Robert, Sexualbiologie. Vergleichende entwicklungsgeschichtliche Studien über das Geschlechtsleben der Menschen und der höheren Tiere. Berlin 1907. — Fricke, Diabetes und Rassenverfall. Berlin 1900. — Kuhn-Kelly, Jacob Konrad, Über das Problem des sogenannten Versehens der Frauen (Muttermale) und Mutmaßliches über Ver-

erbung und Beeinflussung des Kindes in körperlicher und seelischer Beziehung vor der Geburt. Leipzig 1916. — Karplus, J. P., Variabilität und Vererbung am Zentralnervensystem des Menschen und einiger Säugetiere. 2. Aufl. Wien 1921. — Hagedoorn, A., Autokatalytical substances, the determinants for the inheritable characters. Leipzig 1911. — Caron, Hans von, Die Vererbung innerer und äußerer Eigenschaften. Berlin 1916. — Karplus, J. P., Über Familienähnlichkeiten an den Gehirnfurchen des Menschen. Wien 1905. Aus: Arbeiten aus dem neurologischen Institut der Wiener Universität. — Finkbeiner, Ernst, Die Kretinentartung nach anthropologischer Methode bearbeitet. Berlin 1923. — Entres, Joseph Lothar, Zur Klinik und Vererbung der Huntingtonschen Chorea. Berlin 1921.

15. Kapitel

Psychologische Untersuchung vom Standpunkt der Vererbungslehre

Peters, W., Über Vererbung psychischer Fähigkeiten. I. Aufl. 1915. — Peters, W., Die Vererbung geistiger Eigenschaften und die psychische Konstitution. 1925. — Josefovici, U., Die psychische Vererbung. Leipzig 1912. Wilhelm Engelmann. — Ruttman, W. J., Erblchkeitslehre und Pädagogik. Ausschnitte aus der experimentellen und angewandten Erblchkeitslehre und Individualforschung. Leipzig 1917. — Rolsch, Otto, Das Ahnenerbe in der Persönlichkeit. Altenburg 1921. — Hoffmann, Hermann, Die individuelle Entwicklungskurve des Menschen. Ein Problem der Vererbungslehre. Berlin 1922. — Waldvogel, Richard, Auf der Fährte des Genius. Biologie Beethovens, Goethes, Rembrandts. Hannover 1925. — Jacobi, W., Das Zwangsmäßige im dichterischen Schaffen Goethes. Leipzig 1915. — Personalbogen zur psychologischen Strukturuntersuchung der Temperamente. Nach R. Schulte und H. Bollmann. — Hattingberg, von, Zeitschrift für Menschenkunde. München, Niels Kampmann Verlag.

16. Kapitel. Individualpsychologie und Familienforschung

Reibmayr, A., Entwicklungsgeschichte des Talents und des Genies. 1908. — Galton, François, Genie und Vererbung. Leipzig 1910. — Sommer, Geistige Veranlagung und Vererbung. Verl. von Teubner, 1916, 2. Aufl. 1919. — Peters, Wilhelm, Über Vererbung psychischer Fähigkeiten. Leipzig 1916. S.-A. aus Fortschritte der Psychologie. — Peters, Wilhelm, Die Vererbung geistiger Eigenschaften und die psychische Konstitution. Jena 1925. — Berger, Hans, Psychophysiologie. Jena 1921. — Hämmerle, Albert, Die Augsburger Künstlerfamilie Kilian. Augsburg 1922. — Hoffmann, Hermann, Vererbung und Seelenleben. Berlin 1922. — Hoffmann, Hermann, Das Problem des Charakteraufbaues. Berlin 1927. Verlag von J. Springer. — Ingenieros, José, Prinzipien der biologischen Psychologie. Leipzig 1922. — Schulte, R. W., Eignungs- und Leistungsprüfung im Sport. Verlag Hackebeil. Berlin 1925. — Schulte, R. W., Psychotechnik und Polizei. Gerhard Stalling Verlag. Oldenburg i. O. 1926. — Kolle, Kurt, Charakter, Geisteskrankheit und körperliche Gestalt. Aus Arzt und Seelsorger, Heft 5. — Brown, William, Mind and Personality, London Press 1927.

17. Kapitel. Psychopathologie und Vererbung

Sommer, Robert, Diagnostik der Geisteskrankheiten. 1. Aufl., 1894, 2. Aufl., 1901. Verlag von Urban & Schwarzenberg, Berlin und Wien. — Sommer, Robert, Lehrbuch der psychopathologischen Untersuchungsmethoden. 1899. Urban & Schwarzenberg, Berlin und Wien. — Rhode, Friedrich, Über den gegenwärtigen Stand der Frage nach der Entstehung und Vererbung individueller Eigenschaften und Krankheiten. Verlag von Gustav Fischer. Jena 1895. — Studien über Vererbung und Entstehung geistiger Störungen. Herausgegeben von E. Rüdin. Verlag von J. Springer, Berlin. — Rüdin, Ernst, Studien über Vererbung und Entstehung geistiger Störungen. I. Zur Vererbung und Neuentstehung der Dementia praecox. Berlin 1916. — Hoffmann, Hermann, Die Nachkommenschaft bei endogenen Psychosen. Berlin 1921. — Alsberg, Moritz, Erbliche Entartungen, bedingt durch soziale Einflüsse. Kassel 1903. — Stadie, Johannes, Erbliche Belastung und sittliche Befreiung. Hamburg 1907. — Sadger, Belastung und Entartung. Ein Beitrag zur Lehre vom kranken Genie. Leipzig 1910. — Bunge, Gustav von, Die Quellen der Degeneration. Basel 1922. — Kaup, J., Was kosten die minderwertigen Elemente dem Staat und der Gesellschaft? — Bonhoeffer, K., Klinische Beiträge zur Lehre von den Degenerationspsychosen. Halle 1907. — Bumke, Oswald, Kultur und Entartung. Berlin 1922. — Kehrner, F., Die Veranlagung zu seelischen Störungen. Berlin 1924. Verlag von Springer. — Birnbaum, Karl, Psychosen mit Wahnbildung und wahnhafte Einbildungen bei Degenerativen. Halle 1908. — Hildebrandt, Kurt, Norm und Entartung des Menschen und Norm und Verfall des Staates. 1. Aufl., 1920, 2. Aufl., 1923. — Broman, Ivan, Über die Erbsünde vom biologischen Gesichtspunkte, sowie einige andere ärgerniserweckende biologische Plaudereien. München 1922. — Ulbrich, Martin, Die Gefahren der Vererbung und deren Abwehr. Gütersloh 1921. — Kahn, Eugen, Erbbiologische Einleitung. Wien 1925. — Kahn, Eugen, Schizoid und Schizophrenie im Erbgang. Berlin 1923. — Bumke, Oswald, Über nervöse Entartung. Berlin 1912. — Jolly, Philipp, Die Heredität der Psychosen. Berlin 1913. — Jörger, J., Psychiatrische Familiengeschichten. Berlin 1919. — Schultz, J. H., Nervosität und erbliche Belastung. — Jaensch, Walter, Grundzüge einer Physiologie und Klinik der psychopathischen Persönlichkeit. Berlin 1927. Verlag von J. Springer. — Pernet, Jean, Über die Bedeutung von Erblichkeit und Vorgeschichte für das klinische Bild der progressiven Paralyse. Berlin 1917.

18. Kapitel. Kriminalität und Vererbung

Aschaffenburg, Das Verbrechen und seine Bekämpfung. Winter. Heidelberg. — Sommer, Robert, Kriminalpsychologie und strafrechtliche Psychopathologie auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Leipzig 1904. J. A. Barth. Übersetzungen ins Italienische und Russische. — Rohden, G. von, Erbliche Belastung und ethische Verantwortung. Tübingen 1907. — Rath, Karl, Über die Vererbung von Dispositionen zum Verbrechen. Stuttgart 1914.

19. Kapitel. Renaissance und Familienforschung

Gobineau, Artur von, Die Renaissance. Leipzig 1922. — Stein. Heinrich von, Helden und Welt. — Brandi, Karl, Die Renaissance in Sommer, Familienforschung, 3. Aufl.

Florenz und Rom. Leipzig 1900. — Pater, Walter, Die Renaissance. Leipzig 1902. — Weese, Artur, Das Renaissanceproblem. Bern 1908. — Arnold, R. F., Die Kultur der Renaissance. 3. Aufl. Berlin 1920. — Gothein, Eberhard, Schriften zur Kulturgeschichte der Renaissance. München 1924. — Flörke, Hans, Repräsentanten der Renaissance. München 1924. — Sajtschik, Robert, Menschen und Kunst der italienischen Renaissance. Berlin 1903 und 1904. — Philippi, Adolf, Der Begriff der Renaissance. Daten zu seiner Geschichte. Leipzig 1912. — Engel-Jánosi, Friedrich, Soziale Probleme der Renaissance. Stuttgart 1924. — Hunold, Georg, Renaissance. Zeiten und Künstler. Berlin 1924. — Pieraccini, Gaetano, La stirpe dei Medici. Vallecchi Editore, Firenze. — Sommer, Robert, Wiedergeburt. Deutsche Sonette aus Italien. I. und II. Teil, 1915 und 1916. Gießen, Verlag von Otto Kindt.

20. Kapitel. Die alte Florentiner Familie Soldani

Die Familie Soldan. Geschichte einer bürgerlichen Familie vom 14. bis 20. Jahrhundert in R. Sommers Familienforschung und Vererbungslehre. I. Aufl., 1907, Seite 107—206, II. Aufl., 1922, Seite 116—148. — La Commedia di Dante Alighieri. Herausgegeben von Giulio Acquatucci, Foligno, 1898. — Dante Alighieris göttliche Komödie. Übertragen von Philaethes, Leipzig 1868, Teubner. — Dante Alighieri, Die göttliche Komödie. Übersetzt von Karl Witte. Berlin 1921, Askanischer Verlag. — Im übrigen vergleiche die im Text angegebenen Schriften und sonstigen Werke von Mitgliedern der zusammenhängenden Familien Soldani, Soldini, Soldi, auch Bonaccorsi und Federighi. Ich bitte die Leser dieses Buches, mir, wenn möglich, weitere Mitteilungen über Personen mit diesen Namen und eventuell vorhandene Werke derselben zugehen zu lassen.

21. Kapitel. Meine Abstammung

Stadtgeschichten von Treptow an der Tollense, Berlin, und Grottkau in Schlesien. — Weltzel, Geschichte von Ratibor.

II. Teil. Rassen- und Stammeslehre

22. Kapitel. Familie und Rasse

Gobineau, Graf Artur, Essai sur l'inégalité des races humaines (1853 bis 1855). Übersetzung von Ludwig Schemann: Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. — Gobineau, Graf J. A., Die Bedeutung der Rasse im Leben der Völker. Übersetzung von Julius Schwalbe. München 1927, Lehmanns Verlag. — Wilser, Ludwig, Rassentheorien. Vortrag. Stuttgart 1908. — Grant, Madison, Der Untergang der großen Rasse. Übersetzung von Dr. Polland, Graz. München 1925, Lehmanns Verlag. — Stoddard, Lothrop, Der Kulturumsturz. Übersetzt durch Dr. W. Heise. München 1925, Lehmanns Verlag. — Clauß, Ludwig F., Rasse und Seele. München 1926, Lehmanns Verlag. — Krische, Paul, Familie und Sippe im Entwicklungsgang der Menschheit. Dresden 1920. — Hildebrandt, Kurt, Gedanken zur Rassenpsychologie. Stuttgart 1924. — Hertz, Friedrich, Moderne Rassentheorien. Wien 1904. — Hertz, Friedrich, Rasse und Kultur. Eine

kritische Untersuchung der Rassentheorien. Stuttgart 1911. — Alverdes, Friedrich, Rassen- und Artbildung. Berlin 1921. — Müller, Robert, Einleitung in die Gesellschaftsbiologie. Stuttgart 1909. — Gerhardt, Dieter, Kurzer Abriß der Rassenkunde. München 1926. Lehmanns Verlag. — Thilenius, Josias, Rassenseele und Christentum. München, Verlag von Lehmann. — Sulzbach, Walter, Vorurteile und Instinkte. Eine Untersuchung über die Rassenabstoßung und den Antisemitismus. Berlin 1923. — Konopacki-Konopath, Hans, Ist Rasse Schicksal? München 1926, Lehmanns Verlag. — Driesmans, Heinrich, Die Wahlverwandtschaft der deutschen Blutmischung. Die Kulturgeschichte der Rasseninstinkte. 2. Teil. Leipzig 1901. — Volk und Rasse. Zeitschrift für Rassenforschung. München, Verlag Lehmann. — Wriede, Heinrich und Scheidt, Walter, Die Elbinsel Finkenwärder. München 1926. — Wolff, K. F., Rassenlehre. Verlag von Curt Kabitze, Leipzig 1926.

23. Kapitel. Menschliche und tierische Anlage

Frizzi, Ernst, Anthropologie. Sammlung Götschen. 1921. — Mollison, Theodor, Technik und Methoden der physischen Anthropologie. 1923. — Sommer, Robert, Tierpsychologie. 1925. Verlag von Quelle & Meyer. — Leber, Max, Moderne Blutforschung und Abstammungslehre. Experimentelle Beweise der Deszendenztheorie nebst kritischen Bemerkungen zu Jesuitenpater Wasmanns Gegenargumenten. Frankfurt 1909. — Alsberg, Moritz, Die Grundlagen des Gedächtnisses, der Vererbung und der Instinkte. München 1906. Grenzfragen der Literatur und Medizin. — Bergfeld, E., Wie die Urmenschen erbliche Rassenfarben erwarben und wie sie ihr Haarkleid verloren. Leipzig 1900.

24. Kapitel. Abstammungslehre

Weismann, August, Vorträge über Deszendenztheorie. 2. Aufl. Jena 1910. — Hesse, Richard, Abstammungslehre und Darwinismus. 2. Aufl. Leipzig 1904. — 4. und 5. Auflage. Leipzig 1912/1918. Aus Natur und Geisteswelt. 39. — Die Abstammungslehre. 12 Vorträge über die Deszendenztheorie im Lichte der neueren Forschung von O. Abel, A. Brauer u. a. Jena 1911. — Plate, Ludw., Selektionsprinzip und Probleme der Artbildung. Ein Handbuch des Darwinismus. Leipzig 1908. — Plate, Ludw., Der gegenwärtige Stand der Abstammungslehre. Populär-wissenschaftlicher Vortrag und zugleich ein Wort gegen Joh. Reinke. Leipzig 1909. — Plate, Ludwig, Allgemeine Zoologie und Abstammungslehre I. Jena 1922, Fischer. — Plate, Ludw., Die Abstammungslehre. Tatsachen, Theorien, Einwände und Folgerungen. Jena 1925. — Klaatsch, Hermann, Grundzüge der Lehre Darwins. 4. Aufl. von Adolf Heilborn. Mannheim 1919. — Baum, H. P., Darwinismus und Entwicklungstheorie. Regensburg 1909. — Gander, Martin, Die Abstammungslehre. 1907. Naturwissenschaftliche Bibliothek 3. — Lampert, Curt, Die Abstammungslehre. Leipzig 1910. — Schneider, Karl Camillo, Einführung in die Deszendenztheorie. 2. Aufl. Jena 1911. — Schneider, Karl Camillo, Die Grundgesetze der Deszendenztheorie und ihre Beziehung zum religiösen Standpunkt. Freiburg 1910. — Schneider, Karl Camillo, Versuch einer Begründung der Deszendenztheorie. Jena 1908. —

Wagner, Adolf, Geschichte des Lamarckismus. Stuttgart 1909. — Lebedinsky, N. G., Darwins geschlechtliche Zuchtwahl und ihre arterhaltende Bedeutung. Berlin 1918. — Sonnenberger, M., Die Hauptlehren der Vererbungswissenschaft und die Ausgestaltung der Darwinschen Selektionstheorie. Leipzig 1917. — Bölsche, Wilh., Die Abstammung des Menschen. Stuttgart 1912. — Schulte-Vaerthing, Hermann, Die soziologische Abstammungslehre. Leipzig 1923. — Wolff, Gustav, Die Begründung der Abstammungslehre. München 1907. — Zeitschrift für induktive Abstammungs- und Vererbungslehre. Berlin 1908/09. — Pöhlig, Hans, Abstammungstheorie mit Rücksicht auf Erdgeschichte. Stuttgart 1909. — Langfeld, Der Neo-Lamarckismus. München 1910. — Bosch, Franz, Die neuere Kritik der Entwicklungstheorien besonders des Darwinismus. Köln 1914. — Virneisel, Der Sturz der Abstammungslehre. Berlin 1907. — Reinke, Johannes, Kritik der Abstammungslehre. Leipzig 1920. — Dahl, Friedrich, Die Redeschlacht in Berlin über die Tragweite der Abstammungslehre. Eine kritische Besprechung. Jena 1908. — Dürken, Bernh., Allgemeine Abstammungslehre. Berlin 1923. — Bölsche, Wilh., Der Stammbaum der Tiere. Stuttgart 1920. — Brass, Arnold, Das Menschenproblem. I. Abstammung, II. Urgeschichte. Leipzig 1914. — Lotzy, Vorlesungen über Deszendenztheorien mit besonderer Berücksichtigung der botanischen Seite der Frage II. Jena 1908. — Lotzy, Vorträge über botanische Stammesgeschichte. I. Jena.

25. Kapitel. Rassenkunde Europas

Deniker, Josef, Les races et les peuples de la terre. 1. Aufl., 1898, 2. Aufl., 1926. — Ripley, William, The Races of Europe. 1. Aufl., 1899, 2. Aufl., 1912. — Günther, Hans F. K., Rassenkunde des deutschen Volkes. 10. Aufl. Lehmanns Verlag, München 1926. — Günther, Hans F. K., Rassenkunde Europas. München 1924. — Günther, Hans F. K., Rassenkunde Europas. 2. vermehrte Aufl. Lehmanns Verlag, München 1926. — Kraitschek, Gustav, Rassenkunde mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Volkes, vor allem der Ostalpenländer. 1923. — Hauschild, M. W., Grundriß der Anthropologie. Verlag Bornträger, Berlin. — Scheidt, Dr. W., Hamburg, Rassenkunde. In Verbindung mit Dr. Richard Thurnwald, Dr. E. Wahle, Weniger, Frau Dr. Pöch, Wien, Dr. Gero von Merhart. — Scheidt, Walter, Allgemeine Rassenkunde als Einführung in das Studium der Menschenrassen. 1925. — Thomsen, Der Völker Werden und Vergehen. Grundlage einer allgemeinen Völkerpolitik. 1925. — v. Behr-Pinnow, Die Zukunft der menschlichen Rasse.

26. Kapitel. Die europäische Urrasse

Hauser, Otto, Homo Mousteriensis Hauseri (mit Klaatsch), 1908, Homo Aurignaciensis Hauseri, 1910. — La Micoque, Die Kultur einer neuen Diluvialrasse, 1916. — Der Mensch vor 100 000 Jahren, 1917, II. Aufl. 1924. — Die große zentraleuropäische Urrasse, 1925. — Die Urgeschichte, 1925. — Müller-Lyer, Franz, Die Entwicklungsstufen der Menschheit. München 1924. Bd. 3—7. Bd. 4 d. Familie. — Driesmans, Heinrich, Der Mensch der Urzeit. Verlag von Strecker und Schröder. Stuttgart 1923. — Scheidt, Walter, Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa. München 1924. — Beiträge und Sammelarbeiten zur Rassenkunde Europas. Herausgegeben von

Dr. Walter Scheidt, Hamburg. Band 1: Die eiszeitlichen Schädelfunde aus der großen Ofnethöhle und vom Kaufertsberg bei Nördlingen. Band 2: Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa. Von Dr. Scheidt, Hamburg. Band 3: Die frühgeschichtlichen Rassen in Europa. K. Saller, München (in Vorbereitung). Band 4: Rassenkunde der Niederlande. Von Prof. Dr. Bolk, Amsterdam. — Paudler, Die hellfarbigen Rassen und ihre Sprachstämme, Kulturen und Urheimaten. 1924.

27. Kapitel. Eiszeit und weiße Rasse

Fraas, Eberhard, Geologie. Sammlung Göschel. 3. Aufl. 1910. — Walther, Johann, Geologie Deutschlands. IV. Aufl. 1923. Verlag von Quelle & Meyer. — Penck, Albrecht, Die Vergletscherung der deutschen Alpen (Preisschrift). — Die Alpen im Eiszeitalter (m. Brückner), 1901—1908. — Mensch und Eiszeit (im Archiv für Anthropologie). — Die Eiszeit in den Pyrenäen, 1884. — Kossmat, Franz, Paläogeographie. Sammlung Göschel. 1908. — Ranke, Johannes, Diluvium und Urmensch. Aus: Der Mensch. Meyers Volksbücher. 3. Aufl. — Richter, Heinrich, Die altsteinzeitliche Höhlensiedlung von Treis an der Lumda. 1925. Frankfurt a. M., Senckenbergische Gesellschaft. — Behlen, H., Weilburg, Die Höhle Wildscheuer bei Steeden a. Lahn. Heimatland, März/April, 1921, Nr. 3—4.

28. Kapitel. Die Wanderungen der weißen Rasse

Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. Herausgegeben von Ludo Moritz Hartmann; 1. Teil: Geschichte des alten Orients von E. G. Klauber und C. F. Lehmann-Haupt, nebst geographischer und urgeschichtlicher Einleitung von E. Hanslik und G. Kohn. 3. erweiterte und veränderte Auflage. Verlag Perthes, Gotha-Stuttgart (sehr wichtige Schrift). — Hofmann, Albert von, Das Land Italien und seine Geschichte. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1921. — Hofmann, Albert von, Das deutsche Land und die deutsche Geschichte. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1921. — Kulturen der Erde. Folkwang-Verlag. Band I: Fuhrmann, Ernst, Reich der Inka. 1922. — Band II: Peru II. — Band IV und V: Fuhrmann, Ernst und Melchers, Bernd, China I und II. — Band VII: Fuhrmann, Afrika. — Band XI und XII: Danzel, Th. Wilhelm, Mexiko I und II. — Band XIII: Fuhrmann, Mexiko III. — Band XIV: Fuhrmann, Ernst, Neu-Guinea. — Geist, Kunst und Leben Asiens, Band II und III, Krause, Gregor und With, Karl, Insel Bali. — Schulze-Maizier, Die Osterinsel. Im Insel-Verlag in Leipzig.

29. Kapitel. Epimixis als Schlüssel der Kulturgeschichte

Vgl. 2. Auflage der Familienforschung, 1925, 8. Kapitel, Inzucht, Amphimixis und Epimixis, Seite 74—81, 3. Aufl., 1927, Seite 23—31. — Waldenburg, Alfred, Das isozephe blonde Rassenelement unter Halligfriesen und jüdischen Taubstummen. Berlin 1902. (Sehr wichtige Arbeit.)

30. Kapitel. Die ältesten Kulturgüter der weißen Rasse

Helm, Karl, Altgermanische Religionsgeschichte. Heidelberg 1913. Verlag von Karl Winter. — Fuhrmann, Ernst, Geschichte der Germanen.

Auriga-Verlag, Gotha. — Kossinna, Georg, Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Bd. I, 1926. Schriften und Blätter für deutsche Art und Kunst. Germanen-Verlag. — Werke der Urgermanen. I. Band: Schwedische Felsbilder von Goeteborg bis Strömstad. Folkwang-Verlag, Hagen i. W., 1919. — Hauser, Otto, Aufstieg der ältesten Kultur. 1922. 4. Aufl., 1925.

31. Kapitel. Deutsche Geschichte vom Standpunkt der Familienforschung und Vererbungslehre

Hofmann, Albert von, Das deutsche Land und die deutsche Geschichte. Deutsche Verlagsanstalt. 1921. — Günther, Hans F. K., Der nordische Gedanke unter den Deutschen. 1925. — Lagarde, Paul de, Schriften für das deutsche Volk. Lehmanns Verlag, München 1927. — Nollau, Hermann, Germanische Wiedererstehung. 1926. Heidelberg bei Winter. — Clauß, L. F., Lieder der Edda. 1922. Die nordische Seele. Artung, Prägung, Ausdruck. 1923. Rasse und Seele. Einführung in die Gegenwart. 1926. — Kuhn, Philaethes, Von deutschen Ahnen und Enkeln. — Jung, E., Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit. — Wundt, Prof. Dr. Max, Jena, Deutsche Weltanschauung. München, Lehmanns Verlag. — Deutscher Adel von Geist und Geburt. Irmengard-Verlag, Berlin. — Meinhold, Eberhard, Deutsche Rassepolitik und die Erziehung zu nationalem Ehrgefühl. — Lexikon deutscher Familien, von Paul Böhme, Chemnitz. Heft I, 1924. Selbstverlag. — Philipp, Hans, Tacitus, Germania. Brockhaus Verlag, 1926.

32. Kapitel. Rennwege, Völkerwanderungen und Rassenmischung

Andrees Allgemeiner Handatlas. VI. Aufl. Herausgegeben von Ernst Ambrosius. Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig 1914. — Vogels Karte des Deutschen Reiches und der Alpenländer. 1/500000, 33 Blätter. Gotha 1915, Justus Perthes. — Spezialkarten des Thüringer Waldes, des Vogelberges, des Westerwaldes, des Odenwaldes, auch der Rhön, ferner Meßischblätter 1/25000. — Kiepert, Heinrich, Atlas antiquus. 12. Aufl. Berlin, Dietrich Reimer. — Schriften von Kofler, Schuchard und Schumacher über römische und vorrömische Wege. — Arnold, Karl, Hannover, Der Heidenweg über die Hoch- oder Korntauern. Wien 1890. Verlag des deutschen und österreichischen Alpenvereins. — Sommer, Fedor, Landeskunde von Schlesien als Grundlage für den Unterricht. III. Aufl. Verlag von Ferd. Hirt, Breslau. — Lüddecke und Haack, Deutscher Schulatlas. Kleine Ausgabe. 4. Aufl. Gotha 1909, Justus Perthes. — Früher ungarische Meßblätter von der Donau bei Gran nach Norden (vgl. Text), besonders Zone 13, Kol. XX. Balassa-Gyarmat und Ipoly-ság mit dem Ort Paläst. — Nibelungenlied. Ausgaben von Karl Lachmann, 1867; Friedrich Zarncke, III. Aufl., 1868; Karl Bartsch, 1869; Karl Simrock, Übersetzung mit gegenüberstehendem Urtext, 1892; 58. Aufl., 1906. Cotta. — Dieterich, Julius Reinhard, Der Dichter des Nibelungenliedes. Ein Versuch. Darmstadt 1923.

33. Kapitel. Die deutschen Stämme

Tacitus, Germania, erklärt von U. Zernial. 2. Aufl. Berlin 1897. — Tacitus, Germania, erklärt von Alfred Gudeman, Berlin 1916. — Müllen-

hoff, Karl, Deutsche Altertumskunde. 5 Bände. Berlin 1870—1900. — Schmidt, Ludwig, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung. Berlin 1904—1918. 2 Bände. — Cohausen, von, Der römische Grenzwall, I—III. 1884. — Wagner, Friedrich, Die Römer in Bayern. Verlag von Knorr und Hirth, München 1924.

C. Cornelii Taciti Opera omnia. Herausgegeben von Justus Lipsius, mit Anmerkungen. 8 Bände. London 1821. — Norden, Eduard, Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania. 3. Abdruck. Teubner 1923. — Günther, F. K. Hans, Rassenkunde des deutschen Volkes. Verlag Lehmann, München 1924. — Günther, F. K. Hans, Ritter, Tod und Teufel. — Günther, F. K. Hans, Hans Baldenwegs Aufbruch. — Günther, F. K. Hans, 46 Lichtbilder für Vorträge. Nach Hans F. K. Günther „Rassenkunde des deutschen Volkes“. Eine Tafel „Deutsche Rassenbilder“ mit 52 Abbildungen aus Günthers Rassenkunde. — Gerhardt, Dieter, Kurzer Abriss der Rassenkunde. In Anlehnung an „Die Rassenkunde des deutschen Volkes“ von Günther. München, Verlag von Lehmann. — Werkbund für deutsche Volkstums- und Rassenforschung, vom Verlag Lehmann in München ins Leben gerufen. Dem Beirat gehören an: E. Fischer in Freiburg im Br., Gruber, Jena, Hans F. K. Günther, Upsala, Wilh. Kotzde in Ebnet, Pesler, Hannover, Scheidt, Hamburg. — Nadler, Josef, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften. II. Aufl. Verlag von Josef Happel in Regensburg. — Lenschau, Th., Die deutschen Stämme. — Ammon, Otto, Zur Anthropologie der Badener. 1899. — Mein Heimatland. Badische Blätter für Volkskunde usw. Herausgegeben von Hermann Erich Busse, Freiburg i. Br. 14. Jg., H. 1/2, Jan. 1927. — Badische Familienforschung mit Beiträgen von Eugen Fischer, Ludwig Finckh, Hans F. K. Günther, P. Strack, E. Federle. — Kaminsky, Friedrich, Oberschlesische Heimatkunde „Volk und Heimat“. II. und III. Jg., 1925/26, mit Beiträgen von J. Slawik in Ratibor. — Der treudeutsche Hultschiner. IV. Jg. Ratibor 1926. — Ostdeutsches Familienblatt. I. Jg., 1924. Leider eingegangen. Beuthen (Oberschlesien). — Deutsches Grenzland. Heimatkalender für Oppa- und Zinna-Wacht. Ratibor 1926. — Slawik, Joseph, Geschichte des Kirchortes Slawikau, Kreis Ratibor O.-S. Selbstverlag. 1925.

Vom gleichen Verfasser sind erschienen:

**KRIMINALPSYCHOLOGIE UND
STRAFRECHTLICHE PSYCHOPATHOLOGIE
AUF NATURWISSENSCHAFTLICHER
GRUNDLAGE**

XII, 388 S. m. 18 Abbildungen. 1904. gr. 8°. Rm. 10.—

Münchner med. Wochenschrift: Das Buch ist im Geiste der tatsächlichen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse geschrieben, aber mit vollem Verständnis der Vergangenheit. Die Art der Deduktion ist eine durchaus eigenartige und die Anlehnung an die Vergangenheit wird manchem die Lektüre bedeutend erleichtern. Das Buch sei Ärzten und namentlich Juristen sehr zur Lektüre empfohlen.

GOETHE IM LICHT DER VERERBUNGSLEHRE

125 S. m. 4 Bildnissen u. Stammbaum. 1908. 8°. Rm. 3.—

Münchner Allgemeine Zeitung: Das Buch ist besonders nach zwei Richtungen hin bedeutsam und wertvoll, erstens für die Erkenntnis der Vererbungsprobleme im allgemeinen und zweitens für die Verwertung eines besonderen seltenen Falles zur Erforschung des geheimnisvollen, komplizierten und schwer zugänglichen Vererbungswesens. Die allgemeinen Erörterungen, die nach des Verfassers Plan eigentlich bloß eine Einleitung zu der dargelegten Familiengeschichte bilden sollten, sind so reich an trefflichen Gedanken und sehr wichtigen neuen Gesichtspunkten, namentlich für die Vererbungslehre, daß schon um dieser Erörterungen willen das Buch die größte Beachtung verdient. Überhaupt ist die ganze Tendenz des Buches neben der rein theoretischen Erkenntnis auch auf die praktische soziale Gestaltung des Lebens gerichtet.

GOETHES WETZLARER VERWANDTSCHAFT

47 S. mit 8 Abbildungen. 1908. 8°. Rm. 1.50

Annalen der Naturphilosophie: Der wohlbekannte Führer im Gebiete der biologischen Familienforschung legt in diesem für einen weiteren Kreis geschriebenen Werkchen an einem ganz besonders interessanten Material dar, wie durch die neuen Fortschritte im Gebiete der Vererbungslehre auch neues Licht in das Problem des Genies fallen kann.

**GRUNDZÜGE EINER GESCHICHTE
DER DEUTSCHEN PSYCHOLOGIE UND
ÄSTHETIK
VON WOLFF-BAUMGARTEN BIS KANT-SCHILLER**

Nach einer von der Preuß. Akademie der Wissenschaften
in Berlin preisgekrönten Schrift des Verfassers dargestellt

XIX, 445 Seiten. 1892. 8°. Rm. 10.—

JOHANN AMBROSIOUS BARTH · VERLAG · LEIPZIG

P. 10. 27. L

32.40